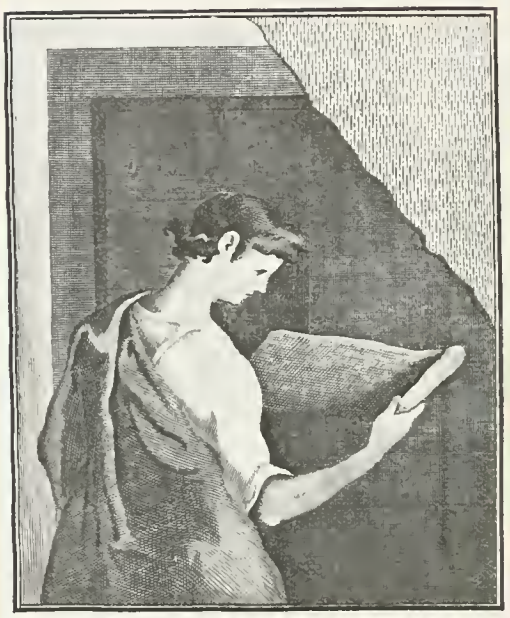


THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY

MITTHEILUNGEN

DER

K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER KUNST- UND HISTORISCHEN DENKMALE.

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG

SEINER EXCELLENZ DES PRÄSIDENTEN DIESER COMMISSION

D^R. JOSEPH ALEXANDER FREIHERRN VON HELFERT.

XII. JAHRGANG.

NEUE FOLGE

DER MITTHEILUNGEN DER K. K. CENTRAL-COMMISSION ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG VON BAUDENKMALEN.

REDACTEUR: D^R. KARL LIND.

WIEN, 1886.

IN COMMISSION BEI KUBASTA UND VOIGT

AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

INHALT

DES XII. BANDES DER MITTHEILUNGEN NEUE FOLGE.

Seite

Holzkirche zu Huttendorf. Von *Alfred Weber Rit. v. Ebenhof.* (Mit 6 Text-Illuſtrationen.) .. 1
Tapeten im Domſchatze zu Trient. (Mit 7 Tafeln.) .. 9, 68
Ueber eine Bronzeſchüſſel romaniſchen Styles. Von Dr. *Theodor Frimmel.* (Mit 2 Tafeln und 2 Abbildungen im Texte.) .. 11
Die neueſten römiſchen Funde von Dernovo (Neviodunum) in Unterkrain. Von *Karl Deſchmann.* (Mit 1 Tafel und 9 Text-Illuſtrationen.) .. 17
Ruine Deutſchlandsberg und Schloſs Hollenegg. Beſprochen und illuſtrirt von *Hans Petſchnig.* II. (Mit 4 Text-Illuſtrationen.) .. 37
Die Sammlung alter Geſchütze im k. k. Artillerie-Arſenale zu Wien. Beſchrieben von *Wendelin Boeheim.* XVIII. Jahrhundert. (Mit 4 Text-Illuſtrationen.) .. 44
Adam und Eva, Bronze-Relief von Ludwig Krug im Brünner Muſeum. Von Dr. *Albert Ilg.* (Mit 1 Tafel.) .. 65
Antonio Dario. Von Dr. *Albert Ilg.* .. 69
Bauliche Ueberreſte von Brigantium. Von *Samuel Jenny.* (Mit 4 Text-Illuſtrationen.) .. 72

Seite

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen. II. bis IV. Von Dr. *Mathias Much.* (Mit 32 Text-Illuſtrationen.) .. I, LVII, XCIII
Nachtrag .. CLVI
Urkundliche Beiträge zur Prager Künſtlergeſchichte. Von *E. Wernicke.* .. VIII
Zur Kunde mittelalterlicher Städteſiegel. (Mit 16 Text-Illuſtrationen.) .. X
Einige Notizen über das alte Tribunal-Gebäude in Trient. .. XIV
Die Pfarrkirche in Hallſtatt. Beſchrieben und aufgenommen von *Hermann Ritter v. Riewel.* (Mit 11 Text-Illuſtrationen.) .. XVII
Beträge zu einer Ikonographie des Todes. VI, VII. Von Dr. *Theodor Frimmel.* (Mit 2 Text-Illuſtrationen.) XXI, CXI
Die Pfarrkirche in der Stadt Eferding und die Pfarrkirche zu Altmünſter. Beſchrieben und aufgenommen von *Hermann Ritter v. Riewel.* (Mit 1 Tafel und 16 Text-Illuſtrationen.) .. XLIII
Beiträge zur öſterreichiſchen Künſtlergeſchichte aus Geſchichtsquellen ſchleſiſcher Provincial-Städte. Von Dr. *E. Wernicke.* .. LII
Beiträge zur Geſchichte der Liebfrauen-Kirche in Wiener-Neuſtadt. Von *Wendelin Boeheim.* I u. II. (Mit 12 Text-Illuſtrationen.) .. CXVI, CXLI
Ueber Archive und Siegel der Städte und Märkte in Krain. Von k. k. Conſervator *Auguſt Dimitz.* (Mit 3 Text-Illuſtrationen.) .. CLVI
Die Freske an der Auſſenſeite des Grätzer Domes. Von *Hans Petſchnig.* .. CLX
Notizen von 1 bis 25. (Mit 28 Text Illuſtrationen) .. XXIII
Notizen von 26 bis 48. (Mit 22 Text-Illuſtrationen.) .. LXXVII
Notizen von 49 bis 93. (Mit 28 Text-Illuſtrationen.) .. CXIX
Notizen von 94 bis 119. (Mit 24 Text-Illuſtrationen.) .. CLVIII

HOLZKIRCHE ZU HUTTENDORF.

Von Alfred Weber Ritter v. Ebenhof.

Bei Gelegenheit des Neubaues der Pfarrkirche zu Huttendorf bei Starkenbach in Böhmen wurde im Jahre 1881 die daſelbſt befindliche alterthümliche, im Jahre 1596 erbaute Holzkirche wegen baufälligen Zuſtandes demolirt und hiemit einer der letzten Repräſentanten dieſer Art in Böhmen aus der Reihe des Beſtehenden geſtrichen.

Bei dem Umſtande jedoch, als wir in der einſchlägigen Fachliteratur außer dem Reißwerkbaue der Kirche zu Braunau, die, der Luxemburgiſchen Periode entſproſſen, ſich dem gothiſchen Styl anſchließt, keine einzige Abbildung und Beſchreibung der Blockbau-Kirchen Böhmens, die zumeiſt dem romaniſchen Style angehören, beſitzen, erſcheint es um ſo wichtiger, dieſe Kirche zu beſchreiben, als ſich gegenwärtig faſt nur noch eine einzige Blockbau-Kirche in Rehberg bei Grulich befindet. So wären wir in dieſer Beziehung dem Standpunkte Englands ziemlich nahe gekommen, welches nur noch in der Kirche zu Greenſtead in Eſſex das einzige derartige Monument beſitzt.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die Holzbaukunſt für die Entwicklung der Architektur beſitzt und bei dem Umſtande, daſs ſich die ſehr belangreiche genetiſche Stellung der Holzkirchen nur im Zuſammenhange mit dieſer erfaſſen läſst, erſcheint es unumgänglich, vorerſt über die Entwicklung des Holzbaues überhaupt einige Worte vorzubringen.

Bei dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft erſcheint es endlich nach langem Kampfe gegen die Idealtheoretiker in der Kunſt-Archäologie, namentlich aber gegen die enthuſiaſtiſchen Hellenophilen ſichergeſtellt, daſs alle Spuren der architektoniſchen Entwicklung auf diejenigen Künſte zurückführen, deren Material dem Menſchen am nächſten und am leichteſten zu bearbeiten war, das iſt die Tectonik (Zimmerei) und die Textrin (Weberei). Dieſen früheren Gang der Cultur beweiſet die Entwicklung der jetzt lebenden Naturvölker, welche dort weſentlich ähnliche Stadien durchlaufen müſſen, wo ſie von dem Weltverkehre ausgeſchloſſen ſind.

Aber auch die vergleichende Anatomie der architektoniſchen Gebilde hat ſchon in den urälteſten Typen zahlreiche Verwandtſchaftsmale und Rudimente nachgewieſen, welche ihnen von dem Entwicklungs-Stadium des Holzbaues noch anhaften. So laſſen ſich in dem chaotiſchen Zauberkeſſel aller architektoniſchen Formenkeime, in der Architektur Indiens zahlreiche Spuren nachweiſen, die auf den Holzbau zurückführen, währenddem das ſeit Jahrtauſenden auf derſelben Entwicklungs-Stufe nahezu verharrende China auch in der Baukunſt ſchon beim Holzbau ſtehen blieb in derſelben Art, wie es auch in der Sprachbildung nicht bis zur Flexion gelangt iſt. Alle indogermaniſchen, ſemitiſchen, mongoliſchen und malayiſchen Völker haben bereits aus ihrer vermuthlich lemuriſchen Heimat uralte Reminiſcenzen des Holzbaues mitgenommen, Reminiſcenzen, die weit in die vorſprachliche Vergangenheit des Menſchen hinabreichen, und wenden ihn, nach dem Flächenraume der Erde gerechnet, zum größten Theile noch heute an, wie ja ſelbſt in Rufsland und Polen heute noch Kirchen aus Holz gebaut werden. Wo dies aber nicht mehr ſtattfindet, weiſen hiſtoriſche Zeugniſſe, ſowie die Ueberreſte in den Gebirgen (Schweiz, Tyrol, Böhmerwald) oder in den der Geſchichts-Strömung weniger ausgeſetzten Ländern, z. B. Nor-

wegen, das ift alfo in den diesbezüglich verbliebenen Cultur-Oafen, mit aller Beftimmtheit auf den Holzbau hin.

Es ift dies auch bei den zahlreichen Analogien, welche die Entwicklung der Formenwelt überhaupt, fei es nun im Gebiete der Natur oder Kunft, dem Denker bietet, nicht anders zu erwarten. Spät erft verftand der Menfch das Holz zu bezimmern, wie uns die heute noch lebenden Naturvölker beweifen, erft in hiftorifcher Zeit vertrat der härtere Stein die Rolle des weichen Holzes in der Architektur, erft in den letzten Decennien trat das noch feftere Eifen epochemachend auf die Bühne der Baukunft und die Erzeugung und Anwendung des Stahles ift erft eine Erfindung der jüngften Tage. So haben denn alle architektonifchen Style mit dem Holzbau ihren naturgemäßen, durch die vergleichende Formenlehre und durch unzweifelhafte hiftorifche Zeugniffe nach gewiefenen Zufammenhang.

Die erften nach der Heidenbekehrung diesfeits der Alpen erbauten Kirchen waren Holzkirchen, die zumeift von den fchottifchen Benedictinern herrührten, welche den Holzbau übten und gleichzeitig mit dem „Opus scoticum" die Glaubenslehre verbreiteten. Die vielen Kirchen, die Winfried noch im 8. Jahrhunderte in Deutfchland errichtete, waren zumeift aus Holz, noch im Jahre 1000 galt ein fteinerner Glockenthurm als eine Seltenheit, im Jahre 1163 wurde die hölzerne Marien-Kirche zu Lübeck eingeweiht und haben fich fogar in Deutfchland die Holzkirchen bis in das 11., ausnahmsweife noch bis in das 12. Jahrhundert erhalten.

Den urfprünglichften aller derartigen Holzkirchen und Profanbauten in Holz-Conftruction begegnen wir in dem den Strömungen der Gefchichte wenig ausgefetzten Norwegen, wo heute noch zahlreiche uralte Ueberrefte beftehen, welche nicht nur die nahe Verwandtfchaft mit den Bauten Chinas und Hochafiens, fondern auch die nahe Verwandtfchaft mit den Holzkirchen des ganzen nordöftlichen Europas beweifen. In diefer Weife fehen wir den Faden der Entwicklung ununterbrochen feit den älteften vorfprachlichen Bautraditionen der Menfchheit bis zu demjenigen Kunftbau in Holz, der aus Europa nahezu ganz verdrängt, fich nur noch in den Alpen und den öftlichen Ländern erhält. In Böhmen, wo Karl IV. die ganz von Holz gebaute Hauptftadt überkam, hat fich der Hochbau nur in den Gränzgebirgen erhalten; fo haben wir noch im Böhmerwald die Holzftadt Wallern, im Riefengebirge die Städte Hohenelbe, Starkenbach, Freiheit und viele andere, die noch den Charakter des Holzbaues ganz oder theilweife an fich haben, aber überall ift bereits der Holzbau im rapiden Verlöfchen begriffen.

Die weit ausgedehnte Schlachtlinie, in welcher der Steinbau von den einftigen Cultur-Centren im Süden und Weften Europas fiegreich vorrückt, zieht fich vom Bisthum Szathmár in Ungarn, durch Galizien, Böhmen, Mähren, Schlefien, Lauftz bis nach Pommern, Preußen, Dänemark und Norwegen. An diefer Gränzlinie findet zwifchen Holz und Stein ein Kampf ums Dafein ftatt, der an den Racen-Kampf erinnert, den die Indianer Amerikas mit den kaukafifchen Völkern zu beftehen haben, ein Kampf, der ein rapides Zurückweichen bedeutet. Wie diefe wilden Völker einzelne Anfiedlungen preisgeben, fo verläfst hier der Holzbau feine morfchen, dem Einfturze drohenden Tempel und Wohnfitze und der concurrenztüchtigere Steinbau bricht, durch die Logik des Vortheils getrieben, von allen Seiten herein, die Stelle des Holzbaues beffer zu vertreten. Ebenfo wie die Ethnographie von untergehenden Völkern nur mehr einzelne Familien kennt, ebenfo finden wir in diefen Gränzgebieten des Holzbaues oft nur einzelne Exemplare mehr, die aber fchon vor unferen Augen dem fchnellen Einfturze entgegengehen.

So find die Holzkirchen im Innern von Böhmen, wo noch im Jahre 1830 ficheren Nachrichten zufolge fich deren 25 befanden, alle ausnahmslos verfchwunden und nur in den Gränzgebirgen haben fich die letzten Spuren erhalten. Von Jahr zu Jahr fchwinden diefelben mit größter Rafchheit dahin und werden in einigen Decennien verfchwunden fein. So hat in Böhmen dem Holzbau die

Todesſtunde geſchlagen, denn aufser der Reißwerk-Kirche zu Braunau und der Blockwerk-Kirche zu Rehberg, ſowie einem Dutzend Glocken-Thürmen iſt im Gebiete des Kirchenbaues alles übrige ſpurlos verſchwunden.

Die letztgenannte Kirche zu *Rehberg* iſt im Weſen und der Conſtruction der abgebrochenen Huttendorfer Kirche gleich; beide erheben ſich nicht zu monumentaler Wirkung, wenn es dem Holzbau überhaupt möglich wäre, eine ſolche zu erreichen, allein beide bewahren vornehmlich den Charakter der Hütte.

Die St. Johannes von Nepomuk geweihte Holz-Kirche zu *Huttendorf* lag eine Stunde ſüdöſtlich von Starkenbach und eineinhalb Stunden von Hohenelbe entfernt in einem armen, zumeiſt nur von der Weberei ſich erhaltendem Dorfe von 1400 Seelen. Die ganze einſt zum Patronate von Forſt und Studenec gehörige Gegend war vor Zeiten von dichtem Walde beſetzt, ſo dafs hier in den einzelnen Waldwieſen und Hutweiden nur die Viehzucht betrieben werden konnte. Von dem Worte hüten, welches in dem hier noch jetzt geſprochenem Dialekte „Hutten" ausgeſprochen wird, ſtammt der Name dieſes ſchon von jeher ganz deutſchen Dorfes, in dem ſich jedoch gegenwärtig bereits viele Einwohner ſlaviſchen Stammes befinden. Die Ableitung des Namens Hüttendorf aus den hölzernen Hütten, welche ſich zuerſt die Hirten erbauten, ſcheint nicht richtig zu ſein, noch weniger aber die verſuchte Ableitung von dem böhmiſchen Namen des Dorfes, nämlich Zalesní Lhota, nach welchem das Dorf (Lhota) zuerſt Lhotendorf oder Hottendorf geheifsen hätte, da das Dorf von jeher ganz deutſch war.[1] Das ganze Dorf iſt faſt durchgehends im Blockbau ausgeführt, welcher aber gegenwärtig in einer intereſſanten Weiſe dem Steinbau zu weichen beginnt. Bei dem beginnenden Holzmangel dieſer nun ſehr entwaldeten Gegend werden einzelne baufällige Theile alter Holzgebäude durch Stein, Ziegel oder Lehm erſetzt, ſo dafs man hier unzählige Abſtufungen zwiſchen Holz- und Steinbau unterſcheiden kann, die auf den Kampf um's Dafein dieſer beiden Materialien wichtige Streiflichter werfen.

Ueber das Alter der Kirche gibt ein in der Gemeinde Huttendorf aufbewahrter Errichtungsbrief, von dem auch eine Copie im Hohenelber Vicariats-Archiv, zu dem die Kirche einſtens gehörte, ſich befindet, eine vollkommen verläſsliche Nachricht. Dieſe Urkunde lautet im Weſentlichen folgendermaßen:

„Fundament und Urſprung der Leichbegräbnis ſammt der erhobenen Begräbnis-Capelle in der ehrbaren Gemeinde Huttendorf in dem 1596 Jahre."

„Dero Zeit unter dem wohlgeborenem Herrn Herrn Carolo March Furte, Freyherr von der Wrt, Erbherrn in Niederlangenau und Huttendorf, diejenigen verſtorbenen Körper in Gott Ruhende auf Langenau zu der Begräbnifsen beſtatten müßen; welches gar ſehr beſchwerlich und unbequem hat können geſchehen wegen unterſchidlichem ungeſtimmen Wetter, und inſonderheit Winterszeit, dafs ſich vielmalen begeben hat dafs die Verſtorbenen geraume Zeit oder viele Tage in den Häufern liegen bleiben müßen. Alſo hat eine ganze ehrſame Gemeinde Huttendorf aus inbrünſtiger chriſtlicher Liebe wegen der vorſtehenden Noth ſich mit einander berathſchlaget und die Verwilligung erlanget eine Leichbegräbnis und kleine hölzerne Capelle zu erheben und aufzubauen."

„Zur Gedächtnis der Erbauung iſt der Baumeiſter geweſen, der ehrſame und wohlgeachte Peter Tauchmann, älteſter Geſchworener allda."

„Weilen aber zur erhaltenden Baufeſtung der Begräbnis-Capellen und zur Auferbauung einer Schule kein ander Mittel geweſen, ſo hat eine ganze ehrſame Gemeinde ihre Freyheiten

[1] In dem ſehr ſorgfältig redigirten Topogr. Poſt-Lexicon d. Konigr. Bohmen von *Michael v. Fehringer* (Wien 1877) findet ſich S. 229 *Zálesní* oder *Zahájská Lhota* deutſch als Huttendorf (*nicht* Hüttendorf).

Anm. d. Red.

nämlich die Gemeinde-Viehwege dazu gegeben und verordnet, ſolche Nutzbarkeit auf die Baufeſtung der Begräbnis und Capellen anzuwenden."

Dieſe Viehwege, welche mit der Zeit urbar gemacht worden ſind, wuchſen durch fortwährendes Zuſchlagen der Zinſen zum Capital im Laufe der Jahrhunderte zu einem ſtattlichen Vermögen von gegen 50.000 fl. ö. W., davon mit Unterſtützung des Religionsfondes und der Eingepfarrten derzeit eine neue Kirche im gothiſchen Styl erbaut wird. Gleichzeitig mußte die alte Holzkirche abgetragen werden.

Urſprünglich gehörte ſowohl Huttendorf als das benachbarte Studenec zu der uralten hiſtoriſch wichtigen Pfarrkirche zu Branna, welche unter gräflich Harrach'ſchem Patronate bis heute ſteht und wurde von der Branna'er Geiſtlichkeit der Gottesdienſt abwechſelnd jeden dritten Sonntag geleſen. In den ſehr alten Pfarrbüchern von Branna iſt nun die Notiz enthalten, daſs die Huttendorfer Kirche erſt im Jahre 1738 benedicirt wurde. Im Jahre 1781 wurde die bereits im Jahre 1589 errichtete St. Johannes dem Täufer gewidmete Kirche in Studenec zur Localie erhoben und wurde von dieſer gemeinſchaftlichen Seelſorge-Station aus durch den dortigen Localiſten der Gottesdienſt abwechſelnd einen Sonntag in Studenec und einen in Huttendorf abgehalten. Im Jahre 1854 wurde jedoch in Huttendorf eine eigene Localie gegründet, welche im Jahre 1860 zur Pfarre erhoben wurde und heute zum Starkenbacher Vicariate und der Königgrätzer Diöceſe gehört.

Das in dem Errichtungsſchreiben erwähnte Schulgebäude, welches gleichzeitig mit der Kirche im Jahre 1596 gegründet wurde, iſt mit der Zeit verfault und muß bemerkt werden, daſs das jetzt beſtehende alterthümlich ausſehende Blockhaus, die alte Schule nämlich, in welcher gegenwärtig der proviſoriſche Gottesdienſt abgehalten wird, erſt dem Jahre 1711 entſtammt. Das darauf befindliche Kreuz im romaniſchen Style entſtammt dem alten Glockenthurm.

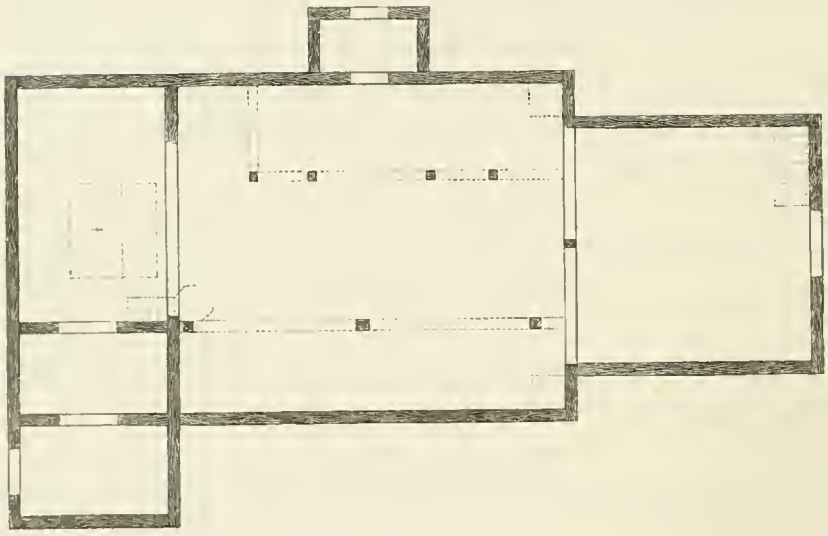


Fig. 1.

Die Glocken von Huttendorf, die meiſt in jüngerer Zeit umgegoſſen wurden, geben keine Nachrichten. Die gröſste 3 Centner ſchwere Glocke wurde im Jahre 1839 in Königgrätz angefertigt und iſt ohne Aufſchrift. Die kleine 50 Pfund ſchwere hat die Aufſchrift: Gott gebühret allein die Ehre — Verbum Domini manet in Aeternum. Ein kleines 1 Centner wiegendes Sanctus-Glöcklein wurde in Königgrätz im Jahre 1818 umgegoſſen, und hat keine Aufſchrift.

Die urſprünglichen Paramente ſind nicht mehr vorhanden, nur von dem 1569 angeſchafften Kelche hat ſich die Nachricht erhalten, daſs derſelbe gelegentlich der Puncirung mit dem Studenecer vertauſcht und dort bei einem Diebſtahle verloren ging. Weiters ſollen in der Sacriſtei ſowohl in Studenec als auch in Huttendorf verſchiedene hölzerne Gegenſtände aufbewahrt worden ſein, welche Nachricht bei dem Umſtande, daſs ſich noch jetzt in manchen Holzkirchen hochintereſſante hölzerne Kirchengeräthe erhalten haben, von Belang iſt.

Die Huttendorfer Kirche iſt ein Blockbau aus bezimmerten horizontal über einander gelegten Balken, deren Ende durch Ueberplattung mit einander verbunden ſind. Nur an den oberen Enden kragen die Balkenköpfe ſtufenweiſe hervor und bilden derart Conſolen, auf denen

das Dachgebälke ruht. Der ganze Bau ſteht auf einem niedrigen gemauerten Sockel aus Bruchſteinen.

Die Grundriſs-Anlage der Huttendorfer Kirche (Fig. 1) beſteht aus dem Kirchen-Schiff, welches für ſich ein Blockhaus bildet und in deſſen öſtlicher Wand die zur Durchſicht gegen den Altar erforderliche Oeffnung, der Triumphbogen, durch die Blockwand ohne Gewände einfach durchgeſchnitten iſt. In dieſem Schiffe ſtehen zu beiden Seiten des Triumphbogens die beiden Seiten-Altäre. An den Seiten ſind hölzerne Emporen angebracht, zu denen aus dem Schiffe Stufenleitern führen. Die ſüdliche Empore ruht zum Theile auf zwei zu beiden Seiten der Seiteneingangsthüre ſtehenden hölzernen Säulen, zum Theile iſt ſie an ihren Enden in alterthümlicher Weiſe auf zwei an das Dachgehölze befeſtigte Hängſäulen aufgehängt. Die nördliche Empore zieht ſich nach der ganzen Länge des Schiffes, durchbricht die Trennungswand zwiſchen Kirche und Presbyterium und bildet dann über der im Erdgeſchoſſe befindlichen Sacriſtei ein gegen das Presbyterium zu offenes Oratorium.

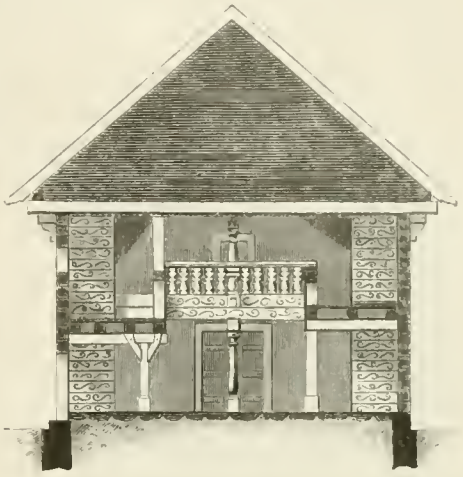


Fig 2.

Durch die Vorhalle gelangt man in die Sacriſtei und aus dieſer in das Presbyterium, in deſſen Mitte ſich der Haupt-Altar, ſeitwärts aber die Kanzel befindet. Dem Seiten-Eingang an der Südſeite der Kirche iſt ebenfalls eine hölzerne Vorhalle vorgebaut. Am Weſt-Ende befindet ſich die eigentliche Orgel-Empore (Fig. 2), welche jüngeren Datums zu ſein ſcheint, und über welcher nach der Sage ſich einſtens der nun ſeparat ſtehende Glockenthurm erhoben haben ſoll. Dieſe Annahme hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, doch iſt jedenfalls die Orgel-Empore ſammt Thurm ſpäter entſtanden, da ihrer ſonſt in dem ziemlich eingehenden Errichtungs-Inſtrumente gedacht worden wäre. Auch ſpricht das große gegenwärtig auf dem Giebel der alten Schule angebrachte Kreuz dafür, daſs es einſt in einer höheren Lage ſich befunden hat. Die Decke des Kirchenſchiffes, des Presbyteriums und der Orgel-Empore iſt aus Bretterverſchalung gebildet. Das Dach, welches aufser den bereits genannten Räumen auch noch die Sacriſtei umſchlieſst, iſt unter 45° geneigt, hat auf der Weſtſeite einen Walm, an der Oſtſeite aber iſt ein Giebel ausgekragt und mit ſenkrecht herunterlaufenden Brettern verſchalt. Bemerkenswerth iſt, daſs der ältere Theil kein Walm, ſondern ein Giebel iſt, wie ſich denn in den Ländern, in denen der Holzbau noch üblich iſt, ſelbſt auch noch im Rieſengebirgs-Bezirke leicht nachweiſen läſst, daſs der Walm erſt durch das eingeſehene Bedürfnis, auch die Giebel-Verſchalung gegen das Wetter zu ſchützen, ſucceſſive entſtanden iſt. Die verſchiedenartigen Verſuche, den Giebel auch ohne Walm zu ſchützen, ferner die vielen Zwiſchenſtufen zwiſchen Giebel und Walmdach ſind in Gegenden des Holzbaues ungemein mannigfaltig und hochintereſſant, weil man hier die Bildung conſtructiver Formen aus dem einfachen practiſchen Bedürfniſſe an ihrer Quelle erlauſcht. Hier läſst ſich der Architektur eine phyſiologiſche Seite abgewinnen.

Fig. 3.

Die Vorhallen, ſowie der Glockenthurm der Kirche haben ebenfalls einfache Dächer, welche wie auch das Hauptdach mit Schindeln eingedeckt ſind. Ueber dem Firſt des Hauptgeſimſes erhebt

ſich ein ziemlich hoher Sanctus-Thurm, deſſen unverhältnismäßige Größe ebenfalls die Anſicht beſtätigen kann, daſs derſelbe zur Zeit der Erbauung der einzige Glockenthurm war. Die Grundriſsform dieſes Thurmes iſt ein reguläres Achteck, über welchem ſich das ſteile, mit einer Windfahne geſchmückte achteckige pyramidale Helmdach mit einer geringen Schweifung erhebt. Der Sanctus-Thurm (Fig. 3 und 4) iſt aus einem Balken-Gerüſte conſtruirt und mit ſenkrechten Brettern derart verſchalt, daſs die Fugen durch Leiſten gedeckt ſind. Unter dem Geſimſe desſelben befindet ſich ein durch Bretterverſchalung gebildeter romaniſcher Rundbogenfries, wie derſelbe auch bei den Holzhäuſern der hieſigen Gegend gebräuchlich iſt. Die in demſelben befindlichen Fenſter ſind einfache viereckige Ausſchnitte. Bei dem Anbaue iſt in der Stockwerks-Trennung ein kleines horizontal durchlaufendes Schutzdach angebracht.

Die Anlage der Fenſter und Thüren iſt von der größten Unregelmäßigkeit und gehören die Fenſter verſchiedenen Zeitperioden an. Die älteſten Fenſter ſind jedenfalls die ſchmalen horizontalen Schlitze, welche blos durch das Ausſchneiden eines oder zweier Balken der Blockwand gebildet ſind, wie dies bei den hieſigen Bauernhütten an Nebenräumen, ſonſt aber auch in nordiſchen Holzkirchen vorkommt. Ueberhaupt iſt ja die Anlage kleiner Fenſter alterthümlich, im romaniſchen Style, denen ſich dieſe alten Holzkirchen zumeiſt anſchlieſsen, noch vorwiegend gebräuchlich und deutet direct auf den Mangel oder die Theuerkeit des Fenſterglaſes hin.

Die mit einfachen Fenſterſtöcken verſehenen Fenſter ſind geradlinig geſchloſſen, während bei den Thüren auch der Segmentbogen auftritt. Letztere ſind aus geſtoſsenen und gehobelten Brettern mit Einſchubleiſten gebildet

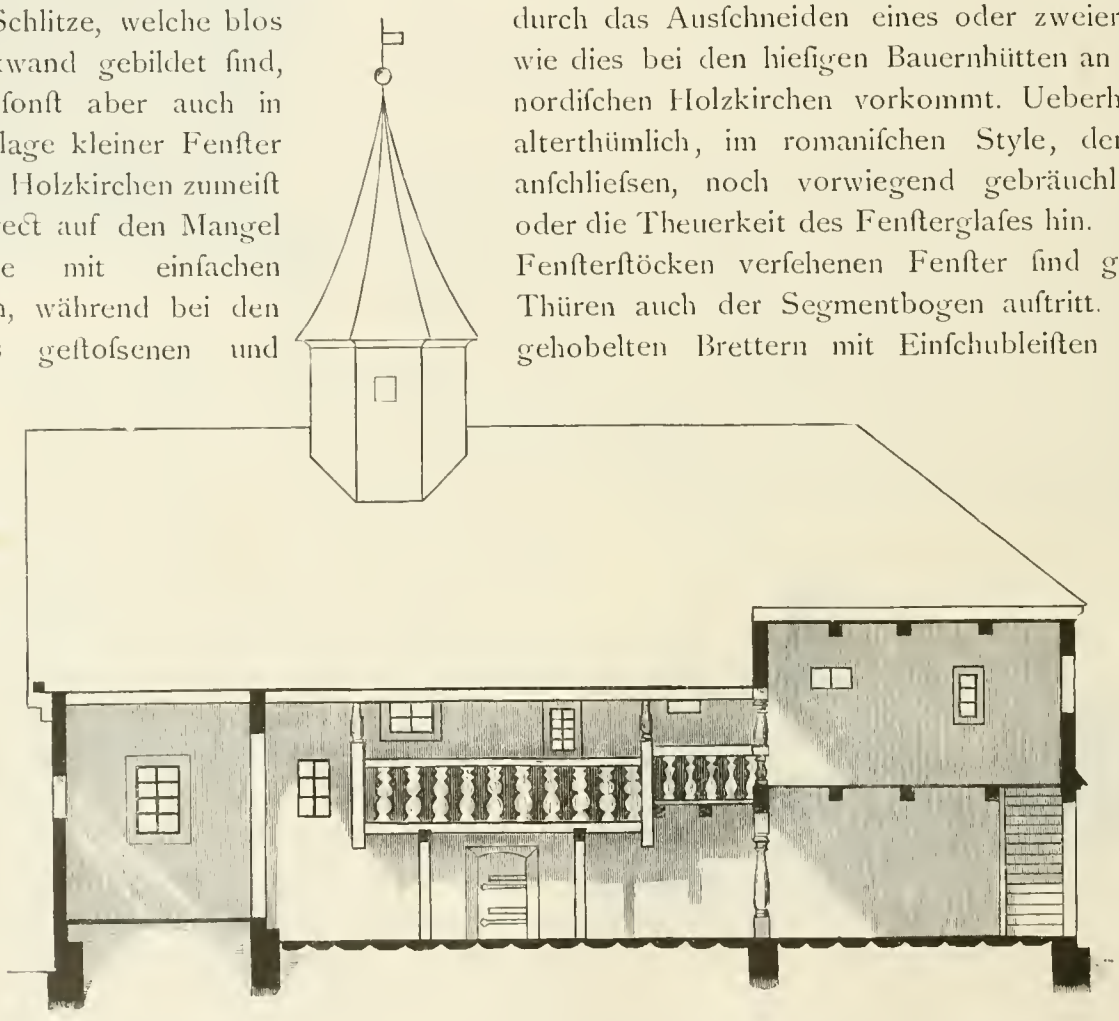


Fig. 4

und mit verzierten Langbändern, Kaſtenſchlöſſern mit offenem Werke von ziemlich ſinnreicher Conſtruction und Schildblechen einfacher Ornamentation (Herzform etc.) beſchlagen. Der Charakter dieſer Schloſſerarbeit iſt ein Miſchwerk aus romaniſchen und Renaiſſance-Elementen, ſowie auch das Thurm-Kreuz rein romaniſch iſt. Die Holz-Säulen, welche die Emporen tragen, haben eine eigenthümliche Geſtaltung, welche mit dem gothiſchen Style nichts gemein hat und auch dem romaniſchen Style nicht zugeſchrieben werden kann, es iſt eben ein Charakter, der ſich in den Ländern, in denen der Holzbau traditionell iſt, aus uralten Reminiscenzen gebildet und erhalten

hat, und jedenfalls uralte Anklänge befitzt. Die Kehlftöffe zeigen den Carniss, die überfallende Blattwelle und andere Formen in einer Art verwendet, die, obwohl fie bei den meiften Holzbauten vorkommen, einen gewiffen afiatifchen Typus nicht verleugnen können. Zum mindeften hat die ftark ausgebildete unverhältnismäßig überfallende Welle ein Gepräge, das unwillkürlich an Indien erinnert. Diefe Details find aber keineswegs zufällig, fie kommen überall und auch in der Riefengebirgs-Gegend häufig vor. So ift der hölzerne Chor der Kirche in Hertin bei Trautenau, die noch ftark an Holzmanier erinnert, in derfelben Art gebildet. Es darf nicht beirren, dafs derartige einfache Motive vielleicht felbft bei Wirthshaus-Tribünen vorkommen, was eben zeigt, wie tief fie Wurzel gefchlagen haben.

Sowohl die Wände als die Decke find mit einer ftylgerechten Polychromie verfehen. Die Wände find derartig in einzelne Tafeln durch dicke fchwarze horizontale Linien und kurze Stofsfugen getheilt, dafs die genannten Horizontalen mit den Lagerfugen der einzelnen Blockwandbalken zufammenfallen, wodurch eine Verfchiebung der Balken, die bei Blockhäufern trotz der Verdübelung oft genug vorkommt, fowie auch die durch das Eingehen des Holzes entftehenden Fugen eher unbemerkt bleiben. Die einzelnen derartig gebildeten Tafeln enthalten mit ficheren fchwungvollen Strichen Ornamente, deren kräftige fchwarze Contouren auf lichtgelblich-weißem Grunde durch einzelne gebrochene Farbentöne, vornehmlich roth, blau und grün ausgefüllt find (Fig. 5). Der Charakter diefer Ornamente gehört mehr der Renaiffance, doch fcheinen auch hier mitunter räthfelhafte Verfchlingungen der nordifchen Ornamentik wie durch halbvergeffene Tradition noch dunkel nachzuklingen. Von den inneren Einrichtungen ift nichts mehr erhalten als die Kanzel, deren Details weder dem gothifchen, noch romanifchen Styl angehören, fondern theils aus Renaiffance-Motiven, theils aus älteren Reminiscenzen der Holzfchnitzerei überhaupt gefchöpft find. Was das etwas fpäter gebaute quadratifche Glockenhaus betrifft, fo rächte fich bei deffen Anlage ein Fehler, der gegen die traditionale Holz-Conftruction begangen wurde, nämlich das Princip der übereinander gethürmten Etagen mit feitwärtiger Verfpreizung und Verfchalung des vorfpringenden Gerüftes. Es ift dies ein Princip, welches fich deutlich in der chinefifch-hochafiatifchen Bauweife ausfpricht, welches die nordifchen Völker als Reminifcenzen an die arifche Heimat fämmtlich mitbrachten, in ihren fehr langfamen Wanderungen erhielten, aber zumeift verkümmerten, und welches bei den am fpäteften eingewanderten Slaven und den aufser der Völkerftrömung lebenden Nordländern fich am längften, zum Theile noch bis heute erhielt, und welches fich in allen Holzkirchen Galiziens, Mährens, Schlefiens, Preußens und Norwegens unverkennbar ausfpricht. Ein Beifpiel eines derartigen Glockenthurmes in Mříčna bei Starkenbach geben wir in Figur 6 und bemerken, dafs auch diefer bereits in jüngfter Zeit abgetragen wurde. Einige andere von dem Verfaffer gefehene Glockenthürme diefer Art, deren Zahl übrigens in Böhmen bis auf einige Exemplare herabgefchmolzen ift, haben zumeift ein fchlankeres, mehr europäifches Ausfehen, z. B. die Thürme in Kočí, Hertin, Lhotice, Praslavice etc. Intereffant ift es, dafs auch die bedeutendften

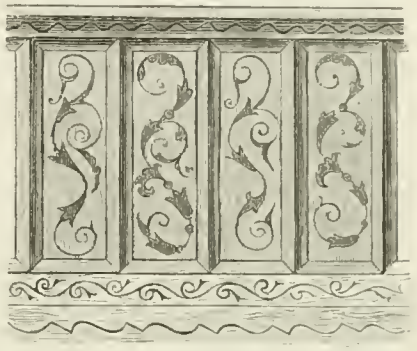


Fig. 5.

Fig. 6. (Mříčna.)

alten Holzkirchen Norwegens derartige freiſtehende Holzthürme beſitzen, ſo daſs ſich der Thurm der Kirche von Borgum z. B. von den böhmiſchen Glockenthürmen nur unweſentlich unterſcheidet.

Von dieſem Mříčner Thurme ausgehend, erſcheint uns der Thurm in Studenec als eine unter ungünſtigen Umſtänden entſtandene und zur Ausführung gebrachte Verkümmerung jenes Typus, und das gegenwärtig beſtehende Huttendorfer Gehäuſe, in welchem die untere Etage ganz verloren ging, als letzte Verkümmerungs-Stufe derſelben, welche der Armuth der Gemeinde zuzuſchreiben iſt; auch hier iſt aber die Idee noch latent. In derſelben Weiſe iſt aber die ganze Bauweiſe der alten Huttendorfer Holzkirche an die älteſten Traditionen noch gebunden trotz aller Verkümmerung der einzelnen Theile. Die Einfachheit iſt hier eben nicht primitiv, ſondern ſecundär.

Es iſt vergeblich, die ganze Eigenthümlichkeit der nordiſchen Bauweiſe durch die klimatiſchen Bedürfniſſe erklären zu wollen, indem namentlich im Profanbau die Einrichtung lauter getrennter kleiner Gebäude, die uralte Beleuchtung durch das Dach und viele andere Einrichtungen dem rauhen Klima des Nordens geradezu widerſprechen, wohl aber an aſiatiſche und ſelbſt noch helleniſche Bau-Traditionen des heroiſchen Zeitalters erinnern, die in den Norden erſt hineingetragen werden mußten, und dort von ſelbſt nicht entſtanden wären. Dies gilt aber auch für alle Holzkirchen des nördlichen und öſtlichen Europa, deren urſächlicher Zuſammenhang mit den uralten Holzkirchen Norwegens noch von niemandem verkannt worden iſt. Allerdings hat auch die nordiſche Bauweiſe viele Elemente zur Reife entwickelt, die bezüglich des Klimas Vortheile gewährten, aber dieſe wurden in ſüdlicheren Gegenden gleichſam von den wärmeren Strahlen der Sonne wieder abgeſtumpft, ſo daſs ſie zum Theile ſo verkümmert ſind, daſs ſich nur durch Vergleichung ihr Zuſammenhang verſtehen läſst.

Unter den letztgenannten Elementen ſpielt beſonders der Laufgang eine große Rolle, der in nordiſchen Kirchen den ganzen Umfang umzieht, in den meiſten ruſſiſchen und polniſchen zum größten Theile, in den mähriſchen und ſchleſiſchen bereits im minderen Umfange auftritt, in Tychau z. B. nur an der halben Südfront, bei manchen blos die Vorhallen als letzte Reſte zurückläſst und in anderen wieder blos die Spuren des Laufganges in dem kleinen Verdachungsgeſimſe erkennen läſst, welches das Gebäude umzieht, und an manchen ſchleſiſchen Kirchen zum Beweiſe dieſes Zuſammenhanges noch durch ſenkrechte Pfoſten ſtellenweiſe unterſtützt iſt. Eine ſolche letzte Verkümmerungs-Stufe iſt auch an dem Vorbau deutlich zu erkennen, den ein derartiges Geſimſe umzieht.

Aber auch die Trennung des Schiffes vom Presbyterium, die einzelnen kleinen Anbauten haben ein nordiſches Gepräge, die Aufhängung der Emporenträger am Dache iſt alterthümlich, ebenſo wie die eigenthümliche polychrome Decoration des Inneren einerſeits mit dem Weſen des Blockbaues, der keinen Verputz recht duldet, anderſeits aber mit der Tapetenbekleidung der ruſſiſchen Blockhäuſer und der nordiſchen, ſchlieſslich aſiatiſchen Teppichbekleidung in unbewuſster entfernter, aber ſicherer Verbindung ſteht.

Die kleinen Fenſter, die Bildung des ſelbſtändig aufſitzenden Daches, die Art der Auskragung der Dachbalken-Träger iſt allen diesbezüglichen Holzbauten gemeinſam und auch hier vorhanden. Aehnliche Emporen-Anlagen, die hufeiſenförmig das Schiff umgeben, kommen ebenfalls bei vielen Holzkirchen, z. B. in Tichau in Mähren vor, und den ſpäter vorgebauten Glockenthurm an der Weſtfront finden wir in Kočí, Neſſelberg,[1] Tichau und unzähligen verwandten Holzkirchen wieder. Bemerkenswerth iſt es, daſs wir in Huttendorf gar keine gothiſchen, wohl aber romaniſche und noch alterthümlicher ſcheinende Elemente finden, obwohl die Kirche im Jahre 1596 erbaut iſt.

[1] Vielleicht Neſſelsdorf (Kopřivnice), Bezirk Freiberg in Mähren?

Anm. d. Red.

Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien.

TAPETEN IM DOMSCHATZE ZU TRIENT.

(Mit 7 Tafeln.)

DIE ſieben Haute-liſſe Tapeten des Trienter Domſchatzes gehören zu den werthvollſten Erzeugniſſen des flandriſchen Kunſtgewerbes im Beginne des 16. Jahrhunderts. So überaus reiche und noch wohl erhaltene Tapeten aus ſo früher Zeit zählen aber auch unter die größten Seltenheiten. Nur wenige Stücke dieſer Art finden ſich ſelbſt in den größten Sammlungen Europas. Es muſs als ein ſchöner Erfolg der neueren Kunſtforſchung bezeichnet werden, daſs nunmehr dieſen früher kaum mehr beachteten Erzeugniſſen der alten Tapiſſiers eifrigſt nachgeforſcht und ſie in hohem Werthe gehalten werden. Auch für die Kunſtgeſchichte bieten ſie ſeltenes Material, da ſich in ihnen allein Compoſitionen alter Meiſter in treuer Nachbildung erhalten haben, deren Cartons längſt verſchwunden ſind Eine archivaliſche Veröffentlichung über die Trienter Tapeten dürfte von den Forſchern in dieſem Zweige gewiſs freudig begrüßt werden und eine nicht unweſentliche Bereicherung des bereits bekannten Materiales bilden.

Die Anfertigung der Trienter reich mit Gold durchwirkten Tapeten iſt ohne Zweifel in einem flandriſchen Atelier in den erſten Decennien des 16. Jahrhunderts erfolgt. Compoſition wie vollendete Ausführung der Cartons weiſen auf einen hochbegabten Meiſter der in dieſen Landen damals blühenden Kunſt. Jede Tapete hat eine Größe von 1 M. Höhe und 1 M. Breite, iſt mit einer breiten rahmenartigen geſchmackvollen Renaiſſance-Bordure eingefaſst und veranſchaulicht faſt immer eine Scene aus dem Leben des Heilands als Haupt- und Mittelbild in figurenreicher Ausſtattung, enthält überdies meiſt in den oberen Ecken noch je zwei weitere ſolche, aber einfacher gehaltene Scenen in kleineren Bildern. Nicht unerwähnt darf die Eigenthümlichkeit der Coſtüme bleiben, die trotz ihrer Verſchiedenartigkeit unzweifelhaft auf den Beginn des 16. Jahrhunderts als Entſtehungszeit deuten.

Da die Darſtellungen in typologiſcher Beziehung manches Seltene enthalten, ſo ſeien dieſelben etwas näher beſprochen und durch ein paar Bemerkungen erläutert.

Die Tapeten enthalten folgende Darſtellungen:

1. Als Hauptbild Maria vor dem lichtſtrahlenden Chriſtuskinde knieend. Zur Linken und Rechten zwei Sybillen mit Spruchbändern in den Händen: „Vterus virginis erit ſtatera cvnctorvm"; und „Devs nascetvr ex virgine Hebrea". Rechts knieen bei dem Kinde vier Engel. Hinter Maria ſteht Joſeph. Im Hintergrunde drei muſicirende Engel und zwei Hirten, einer mit einer Schalmei. Oben eine Gruppe ſchwebender Engel. In der oberen Ecke rechts die Verehrung durch die heil. drei Könige, links die Verkündigung. Die Hauptgruppe befindet ſich unter einem von vier Säulen getragenen Baue.

2. Als Hauptbild Chriſtus, welcher ſich zur Fußwaſchung ſeiner Jünger bereitet, die im Kreiſe herumſitzen. Neben dem Heiland ein Knabe mit dem Waſchbecken Ueber dem Hauptbilde innerhalb einer Säulenſtellung drei weitere Bilder: Chriſtus am Oelberge, vorn zwei ſchlafende Jünger, davon einer mit dem Schwerte, und die Gefangennahme Chriſti und Vertheidigung durch den ſchwertſchwingenden Apoſtel Petrus.

3. Chriſtus vor Kaiphas, der ſein Kleid zerreißt, eine figurenreiche, überaus lebhafte und bewegte Darſtellung. In den beiden oberen Ecken Chriſtus vor dem Gerichte und die Verſpottung

4. Der Heiland vor Pilatus, der ſich die Hände wäſcht. Chriſtus ſteht rechts im Vordergrunde, um ihn herum Volk in lebhafter Gruppirung. In den Ecken die Geißelung und das Ecce homo.

5. Chriſtus das Kreuz tragend; das Kreuz erſcheint ohne Kopftheil. Veronica mit dem Schweißtuche vor ihm; Simon von Kyrene hilft das Kreuz tragen. Am Wege knieen Frauen, dabei auch die zuſammenſinkende Maria. Im Hintergrund die Kreuzigung zwiſchen den beiden Schächern, zunächſt des Kreuzes Maria und Johannes.

6. Der Leichnam Chriſti wird vom Kreuze abgenommen. Im Hintergrunde in den Ecken: die Grablegung und Chriſtus in der Vorhölle.

7. Die Auferſtehung des Herrn, das Grab umgeben von den erwachenden Wächtern. In den Ecken die Begegnung Chriſti mit Thomas und Maria Magdalena.

Hiſtoriſche Notizen über dieſe koſtbaren Tapeten haben ſich bisher nur folgende gefunden:

Zuerſt werden ſie als im Caſtel del Buon Conſiglio in Trient im Jahre 1536 vorhanden erwähnt. Als Kaiſer Ferdinand mit ſeiner Gemalin und zahlreichem Gefolge vom 12. bis 18. September feſtlich vom Biſchofe Bernard von Cles empfangen wurde, verfaſste des Biſchofs Leibarzt Pier Andrea Mattioli ein Gedicht in Ottaverime „Il magno palazzo del cardinal di Trento", das 1539 im Todesjahre des Cardinals zu Venedig gedruckt wurde. Ein theilweiſer Wiederabdruck dieſes äußerſt ſeltenen Werkes erſchien in Trient 1858. In demſelben heißt es von dieſen Tapeten am Schluſſe p. 52.

Ornan . . . . . il terzo muro
Sette gran pezzi di tapezzeria
Non d'altro che di ſeta e d'oro puro.
Teſſuti in fiandra con gran maeſtria.

Daſs es die noch vorhandenen geweſen ſind, bezeugen die folgenden Verſe p. 53.

Dei gran geſti di Criſto è queſta iſtoria
Da che nacque e pati sul ſanto legno.

Eine Stelle desſelben Gedichtes p. 89 veranlaſste bis heute ſpätere Schreiber, einen Francesco von Verona für den Meiſter dieſer Tapeten zu halten. Es iſt dies jedoch irrig. Francesco wird nur als Sticker *„ricamatore"* erwähnt, von deſſen Kunſtfertigkeit im Schloſſe ein Prachtbett vorhanden war. 1673 befanden ſich dieſe Tapeten nach dem Zeugniſſe des Michel Angelo Mariani (Trento. Auguſta. 1673. 4 . p. 159) in einer dem heiligen Sebaſtian geweihten Capelle des Schloſſes: Buon Conſiglio „La capella è adorna d'arazzi finiſſimi à rilievo d'oro *iſtoriati dalla paſſione di Chriſto.*" In neueſter Zeit erſchienen fernere Angaben. So berichtet Perini, Trento e suoi contorni 1859, p. 29, daſs am Feſttage des heiligen Virgilius, des Schutzpatrons der Stadt, nebſt koſtbaren Gefäßen auch alcuni grandi arazzi iſtoriati ausgeſtellt wurden. *Toncatti N.* Saggio d'illuſtrazione del duomo di Trento 1872 ſagt: „in una ſtanza apportata ſono rispoſti ſette pezzi d'arazzi iſtoriati. . . . della paſſione di noſtro Signore." Die Franzoſen hätten dieſelben während ihrer Regierung nach Paris entführt und bei endlicher Wiedergabe ſei ein achtes Stück verloren gegangen. Letztere Angabe iſt irrig, da nie mehr als ſieben vorhanden waren, was ſich aus dem Darſtellungscyclus ergibt. *Ambroſi Francesco*, Trento e il ſuo circondario; Trento 1881, p. 39 erwähnt dieſer Tapeten. „Nella ſagreſtia dei Canonici ſtanno invece gli arazzi di fiandra. . . . fono ſette" und rühmt ihren hohen Kunſtwerth.

Dieſe werthvollen Erzeugniſſe eines längſt erloſchenen Kunſtgewerbes verdienen heute noch die urſprüngliche Verwendung als Kirchenſchmuck an hohen Feſttagen im Dome, aber auch eine ſorgfältige Verwahrung. Schlimm wäre es, würde man dieſelben etwa auf Rahmen ſpannen und irgendwo in bleibende Aufſtellung bringen. Sie würden durch die unvermeidliche Einwirkung von Licht und Staub etc. bald die Farben verlieren und ausbleichen.[1]

[1] Aus einem Berichte des Correſpondenten, k. k. Hofrathes Dr. *Ritter v. Birk* an die k. k. Central Commiſſion.

ÜBER EINE BRONZESCHÜSSEL ROMANISCHEN STYLES.

Von Dr. Theodor Frimmel.

(Mit zwei Tafeln und zwei Abbildungen im Texte.)

Herr *Karl Scheffler*, Architekt und Inſpector des k. k. Belvedere in Wien, beſitzt eine hübſche Sammlung von Kunſtgegenſtänden aller Art. Ein Theil derſelben iſt bei Gelegenheit der Bronze-Ausſtellung des k. k. Oeſterreichiſchen Muſeums im Jahre 1883 einem größeren Publicum bekannt geworden. Unter den von *Scheffler* ausgeſtellten Objecten war das intereſſanteſte wohl eine große Schüſſel, die mit einer Reihe von Inſchriften verſehen und mit Bildern zur Geſchichte Samſons geziert war, eine Schüſſel, die in vieler Beziehung ſo bedeutend iſt, daſs ſie eine ausführlichere Behandlung verdient, als ihr in einem Ausſtellungs-Katalog zutheil werden konnte. Hier werden Nachbildungen von Bild und Schrift gebracht und dieſen erläuternde Mittheilungen beigefügt. (Vergl. die beiden Tafeln.)

Die *Scheffler*'ſche Schüſſel iſt kreisrund, miſst 0·45 Cm. im Durchmeſſer und 0·09 Cm. in der Tiefe. Das Gefäß iſt augenſcheinlich aus kupferreicher Bronze geſchlagen und trägt im aufſteigenden Theile eine Reihe von acht gravirten Bildern und Inſchriften. Das horizontale ſchmale Rändchen iſt auf ſeiner Oberſeite mit dem Perlenpunzen behandelt. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daſs auch der Boden der Schüſſel mit gravirten Darſtellungen in der allgemeinen Form eines Rundbildes verſehen war. Darauf deuten einige gravirte Linien, die ſich ohne Schwierigkeit von den zahlreichen zufälligen Ritzen unterſcheiden laſſen. Offenbar hat die Schüſſel im Gebrauch ſo gelitten, daſs die mittlere Darſtellung bis zur Unkenntlichkeit verſchwunden iſt. Ja ſogar an den Seiten werden wir Bild und Schrift nur beim Drehen und Wenden deutlich gewahr. An der Unterſeite des Schüſſelbodens iſt ein eiſerner Ring angebracht, der mit drei Meſſingnieten befeſtigt iſt. Der Ring gehörte kaum urſprünglich zur Schüſſel und wurde wahrſcheinlich zum Zweck größerer Standfeſtigkeit erſt beigefügt, als die wahrſcheinlich liturgiſche Schüſſel für profane Zwecke in Gebrauch kam.

Was die Inſchriften und Bilder der Seiten anbelangt, ſo ſind ſie, wie die Abbildung lehrt, im Kreiſe angeordnet,[1] durch je eine Säule von einander getrennt und mit Inschriften verſehn, die ſich im Bogen über jeder Darſtellung ausſpannen. Die acht Bilder ſtehen in inniger Beziehung zueinander und geben einen Cyclus von Scenen zur Geſchichte des Samſon mit Anlehnung an die Bibel. (Judic. XIII und XIV). Ich bringe weiter unten die Beſchreibung der einzelnen.

Die Inſchriften, die in etwas mehr als halbkreisförmig laufenden Zeilen über den bildlichen Darſtellungen angebracht ſind, geben in leoniniſchen Verſen eine kurze Exegeſe des Bildes. Der Charakter der Schrift iſt der von ſpätromaniſcher Capitalis. A und G gothiſiren bereits. Die Durchſchnittliche Höhe der Buchſtaben beträgt 7 Mm. Den Wortlaut der Verſe gebe ich im Zuſammenhang mit der Beſchreibung der Bilder.

[1] Eine ganz ähnliche Anordnung auf ungefähr gleichzeitigen Miniaturen, z. B. im Hortus deliciarum. Vergl. *Engelhardt:* Herrad v. Landsberg, Hortus deliciarum 1818, Taf. VIII. Analoge Anordnung auf Glasgemälden erwähnt von *A. Straub* in „Hortus deliciarum. Reproduction héliographique etc. Texte explicatif par . . " Straßburg 1880.

Diefe find nach unten durch eine gemeinfchaftliche Kreislinie begränzt, die gewiffermaßen die Scheidung des Bodens und der Seitenwände vorftellt. Die Linie felbft, fowie das untere Fünftel der Bilder find verrieben und ftellenweife ganz unkenntlich. Aus den Reften der Linie geht aber mit Sicherheit hervor, dafs fie mit dem Zirkel[1] gezogen ift. Dasfelbe gilt von mehreren andern noch fehr deutlich erkennbaren Hilfslinien, die fich der gravirende Zeichner auf der Seitenfläche gezogen hat. Befonders hervorftechend ift eine Kreislinie, die allen Deckplatten der Säulen als untere Begränzung gemeinfchaftlich ift. Auch über dem Scheitel der von der Schrift gebildeten

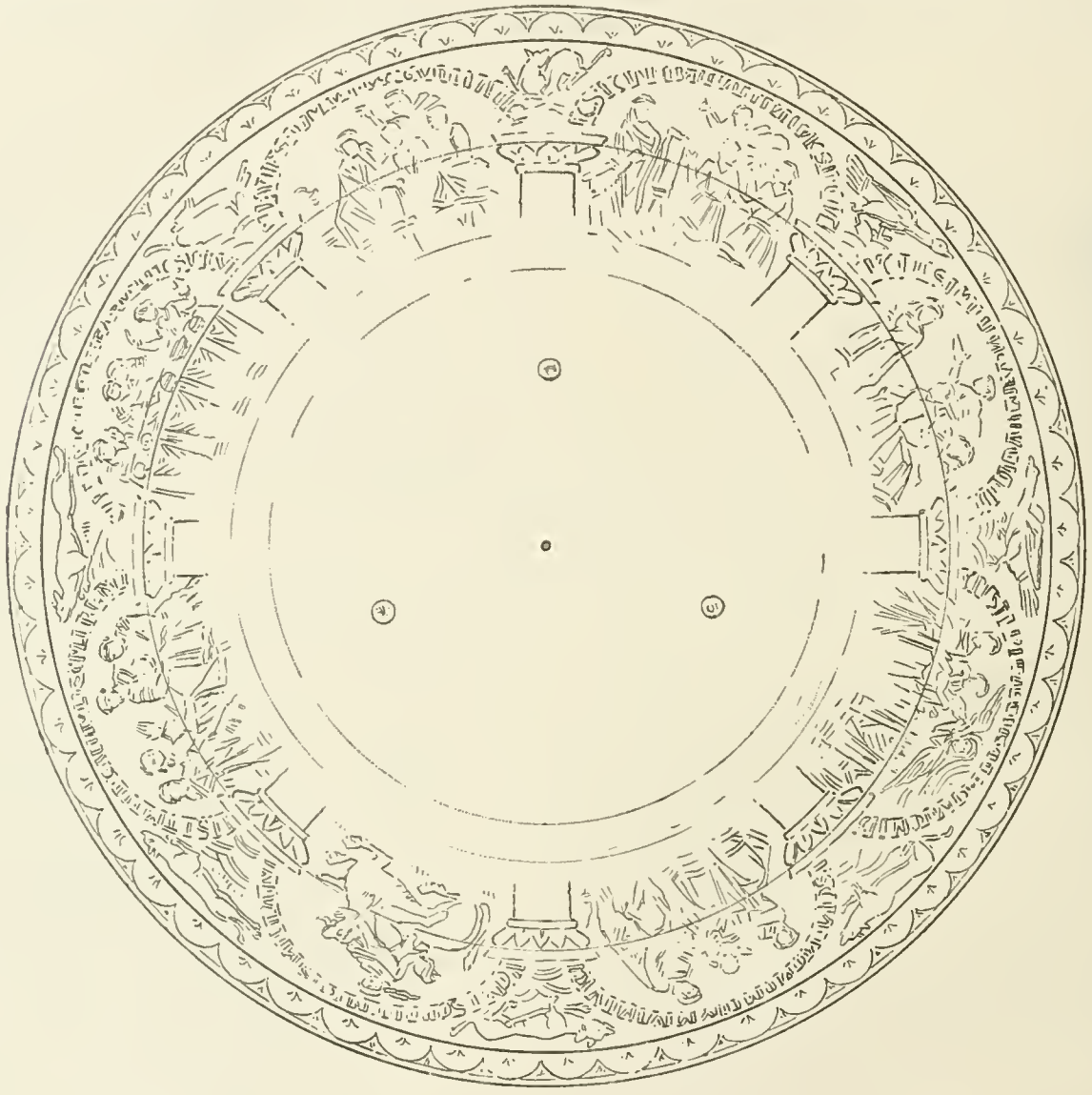


Fig. 1.

Bögen bemerkt man zirkelrechte Linien. Diefer Ausführungsweife entfpricht eine Grube im Centrum des Bodens, die fpäter mit dunklerem Metall (anfcheinend Meffing) ausgefüllt worden ift (Fig. 1).

Die Darftellungen find von einander durch kurze Säulen getrennt, deren Bafis nirgends mehr zu unterfcheiden ift, deren Schäfte fehr dick find und fich nach oben etwas verjüngen. Das Verhältnis des mittleren Durchmeffers zur Höhe ftellt fich etwa wie 1 : 2·5. Die auffallend niedrigen Capitäle haben die romanifche Kelchform. Ueber den niedrigen Deckplatten erheben fich ftatt der Arcaden die Infchriftzeilen. Unter diefen die Bilder. In den Zwickeln gewahren wir verfchiedene Thierfiguren, unter denen ein Hund fechsmal wiederkehrt, ftets aber in verfchiedenen Stellungen;

[1] Der Gebrauch des Zirkels durchs ganze Mittelalter hindurch erfcheint ja verbürgt.

zweimal, und zwar in zwei auf einander folgenden Zwickeln kommt ein Vogel vor von der Geſtalt eines Auerhahnes, etwa einen Adler oder ein Haushuhn vorſtellend. Sämmtliche Thierfiguren ſtehen auf ſtyliſirtem Erdreich, das durch halbkreisförmige, wellig gezogene Linien zum Ausdruck gebracht iſt (Fig. 2).

Für die beſchreibende Aufzählung der Bilder unter den Arcaden findet ſich ein naturgemäßer Ausgangspunkt in der Darſtellung:

1. *Verkündigung der Geburt des Samson. Manue's Opfer.* Jud. XIII. 2, 3, 15 ff.

Links, heranſchreitend, Manue und ſeine Frau; er bringt ein Zicklein als Opfer dar vor einem rechts befindlichen Altar. Ueber dieſem erſcheint die Halbfigur eines Engels, die aus ſtyliſirten Wolken hervorragt. Die Wolken ſind durch concentriſche Halbkreislinien in feinwelligen Zügen ausgedrückt, ganz entſprechend den oben erwähnten Terrainlinien. [1]

Beiſchrift: „VOTIS NATVS ERIT SIBI QV̄E · DS̄ IPSE SACRAVIT“.[2]

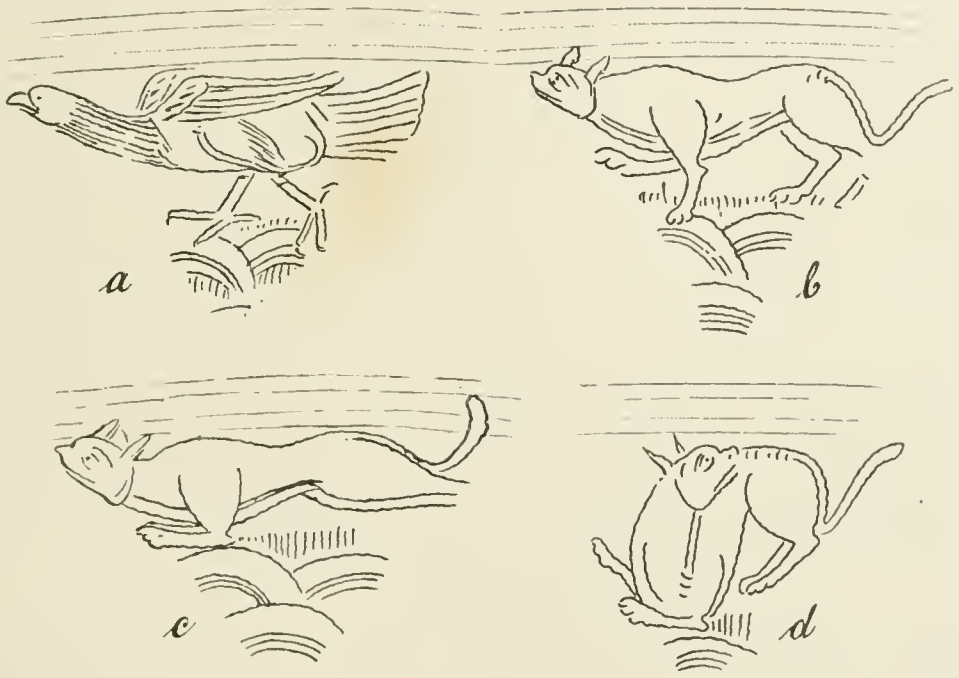


Fig. 2.

An dieſes Bild ſchließen ſich die folgenden in der hier gegebenen Reihenfolge an.

2. *Geburt Samson's.* Judic. XIII, 24, Links die Mutter ſitzend. Ihr wird von einer Dienerin das Kind entgegen gehalten.

Beiſchrift: „(E)CCE PARIT STERILIS SIC VRGENT IVSSA TONANTIS“.

3. *Samſon überwindet den Löwen.* Judic. XIV, 6. Samſon kniet auf dem Löwen und reißt ihm den Rachen auf.

Beiſchrift: „(B)RACHIA S̄ASONIS DOMVERVNT ORA LEONIS“.

4. *Vermählung Samſon's mit Dalila.* Judic. XIV, 1 ff. Links ſtehen zwei Perſonen (wie es ſcheint Samſons Eltern), rechts Samſon und Dalila. Seine Linke iſt auf Dalila's linke Schulter gelegt, wogegen er ſeine Rechte in ihre Linke gelegt zu haben ſcheint.

Beiſchrift: „HIC ALIENIGENAE SAMSON COPVL |A| TVR AMICAE“.

[1] Es ſei hier daran erinnert, daſs Luft, Erde (und Waſſer) in der Kunſt des hohen Mittelalters bezüglich der Linien ganz ähnlich behandelt werden. Die Entwicklung der Wolkenformen findet ſich kurz zuſammengefaſst bei: *Frimmel*, Die Apokalypſe in den Bilder Handſchriften des Mittelalters; Wien, Gerold 1885, S. 17 und 59 Anm.

[2] Bezüglich der Wiedergabe der Inſchriften ſei bemerkt, daſs hier die Ergänzung von unleſerlichen Buchſtaben mit runden Klammern gekennzeichnet wird. Das in der Urſchrift gänzlich fehlende A von Nr. 4 iſt dagegen in eckige Klammern geſetzt.

5. *Samſon gibt Räthſel zu löſen.* Judic. XIV, 12. Reichgedeckte Tafel. Dahinter ſitzen vier Perſonen; die beiden in der Mitte (Samſon und Dalila) halten ſich umſchlungen, die an den Seiten haben die Hände erhoben.

Beiſchrift: „LETVS CONVIVIS PROPONIT ENIGMATA LETIS".

6. *Samſon verweigert die Löſung. Dalila droht.* Judic. XIV. 13. ff Links Samſon auf einem Thronſeſſel. Rechts eine ſitzende Figur mit langer Naſe. Im Hintergrunde zwei andere Perſonen, von denen eine (Dalila) die Rechte drohend erhoben hat. Ganz links ein blaſender Teufelskopf mit aufgebogener Naſe.

Beiſchrift: „CIVI(B)VS AVXILIO SI POSSIS ADESSE MEMENTO".

7. *Samſon nimmt ſeine Beute aus Aſcalon.* Judic. XIV, 19. Links Samſon, rechts zwei Knieende; hinter dieſen eine aufrechtſtehende Figur.

Beiſchrift: „VT FERIT EXVVIAS CONSVRGIT IN A(S)CONONIAS".

8. *Samſon vertheilt die Beute.* Judic. XIV. 19. Links ſteht Samſon, rechts knieen zwei Männer, dahinter ſteht ein dritter.

Beiſchrift: „HIC GRAVITER CESIS VESTES PARTITVR AMICIS".

Die beſchriebene Schüſſel wurde durch Inſpector *Scheffler* vor einigen Jahren im Zillerthal von einer Bäuerin erworben. Die frühere Beſitzerin gab an, das Gefäß hätte ſich ſeit Menſchengedenken in ihrem Hauſe beziehungsweiſe in ihrer Küche befunden, eine Angabe über die hinaus ſich die Provenienz nicht hat verfolgen laſſen. Nichts deſtoweniger muſs der Vermuthung Raum gegeben werden, daſs die Schüſſel früher in geiſtlichem Beſitz geweſen ſei, wohl auch liturgiſchen Zwecken gedient habe. Ueber den Ort der Entſtehung läſst ſich kaum eine Hypotheſe aufſtellen. Im allgemeinen darf man wohl ſagen, die Schüſſel ſei ein ſüddeutſches Product. Eine Entſtehung in Tyrol iſt nicht undenkbar, obwohl ſich analoge Schüſſeln dort meines Wiſſens nicht erhalten haben. In den Rheinlanden iſt ähnliches erhalten geblieben. Wie wir ſehen werden, unterſcheiden ſich aber die rheiniſchen Schüſſeln von der unſrigen in mehreren Punkten. Hier läſst es ſich nicht vermeiden, behufs kritiſcher Beurtheilung der *Scheffler*'ſchen Schüſſel an das Vergleichsmaterial zu erinnern, das uns Literatur und Kunſtſammlungen an die Hand geben.

Ohne Schwierigkeit laſſen ſich aus den erhaltenen Bronze-Schüſſeln vom circa 11. bis 12. Jahrhundert zwei Gruppen herausfaſſen, die der *gravirten* und die der *emaillirten* Schüſſeln. Die erſteren tragen durchaus mehr den Charakter des hohen Mittelalters, wogegen die letzteren dem beginnenden ſpäten Mittelalter angehören. Die emaillirten werden faſt allgemein als Limouſiner Arbeiten des 12. und 13. Jahrhunderts bezeichnet. Sie kommen häufig paarweiſe vor, tragen auf dem Boden eine figürliche Darſtellung oder ein Wappen, herum in Feldern, die arcadenartig überſpannt oder von ganzen oder von dreiviertel Kreiſen umſchloſſen ſind, eine Reihe von meiſt fünf bis ſechs ſtyliſirten Bildern profanen Inhalts. Demnach ſcheinen ſie profanen Zwecken gedient zu haben. Durchſchnittlich meſſen ſie 0·24 Cm. im Durchmeſſer. Sie ſind häufig. Nur einige Exemplare hebe ich hervor: ſo die Schüſſeln im grünen Gewölbe zu Dresden, im Welfenmuſeum zu Herrenhauſen, in den kaiſerlich öſterreichiſchen Kunſtſammlungen zu Wien, ferner die im Welfenſchatz (derzeit im k. k. öſterreichiſchen Muſeum), die im Wiesbadener Muſeum, die in mehreren Pariſer Muſeen, endlich die im Beſitze von Dr. *Wings* und von Graf *Hans Wilczek*, die in St. Michael zu Lüneburg und die im Stifte Tepl. Schüſſeln dieſer Art waren ſchon früh Gegenſtand des gelehrten Intereſſes [1] und haben bis heute die Aufmerkſamkeit von Sammlern und Kunſtforſchern rege erhalten. [2] Die

[1] Vergl. *Montfaucon:* Mon. d. l. Monarch. franc. I. Vol. Taf. 32. Die dort abgebildete Schüſſel befindet ſich jetzt im Louvre.

[2] Vergl. z. B. *Hefner-Alteneck* Trachten etc. (1852) I. Taf. 20 Abbildungen einer Schüſſel in Privatbeſitz. Denſelben Gegenſtand bildet *Louandre* (1858) in ſeinen „arts ſomptuaires" ab. Ferner *Laborde* „Notice des émaux bijoux..du musée du Louvre" Artikel „Bacins à laver." (Nr. 55) „Annales archéologiques" XXI. Jahrg. S. 190 ff. Zwei analoge Schüſſeln in der Sacriſtei der Abtei von Conques werden dort von *Darcel* beſchrieben — *Viollet-le-Duc:* Diction. rais. du mob. fr. Tom. II (1871) Artikel „Baſſin". Jahrbuch d. herald. Vereins

gravirten Schüsseln, die uns hier näher angehen, variiren sehr in ihren Dimensionen. Sie schwanken zwischen 0·28 und 0·45 im Durchmesser. Im Gegensatz zu den Limousiner Schüsseln scheinen sie meist liturgischen Zwecken gedient zu haben, da sie mit heiligen Darstellungen geschmückt sind. Der Form nach scheinen sie römischen Bronze-Schüsseln nachgebildet, wie solche am Rhein, wohl auch anderwärts gefunden werden. Diese Art von mittelalterlichen gravirten Schüsseln dürfte selten sein. Ich kenne davon außer der hier beschriebenen nur folgende, die ich der Uebersichtlichkeit wegen in trockener Weise aufzähle: 1. eine im Provinzial-Museum zu *Trier* (Vergl. „Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande" Heft 75. S. 72 ff.); 2. eine in der Dom-Sacristei zu *Xanten* (S. a. a. O. S. 62 ff.); 3. eine bei H. Dr. *Wings* in *Aachen* [1] (S. a. a. O. S. 54 ff.); 4. eine im Welfen-Museum in *Herrenhausen;* 5. eine im *Königsberger* Museum.

Die aufgezählten sind alle kleiner als die *Scheffler*'sche Schüssel. Die allgemeine Form haben sie aber mit derselben gemein. Die Darstellungen sind stets verschieden. So bringt die Schüssel in Trier cyclische Darstellungen der Gleichnisse Jesu; jedes Bild eingeschlossen von einer Inschrift in Form eines Dreiviertelkreises, zwischen den Bildern jedesmal eine Säule, auf der man eine Draperie bemerkt. Die Schüssel in Xanten bringt allegorische Darstellungen in ähnlicher Anordnung. Reichliche Inschriften. In den Zwickeln der geschriebenen Arcaden verschiedene Thiere. Die Säulen scheinen hier zu fehlen. Sie finden sich dagegen wieder auf der Schüssel bei H. Dr. *Wings,* auch hier reich drappirt. [2] Die Arcaden aber fehlen hier. Die Darstellungen dieser Schüssel nehmen ihren Stoff aus der Ursula-Legende (und sind in ikonographischer Beziehung von höchstem Interesse). Die Schüssel in Königsberg [3] endlich bringt wieder allegorische Figuren.

Am besten erhalten und am feinsten ausgeführt erscheint unter den aufgezählten Schüsseln die bei H. Dr. *Wings* in Aachen. Als die künstlerisch unbedeutendste muss die Königsberger Schüssel bezeichnet werden. Die *Scheffler*'sche hält zwischen beiden etwa die Mitte. Abgesehen vom Größenunterschiede schließt sie sich am engsten an das Exemplar in Trier an. Mit diesem hat es die Säulen zwischen und die Schriftzeilen über den einzelnen Bildern gemeinsam. Die Thiere in den Zwickeln nähern die Wiener Schüssel anderseits wieder dem Exemplar in Xanten. Am weitesten steht sie im allgemeinen von der Schüssel bei Dr. *Wings* ab.

Noch wäre ein Wort über die Entstehungszeit unserer Schüssel zu reden. Dass man den Ort der Entstehung nicht kennt, macht die Bestimmung der Zeit etwas schwierig. Nur ziemlich weite Gränzen, das beginnende 12. und die Mitte des 13. Jahrhunderts, können vorgeschlagen werden. Je nachdem nun die Wiener Schüssel näher oder entfernter von einem Centrum künstlerischer Thätigkeit entstanden ist, muss die Entstehungszeit innerhalb jener Termini früher oder später angesetzt werden. Nimmt man tyrolische Herkunft an, so wird eine Entstehung nach 1200 am wahrscheinlichsten. Der Styl der Bilder ist romanisch, zeigt aber die Kennzeichen der vorgerückten Periode, wie das auch bezüglich der Schrift angedeutet wurde.

„Adler" 1879 *Ilg's* Artikel: „Die Heraldik im alten Kunstgewerbe" beschreibt zwei hieher gehörige Schüsseln im Besitze des Grafen Hans Wilczek. *Gay:* „Glossaire archéologique du moyen age et de la Renaissance" 1882 ff. Artikel „Bacin" u. s. w. — Ueber den Gebrauch dieser Schüsseln belehrt wohl am besten eine Stelle aus den Memoiren von *Olivier de la March.* (Vergl. „Nouvlle collect. des memoires pour servir à l'histoire de France" III. S. 588 Eine Schüssel diente als Waschbecken, eine zweite als Gießgefäß

[1] Nicht zu verwechseln mit der oben genannten Limousiner Schüssel.

[2] Nicht als Knotensäulen, wie der Text der angeführten Jahrbücher will. (S. 61.)

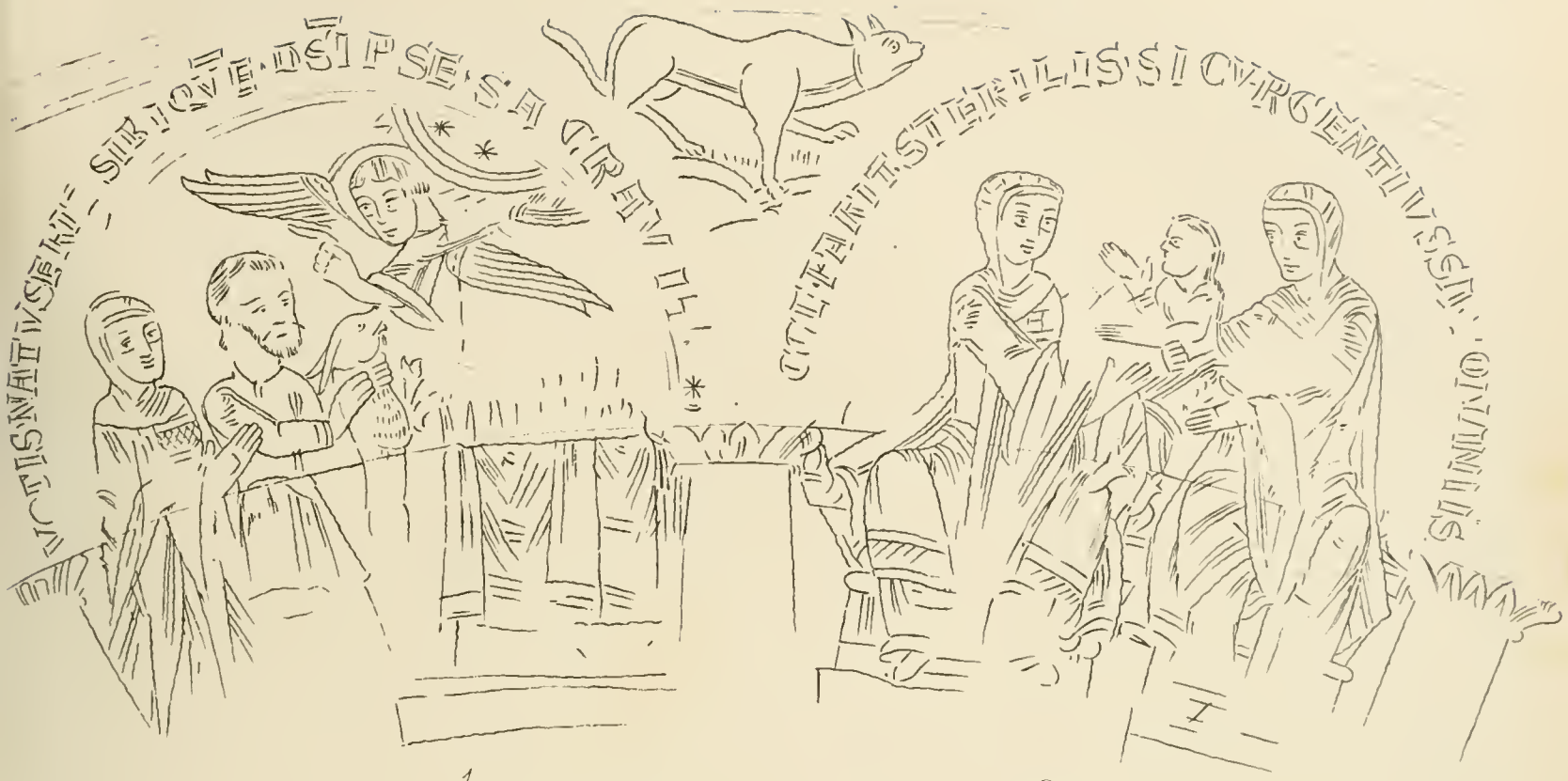
[3] Ich kenne sie nach einem guten Abgusse im Central-Museum zu Mainz. Sie ist offenbar christlicher Provenienz und dürfte dem 12. oder 13 Jahrhundert angehören. Auf dem Boden zeigt sie eine roh gravirte weibliche Figur mit der Inschrift „VERA". Herum finden sich die Halbfiguren von: „Idolatria", „Invidia", „Ira" und „Luxuria". Im aufsteigenden Rande zwischen äußerst rohem Blattwerk und solchen Blumen steht mehrmals „Dolus" „Odium" und „Inchtum". Alles, besonders das letzte Wort in höchst flüchtiger unsicherer Capitals Das horizontale Rändchen ist mit dem Perlenpunzen behandelt. NB. Die turbanartige Frisur einer oder mehrerer Figuren auf dieser Schüssel hat nichts anderes zu bedeuten als die Unbeholfenheit des Gravirenden. Die Schüssel in Herrenhausen habe ich nur flüchtig gesehen, weshalb ich hier von einer Beschreibung derselben absehen muss.

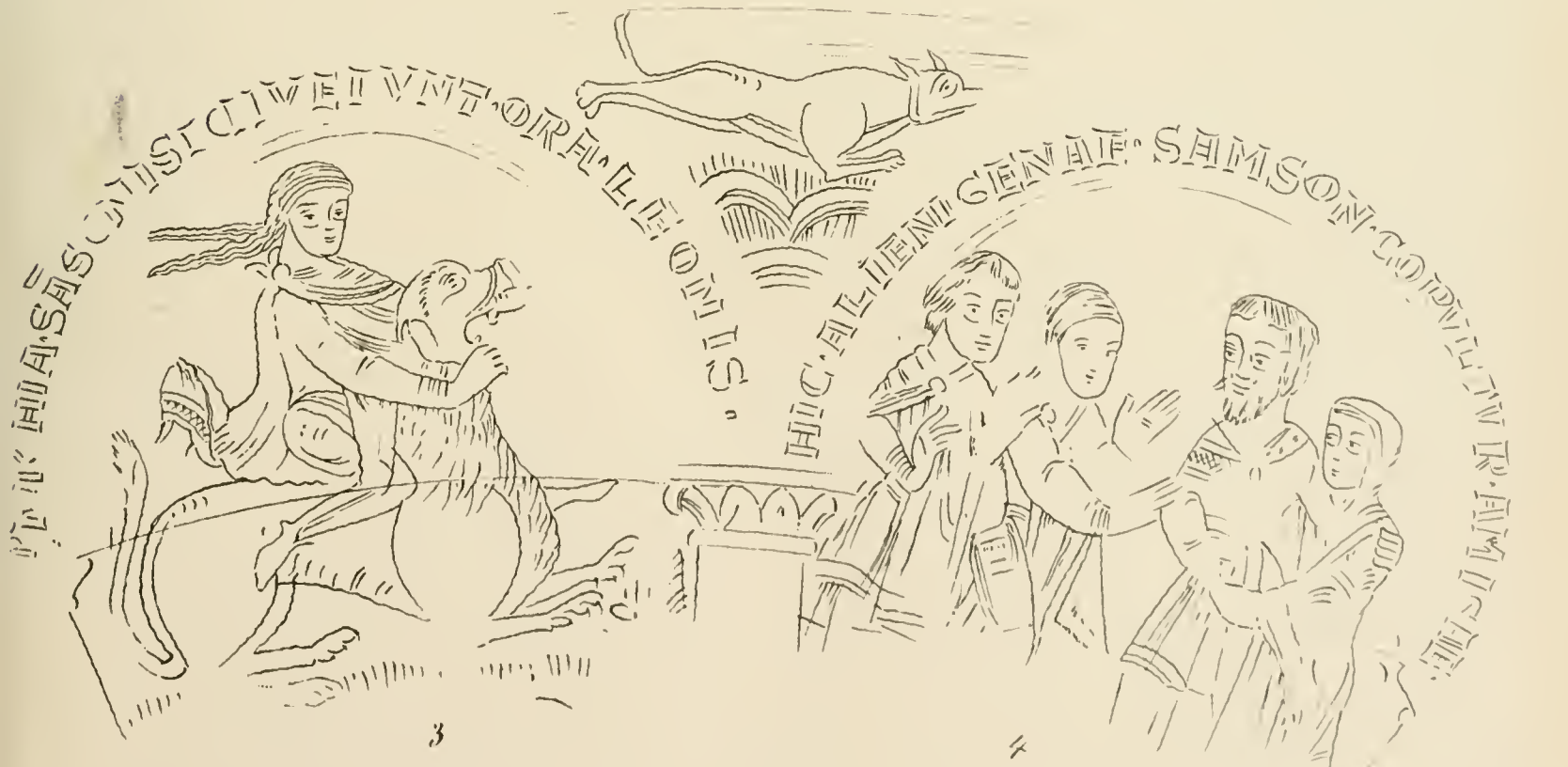
In technifcher Beziehung mufs erwähnt werden, dafs Kunftgegenftände des hohen Mittelalters nicht felten mit Gravirung verziert find. Man erinnere fich beifpielsweife des Einbandes des „Liber aureus" in der Stadt-Bibliothek in Trier, und an den Reliquien-Schrein zu Mettlach.[1] Die gravirten Linien auf unferer Schüffel erfcheinen heute, wohl durch langjährigen Gebrauch in Haus und Küche wie ausgenagt, als wären fie geätzt. Kaum aber ift anzunehmen, dafs fie urfprünglich auf dem Wege der Aetzung hergeftellt worden find. Die technifche Ausführung der Verzierung am horizontalen Rändchen entfpricht offenbar dem „opus punctilis" des Theophilus Presbyter, wie er es in feiner Schedula diverfarum artium genau befchreibt.[2]

[1] Bezüglich des „Liber aureus" aus Prüm, deffen Einband gravirtes Kupferblech trägt, vergl. u. a. *E. aus'm Weerth:* Kunftd. in d. Rheinlanden Taf. 61, befonders aber *Thaufing* in den Mitth. d. Inft. für öfterr. Gefchichtsf. I. Bd. Bezüglich des Reliquienfchreins zu Mettlach vergl. hauptfächlich: *Quaft* und *Otte* Zeitfchrift für chr. Kunftarchäol. I. S. 230 u. 267. Noch fei hier des Trag-Altars aus dem Klofter Abdinghof zu Paderborn gedacht (Vergl. Organ für chr. Kunft 1866, S. 3 ff.). Gravirungen in Silber zeigt u. a. der Deckel eines Evangeliars in der Univerfitäts-Bibliothek zu Würzburg (vergl. *Hefner-Alterneck*: Trachten etc. 2. Auflage, Taf. 37).

[2] Vergl. *Ilg* in Eitelberger's Quellenfchriften I. Bd. 72. Cap. *Theophilus* fpricht auch davon, dafs man Schüffeln (allerdings getriebene) hie und da mit einer Darftellung Samfons zu verfehen pflegte.

Strafsengel





Photolithografie v. Jaffé & Albert Wien

5 6

7 8

Photolithografie v. Jaffé & Albert Wien

DIE NEUESTEN RÖMISCHEN FUNDE VON DERNOVO (NEVIODUNUM) IN UNTERKRAIN.

Von Karl Deschmann.

(Mit 1 Tafel und 9 Text Illuſtrationen.)

Einleitung.

(31. December 1884.)

DAS ſechs Kilometer ſüdlich von Gurkfeld in der Save-Ebene gelegene Dorf Dernovo mit 57 Häuſern und 341 Einwohnern wurde ſchon vom krainiſchen Chroniſten *Valvaſor*[1] als derjenige Ort bezeichnet, wo die einſtige römiſche Stadt Neviodunum geſtanden haben ſoll. Zwar ſind auf dieſem claſſiſchen Boden dermalen keine alten Verſchanzungen, keine ſonſtigen Ruinenreſte der einſtigen römiſchen Herrſchaft im Lande wahrnehmbar, jedoch wo immer man im Dorfe oder auf dem angränzenden Hutweiden-Terrain und auf den Aeckern der Umgebung die Humus- und Schuttdecke beſeitigt, ſtößt man ſchon in geringer Tiefe auf Mauerwerk römiſcher Gebäude, auf alte Grabſtätten u. ſ. w.; ſeit jeher hat ſich dieſe Gegend als eine der ergiebigſten Fundſtellen römiſcher Münzen in Krain erwieſen.[2]

Nach der Peutingeriſchen Tafel war Neviodunum eine der Marſch-Stationen zwiſchen Emona (Laibach) und Siscia (Siſſek). Obſchon die Entfernung Dernovos vom einſtigen Emona geringer iſt, als die Meilendiſtanz — LXIIII millia paſſuum — zwiſchen beiden geſagten Städten nach dieſem Itinerar beträgt, ſo hielten ſich doch die heimiſchen Geſchichtsforſcher für berechtigt, das römiſche Neviodunum für den Gurkfelder Boden in Anſpruch zu nehmen, weil die dort häufigen römiſchen Funde auf eine bedeutende Niederlaſſung hindeuteten.

Nur auf zwei in dieſer Gegend gefundenen Römerſteinen geſchieht der daſelbſt geſtandenen Stadt Neviodunum Erwähnung,[3] ſomit etwas abweichend von deren Bezeichnung auf den Itinerarien, ferner gibt ein an der Unter-Krainer Reichsſtraße bei Pöſendorf, der zweiten Poſt-Station außer Laibach, aufgefundener Meilenſtein aus Hadrian's Zeiten[4] die Entfernung Neviodunums mit XXXXIIII millia paſſuum an, eine Diſtanz, die mit der Entfernung Dernovos vom Standorte des Meilenſteins ebenfalls nicht übereinſtimmt, wohl aber auf einen ſüdlich von Dernovo in der Thalenge der Save unter dem Einfluſſe der Gurk gelegenen Punkt ſich zu beziehen ſcheint.

Erſt die eingehenderen vergleichenden Studien der Lage der römiſchen Stationen zwiſchen Emona und Siscia nach der Peutingeriſchen Tafel und nach dem Antoniniſchen Itinerar, welches letztere die Station Neviodunum auf die Route zwiſchen Senia (Zeng) und Siscia (Siſſek)

[1] *Valv.* Ehre des Herzogthums Krain, V Buch, S. 207.

[2] *Valvaſor* ſchreibt hierüber a. a. O.: „Eine Stunde von Gurkfeld liegt das Dorf Drinou In demſelben und auch umbher auf dem Gefilde desſelben werden gar viel Ziegel ausgegraben und hat man von dieſem ſehr große Gläſer voll Erde und Aſche, daſelbſt angetroffen; ingleichem bleierne Röhren und werden annoch ſehr viel monumenten daherum gefunden. Wie man nicht weniger ſeher täglich, in ſelbiger Gegend heidniſches Geld, auch vieles alten Gemäuers und Gewelber, unter der Erde anſichtig wird. Daher man ſicher ſchließet, es ſei daſelbſt vor Alters eine Stadt geſtanden."

[3] *Mommſen.* Corpus inſcriptionum III Bd., I. Th., S. 498. Nr. 3919 und 3921.

[4] *Müllner.* Emona S. 264.

verfetzt, haben bedeutende Archäologen zu der Anficht geleitet, dafs das Neviodunum der Itinerarien ein ganz anderer Ort gewefen fei, als das bisher nur durch Römerfteine von Dernovo und Umgebung conftatirte Neviodunum des Gurkfelder Bodens, und dafs jenes am rechten Ufer der Kulpa in der Nähe des heutigen Karlftadt geftanden habe. Es liegt nicht im Zwecke diefes Berichtes, auf die noch immer nicht genügend aufgeklärte Topographie des Verlaufes der Straßenverbindung Siscias mit Emona und mit Senia, namentlich infofern fie die näher an Siscia gelegenen Stationen betrifft, ausführlicher einzugehen, es möge hier der Hinweis auf die diesbezüglichen Ausführungen in *Kenner's* Noricum und Pannonia[1] und in *Müllner's* Emona[2] genügen.

Nach *Linhart*[3] lag Neviodunum in der Gegend des heutigen Čatež gegenüber der unterfteierifchen Stadt Rann in der Save-Thalenge unter dem Einfluffe der Gurk, wo noch heutzutage die Refte eines römifchen Caftells erhalten find. Auch Dr. *Kenner* pflichtet diefer Meinung bei, jedoch mit der Einfchränkung, dafs dort die Militär-Station Nèviodunum fich befunden habe, während die dazu gehörige Civil-Stadt in der Gegend von Dernovo gelegen war.

Mit der Municipal-Verfaffung wurde Neviodunum durch Kaifer Vefpafian ausgezeichnet. Das einzige Denkmal, welches befagt, dafs diefe Stadt ein Municipium gewefen fei und zur Tribus Flavia gehörte, ift ein angeblich in Dernovo ausgegrabener, dann nach Malence überführter, nunmehr im Schloffe Mokritz[4] eingemauerter Römerftein.

Wir haben uns mit der Civil-Stadt Neviodunum und den dafelbft jüngft gemachten römifchen Funden zu befaffen, wobei wir jedoch auch auf die Fundchronik diefes Ortes in den letzten Decennien zurückgreifen und einiges über die Lage Dernovos vorausfchicken wollen.

Gegenwärtig ift diefes Dorf von dem im Often vorüberfließenden Hauptftromlaufe der Save beiläufig drei Kilometer entfernt. Zur Römerzeit war Neviodunum knapp am rechten Ufer des Savus gelegen, deffen Flufsgotte die befondere Verehrung der Bewohner des Save-Thales zu Theil wurde.[5] Das verlaffene alte Save-Flufsbett, noch jetzt fehr gut erkennbar, läuft in füdlicher Richtung außer der Stadt Gurkfeld knapp zur linken Seite der nach Landftraß und von der Abzweigung in Belibreg nach Munkendorf in der Nähe der Einmündung des Gurkfluffes in die Save führenden Bezirksftraße; im Dorfe Dernovo macht es eine fcharfe Biegung gegen Oft; feine weitere mehr öftliche Richtung ober den Dörfern Brege, Vihre, Mertvice und Skopiz läfst fich bis zum heutigen Hauptftrome verfolgen. Schon nach diefer Lage zu fchließen, fcheint Neviodunum eine wichtige Schiffer-Station gewefen zu fein; es mochte bezüglich des Güter-Verkehres auf der Save jene Rolle gefpielt haben, die fpäter die Stadt Gurkfeld übernommen und bis zur Eröffnung der am jenfeitigen Ufer durch Unter-Steiermark fich hinziehenden Agramer Bahn innegehabt hat.

Aber auch für den Landverkehr Neviodunums mit der Umgebung und den bedeutendften Städten des damaligen Ober-Pannoniens war durch gute Straßen vorgeforgt. Die alte Römer-

[1] In den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines in Wien, Band XI, S. 35 und 124

[2] *Müllner's* Emona. Laibach 1879, S. 101 bis 109

[3] *Linhart*, Gefchichte Krains. I. Bd., S. 311,

[4] Die betreffende Infchrift lautet:

I · O · M ·
ET · GENIO
MVNICIPI
FL · NEVIOD
SACRVM ⊘
L · POMPEIVS
INGENVS B ⊘
COS · V · S · L · M

Siehe *Mommfen* am a. a. O. S. 498, Nr. 3919.

[5] Zwei Votivfteine im mittleren Save-Thal, der eine in Wernegg, der andere im Saudörfl, gegenüber den Eifenbahn-Stationen Krefsnitz und Hraftnigg, beziehen fich auf Savus. *Mommfen* a. a. O. S. 495, Nr. 3896 und S. 629, Nr. 5138.

ſtraße von Emona führte über Praetorium Latobicorum, das heutige Treffen unter Weißkirchen, in die Gurk-Niederung, wo ſie im Krakauer Walde noch jetzt ſehr gut erkennbar iſt; bei Großdorf am öſtlichen Rande des beſagten Waldes gelangt ſie in das jetzige Cultur-Land, das ſie in gerader öſtlicher Richtung in zwei Kilometer Länge bis Dernovo durchzieht, und nunmehr als Bezirksſtraße benützt wird. Ebenſo ſcheint der von Dernovo nach Zirkle führende Gemeindeweg die Richtung der einſtigen Römerſtraße weiter nach Süden einzuhalten; man gelangt auf demſelben am kürzeſten zum Gurkfluſs, an deſſen linkem Ufer ausgedehnte Verſchanzungen — namentlich bei Forſt — ſich vorfinden, daſelbſt iſt auch ein in der Generalſtabs-Karte eingezeichneter großer Tumulus im freien Felde, der, wie die ſogenannten Türkenhügel in den Donauländern, ſchon damals militäriſchen Zwecken gedient haben dürfte; am rechten Gurkufer nimmt das aus römiſcher Zeit ſtammende Gradiſche in Malence in der Nähe der jetzigen ärariſchen Gurkbrücke bei Munkendorf eine dominirende Stellung ein, weiter nach Süden befand ſich auf dieſem Straßenzuge in Čatež die ehemalige Militairſtadt (?) Neviodunum, wo ſowie in Malence für weitere archäologiſche Nachforſchungen ſich ein gewiſs lohnendes Feld eröffnet.

Insbeſondere wäre feſtzuſtellen, ob nicht einzelne dieſer Verſchanzungen der vorrömiſchen Periode angehören, wie dies bei der in Oſten von Dernovo am Rande der Gurkfelder Ebene bei Weniſche ober Großdorf gelegenen, aus Erdaufwurf beſtehenden Befeſtigung der Fall iſt, welche in der Anlage ganz mit den einſtigen Schutzwerken — Gradiſche — der Bergvölker Krains in vorrömiſcher Zeit übereinſtimmt.

Antiquariſche Forſchungen im Gurkfelder Boden.

Ein ſehr eifriger antiquariſcher Forſcher auf dieſem claſſiſchen Boden war Pfarrer Dr. Caſpar *Tunckhelſteiner* zu Ende des 17. Jahrhunderts; von ſeinen epigraphiſchen Mittheilungen haben *Schönleben*[1] und *Valvaſor* Gebrauch gemacht. Seit jener Zeit wurden die erſten ſyſtematiſchen Nachgrabungen in Dernovo vom Ingenieur und Conſervator *Leinmüller* in den Jahren 1857 bis 1860 über Veranlaſſung des hiſtoriſchen Vereines für Krain mittelſt einer Staats-Unterſtützung von 150 fl. vorgenommen; die Ergebniſſe ſind in den betreffenden Vereinsſchriften niedergelegt worden. Als einer der Hauptzwecke dieſes Unternehmens galt die Herbeiſchaffung von Beweismitteln für die ſtreitige Frage, ob die älteſten Bewohner dieſer Gegend Kelten oder Slaven geweſen ſind. *Leinmüller* glaubte ſich für erſteres entſcheiden zu ſollen, auch war er bei dem Umſtande, als kein ober dem Boden befindliches Mauerwerk daſelbſt vorkommt, hingegen die von ihm aufgedeckten Mauerreſte eine Menge von Kohlen enthielten, der Meinung, daſs die Ober-Bauten Neviodunums nur aus Holz beſtanden haben und bei der über die Stadt eingebrochenen Kataſtrophe durch Feuer eingeäſchert worden ſeien. Nach ſeinem urſprünglichen Plane ſollte mit den Aufdeckungen in Dernovo vom alten Save-Ufer aus gegen das Dorf zu begonnen werden; er muſste jedoch dieſes Vorhaben wegen der von den Dorfinſaſſen erhobenen Schwierigkeiten aufgeben. Sohin nahm er die Oeffnung zweier eingeſtürzter Gräber vor, in denen außer dem gemalten noch gut erhaltenen Epheu-Ornament an den gemauerten und mit Mörtel ſauber verputzten Wänden nichts intactes vorkam.[2] Im Jahre 1860 lieferte *Leinmüller* eine Situations-Skizze über den Lauf der Save zu Römerzeiten.[3] Behufs weiterer Ausgrabungen wurde von ihm der Zwickel zwiſchen der Munkendorfer Bezirksſtraße an der Stelle, wo von dieſer außer dem Dorfe Dernovo der nach Zirkle führende Gemeindeweg abzweigt, dann links von erſterer die Strecke gegen das Dorf Brege, und rechts von letzterem in der Nähe der gedachten Abzweigung ein öder

[1] *Schonleben*: Carniolia antiqua et nova. Labacc 1691 tom. I pag. 222 und 223.

[2] Die Beſchreibung dieſer Gräber iſt in den Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Krain Laibach 1858, S. 48.

[3] Mitth. 1860, S. 20.

Gartengrund, außer welchem von ihm ein römiſches Bad aufgedeckt worden war,[1] als ein lohnendes Terrain bezeichnet. Auch weiter abwärts links vom Gemeindewege nach Zirkle wurden bei den von ihm vorgenommenen Nachgrabungen Münzen in großer Menge und etliche Anticaglien, als ein Bronze-Schlüſſel, ein Ohrlöffelchen, ein Ring u. ſ. w. gefunden. Desgleichen wurden von ihm zwiſchen Dernovo und Goritza Gräberſtätten conſtatirt.[2] Die von *Leinmüller* gefundenen römiſchen Münzen, von Galba bis Gratian (68 n. Chr. bis 383) reichend, hat der Numismatiker *Anton Jellouſcheg* beſchrieben.[3]

Der verſtorbene k. k. Kreis-Ingenieur in Rudolphswerth *Wilhelm Dollhof* hat in den Jahren 1826 bis 1863 auf ſeinen Dienſtreiſen von den Landleuten die gefundenen römiſchen Münzen erworben; in ſeiner hinterlaſſenen Münzſammlung, nunmehr im Beſitze des penſ. k. k. Bezirks-Hauptmannes *Dollhof*, welche meiſt aus Münzfunden in Unter-Krain beſteht, ſind auch die von Neviodunum herrührenden römiſchen Münzen in zahlreichen und ſchön erhaltenen Exemplaren vertreten.

Seitdem wurde in jener Gegend eine ziemlich reiche numismatiſche Ausbeute durch den jetzigen Herrn Pfarrer von Neudegg *Franz Jarz* gemacht. Als dieſer Pfarr-Cooperator in Haſelbach war, wohin die Ortſchaft Dernovo eingeſchult iſt, bot ſich ihm als Katecheten die beſte Gelegenheit dar, die meiſten damals in und um Dernovo durch die Bauern aufgefundenen Münzen von der die Volksſchule beſuchenden Jugend zugetragen zu erhalten. Die von ihm zu Stande gebrachte Münzſammlung, aus 1143 gut erhaltenen Stücken beſtehend, umfaſst außer etlichen Familien-Münzen die Zeit von Auguſtus bis Theodoſius (395 n. Chr.), ſie bildete ein ſehr beachtenswerthes Object der „Carniolia antiqua" in der krainiſchen Landes-Ausſtellung im Juli 1883.[4] Am zahlreichſten ſind darin vertreten Gallienus, Claudius Gothicus, Conſtantinus M. und ſeine Söhne.

Fig. 1.

Ueber ſeine ſonſtigen Alterthums-Funde in dieſer Gegend hat Pfarrer *Jarz* im „Anzeiger des kroatiſchen archäologiſchen Vereines" Jahrgang III, 1871, S. 62, weitere Mittheilungen gemacht. An das Laibacher Muſeum wurde von ihm außer einem antiken Mühlſteine einer kleinen Handmühle auch ein aus Stein roh gearbeiteter Barbarenkopf von auffallend dolichocephaler Schädelbildung abgegeben (Fig. 1). In der Einleitung zu dem obgedachten ſloveniſchen Münz-Verzeichniſſe führt derſelbe von ſonſtigen dort vorgekommenen bronzenen Fundſtücken an: Eine Jupiter-Statuette, ſchön gearbeitet, 6 Cm. hoch, ohne Piedeſtal, die linke Hand erhoben zum Schleudern des abhanden gekommenen Blitzes, die rechte an die Bruſt haltend; dann eine Göttin auf Piedeſtal, wahrſcheinlich eine Venus, von flüchtiger Arbeit, 11·5 Cm. hoch, die rechte Hand ausſtreckend, mit der linken den Körper bedeckend; ein 3 Cm. hoher Meduſenkopf in Relief, auf der Rückſeite ausgehöhlt; außerdem beſaß er mehrere Fibeln, ein viereckiges Glöckchen; ſeine Bronze-Sammlung iſt in den Beſitz des Prinzen *Ernſt Windiſch-Grätz* übergegangen.

Auch erwähnt Pfarrer *Jarz*, daſs im Jahre 1881 vor der Filial-Kirche in Dernovo an zwei Stellen Reſte römiſcher Bäder aufgedeckt worden ſeien; die in der niedrigen Hypokauſis befindlichen Hohlziegel ſeien an der Luft bald zerfallen. Weiters bemerkt er, daſs man bei den Grundaushebungen in Dernovo mehrere römiſche Brunnenſchachte aufgedeckt habe. Eine große gewölbte

[1] Siehe deſſen Beſchreibung und Zeichnung in den Mittheilungen des hiſtor. Vereines, Jahrg. 1862, S. 36 und 37.

[2] Mitth. des hiſtor. Vereines für Krain, Jahrg. 1861, S. 24.

[3] Mitth. des hiſtor. Vereines für Krain, Jahrg. 1860, S. 28 bis 30.

[4] Eine Beſchreibung dieſer Münzen, 30 Seiten ſtark, iſt in ſloveniſcher Sprache erſchienen: „Zbirka rimſkih novcev, nabral na Dernovem pri Leskovcu *Franjo Jarz* zupnik na Mirni. Ljubljana." 1883.

römiſche Waſſerleitung laſſe ſich auf dem Felde bis in die Nähe von Zirkle verfolgen, längs dem dahin führenden Fahrwege kämen an mehreren Stellen kleine gemauerte Canäle vor, die von dieſer Waſſerleitung geſpeiſt wurden; letztere ſcheint bei Zirkle den Gurkfluſs überſetzt zu haben, um die Stadt Neviodunum mit gutem Quellwaſſer von den nördlichen Abhängen des Gorjanz-Berges jenſeits der Gurk zu verſorgen.

In eine neue unerwartete Phaſe ſind die Ausgrabungen im alten Neviodunum ſeit November 1883 getreten, als Herr *Bartholomäus Pečnik* in Gurkfeld, vom Intereſſe für die Heimatskunde beſeelt und von den zu machenden Funden einen kleinen Nebenerwerb anhoffend, die Sache in die Hand nahm. Die k. k. Central-Commiſſion, von ſeiner Abſicht in Kenntnis geſetzt, bewilligte ihm eine Geld-Unterſtützung unter der Bedingung, dafs die zu machenden Funde beim Herrn Pfarr-Vicar *Johann Knaus* in Gurkfeld, der mit der Oberleitung der Ausgrabungen betraut wurde, zu hinterlegen und mit Ausnahme beſonders werthvoller Stücke, deren Ankauf dem kaiſerlichen Münz- und Antiken-Cabinete in Wien vorbehalten bleibt, an das krainiſche Muſeum abzuliefern ſeien.

Die bereits im November 1883 mit Umſicht vorgenommenen Aufdeckungen haben bisher insbeſondere eine bedeutende Anzahl ſehr gut erhaltener Terracotten zu Tage gefördert, indem Herr *Pečnik*, von einer glücklichen Beobachtungsgabe geleitet und im regen Verkehr mit der Bevölkerung ſtehend, alle ihm gegebenen Andeutungen über früher gemachte Funde zu benützen wuſste, um mit verhältnismäßig nicht beſonders koſtſpieligen Erdbewegungen die ausgiebigſten Stellen ausfindig zu machen. Hiebei kam ihm der Umſtand vortrefflich zu ſtatten, dafs er als aus der Landbevölkerung hervorgegangen, in der Lage war, mit den Eigenthümern jener Culturen, die in ihrem Schoße Gräberſtätten bergen, billige Pacht-Verträge für Nachgrabungen während der Zeit, als die Felder brach liegen, abzuſchließen, und anderſeits mit den daſelbſt ausgehobenen prächtigen Steinplatten ein ſehr erwünſchtes Entgelt den Landleuten jener an guten Bauſteinen in der nächſten Umgebung entbehrenden Gegend zu liefern.

Seine Nachgrabungen ſind noch nicht abgeſchloſſen; daher beſchränkt ſich der nachfolgende Fundbericht auf die durch das krainiſche Landes-Muſeum vom Herrn Vicar *Knaus* gegen eine Daraufzahlung von 100 fl., welche der verſtorbene Landtags-Abgeordnete Herr *Joſeph Ritter v. Schneid* zu dieſem Zwecke geſpendet hatte, erworbenen Antiquitäten und auf die nicht minder ergiebigen im Herbſte 1884 von Herrn *Pečnik* zu Stande gebrachten zwei Sammlungen, welche von ihm auf Koſten des Muſeal-Fondes, dem auch die krainiſche Sparcaſſe eine Spende von 200 fl. zukommen ließ, angekauft worden ſind.

Dieſe Sammlungen bilden eine Zierde des Landes-Muſeums in Laibach, unter deſſen römiſchen Alterthümern bisnun die Stadt Neviodunum außer obiger Spende des Pfarrers *Jarz* nur durch zwei im Jahre 1821 und 1823 eingeſendete Graburnen vertreten war; die eine rührt von Frau *Chriſtine* Gräfin *v. Lichtenberg*, geborenen *v. Pilichgratz*, die andere vom Herrn k. k. Diſtricts-Förſter *Valentin Patzar* her. Da der mit der Ober-Aufſicht und Leitung der Nachgrabungen betraute Herr Vicar *Knaus* dem *Pečnik* die vollſte Actionsfreiheit überliefs, ohne ſich um das Detail der gemachten Funde weiter zu kümmern, wobei er in gewifs anerkennenswerther Weiſe demſelben bei Erſchöpfung des ihm zur Verfügung geſtandenen Fondes mit Geld-Vorſchüſſen zur Seite ſtand, ſo ſtützt ſich der nachfolgende Fund-Bericht ausſchließlich auf die Angaben des letzteren und auf meine gelegentlich eines Ausfluges in jene Gegend bei ſehr ungünſtigem Wetter gemachten Wahrnehmungen.

Es wäre wohl zu wünſchen geweſen, dafs vom beſagten Finder mehr detaillirte Aufzeichnungen über die einzelnen Funde aufgenommen worden wären; auch hätten dieſe ſo erfolgreichen Nachgrabungen an archäologiſchem Intereſſe weſentlich gewonnen, wenn ſie durch einen Fachmann

geleitet worden wären; jedoch iſt es ſehr fraglich, ob ſie in letzterem Falle ein ſo reiches Ergebnis zu Tage gefördert hätten, indem die Intervenirung eines Städters bei ſolchen Unternehmungen in der Regel dem Mistrauen der Land-Bevölkerung begegnet und übermäßige Entſchädigungs-Anſprüche der Bauern, mit dem wirklichen Werthe der zu machenden Funde in keinem entſprechenden Verhältniſſe ſtehend, zur Folge hat.

Neueſte Fund-Ergebniſſe in Neviodunum.

Nachdem die früheren weniger ergiebigen Nachgrabungen ſich meiſt in den Grundmauern Neviodunums im Dorfe Dernovo oder in deſſen nächſter Nähe bewegt hatten, ſo war das Augenmerk des Herrn *Pečnik* beſonders auf die römiſchen Gräberfelder gerichtet, zu deren Conſtatirung ihm die alte Römerſtraße, längs welcher an beiden Seiten bisher die meiſten Gräber aufgedeckt worden waren, einen ſehr guten Fingerzeig gegeben hat. Die Zahl der von ihm geöffneten Gräber überſteigt 400.

In der Conſtruction derſelben waren folgende Typen vorherrſchend:

Die aus Bruchſteinen aufgeführten gemauerten Gräber waren inwendig ſorgfältig mit Mörtel verputzt und mit einer gewölbten (ſeither meiſt eingeſtürzten) Ziegeldecke verſehen. In einem derſelben, das ſpäter ausführlich beſchrieben werden ſoll, trugen die Seitenwände figuraliſche Darſtellungen in Fresco gemalt; in einigen wenigen beſchränkte ſich die Wandmalerei auf die Anbringung eines färbigen Linien- oder Blatt-Ornamentes, zuweilen waren in den Wänden eckige Niſchen angebracht zum Hineinſtellen der mit Aſche angefüllten Urnen. Derartige Gräber entſprechen vollkommen den in Italien häufigen Columbarien; meines Wiſſens ſind ſie anderwärts in Krain noch nicht vorgekommen. Während meines Beſuches in Gurkfeld war ein ſolches Columbarium noch offen, es hatte ſechs Niſchen, zwei dem Eingange gegenüber, und je zwei an jeder Seitenwand, die Niſchenräume waren 35 Cm. hoch, 33 Cm. breit und 25 Cm. tief, ſomit geräumig genug, um Aſchen-Urnen gewöhnlicher Größe aufzunehmen (Fig. 2). Der Boden der gemauerten Gräber beſtand aus Mörtelguſs und war durch eine quer gelegte, beiläufig 25 Cm. über denſelben hervorſtehende Steinplatte in zwei ungleiche Abtheilungen getheilt, wovon die kleinere mit Aſche vollgefüllt war, während in der größeren die Aſchen-Urnen und ſonſtigen Gefäße ſtanden, welche jedoch meiſt von der eingeſtürzten Wölbung zerdrückt worden waren. Die Länge dieſer nicht eben häufigen Gräber betrug meiſt 160, die Breite 113, die Höhe 113 Cm.; ſie waren in der Regel reihenweiſe angeordnet mit gleichmäßigen größeren leeren Zwiſchenräumen. Ihre Lage war meiſt von Nord nach Süd.

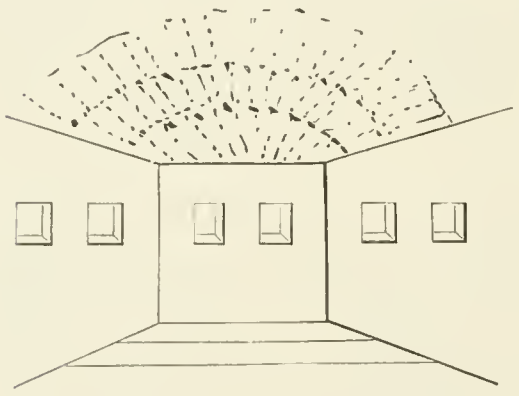


Fig. 2.

Am häufigſten waren die aus großen Steinplatten errichteten Grabkammern. Das dazu verwendete vorzügliche Stein-Materiale, woraus auch die Grundmauern der Gebäude beſtehen, dem alle Mauerſteine der Häuſer von Dernovo entſtammen, rührt aus den Steinbrüchen in der Umgebung von Gurkfeld her, es iſt dies ein für dieſen Zweck beſonders geeigneter Kalkſtein, er gehört den ſogenannten Gurkfelder Schichten[1] der Geologen an und bricht meiſt in ſehr dünnen und großen Platten. Die Seitenwände der Grabkammern beſtehen in der Regel aus einer einzigen Platte; die zum Abſchluſs nach oben angebrachte Deckplatte gewährte dem Inhalte dieſer Räume

[1] *Lipold.* Bericht über die geologiſchen Aufnahmen in Unter Krain im Jahre 1857 im Jahrbuch der geologiſchen Reichs-Anſtalt 9 Jahrg. 1858. Seite 270.

einen befferen Schutz, als das Ziegelgewölbe der gemauerten Gräber. Die am beften erhaltenen Gefäße wurden in der Regel in folchen Grabkammern gefunden; wozu auch wefentlich der Umftand beitrug, dafs jene meift in einer feinen und dichten Sandlage ftanden, welche auf die in dem größeren Raume des abgetheilten, meift aus zwei Steinplatten beftehenden Bodens aufgeftellten Gefäße fchon beim Begräbnis zur Ausfüllung aller Zwifchenräume und Fugen bis zur Gefäßöffnung und wohl auch über diefelbe gefchüttet worden war. Die Dimenfionen diefer Grabkammern waren fehr wechfelnd, fie ftanden öfters jenen der gemauerten Gräber nicht nach, in ihrer Anordnung war außer der vorherrfchenden Lage von Nord nach Süd eine beftimmte Reihenfolge nicht wahrnehmbar; an einzelnen Stellen befanden fich diefelben fehr dicht aneinander. An einigen in der Nähe befindlichen Stellen war das Erdreich unter der Humusdecke von Kohlenreften ftark gefchwärzt, die dort aufgefundenen Münzen und Bronze-Fragmente trugen die Spuren einer ftarken Glühhitze an fich. Offenbar befanden fich dort die Brandftätten der Leichen (buſta).

Nur zwei koloffale Steinfärge mit ausgemeißelter Höhlung für die Leichen kamen vor, einer bei Dernovo, der zweite bei Brege, während derartige Steinfärge auf den Gräberfeldern von Emona nicht zu den Seltenheiten gehören.

Ebenfo wurde nur ein einziger cylindrifcher niedriger Steinfarg, welcher Typus um Emona häufig ift, in Neviodunum aufgedeckt.

In verhältnismäßig geringer Zahl kamen aus großen Ziegelplatten beftehende Gräber vor; es waren deren nur etliche fünf, fämmtlich eingeftürzt.

Ganze Leichen wurden nur zwei ausgegraben, bei beiden lagen Refte von Gürtelfchnallen. Noch fei eine ganz zerfallene Kindesleiche in einem kleinen Grabe aus Steinplatten erwähnt, ihr ftand eine fchwarze mittelgroße Urne und kleines Gefäß, außerdem ein Schmuck von etlichen 50 Glasperlen zur Seite.

Das von *Pečnik* aufgedeckte Terrain nebft der Lage der Gräberfelder ift aus beifolgender Plan-Skizze[1] zu erfehen. Wir wollen die gemachten Aufdeckungen in der Richtung von Weft nach Oft längs der von Großdorf nach Dernovo und von da weiter nach Brege führenden alten Römerftraße näher in Betracht ziehen (Fig. 3).[2]

Fig. 3

Etwa 200 M. von Großdorf entfernt in einer Diftanz von 10 M. nördlich von der Straße waren fechs aus Steinplatten errichtete Gräber; ihr Inhalt beftand nur aus Thonfcherben, kein einziges ganzes Gefäß befand fich darin.

Diefen gegenüber waren an der Südfeite der Straße, von diefer 20 M. entfernt, die Refte eines Ofens zum Brennen von Thongefäßen; ein Haufen von Scherben lag dort, unter ihnen

[1] Auf diefer Plan-Skizze liegt Großdorf links, das Flufsbett zeigt den alten Lauf der Save.

[2] Zur Erklärung von Fig. 3 ift beizufügen, dafs oben bei der Gabelung der Straße der Ort Hehbreg liegt, die Straße links herab ift die Bezirksftraße nach Landftraß, die fie durchfchneidende ift die alte Römerftraße von Großdorf, die nach und durch Dernovo (δ) führt; die ftrichulirte Partie deutet die Ausdehnung des einftigen Neviodunum an. Aus dem Noviodunum Gebiete zweigen folgende Straßen ab: gegen links die ehemalige Bomerftraße gegen Brege, die Straßen gegen Munkendorf, die nach Circle und die nach Gontz. Das markirte Flufsbett bezieht fich auf die vorige Richtung der Save, ift jetzt trocken; Stelle *a* ein brunnenfchachtartiges Grab, vielleicht Töpferei, *b* dichteftes Vorkommen der Gräber, *c* Grab mit Wandmalerei, *d* großer Steinfarg, *e* Schmiede, *f* Töpferei, *g* Wohnhaus.

befanden fich zwei Münzen von Conftantinus M. Weiter öftlich von den früher genannten Gräbern gegen die Durchkreuzungsftelle der Römerftraße mit der von Gurkfeld nach Landftraß führenden Bezirksftraße find an mehreren Stellen Andeutungen vorhandener Gräber, deren Aufdeckung bei disponiblen Geldmitteln einem fpäteren Zeitpunkte vorbehalten bleibt.

Von der befagten Durchkreuzungsftelle weiter auf der Straße gegen Dernovo kam man auf der Nordfeite der letzteren auf die erften gemauerten Gräber. Befonders auffallend war das äußerfte brunnenfchachtartig ausgemauerte, es war ganz mit Gefchirrfcherben und zerbrochenen Ziegeln ausgefüllt. Sollte dies nicht etwa der zufammengeftürzte Ofen (furnum) einer Töpferei gewefen fein, deffen aus Ziegeln beftehende Kuppel auf die darin zum Brande aufgeftellten Gefäße eingeftürzt war, ein Seitenftück zu dem bei Caftor in der Grafffchaft Northhampton in England aufgedeckten Töpferofen?[1] Schade, dafs die Unterfuchung fich nicht auch darauf erftreckt hat, ob ein unterirdifcher Zugang (Praefurnium) zu dem zum Heizen beftimmten Raume noch vorhanden ift.

Zwar find derartige brunnenfchachtartige Gräber auch von Perg im Mühlkreife in Ober-Oefterreich, ferner von Müglitz in Mähren und von Böhmen bekannt. Der gelehrte Archäolog *Gaisberger*, der die erfteren befchrieb,[2] macht die Bemerkung, ob diefelben nicht etwa von den fchon während der Römerherrfchaft in Ober-Oefterreich angefiedelten Slaven herrühren.

Für die Gefchichte des erften Auftretens der Slovenen in Krain wäre es von großer Wichtigkeit, wenn außer diefer fehr zweifelhaften Andeutung eines flavifchen Grabes verläfslichere Anhaltspunkte des Vorhandenfeins einer flavifchen Bevölkerung im einftigen Neviodunum durch die vorgenommenen Ausgrabungen geliefert worden wären, wofür jedoch nach den gemachten Funden kein weiterer Anhaltspunkt fich ergeben hat. Nach byzantinifchen Quellen foll Kaifer Conftantin der Große die im Jahre 334 über die Donau gedrungenen 300.000 Sarmatos Limigantes aufgenommen haben; ihre neuen Anfiedlungen reichten bis an die Gränzen Italiens; es konnten fonach die Slaven fchon damals in diefen Gegenden fefte Wohnfitze innegehabt haben.[3]

Weiter öftlich von diefer Stelle, 30 M. nördlich von der Straße entfernt, war die ausgiebigfte Fundftelle der aus Steinplatten errichteten Gräber, ihre Anzahl betrug etliche 150 von verfchiedenen Dimenfionen, einige größer, andere kleiner, dicht aneinander, zwifchen ihnen befanden fich einige fünf eingeftürzte aus größeren Ziegelplatten; auch ftieß man auf etliche ohne Steinlage in den Boden verfenkte und mit Steinplatten zugedeckte Urnen.

Nach einer nun folgenden leeren Stelle überrafchte die Arbeiter die merkwürdigfte bisher in Neviodunum aufgedeckte Grabkammer, 15 M. nördlich von der Straße entfernt, mit gut erhaltenen Wandgemälden in Fresco ausgeftattet, von diefer hat Herr Profeffor *Hans Petfchnig* in Grätz, correfpondirendes Mitglied der k. k. Central-Commiffion, an Ort und Stelle eine Copie aufgenommen. *Petfchnig* befchreibt die Kammer in folgender Weife:[4]

„Diefelbe ift von oblonger Form 1·80 M. lang, 1·15 M. breit und 1·61 M. hoch.[5] Im Norden ift eine Nifche, 0·60 M. breit, 0·50 M. tief und 0·82 M. hoch angebracht, welche mit einer Steinplatte gefchloffen ift, und den Eingang in die Kammer gebildet hat. Gegenüber ift durch die ganze Breite eine, 0·30 M. breite, und vom Fußboden fich 0·35 M. erhebende gemauerte Bank angebracht; ober felber befindet fich eine kleine viereckige Nifche 0·40 M. lang, 0·24 M. tief und 0·25 M. hoch,

[1] Siehe die Befchreibung fammt Abbildung in *A. Rich (Cheruel)* Dictionnaire des antiquités romaines et grecques. Paris 1859. S. 507.

[2] Im Berichte des Mufeums Francisco-Carolinum. Jahrgang 1864, Seite 61—62. F. *Gaisberger*, Archäologifche Nachlefe.

[3] Siehe *Kopitar:* Glagolita Clotzianus. Vindobonae 1836. . . p. XXX u. LXXVI.

[4] Bei diefer Befchreibung ift der Wortlaut des Berichtes des Profeffor *Petfchnig* wiederholt.

[5] Der in Laibach erfcheinende flovenifche „Ljubljanski lift" vom 30. Mai 1884 enthält hierüber eine ausführliche Correfpondenz aus Gurkfeld, f. auch Grätzer Tagespoft vom 12. September 1884.

oben offen und mit dem Ackerfelde in gleichem Niveau. An der Weftfeite zieht fich eine Mulde von der befagten Bank bis zur Eingangsfeite hin, felbe ift 0·25 M. breit und wird von einer 0·33 M. hohen, 0·15 M. dicken Wand gebildet (Fig. 4)."

„In diefer Mulde fand fich Afche vor; außer einigen Scherben war in diefem Grabe nichts zu finden, daher zu einer näheren Beftimmung diefer Grabkammer nur die Fresken Anhaltspunkte geben. Diefe Fresken bedecken alle vier Wände und find auf einer ftarken Mörtelfchichte aufgetragen. Aus der Form der Stirnwände geht hervor, dafs diefer Raum eingewölbt und dann wahrfcheinlich mit einer Schichte Rafen bedeckt war, und einen Grabhügel gebildet hat. Die Fresken find mit breiten rothen Bändern eingerahmt, in welchen noch fchmälere Bänder in blaugrauer und grüner Farbe die einzelnen Darftellungen begränzen."

„Die intereffanteite Darftellung in diefer Grabkammer befindet fich an der Südfeite, oder der früher befprochenen gemauerten Bank, welche wahrfcheinlich zum Aufftellen von Thongefäßen gedient hat. Es ift die Darftellung eines Liebesmahles, jedoch findet man, wie fchon erwähnt, kein Symbol, um es für ein chriftliches Liebesmahl zu halten."

„An einer mit einer roth geftreiften Tifchdecke bedeckten Tafel fitzen fünf Perfonen. Dominirend ift die Frauengeftalt in der Mitte. Zur rechten Seite fitzen zwei weibliche Geftalten, welche, wie aus der Malerei noch zu erkennen ift, jünger als die mittlere Geftalt find. Zur linken ein bärtiger Mann, neben ihm ein jüngerer Genoffe. Am linken Ende der Tafel ift leider der untere Theil, der obere am rechten fchon abgefchlagen, man erkennt Figurenreite eines bedienenden Sclaven mit einem Trinkgefäß in der linken Hand (der Deckel des Gefäßes zurückgefchlagen). Vor der bedeckten Tafel in der Mitte fteht ein Tifchchen mit drei gefchweiften Füßen, wie felbe bei Griechen und Römern vorgekommen find; auf felbem fteht in der Mitte eine Glasfchüffel, um felbe gelbe Südfrüchte, etwa Orangen; doch fcheint eine Frucht den Granatapfel darzuftellen, da in dem aufgefprungenen Theile die Körner zu fehen find. (S. die beigegebene Tafel.) Zwifchen diefem Tifchchen und dem dienenden Sclaven ift ein geflochtener Speifetragkorb aufgeftellt, oben mit rohem Handgriff, feftem Deckel und gegitterten Wänden."

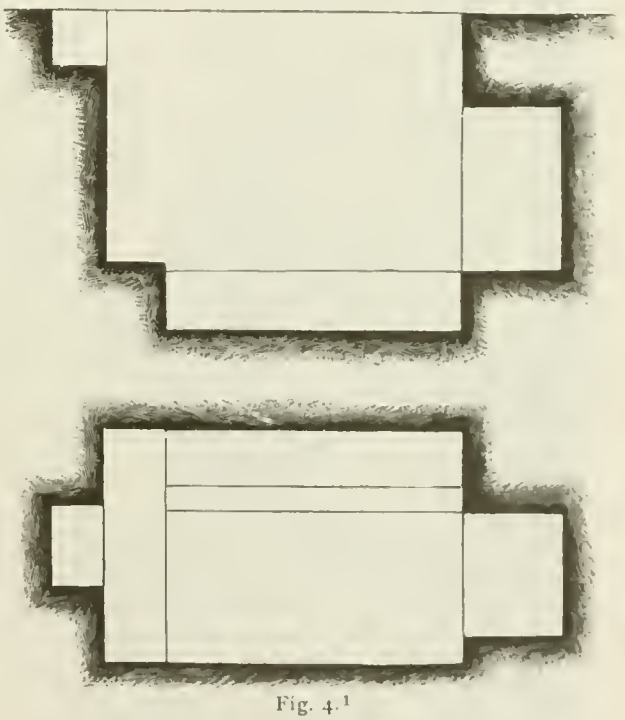


Fig. 4.[1]

„Diefes Gemälde ift 1·13 M. lang, mit grünen und blaugrauen Streifen, dann mit breiten rothen Bändern eingefafst. Ein folches Band begränzt die fchon anfangs erwähnte kleine Nifche, die ein nach oben offenes Zugloch gewefen fein mag. Diefe kleine Nifche ift ebenfalls bemalt, hat aber derartig gelitten, dafs trotz verfuchten Benetzens der Flächen mit Waffer nicht mehr herauszufinden war, was die Malerei eigentlich darftellt. Rothe Blumen am grünen Stengel find erkennbar, aber der gelbbraune Flecken zwifchen ihnen ift zu undeutlich um zu beftimmen was damit vorgeftellt fein foll. In diefer Seite ift auch die aufftleigende Bogenlinie, welche deutlich zeigt, dafs diefer Raum mit einem Tonnengewölbe gefchloffen war, erfichtlich. Links und rechts von der kleinen Nifche find primitiv gemalte grüne naturaliftifch gehaltene Ornamente in Pflanzenform zur Ausfüllung des Raumes angebracht."

[1] Die obige Abbildung gibt den Durchfchnitt, die untere den Grundrifs des Grabmales

„An der weſtlichen Mauer ober der Aſchenmulde iſt die lineare Einfaſſung ſehr geſchickt gemacht, um das Bild in einen engeren Rahmen zu bringen.[1] Die Haupteinfaſſung bildet wieder ein breites rothes Band, in welches dann graugrüne und blaugrüne Streifen eingefügt ſind, die innerſte Einfaſſung aus graugrüner Färbung hat auch noch ſehr flott hingeſetztes Blattwerk, welches an Sumpfpflanzen gemahnt. Die Darſtellung iſt eine ſehr lebendige. Vier Rappen mit rother Zäumung und Bauchgürtel ſprengen, ſcharf ausgreifend, vor einem vierräderigen Wagen. Die Hinterfüße ſind, wie ſelbe häufig in den antiken Darſtellungen vorkommen, parallel zu einander, decken ſich ſogar theilweiſe; der bei dem vorderſten Pferde ſichtbare Schweif hat jene Ringelung, welche die römiſche Kunſt und ſpäter auch die Renaiſſance des 17. Jahrhunderts gern angewendet hat, um Bewegung und Leben auszudrücken. Der Wagen hat einen aufſteigenden hohen Sitz mit rother Polſterung. Ein Mann in blaugrauem Gewande ſitzt etwas nach vorn gebeugt, in der Linken die Zügel zuſammenfaſſend, und in der Rechten eine Peitſche mit kurzem Stiel ſchwingend. Das Bild iſt 1·2 M. lang, 0·8 M. hoch. Ober dieſem Bilde ſieht man ein kleines Stück des Gewölbe-Anlaufes, welches zeigt, daſs die Decke ebenfalls in Fresco bemalt, vielleicht auch in der Mitte ein Gemälde gehabt haben mag."

Fig. 5.

„Dieſem Bilde gegenüber an der öſtlichen Wand findet man dieſelben Umrahmungen, zwei Felder bildend, ein großes von länglicher Form; gegen die nördliche Seite ein hohes ſchmales Feld, welches innen mit einem graugrünen Blatt-Ornament belebt iſt. Auch hier iſt der Anlauf des Gewölbes etwas erſichtlich und eine Vaſe mit herabhängenden Pflanzen iſt noch ziemlich wahrnehmbar. Das Hauptbild ſtellt zwei Stiere vor, welche in gravitätiſchem, aber weit ausgreifendem

[1] Die Wand iſt in drei Felder, zwei ſchmale hochſtehende und ein großes Mittelfeld, getheilt.

Schritte an einen vierräderigen Wagen gespannt sind. Auch hier ist ein gewisses Temperament in den Charakter der Thiere gebracht; während der rechte Vorder- und Hinterfuß weit vortritt, ist der Schweif gerade ausgestreckt. Die rothen Stirnbänder und das Brustband beleben mit einem gewissen Effect die braunen Thiere. Der leitende Mann hält in der Rechten zwischen den Fingern einen Stab zum Antreiben der Thiere. Er sitzt gegen den Wagen hinein, ist jedoch mit dem Oberkörper nach vorn gewendet. Unter dem Ueberkleid sieht ein rothes Unterkleid hervor. Am Wagen rückwärts oben ist, wie man aus der eben nicht gut perspectivischen Zeichnung entnehmen kann, ein Fass mit Gebinde dargestellt, was in dieser Gegend, wo der Weinbau von jeher betrieben worden sein mag, auf das Einbringen des Weines deuten mag" (Fig. 5).

Die Wand gegen Norden enthält, wie früher erwähnt, die Eingangsnische mit einer massiven Steinplatte geschlossen. Diese Nische ist nicht in der Mitte angebracht, sondern steht näher der östlichen Wand; der auf der andern Seite übrigbleibende Theil hat ebenfalls die rothe Bändereinfassung mit schmäleren inneren Streifen, diesmal auch roth, und in der Fläche ein nach unten laufendes Blatt-Ornament von grüner Farbe, welches in einfachen Wellenbewegungen mit auseinander laufenden Blattspitzen diesen schmalen Raum ausfüllt. Was die Malerei betrifft, so ist dieselbe allerdings kein eigentliches Kunstwerk, aber Routine und Verständnis für die Raumeintheilung liegt darin, auch sind die Darstellungen charakteristisch aufgefasst, und was die Farben-Harmonie betrifft, wohl verstanden und flott ausgeführt. Beschränkt auf wenige Farbentöne ist gleich das Liebesmahl nicht ohne Wirkung. Das Roth günstig eingesprengt, ebenso das Gelb. Die Pferdegruppe hat Leben und die rothe Zäumung bringt Effect in das Bild, ebenso bei dem Bilde mit den Stieren, wo die rothen Bänder das Braun sehr wirksam unterbrechen. Wer in Rom und Pompej die Fresken gesehen hat, wird die Verwandtschaft mit den dort blosgelegten alten Wandmalereien sehr bald herausfinden, wenn auch dort natürlich viel besseres zu sehen ist, ja manches als Kunstwerk bezeichnet werden muss.[1]

Nicht weit von diesem Grabe lagen zwei ganze Leichen, daneben ein massiver Steinsarg aus Korallenkalk mit der für eine Leiche ausgemeißelten Aushöhlung, er lag auf die Seite gestürzt, ohne Inhalt, und wiegt mindestens 20 Centner, seine Länge beträgt 1·5 M., die Breite 94 Cm., die Höhe 75 Cm.

Von da an, in einer Ausdehnung von 100 M. sind keine Gräber. Hierauf deckte man 20 M. nördlich von der Straße entfernt die Grundmauern eines Gebäudes auf, in dessen mit Kohlen vermengtem Schutt man die meisten Werkzeuge aus Eisen, deren später Erwähnung geschieht, nebst mehreren Kupfer-Münzen des Gallienus gefunden hat; es scheint dort eine Schmiede gestanden zu haben.

Nahe an den ersten Häusern vor Dernovo waren abermals einige wenige Gräber und eine Töpferei. An der Südseite dieser Strecke der Römerstraße, von ihrer Durchkreuzung mit der nach Landstraß führenden Bezirksstraße etliche 180 M. entfernt, deckte man die Grundmauern eines Wohnhauses auf; in dem mit Schutt angefüllten viereckigen Raume lagen etliche Münzen von Gallienus; dann folgte eine Reihe von acht gemauerten Grabkammern in größeren Zwischenräumen, die meisten davon hatten Nischen an den Wänden. In der Nähe von Dernovo war abermals eine Töpferei gestanden, dann reichten auch hier die Gräber bis zu den ersten Häusern des Dorfes.

Besagte Ortschaft steht auf dem Schutt der römischen Stadt, überall in den kleinen Gärtchen, welche die Häuser umgeben, kommen nach Beseitigung der Rasendecke solid aufgeführte Grundmauern zu Tage, deren Steinmaterial seine Verwendung beim Bau der ärmlichen Häuser

[1] Der ober der Graböffnung angebrachte Bretterverschlag schützte die Wandgemälde nicht vor totaler Beschädigung durch die Dorfjugend; nachdem die dargestellten Figuren nicht mehr erkenntlich waren, hat der Eigenthümer des Grabmals die Mauersteine des Grabes ausgehoben und nach Hause verführt.

Dernovo's gefunden hat. Die römifche Stadt dehnte fich längs dem Buge des Saveflufsbettes aus, ihre größte Breite von 180 M. war an der Stelle, wo von der Munkendorfer Bezirksftraße der nach Zirkle führende Gemeindeweg abzweigt. Am dichteften ftehen die Grundmauern der Gebäude in der Mitte des Dorfes und gegen Brege zu, dann an der gedachten Wegabzweigung; hier fcheinen auch die öffentlichen Gebäude geftanden zu fein.

Der weitere Verlauf der alten Römerftraße nach Often, jetzt in der Ackerflur, kaum mehr unterfcheidbar, ift parallel dem alten Flufsbette, von diefem nur 50 M. entfernt, er hält auch mit der Munkendorfer Straße in einer Diftanz von 80 M. fo ziemlich eine parallele Richtung ein. Längs diefer Strecke der Römerftraße außer Dernovo, erftreckte fich die römifche Stadt noch etliche 250 M. in die Länge, zum Abfchluffe kommt eine ftarke Mauer, in der *Pečnik* die alte Stadtmauer erblicken will. Außer diefer begannen in einer Entfernung von 180 M. abermals Gräber an beiden Seiten der Straße, und zwar in fehr dichter Menge bis zum Dorfe Brege, welches 53 Häufer mit 239 Einwohnern zählt.

Weiterhin vom Dorfe Brege fcheinen keine Gräberftätten mehr vorzukommen.

Außer der oberwähnten ausgiebigen Fundftelle von Grabkammern aus Steinplatten find die reichlichften Terracotten-Funde in der Strecke von Dernovo gegen Brege im Spät-Herbfte gemacht worden. Auch hier waren an der Nordfeite der Straße die Gräber aus Steinplatten vorherrfchend, während das füdliche Feld vorzüglich für die gemauerten Grabkammern beftimmt gewefen zu fein fchien. In den erfteren waren die am beften erhaltenen Gefäße, unter denen die einhenkeligen bauchigen Krüge mit engem Hals hier häufiger auftraten als anderwärts. Einzelne gemauerte Grabkammern waren mit gemaltem einfachen Ornament verziert, auch hier waren mehrere mit Nifchen verfehen (Columbaria). Diefe Stelle verfpricht noch eine reiche Ausbeute.

Außer den bisher angeführten Gräberfeldern liegen Andeutungen vor, dafs auch längs dem nach Zirkle führenden Gemeindewege Leichenbeftattungen ftattgefunden haben; etwa 400 M. von Dernovo entfernt, wurden links vom Wege etliche gemauerte Grabkammern aufgedeckt, alle eingeftürzt, einige davon mit gemaltem einfachen Wand-Ornament.

Die *Terracotta-Gefäße* nehmen in der Mufeal-Sammlung der Fund-Objecte von Neviodunum fowohl nach Anzahl als vorzüglicher Erhaltung den erften Platz ein; in ihrer Anfertigung gibt fich ein edler Formfinn kund, barbarifche Anklänge an die meift roh ausgearbeiteten Gefäße aus den krainifchen Hügelgräbern treten bei den nicht ohne Sorgfalt ausgearbeiteten Stücken weder in der Formgebung noch in der Technik auf.

Sämmtliche Gefäße find auf der Drehfcheibe gearbeitet. Der hiefür verwendete Thon zeigt felbft bei ordinären Stücken am Bruch keine fremdartige Beimengung, er ift von fo ausgezeichneter Qualität und fo gut gebrannt, dafs die Gefäßwände weder von innen noch von außen irgend welche Sprünge oder Riffe im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Alle find unglafirt, nur ein einziges Fragment, das Mittelftück einer gefchloffenen Urne mit Längsfchlitz, und eine roh gearbeitete Grablampe tragen eine Glafur.

Die überwiegende Mehrzahl der Gefäße, namentlich jene, die fich durch fchöne Formen auszeichnen, find rothgebrannt, einige davon find aus Terra figillata und haben einen firnißartigen Ueberzug. Doch find auch Gefäße von fchwarzgrauer Färbung nicht felten, insbefonders die derberen Stücke und die minder forgfältig ausgearbeiteten, als z. B. gewöhnliche Töpfe, Schüffeln u. f. w.[1] Bei den offenen Gefäßen überwiegt die blafsrothe Färbung, letztere namentlich bei den einhenkeligen Krügen.

[1] Es ift eine gewifs auffallende Erfcheinung, dafs noch heutzutage in den bäuerlichen Töpfereien von Altendorf im St. Bartholomäer Felde, nicht weit entfernt von Dernovo, mitunter Thongefchirre von überrafchend fchöner Form, wie man folche anderwärts in Krain nicht findet, verfertigt werden. Die von dort in den Verkehr gefetzten Topfe für den gewöhnlichen Gebrauch in der Küche find roth gebrannt, unglafirt, was anderwärts bei Küchentöpfen in Krain nicht der Fall ift, auch find fie von mehr gedrungener bauchiger Form, den rothen offenen Afchenurnen der Römergräber auffallend ähnlich.

Zu der Beschreibung der wichtigeren Formen der Terracotten übergehend ist zu bemerken, dass sich der Leichenbrand *in geschlossenen und in offenen Aschenurnen vorfand.*

Die *ersteren* tragen einen ziemlich gleichartigen Typus, ihr Untertheil verschmälert sich oval gegen die Basis, das Mittelstück von der größten Ausweitung beginnend und in der Regel durch zwei umlaufende Fäden oder Leisten abgegränzt, verjüngt sich nur sehr schwach nach oben, und läuft dann in ein konisches, mehr oder weniger steiles Ende zu. Die Spitze des Gefäßes trägt häufig eine Wulst; auf der aus dem Jahre 1821 herrührenden Urne sitzt ein Hahn; ein bei Brege gefundenes Stück ist mit einer sitzenden Taube geziert. An dem Mittelstücke eines jeden dieser Gefäße befindet sich meist dessen ganze Höhe einnehmend, eine viereckige Oeffnung zum Einschütten des Leichenbrandes, ferner stehen meist am Umfange 2, 3, 4, 6 durchbrochene, in den beiden letzteren Fällen paarweise gestellte, verticale Längsschlitze.

Das interessanteste dieser Gefäße (Fig. 6), vielleicht christlichen Ursprunges, hat ober der großen viereckigen Oeffnung der Vorderseite zwei kleinere durchbrochene Quadranten; der Hauptöffnung gegenüber ist an der Rückwand ein durchbrochenes Kreuz angebracht, und stehen ober diesem beiderseits je viereckige Löcher, ausserdem befindet sich beiderseits ein durchbrochener Längsschlitz. Die Mehrzahl dieser rothen Urnen trägt am Mittelstück eine Zeichnung im dunkleren nur wenig hervortretenden Farbenton, vorherrschend ist die quadratische Streifung mit diagonalen Balken; an lateinische Ziffern erinnert die Streifung auf dem Gefäße (Fig. 7); an einem Stücke sind zwischen verticalen Streifen hängende Festons und Rosetten nur flüchtig angedeutet.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Von den 18 vorhandenen Urnen dieser Form sind 15 von rother und nur drei von schwarzer Farbe. Die Höhe der größten rothen beträgt 36 Cm., der Durchmesser ihrer größten Ausweitung 23 Cm., bei der kleinsten sind die bezüglichen Dimensionen 24 und 15 Cm.

Die schwarzen Urnen, mehr ordinär gearbeitet sind niedriger, mehr bauchig, ihre betreffenden Dimensionen betragen 28 und 21 Cm.

An *offenen Aschen-Urnen* besitzt das Museum 20 Stücke, davon sind 11 roth und 9 schwarz. Die beiden schönsten Stücke sind ein kugelig ausgebauchtes, fast wie aus Terra sigillata mit sehr fein eingeritzter Bezeichnung MIHI CARA CLAVDIAM und FILIAM CLAVDIAM ohne Verzierung, dann ein lichtroth färbiges von ovoider Form mit horizontal vortretendem Wellenband unter dem vertical gerillten Rande (Fig. 9). Alle diese Urnen sind henkellos, nur eine einzige in Schalenform trug zwei Henkel, von denen einer abgefallen war. Die hieher gehörigen rothen Urnen haben eine schwache Einschnürung vor dem kurz ausladenden Rande, während die schwarzen Gefäße in einen meist dicken cylindrischen abgestutzten Hals auslaufen, und ober der größten

Ausweitung mit bandartig gruppirten Strichelchen verziert ſind. Ein einziges dieſer ſchwarzen Gefäße, aus dem oberwähnten Kindesgrabe herrührend, trägt am Umfange vier ellipſoïdiſche Eindrücke. Das Fragment eines großen offenen Gefäßes trägt am Rande ein abwechſelnd eingedrücktes und verſchmälertes Band, unter dieſem iſt in der Rundung ein mit Stempel eingedrücktes fenſterartiges Ornament angebracht.

Von *einhenkeligen bauchigen Krügen* ſind dem Muſeum 13 Stücke zugekommen. Ihr engerer Hals iſt beiläufig ein Drittel der Höhe des Gefäßes lang, mit dicker angeſetztem Ausguſs, nur bei einem iſt letzterer kurz ſchnabelförmig. Ihre Färbung iſt blaſsroth. Die meiſten wurden in Brege gefunden. Von der nämlichen Form iſt ein zweihenkeliger Krug mit braunrothem dunkleren in Längsſtreifen angeordneten Wellen-Ornament. Ein zweihenkeliges großes rothgebranntes Gefäß hat die Form einer Lagena. An die Form des Guttus erinnert ein einhenkeliger langer Krug aus Terra sigillata. Mit der Form der jetzigen Krüge für Selterwaſſer ſtimmt vollkommen ein anderer Krug überein, feine an die Terra sigillata erinnernde äußere Färbung rührt von einem intenſiv rothen Färbeſtoff her.

Zu den dickwandigſten Gefäßen gehören die *Schüſſeln*. Das Muſeum beſitzt deren 11, davon ſind 7 ſchwarz und 4 roth, zwei der rothen ſind mehr ſeicht. Der Durchmeſſer der größten beträgt 27, die Höhe 15 Cm., ſie haben am Rande keine Ausladung, ſondern ſind gerade abgeſchnitten.

Die eingeſendeten Töpfe, 15 an der Zahl, ſind ſchwarz, ohne Henkel, ſonſt den jetzigen in der Küche verwendeten gleichend.

Sehr gut vertreten ſind in der Sammlung die *kleinen Gefäße*, als: *Schälchen, offene Urnen. Töpfchen,* die beiden letzteren tragen den Typus der früher beſchriebenen Gefäße. Viele davon mochten wohl nur als Kinderſpielzeug gedient haben. Das Muſeum beſitzt hievon 27 Stücke, deren Mehrzahl roth gebrannt iſt. In den Gräbern waren ſie theils in größeren Gefäßen, theils für ſich aufgeſtellt; ob nicht etwa dieſelben die beigeſetzte Aſche von Kinderleichen andeuten? Bei einem kleinen ſchwarzen Schälchen lauft der Boden in einen Dreifuß aus. Von ſonſtigen Schalen- und Trinkgefäß-Typen ſind noch zu erwähnen: eine ſchwarze mehr dicke Schale mit horizontalem breiten Rand; eine hübſche Schale aus Terra sigillata, oben mit horizontaler abgeſetzter Wand geſchloſſen, in welcher erſt die kreisrunde Oeffnung ſich befindet; eine ſchmutzig weiße Schale mit ſehr dünner Gefäßwand, unter dem äußeren Rande mit zwei Reihen eingedrückter kreisrunder Tüpfchen; drei längliche becherartige rothe Gefäße mit Einſchnürung unter der Oeffnung, 7·5, 8·5 und 14·5 Cm. hoch, mit 3 bis 4 verticalen Längseindrücken und dazwiſchen befindlichen Längswülſten; Gefäße mit derartigen Wülſten treten erſt im vierten Jahrhunderte auf; ein ſchwarzer Becher, in der Form eines verkehrten Kegelſtutzes, an der Oeffnung mit ſtärkerem Anſatz.

Eine ſehr dünne Schalenſcherbe aus Terra sigillata trägt auswärts Reliefs in horizontaler Mondſichelform, mit ſtarken vorſtehenden Querrippen verſehen. Eine ſehr gut erhaltene Schale vom identiſchen Typus wurde von *Pečnik* nebſt anderen ſehr dünnwandigen, mit Reliefs verzierten Schalen und Glasgefäßen aus einer angeblich ein Paar Stunden weſtlich von Dernovo aufgedeckten Gräberſtätte an das Muſeum abgegeben. Die Beſchreibung dieſer letzteren bleibt dem Zeitpunkte vorbehalten, bis ſich Berichterſtatter perſönlich über die Lage dieſer, wie es ſcheint vielverſprechenden Localität informirt haben wird.

Von *Lampen* aus Terracotta, in Neviodunum aufgefunden, wurden 37 Stücke an das Landes-Muſeum abgegeben, alle ſind henkellos, von der gewöhnlichen Form, die meiſten davon rothgebrannt, nur eine einzige, mehr bauchig und plump gearbeitet, iſt glaſirt. Bei 12 derſelben kommen an der Oberſeite folgende Reliefs vor: Kopf des Sonnengottes mit Strahlenkranz; zwei Perſonen zur Seite einer Ara (?) ſtehend (ſchlecht erhalten); laufender Knabe, eine große Panflöte (?) in den Händen haltend (ſchlecht erhalten); kleiner Mannskopf mit ſtrichulirter anſchließender Mütze; Kopf

mit Löwenhaut (?) zur Seite ein Füllhorn (schlecht erhalten); Maske; laufender bellender Hund; Delphin zweimal, Fisch, Eichenzweig mit Eichel. An einigen Lampen sind folgende Fabriksstempel AGILIS, CRESC, FORTIS zweimal, LEONETIVS, MVRRI, SEXTI, OCTAVI, VERI zweimal.

Große Ziegelplatten kamen nicht selten vor, keine derselben trägt einen Legionsstempel. Nur ein einziger Ziegel, in Quadratform mit 20 Cm. Länge war signirt. Da derselbe durch längere Zeit im Vorhause des Vicariatshauses gelegen war, so hat ein dort auf den Herrn Vicar wartender Bauernjunge sich die Zeit damit vertrieben, dass er die darauf befindlichen Buchstaben tiefer (?) einschnitt.

Auch ein hohler prismatischer Ziegel mit rechteckigen Oeffnungen zur Luft-Heizung dienend, wurde bei der Nachgrabung in den Resten eines römischen Bades in Dernovo zu Tage gefördert.

Glasgegenstände. Das Glas der betreffenden gut erhaltenen Gefäße, im Ganzen 10 Stücke, ist grünlich, meist sehr dünn, und zeigt infolge des Alters ein schön irisirendes Farbenspiel. Zu den größten Gefäßen dieser Art gehören zwei ganz übereinstimmende, mit Leichenbrand gefüllt gewesene Aschenurnen, ihre Höhe ist 18, ihr Durchmesser an der Oeffnung 20 Cm. Zwei viereckige prismatische Flaschen, die eine 21, die andere 10 Cm. hoch, sind gegen den Hals rechteckig eingebogen und mit einem breiten winkelförmigen gerippten Henkel versehen. Unbekannt ist der Gebrauch dreier an dem Ende spitz zulaufenden und daselbst durchlöcherten Gefäße, dem Körper einer Ente mit Hals ohne Kopf ähnlich, an der Mundöffnung stumpf gerandet; sie stimmen mit dem seinerzeit beim Bau des Casino in Laibach auf dem Capucinerplatz aufgefundenen, vom Custos Heinrich *Freyer*[1] beschriebenen Glasgefäße überein, und dürften zum Ansetzen an die Brust der Frauen zum Milchsaugen gedient haben.

Die *Thränenfläschchen* haben theils die Form länglicher Tropfen, theils sind sie unten mehr in die Breite gehend, an der Basis eingedrückt, so dass man letztere aufstellen kann; das Landvolk bezeichnet diese als gläserne Leuchter.

Glasperlen kamen nur im Grabe eines Kindes vor, sie sind von verschiedener Form, melonenartig gerippt, pignolenähnlich, die meisten kugelig abgeplattet oder cylindrisch und prismatisch, ihre Farbe ist vorwiegend blau, grün, gelb, schmutzig-braun, sie haben große Aehnlichkeit mit den in den krainischen Reihengräbern mit Steinsatz, welche schon der spätrömischen Periode angehören, aufgefundenen Schmuckperlen. Eine einzige davon, aus durchsichtigem grünen Glas, am Rande mit einem welligen Streifen aus undurchsichtigem gelblichen Emailglas ist identisch mit den in den krainischen Tumulis der Hallstätter Periode sehr häufigen Glasperlen.

Besonders interessant wegen der Technik bei der Fabrikation, als auch deshalb, weil sie für die obgenannten Reihengräber charakteristisch sind, erscheinen die aus mehreren aneinander geschmolzenen Perlen aus Doppelglas zusammengesetzten, sie haben einen seidenartig schillernden Glanz, die äußere Glasschichte ist sehr dünn, leicht abspringend, beide Glasschichten sind durch ein dazwischen liegendes Goldblättchen getrennt. Eine schwarze viereckige, an der Vorderseite der Länge nach und zugleich quergerippte, an der Rückseite flache Perle ist doppelt durchbohrt. Ein blaßgrüner Glasknopf, unten kreisrund, flach, nach oben konisch zulaufend, durchbohrt, ist mit concentrischen Wülsten versehen.

Bronze-Gegenstände. Von diesen dürfte ein nicht unbedeutender Theil in anderweitigen Besitz gelangt sein. Jedoch enthält das dem Landes-Museum zugekommene Materiale einiges interessante, insbesondere an Gewandhaften (Fibulae), welche, nach ihrer Erhaltung zu schließen, meist an den Brandplätzen der Leichen gefunden worden zu sein scheinen, und charakteristische Merkmale für die Zeit, aus welcher die Gräber Neviodunum's stammen, darbieten dürften.

[1] Siehe *Arneth*, Archäologische Analecten, Wien, 1851, S. 6, Taf. 12, Fig. 8

Unter den Fibeln kommt eine einzige ohne Spirale mit dem verhältnismäßig langen und ſtarken Querbalken und der in einer Charnier ſich bewegenden Nadel vor, eine Form, die ſonſt in Krain nicht ſelten iſt. Am häufigſten iſt die Armbruſtfibel mit Spirale und rückwärts über die Rolle greifendem Haken, deren Bügel bogig und gegliedert am unteren Ende in den dreieckigen nicht durchbrochenen Nadelhalter zuläuft. Bei Brege wurden zwei ziemlich gut erhaltene Fibeln jener Form aufgefunden, die in Virunum häufig auftritt. Der gegliederte Bügel endet nach oben ſchief in eine knaufartige Platte mit einem daran befindlichen Schnabel, der das Querſtück mit der Spirale feſthält, der untere Theil dreieckig durchbrochen, hat am hinteren Leiſten des Rahmens die Nuthe zur Aufnahme der Nadel. Maſſive derartige Fibeln, leider nur in Fragmenten, hat *Pečnik* jüngſt in dem oberwähnten weſtlich von Dernovo gelegenen Gräberfelde gefunden.

Im Privatbeſitze befindlich ſind mir folgende drei Typen von Fibeln, aus Neviodunum ſtammend, zur Einſicht zugekommen: *a)* Armbruſt-Fibel, oben mit ſchmalem durchlöcherten Anſatz zum Feſthalten der Rolle mit der Spirale zur Federung der Nadel, der Bügel etwas bogig, gegliedert, am unteren Ende mit langer querſtehender Platte als Nadelhalter. *b)* Fibel mit knieförmigem Bügel, oben mit halbkreisförmiger verticaler Platte vor der Spirale, unten ein langes Querſtück, die Nuthe tragend. *c)* Sehr ſchön decorirt war eine Bronze-Fibel geweſen, die, nach dem vorhandenen Fragmente zu ſchließen, bei der Verbrennung der Leiche im Feuer ihren Hauptſchmuck, den Beſatz mit Glasperlen oder Edelſteinen eingebüßt hat. Die Spirale ſammt Nadel fehlt, oben am Bügel befindet ſich ein abgerundeter Querbalken mit abgebrochenem Haken in der Mitte zum Halten der erſteren, an ihn ſchließt ſich winkelig als oberſter Theil des Bügels eine verticale quadratiſche auf die Spitze geſtellte Platte, in deren Umrahmung verſchiedenfärbige Perlen eingelegt geweſen zu ſein ſcheinen; Reſte von grünem Glas oder Smaragd (?) ſind noch in der verbrannten Platte ſichtbar; der untere Theil des ſchwach eingeknickten ſchmäleren Bügels läuft flach in einen geſchnabelten Kopf einer Schlange (?) zu, in deſſen Augenhöhlen ſich ebenfalls kleine Perlen befunden haben mochten, rückwärts trägt dieſer untere Theil eine dreieckige Platte als Nadelhalter.

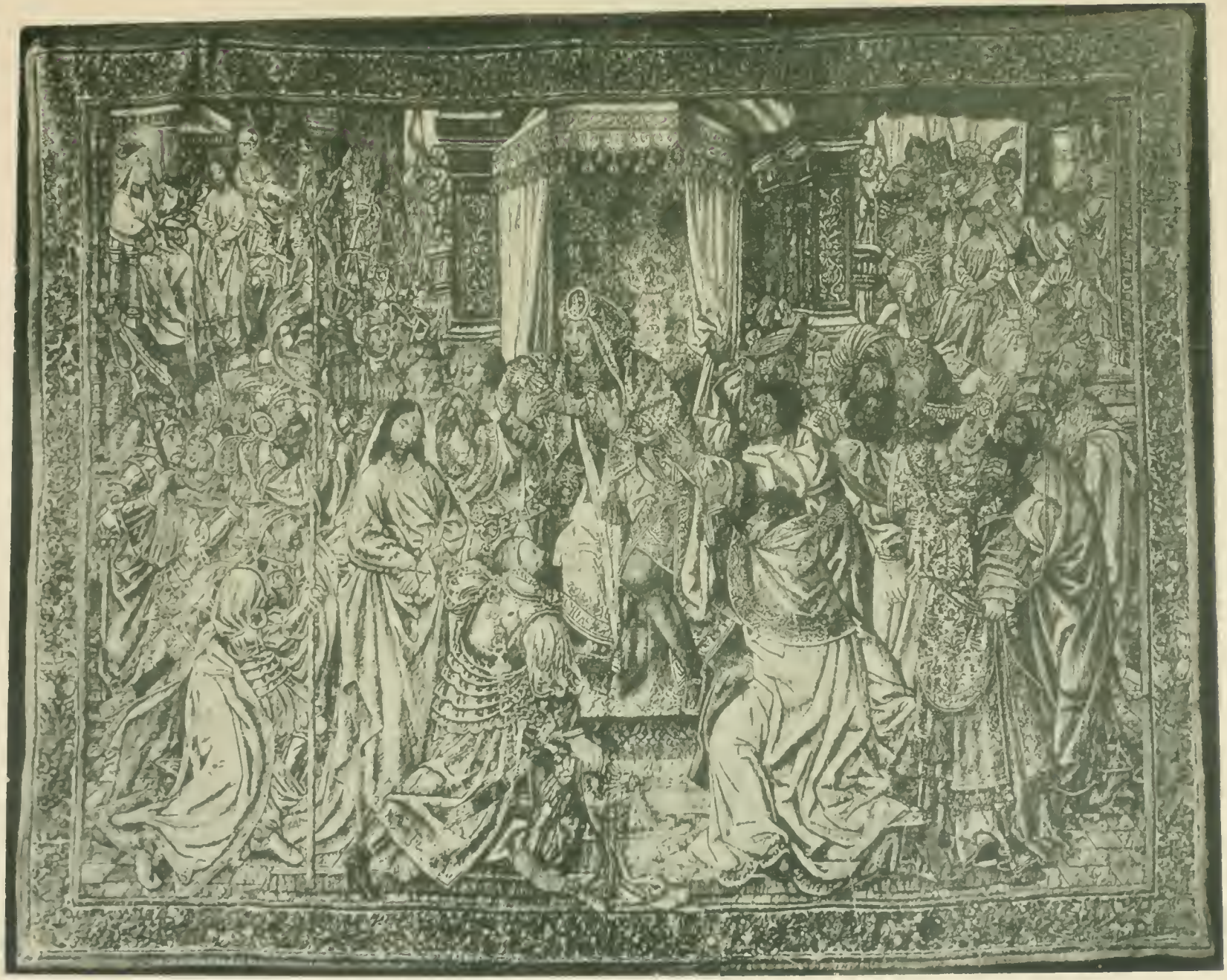
Eine höchſt originelle Fibel aus Neviodunum kam dem Landes-Muſeum durch Herrn *Joſeph Ritter v. Schneid* zu. Es iſt dies eine flache Bronzeplatte in den Umriſſen eines Hahnes, deſſen Auge und Gefieder durch Eingravirungen angedeutet iſt. An der Rückſeite der Platte iſt die Nadel ſammt Spirale in der Nähe des Schwanzes befeſtigt, am Halſe befindet ſich daſelbſt ein Häkchen als Nadelhalter.

Als eine Scheibenfibel, der Conſtruction nach an die in *Sacken's* Grabfeld von Hallſtatt, Tafel XIV, Fig. 11, abgebildete einigermaßen erinnernd, hat ſich eine von mir anfänglich für ein phaleraartiges ſehr einfaches Zierſtück gehaltene kreisrunde kleine Bronzeplatte, in der Mitte durchlöchert und daſelbſt einen kurzen hohlen Cylinder tragend, entpuppt. Ich wurde vom Muſeums-Präparator *Ferdinand Schulz,* der für ſolche Gegenſtände ein ſehr ſcharfes Auge beſitzt, darauf aufmerkſam gemacht, daſs an der Unterſeite am Rande des Loches ſich noch die Reſte einer ſehr feinen Spirale befinden, wodurch offenbar eine zum Anheften beſtimmte Nadel gefedert wurde. Gegenüber dieſer Spirale iſt nahe am Rande des Cylinders ein Löchelchen, die Annietungsſtelle des Häkelchens oder der Nuthe zum Feſthalten der Nadel. In der Oeffnung des angeſetzten Cylinders mochte ſich wohl ein eingefetzter Stein oder eine Glasperle befunden haben.

Die einfachſte Fibelform iſt ein dreieckig gebogener Draht mit einfachen Windungen in zwei Ecken, am Ende des unteren Querſtückes befindet ſich ein Haken zur Aufnahme der an der Spitze abgebrochenen Nadel.

Eine Haarnadel mit ruderförmigem Griff repräſentirt das einzige Stück dieſes Kopfſchmuckes wenn man nicht die viereckig und dreieckig gebogenen beiden Drähte als höchſt primitive Griffe abgebrochener Nadeln anſehen will.

Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien



Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien.

Kleine viereckige bronzene Rahmen mit je zwei auf dem oberen Querſtück ſitzenden Eulen erinnern an dieſe in Virunum häufig vorkommende Art von Zierſtücken, nur fehlt bei allen drei Fragmenten das untere Anhängſel mit der gewöhnlich ſehr ſchönen, filigranartig durchbrochenen Arbeit. Wahrſcheinlich ſind dies Gürtelſtücke. Ein Bronze-Stück mit den Buchſtaben E und V zu einer Sigle vereint, trägt an der Rückſeite vier Stifte mit angenieteten kleinen viereckigen Plättchen, womit es an dickes Leder oder an ein Holz befeſtigt geweſen ſein mochte. Noch räthſelhafter iſt der Gebrauch des bretzenartig gekrümmten Drahtes.

Die Patina dieſer Bronzen, ſowie auch der meiſten ſpäter noch anzuführenden Kupfermünzen iſt in der Regel nicht ſchön, da dieſe Gegenſtände meiſt im Feuer geweſen und dann in Aſche gelegen ſind.

Von ſonſtigen *Schmuck-Gegenſtänden* iſt zu erwähnen ein mit Kupferoxyd ſtark belegter dünner Ringreif mit einem der Glühhitze ausgeſetzt geweſenen Steine, vielleicht ein Türkis, in den die Worte eingravirt ſind: ΚΥΡΙΑ ΚΑΛΗ (Schöne Herrin). Ein anderer Ring dürfte mit drei kleinen Steinchen oder Glasperlen beſetzt geweſen ſein.

Eiſenwerkzeuge. Dieſelben zeigen eine ziemlich gute Erhaltung.

Eine Mörtelkelle (trulla) von der pompejaniſchen mehr löffelartigen Form abweichend, ſteht der jetzt üblichen ziemlich nahe, nur iſt ſie kleiner.

Zwei große Bohrer, ſogenannte Gerad- oder Parallel-Bohrer, ihre Schneide iſt nicht gewunden, ſondern beiderſeits gerade, das Ende löffelförmig zulaufend. Ein Meſſer an der Schneide 13, an der Angel 5 Cm. lang; bei einem Miniaturmeſſer betragen die betreffenden Dimenſionen 6·5 und 3·3 Cm. Ein an der Spitze ſichelförmig gekrümmtes Meſſer mit Dülle, 33 Cm. lang, ſcheint der von *Cato* de re rustica 10 und 11 angeführten Falx arborea zu entſprechen und als Gartenwerkzeug zum Beſchneiden der Gebüſche gedient zu haben. Ein würfelförmiges Eiſenſtück in einen pyramidalen Anſatz auslaufend, der mit vier federnden Eiſenplättchen verſehen iſt, wurde vom Specialiſten im antiken Schloſſerweſen Herrn *Andreas Dillinger* aus Wien bei ſeinem Beſuche des Laibacher Muſeums als ein Schlofsbeſtandtheil agnoscirt.

Im alten Gemäuer von Dernovo wurden außer obigen Eiſenſtücken häufig auch große Nägel aufgefunden, einer derſelben trägt ſtatt des Kopfes eine flache Platte mit zwei Löchern, eine eiſerne Schnalle.

Schließlich ſei noch ein kleiner Spielwürfel aus Bein, aus dem Gemäuer von Dernovo ſtammend, mit den jetzt üblichen ganz übereinſtimmend, erwähnt.

Münzen. Zwar wurden die meiſten derſelben anderwärts verkauft, jedoch wird auch durch die dem Muſeum zugekommene Münzſerie die oben erwähnte, aus den früheren Münzfunden ſich ergebende Thatſache conſtatirt, daſs die Zerſtörung Neviodunum's in das Ende des 4. Jahrhunderts, in die Zeit der Kaiſer Gratian oder Theodoſius zu verſetzen ſei. Die relative Häufigkeit der Münzen gewiſſer Kaiſer iſt aus dem beigeſchloſſenen Münzverzeichniſſe theilweiſe zu erſehen.

In Silber.

Veſpaſian. Av. IMP·CAESAR·VESPASIANVS·AVG. Belorberter Kopf. Rev. COS·ITER. TR·POT. Schreitender Mars (zum Theil verwiſcht).

Domitian. Av. CAESAR·AVG·F·DOMITIANVS. Belorberter Kopf. Rev. COS·III Pegaſus.

Antoninus Pius. Av. ANTONINVS·AVGVSTVS·P·F. Belorberter Kopf. Rev. TP·POT· COS·III. Weibliche Figur mit Füllhorn und Ruder.

Septimius Severus. Av. L·SEPT·SEV·PERT·AVG·IMP. Belorberter Kopf. Rev. PROVIDEN- TIA·AVG betreffende Göttin.

Alexander Severus. a) Av. IMP·C·M·AVR·ALEXAND·AVG· Belorberter Kopf. Rev. MILITVM· Stehende, weibliche Figur zwiſchen zwei Standarten. *b)* Av. wie bei *a)* Rev. P·M·TR·P·VIII·COS·III·PP. Mars mit Trophäe.

In Erz.

Auguſtus. a) Av. DIVVS·AVGVSTVS·PATER. Kopf ohne Kranz. Rev. S·C· Geflügelter Blitzſtrahl. *b)* Rev. Ara, unten PROVIDENT.

Agrippa. Av. M·AGRIPPA·L·F·COS·III. Kopf des Agrippa. Rev. S·C Neptun mit Dreizack und Delphin in den Händen.

Tiberius. Av. TI·CAESAR·DIVI·AVG·F·AVGVSTVS·IMP·VII· Haupt nackt. Rev. PONTIFEX·MAXIM·TRIBVN·POTEST·XVII·S·C· Sitzende Ceres. 2 Stücke.

Caligula. Av. TI·CLAVDIVS·CAESAR·AVG·P·M·TR·P· Kopf nackt. Rev. LIBERTAS. AVGVSTA·S·C· Stehende, weibliche Figur, in der Rechten die Freiheitsmütze haltend.

Veſpaſian. Av. IMP·I·CAES·VESP·AVG·P·M·TR·P·COS·VIII· Belorberter Kopf. Rev. S·C· Spes links gewendet.

Nerva. Av. Unleferlich. Rev. CONCORDIA·EXERCITVVM· Zwei Hände.

Hadrian. a) Av. HADRIANVS·AVGVSTVS· Belorberter Kopf. Rev. COS·III·S·C· Stehende Salus. *b)* Av. Kopf gut erhalten, Legende unleferlich. Rev. Schreitende Spes. Umſchrift verwiſcht.

Antoninus Pius. Av. ANTONINVS·AVG·PIVS·P·P·TR·P·COS·IIII· Belorberter Kopf. Rev. S·P·Q·R·OPTIMO·PRINCIPI·S·C· im Lorberkranz.

Mark Aurel. Av. Belorberter Kopf. Legende unleferlich. Rev. TR·POT·X····S·C· Sitzende, weibliche Figur mit Füllhorn und Steuerruder.

Fauſtina junior. Av. FAVSTINA·AVG·PII· Weiblicher Kopf. Rev. IVNO· Göttin mit Schale und Schlange 2 Stücke.

Philippus Pater. Colonial-Münze von Viminiacum AN·VIII· Doppelt.

Philippus filius. Av. M·IVL·PHILIPPVS· Nackter Kopf. Rev. PRINCIPI·IVVENT· Kaiſer im Paludament mit Speer und Weltkugel in der Hand. Schön erhalten.

Gallienus. a) Av. Kopf mit Strahlenkrone. Rev. APOLLINI CONS·AVG· Pegaſus. *b)* Rev. Gleiche Legende. Greif. *c)* Rev. AETERNITAS·AVG· Sol mit Weltkugel. *d)* Rev. FIDES·MILITVM· Weibliche Figur mit zwei Standarten in den Händen. *e)* Rev. MARTI·PACIFERO· Mars. *f)* Rev. VBERITAS· Frau mit Börſe und Füllhorn.

Claudius Gothicus. Av. IMP·C·CLAVDIVS·AVG· *a)* Kopf mit Strahlenkrone. Rev. VICTORIA·AVG· Siegesgöttin. *b)* Rev. SPES·PVBLICA· Schreitende Hoffnung.

Aurelianus. a) IMP·AVRELIANVS·AVG· Kopf mit Strahlenkrone. *a)* Rev. IOVI·CONSER· Jupiter und die beiden Kaiſer ſtehend. *b)* Rev. VIRTVS·MILITVM· Jupiter erhält von einem Soldaten eine kleine Siegesgöttin. *c)* Rev. ORIENS·SOL· Sonnengott.

Probus. Av. IMP·PROBVS·P·F·AVG· Kopf mit Strahlenkrone. Rev. FELICITAS·AVG. Göttin

Diocletian. Av. IMP·C·DIOCLETIANVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem: Rev. SAC·MON·VRB·AVGG·ET·CAESS·N·N· Göttin Moneta ſtehend.

Maximian. Av. IMP·MAXIMIANVS·P·F·AVG· Belorberter Kopf. Rev. IOVI·CONSER. VAT·AVGG· Jupiter mit Blitzſtrahl und Lanze, Adler zu den Füßen.

Licinius Pater. Av. IMP·LICINIVS·AVG· Nackter Kopf. Rev. IOVI·CONSERVATORI. AVGG· Jupiter eine Victoriola haltend, rechts B, links Kranz.

Conſtantin der Groſse. a) Av. CONSTANTINVS·AVG· Belorberter Kopf. Rev. VOT.XX· im Kranze mit Umſchrift: D·N·CONSTANTINI·MAX·AVG· häufig. *b)* Rev. PROVIDENTIAE.AVGG· Caſtrum. *c)* Rev. GLORIA·EXERCITVS· Fahne mit Monogramm Chriſti zwiſchen zwei Kriegern. *d)* Rev. VRBS·ROMA. Säugende Wölfin. Häufig.

Criſpus. Av. IVL·CRISPVS·NOB·C· Kopf mit Diadem. Rev. VOTA·X· im Kranz mit Umſchrift. CAESARVM·NOSTRORVM·

Conſtantin II. a) Av. CONSTANTINVS·IVN·NOB·C· Kopf mit Diadem. Rev. VOT·X· im Kranz mit Umſchrift CAESARVM.NOSTRORVM· *b)* Rev. GLORIA·EXER·CITVS· Standarte zwiſchen zwei Soldaten. *c)* Rev. PROVIDENTIA·CAESS· Caſtrum.

Conſtans. Av. D·N·CONSTANS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. FELIX·TEMP·REPARATIO· Phönix. Viel häufiger die Type mit der gleichen Umſchrift und mit dem, den knieenden Beſiegten durchbohrenden Krieger.

Conſtantius II. häufig. *a)* Av. D·N·CONSTANTIVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. FEL·TEMP·REPARATIO· Krieger den Feind durchbohrend. *b)* Rev. FEL·TEMP·REPARATIO· Der Kaiſer mit dem Labarum, links vor ihm zwei Gefangene. *c)* Rev. CONCORDIA·MILITVM· Der Kaiſer zwei Labaren haltend. *d)* Rev. GLORIA·EXERCITVS· Labarum zwiſchen zwei Kriegern.

Conſtantius Gallus. Av. CONSTANTIVS·IVN·NOB·AVG· Kopf ohne Binde, rückwärts A· Rev. FEL.TEMP·REPARATIO· Krieger den Feind durchbohrend.

Julianus. Av. D·N·IVLIANVS·P·F·AVG· Kopf des Kaiſers. Rev. VOT·X·MVLT· im Kranz.

Valentinianus I. Av. D·N·VALENTINIANVS·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. SECVRITAS·REIPVBLICAE· Schreitende Siegesgöttin. *b)* Rev. GLORIA·ROMANORVM· Der Kaiſer einen Gefangenen bei den Haaren haltend, mit dem Labarum in der anderen Hand.

Gratianus. a) Av. D·N·GRATIANVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. REPARATIO·REIPVB· Der Kaiſer einer knieenden Frau die rechte Hand reichend, mit der linken eine Siegesgöttin haltend. *b)* Rev. GLORIA ROMANORVM· Der Kaiſer mit der rechten Hand einen Gefangenen bei den Haaren ſchleppend, mit der Linken das Labarum haltend.

Die im December und Januar des Winters 1885 auf Koſten des Laibacher Muſeums fortgeſetzten Nachgrabungen auf dem Gräberfelde nächſt Brege [1] haben im Ganzen noch 61 Stück gut erhaltener Gefäße zu Tage gefördert. Die geſchloſſenen *ſpitz zulaufenden Urnen* ſind in drei Exemplaren vertreten, zwei davon roth gebrannt, eines ſchwarz. Die *offenen* topfartigen *Urnen,* 12 an der Zahl, ſind theils roth, theils ſchwarz, von verſchiedenen Dimenſionen.. Die verhältnismäßig reichſte Ausbeute war diesmal an dickwandigen *großen Schüſſeln,* im Ganzen 12, davon drei roth, die übrigen ſchwarz. Das ſchönſte Stück iſt roth gebrannt, mit firniſsartigem gleichfärbigen Anſtrich, mit eingedrückten Ornamenten, abwechſelnd ein vielſpeichiges Rad und ein Blatt von eilanzettlicher Form (vielleicht Feder) mit Mittelrippe, aus welcher beiderſeits die Seitenrippen ſchief anſteigen. Vielleicht iſt das Rad eine Andeutung des bei den Celten beliebten Symboles des Sonnenrades, das man auf Barbaren-Münzen und auf celtiſchen Bronzen häufig antrifft. Von den ſchwarzen Schüſſeln ſind fünf an der Außenwand bandartig ſtrichulirt. Unter den acht hinzugekommenen *Thonlampen,* wovon ſieben von gewöhnlicher Form und Größe, ohne Darſtellung, haben vier die Marken der Verfertiger, nämlich FORTIS, VERI, VETT, VIBIANI, die beiden letzteren ſind für dieſe Localität neu. Als eine ſehr gelungene keramiſche Arbeit iſt zu bezeichnen das Bruſtbild des Sonnengottes mit Strahlenkranz ober der horizontalen Mondesſichel, an deren beiden Enden je ein Stern angebracht iſt, ſehr hübſch in Halb-Relief in der ſeichten kreisovalen Aushöhlung der oberen Fläche gearbeitet. Den Rahmen dieſes Bildes umſchließt ein Eierſtab.

Von den gut erhaltenen *Glasgefäßen* ſind eine bauchige *Aſchenurne,* eine größere und kleine *Flaſche* mit winkeligem Henkel bemerkenswerth; bei einem mittelgroßen Stücke mit ebenfalls winkeligem Henkel iſt das Gefäß cylinderförmig. Die vier *Thränen-Fläſchchen* ſind tropfenartig

[1] Die Fortſetzung der Nachgrabungen im Hochſommer und Spätherbſt 1885, welche durch die Subvention des k. k. Unterrichts-Miniſteriums von 200 fl. ermöglicht wurde, hat wieder ein ſehr reiches Fundergebnis gehabt.

geformt. Auch fanden sich Bruchstücke einer kreisovalen *Spiegelplatte*, im Durchmesser von 7·5 Cm., bestehend aus einer 1 Mm. dicken olivengrünen undurchsichtigen, im Bruche sehr fein porösen schlackenartigen Masse, deren spiegelnde Fläche glatt polirt, die Rückseite rauh ist.

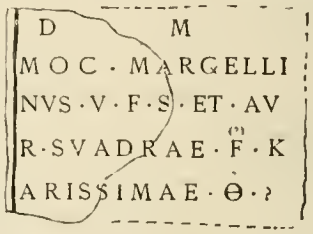
Das im ersten Berichte angeführte Münzverzeichnis erhielt folgenden Zuwachs an römischen *Kupfermünzen*:

1. Kleine bronzene Triumvirats-Münze Av. III VIR, in der Mitte SC. Rev. ASILIVS zwei rechte Hände einen Caduceus haltend. Dürfte der Augusteischen Zeit angehören und mit der in Arneth's Synopsis, S. 44 (209) angeführten Münze übereinstimmen.

2. *Marc-Aurel.* Av. IMP · CAES · M · AVREL · ANTONINVS · AVG · P · M. Belorberter Kopf. Rev. SALVTI · AVGVSTAE · TR · P · XVII · COS · III · S · C. Salus, einer Schlange am Altar die Schale reichend.

3. *L. Verus.* Av. L · VERVS · AVG · ARM · P... Haupt mit Zacken-Krone. Rev. TR · POT · IMP · II · COS... Mars mit einer Trophäe einherschreitend.

Bei diesen Ausgrabungen kam in dem reichen Gräberfelde vor Brege östlich von Dernovo auch ein römischer Grabstein zum Vorschein, der einzige Inschrift-Stein in den vielen Hunderten von aufgedeckten Gräbern. Es ist nur dessen linke, am verticalen Rande mit einer Leiste versehene Hälfte vorhanden, die rechte abgebrochene Hälfte fehlt. Der Stein ist Korallenkalk, an der Rückseite unbearbeitet.



Der Name MOC. mit der am Buchstaben C angedeuteten Abkürzung dürfte als MOCIANCVS zu vervollständigen sein, ein celtischer Männername, der auch auf zwei Gedenksteinen in Kärnten vorkommt. Der eine von Maria-Saal (Virunum) stammend, dermalen zu St. Andrä im Lavant-Thale (siehe *Jabornegg*, Kärntens römische Alterthümer S. 128, Nr. CCCXXIX); der zweite MOCIANCVS. INGENVI. FIL. etc. ist im Liechtenstein'schen Schlosse in Rossek eingemauert; Corp. inscript. lat. Vol III. P. II. Nr. 6491. Die zwischen den Buchstaben MA der zweiten Zeile und NVS zu Beginn der dritten Zeile vorhandene Lücke läfst sich zu MARCELLINVS ergänzen, ein Männername, der auf den Inschriftsteinen Ober-Pannoniens nicht selten ist; er kommt auf dem interessanten Römerstein vom Heidenhaus in Ober-Lichtenwald (dem Savethal angehörig und von Neviodunum nicht weit entfernt) nunmehr im Johanneum in Grätz, mit dem Beinamen MARONIVS zweimal vor (*Momf.* l. c. Nr. 5127), auch auf einem in der Kirche von Trifail eingemauerten Römerstein erscheint ein ALBINVS MARCELLINVS und ein ALBINVS MARCIANVS. Zwar könnte diese Lücke auch durch MACRIANVS, MACRINVS, MAGNVS, MAXIMINVS, ergänzt werden, jedoch entspricht MARCELLINVS am besten der gleichmäßigen Vertheilung der Buchstaben in der zweiten, dritten und vierten Zeile, deren Zahl 11, 10 und 10 betragen dürfte; die um eins geringere Anzahl derselben in den beiden letzten Zeilen ist wegen der dort häufigeren Interpunctionen erklärlich. Der Buchstabe R mit dem beigesetzten Punkt, womit die vierte Zeile beginnt, dürfte zu AV, womit die vorangehende Zeile zu schliefsen scheint, gehören. Dies wäre eine oft vorkommende Abkürzung des Frauennamens AVRELIA, obschon auch der Frauennamen CORNELIA, VALERIA u. a. m. von der Combination nicht ausgeschlossen sind. Dagegen ist der in der vierten Zeile vorkommende Eigenname SVAD mit dem Buchstaben-Fragmente ⌜ in SVADRAE zu ergänzen. Der Frauenname SVADRA ist auf den Römersteinen Ober-Pannoniens und Noricums gar nicht selten.

Weder MOCIANCVS noch SVADRA sind bisher auf einem Römersteine in Krain vorgekommen. Keinem Zweifel unterliegt es, dafs die Buchstaben ARISS zu Beginn der letzten Zeile mit dem Buchstaben K (C) der vorhergehenden, in dieser Partie fehlenden Zeile zu dem Worte KARISSIMAE zu ergänzen sind.

Lith. v. J. Stockinger & Al. Morsack Wien VI. Esterhazy Palais

RUINE DEUTSCHLANDSBERG UND SCHLOSS HOLLENEGG.

Besprochen und illustrirt von Hans Petschnig.

II.

VOM Markte Deutſchlandsberg führen Fahrſtraße und Fußweg nach Hollenegg; Fremde mögen es nicht verſäumen, ihre Schritte nach dem benannten hochintereſſanten Schloſſe zu richten. Vom Orte aus führt der Fußweg über die Lasnitz den Hügel hinan, von wo aus man den Anblick der Ruine Landsberg in ihrer ganzen Ausdehnung genießen kann, und ſcheint ſich ſelbe an die hinter ihr aufſteigenden dunkelbewaldeten Höhen gleichſam anzulehnen. Durch kleine Wäldchen, Wieſen und Felder, an Gehöften vorüber, die Bahnlinie zweimal durchſchneidend, gelangt man zu der Anhöhe, auf welcher das Schlofs dominirend ſteht. Es iſt ein wunderbarer Punkt, hart an der nach Schwanberg führenden Landſtraße. Am Fuße ſpiegeln ſich die Waldbäume in dem Teiche, gegen Südoſten Rebengelände und herum ein vorzüglich gepflegter Park mit großen herrlichen Baumpartien, die ſich mit den gegen Norden den Hügel herabziehenden Waldpartien verbinden.

Das edle Geſchlecht der Herren von Hollenegkh kommt ſchon im 12. Jahrhunderte vor, iſt aber ſeit mehr den drei Jahrhunderten erloſchen. Zweifellos ſind ſie die Erbauer des Schloſſes, welches im Laufe der Zeiten durch viele Hände ging und durch mannigfache Zu- und Umbauten ſich ſehr verändert hat. Von Detail-Formen aus dem 12. Jahrhundert, ja ſelbſt vom ſpäteren Mittelalter iſt nirgends eine Spur zu entdecken, und dürften nur die urſprüngliche Anlage mit den mächtigen runden Thürmen und die maßigen Umfaſſungs-Mauern auf jene Zeit zurückzuführen ſein.

Das Geſchlecht derer von Hollenegkh erloſch ſchon Ende des 16. Jahrhunderts. Die Familie theilte ſich in zwei Linien: Hollenegk zu Kainach und Hollenegk zu Hollenegk. Schon 1165 zog ein Hollenegk der erſten Linie als Begleiter des Herzogs von Kärnten zu dem 10. Turniere nach Zürich an der Limat. Später, 1284, turnirte rühmlich ein Johann mit Herzog Albrecht von Oeſterreich in Regensburg. Siegmar, Biſchof von Seckau, wohnte 1413 dem Concile von Conſtanz bei, und ſtarb daſelbſt 1417. Bei dem großen Aufgebote in Steiermark, Kärnten und Krain unter Kaiſer Friedrich III. gegen die Ungarn zogen Andreas I., Anton, Wolf Heinrich und Erasmus mit. Andreas war 1457 kaiſ. ehrlicher Rath bei Friedrich III. und Anton 1443 Marſchall bei Herzog Albrecht von Oeſterreich und ſpäter 1464 Hauptmann zu Pettau. Sie begleiteten früher, 1436, Herzog Friedrich III. über Trieſt nach dem heiligen Lande. In einer Urkunde „Grätz am 6. December 1461", in welcher Sigmund von Lambach als erſter Biſchof von Laibach beſtimmt wurde, kommen Andreas und Anton als Zeugen vor. Sigmund 1480 Domherr, wurde 1495 als Erzbiſchof von Salzburg durch Papſt Alexander VI. beſtätigt und auf dem Reichstage zu Worms in Gegenwart aller Großwürdenträger von Kaiſer Maximilian I. mit allen ſeinen Regalien bekleidet. Schon nach 5 Monaten und 5 Tagen ſtarb er, und wurde im Dome zu Salzburg vor dem Kreuz-Altar beigeſetzt. Der Letzte dieſer Linie, Chriſtoph von Hollenegk, ſtarb 1550 ohne Erben. Das Vermögen ging an ſeinen Oheim Adam von Triebenegg im Jahre 1542, und an Abel von Hollenegk der anderen Linie 1543 über.

Von der zweiten Linie der Hollenegker zu Hollenegk wird Reinprecht als Aelteſter 1277 genannt. Er ward unter jenen Rittern, welche für Kaiſer Rudolph von Habsburg gegen Otakar König von Böhmen fochten. Er ſtarb 1299 und wurde in der Pfarrkirche zu Hollenegk beigeſetzt. Ein Rudolph wurde 1322 vom Erzbiſchof von Salzburg nebſt anderen ſteieriſchen Edlen zum Ritter geſchlagen, und focht in der Schlacht bei Mühldorf in Bayern, wurde aber von den Bayern gefangen. Adam I. und Walther begleiteten Herzog Friedrich 1436 ins heilige Land. Georg kämpfte heldenmüthig 1475 gegen die Türken und fiel in der Schlacht bei Rann. Abel von Hollenegk war 1520 Landesobriſt von Steier. Er führte 1529 die ſteieriſchen Hilfsvölker nach Wien zur Vertheidigung gegen die Türken, welches Soliman belagerte, zeichnete ſich durch Tapferkeit und Umſicht aus, ſtarb am 18. October 1545 und liegt in der Schloſskirche zu Hollenegg begraben. Adam II. 1537 war bei der ſteiriſchen Geſandtſchaft in Wien. Der letzte dieſer Linie und zugleich des ganzen Geſchlechtes Friedrich V. ſtarb zu Linz 1582, als er ein Hochzeitskleid für ſeine Tochter Johanna kaufen wollte.

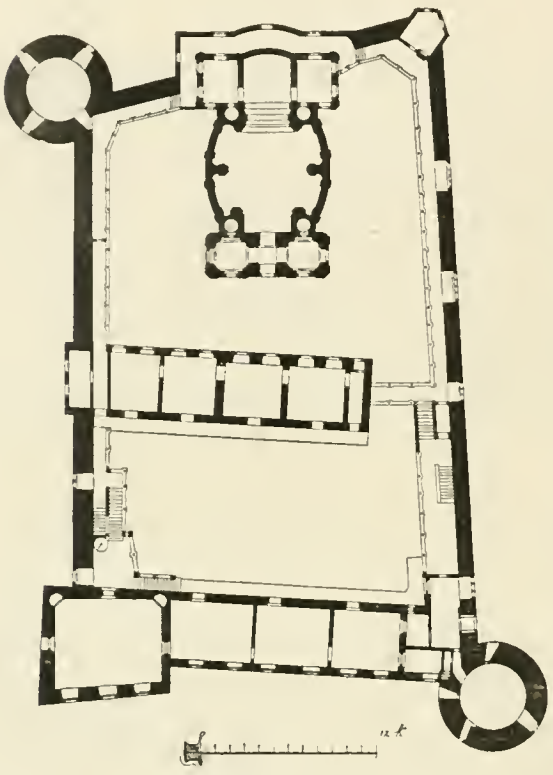


Fig. 1.

Friedrich V. vermachte Hollenegk den Nonnen vom Orden des heil. Dominicus als Kloſtergebäude, dieſe überließen es den Dominicaner-Mönchen. Es entſpann ſich jedoch ein langer Proceſs zwiſchen Johanna Freiin v. Hollenegk, der einzigen Tochter Friedrichs, und den Dominicanern, da Johanna als rechtmäßige Erbin mit der Stiftung ihres Vaters nicht einverſtanden war. Johanna, verwitwete von Breuner und Gemalin Wolfgangs Freiherrn von Stadl, erhielt ihr Stammſchloſs wieder, nachdem ihr Gemal Freiherr v. Stadl den Dominicanern eine Ausgleichsſumme zahlte. Die Stiftung wurde aufgelöſt und Johanna blieb im Beſitze des Schloſſes, verkaufte jedoch dasſelbe 18. October 1655 an Chriſtian Grafen v. Saurau. 1656 folgte im Beſitze Johann Baptiſt Freiherr v. Buchbaum; dieſer vererbte es ſeinem Sohne gleichen Namens. Am 22. Juni 1686 wurde die Herrſchaft an Grafen v. Khuenburg verkauft und blieb bis 1821 bei dieſer Familie, worauf die fürſtliche Familie Liechtenſtein folgte. Fürſt Johann von und zu Liechtenſtein als erſter Beſitzer vererbte dieſes Beſitzthum an ſeinen zweitälteſten Sohn Franz Fürſten v. Liechtenſtein, in deſſen Beſitz es ſich heute noch befindet.

Das Schloſsgebäude hat eine bedeutende Ausdehnung (Fig. 1). Die Umfaſſungsmauern begränzen ein unregelmäßiges Viereck, welches in der Diagonale von zwei mächtigen runden Thürmen flankirt wird. Die Langſeite miſst 50 Klafter, die Breitenausdehnung 30 Klafter, die Thürme haben 7 Klafter Durchmeſſer mit 8 Schuh dicken Mauern, die Umfaſſungsmauern ſind 6 bis 8 Fuß dick. Das Gebäude theilt ſich in zwei große Höfe; im nordweſtlichen Theile finden ſich die Wohnräume, der eigentliche Herrenſitz; der ſüdöſtliche daran anſtoßende Theil mag der von Mauern umſchloſſene Turnierplatz geweſen ſein, jetzt iſt eine zopfige Kirche eingebaut.

Die beigegebene Anſicht aus dem Schlöſſerbuche von Viſcher 181 (Fig. 2) zeigt das Schloſs von der Nordweſtſeite über Eck angeſehen. Hier iſt noch die crenelirte Mauer intact vorhanden, ein kleines Capellen-Thürmchen ragt über das Dach des Gebäudes empor. Die Thürme ſind im obern Geſchoſse noch anders geſtaltet als gegenwärtig. Bis zur Gegenwart hat ſich das Bild

weſentlich geändert. Die im vorigen Jahrhunderte eingebaute Kirche mit dem hochaufragenden Thurme dominirt heute die Gruppe, aber auch die anderen Gebäudetheile haben bedeutende Veränderungen am Dachwerk und den Fenſtern erhalten, ſowie dadurch, daſs die crenelirte Mauer verſchwunden und wohnlich umgebaut worden iſt.

Der bedeutendſte und intereſſanteſte Theil, der zugleich die damals ganz neue Richtung in den architektoniſchen Formen zeigt, iſt die Geſtaltung des erſten Hofes, in welchen man durch das gegen Weſten angebrachte Thor eintritt. Daſſelbe, halbrund geſchloſſen, entbehrt jeder architektoniſchen Gliederung und zeigt durch die rechteckig abgefaſte Umrahmung und die breiten Schlitzen für die Aufzugsrollen, daſs ehemals daſelbſt eine Zugbrücke beſtanden hat. Darüber iſt ein Doppelfenſter (Fig. 3) angebracht in jener ſchönen Form der Hoch-Renaiſſance, welche ſich auch in mehreren Fenſtern wiederholt und in den Hof-Arcaden ihren Ausdruck findet. Eine zierliche canelirte und im unteren Drittel gebundene Mittelſäule mit attiſchem Fuße und ſchönen Capitäle ſtützt die beiden Bogen, welche auf flach gehaltenen cannelirten Pilaſtern aufſitzen. Die gegliederten Bogen-Chambranen werden durch ein ſchön profilirtes Sims mit breitem Fries geſchloſſen. Die Zwickel ſind mit fein geſchnittenem Laubwerke in Relief ausgefüllt. Die gegliederte Sohlbank wird von drei geſchweiften Trägern geſtützt. Zwiſchen Sohlbank und dem Thorſturz iſt eine Marmortafel mit Wappen und Inſchrift eingelaſſen. Zwei Wappenſchilde, das rechtsſeitige mit drei Spangenhelmen, das linksſeitige mit zwei derlei Helmen, deuten auf die beiden Geſchlechter der Hollenegker und der Kirchperger; die Inſchrift lautet:

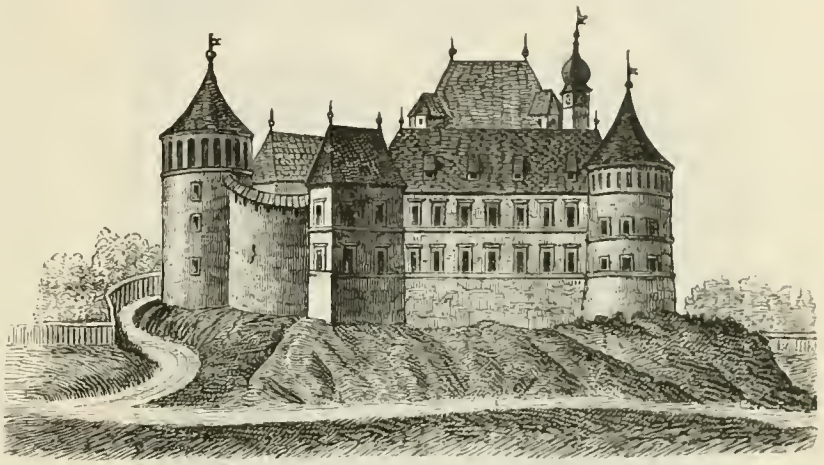


Fig. 2.

HERR FRIDRICH VON HOLLENNEGG ZV HOLLENNEGG VND KAYNACH
FRAV IVSTINA BENIGNA FVGGERRIN GEPORNE FREIIN ZV KIRCHPERG
1 · 5 · VND WEISENHORN 7 · 3 ·

Neben dieſem Einfahrtsthor iſt ein kleines Pförtchen angebracht. Ueberraſchend iſt der Anblick. Man glaubt eine brillante Theater-Decoration vor ſich zu ſehen. Im Mittelgrunde ſteht der ſchmiedeiſerne zierliche Brunnen im Sechseck conſtruirt. Das Triebrad, ſowie die Welle und das Wellenrad ſind aus geſchmiedetem Eiſen angefertigt. Wilder Wein umſchlingt die Ständer und erhöht den reizenden Anblick dieſes zierlichen Eiſenbaues, welcher in die Bauzeit des Schloſshofes fällt. Der weitere Raum iſt durch Orangenbäume, Flieder-ſträuche und andere Ziergewächſe in einen köſtlichen Garten umgewandelt, hiezu kommen noch die hängenden grünen Wände von wildem Wein, welche die offenen, mit gebauchten Geländern verſehenen Gänge der beiden Obergeſchoſse faſt ganz verdecken. Leider, möchte man ſagen, gedeiht die Vegetation zu üppig, daſs ſelbſt ein großer Theil der prächtigen Architektur, welche den Hofraum abſchließt, verdeckt wird. Die Arcaden und die Freitreppe zu den Obergeſchoſsen, welche den Abſchluſs des Hofes bilden, zeigen jene edle italieniſche Hoch-Renaiſſance, welche durch ihre einfachen aber rhythmiſch durchgeführten Formen ſo vornehm wirkt. Die beiden Freitreppen ſind mit aufſteigenden Arcaden in die Höhe geführt. Ober dem Eingange eine lateiniſche Inſchrift, die den Friedrich von Hollenegg als Erbauer nennt (1575).

Sowohl bei den Arcaden wie bei den Freitreppen finden ſich dieſelben Bildungen, dieſelben Abgröpfungen, dasſelbe Krönungsgeſims, wie an den Arcaden des Hofes im Grätzer Landhauſe, daher die Annahme berechtigt erſcheint, dafs dieſelbe Hand dieſes herrliche Werk geſchaffen haben mag. Glücklicherweiſe iſt hier alles im alten Stand geblieben, bis auf ein mit gothiſchem Terracotta-Maßwerk ausgefülltes Rundfenſter ober den Arcaden der zweiten Freitreppe, welches ganz überflüſſigerweiſe eingefügt worden iſt; auch das große Dachboden-Fenſter ober den Arcaden beeinträchtigt dieſes ſchöne Geſammtbild; wohl aber gehört der zierlich gegliederte alte Rauchfang zu dem Geſammtbau. Wie die Inſchrift am Stiegenaufgange darthut, hat Friedrich v. Hollenegg dieſen Bau 1575 beendet, während ſich die Inſchrift ober dem Eingange mit der Jahreszahl 1573 wahrſcheinlich auf den Beginn des Baues beziehen dürfte. Es war dies der letzte Hollenegger, welcher, wie vorerwähnt, 1582 in Linz ſtarb. Die Arcaden, welche ſowohl an der Eingangsſeite, wie auch im zweiten Hofe angelegt ſind, haben eine einfachere Anordnung.

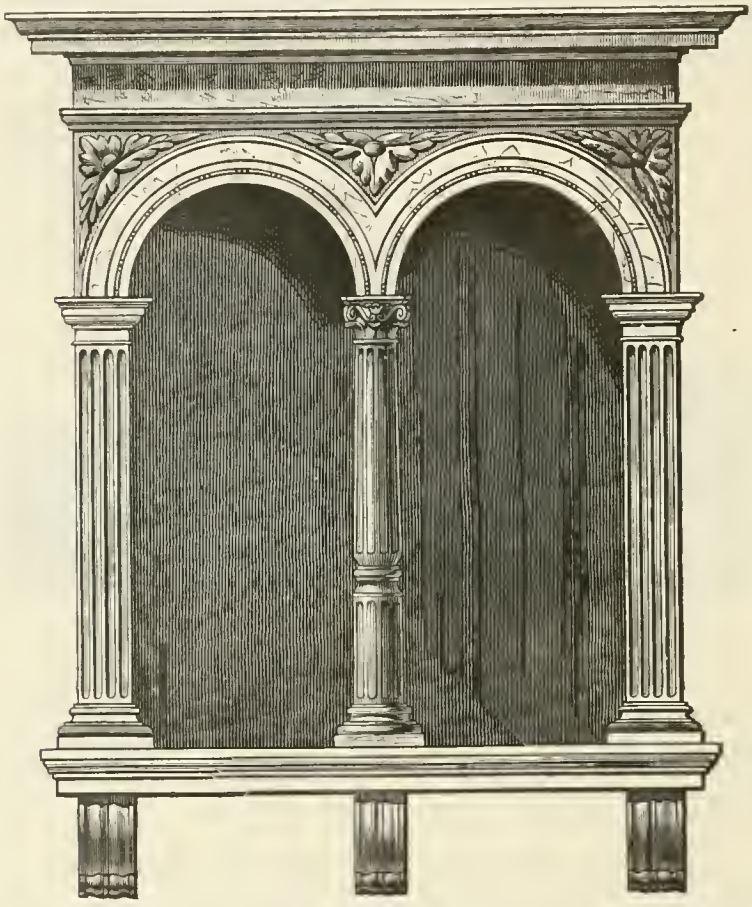


Fig. 3.

Wie aus dem Grundriſſe zu erſehen iſt, nimmt im zweiten Hofe den Mittelraum die verzopfte Kirche mit ihren gebauchten Seitenwänden ein. Weitläufige Arcaden-Gänge ringsum an den Umfangswänden führen zum Oratorium der Kirche. Die Kirche wie auch der große Saal im erſten Hofe tragen die Architektur des Roccoco. Eine Inſchrift am Sockel im großen Saal nennt *Philipp Karl Laubmann* als den Maler (1750).

Vor allem verdienen die an der äußeren Kirchenwand eingefügten, in Marmor gemeißelten Grab-Monumente der Hollenegger und ihrer Frauen eine beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſe Werke bieten nicht nur ein hiſtoriſches Intereſſe, ſondern ſind auch künſtleriſch hochvollendete Arbeiten der Hoch-Renaiſſance.

An der Weſtſeite befindet ſich das Grabmonument Friedrich v. Hollenegg's. Eine einfache Pilaſter-Architektur umrahmt eine flache Niſche mit Stichbogen geſchloſſen, darüber ein einfaches Deckgeſims, welches unverhältnismäßig weit ausladet. Ueber ſelbem baut ſich ein überhöhter Rundbogen auf. Die lebensgroße Figur ſteht aufrecht in voller Rüſtung, das Haupt entblößt mit an beiden Seiten herabfallendem Haar und kurzgeſchornem Barte, in der Linken die Fahne haltend. Zu Füſsen der Helm mit geſchloſſenem Viſire und die Eiſenhandſchuhe. In dem oberen Bogenfeld iſt das Wappen der Hollenegger angebracht; nicht ohne Abſicht hat man die alte Form des Schildes und überhaupt die einfache Anordnung, wie ſelbe im 14. Jahrhundert gebräuchlich war, gewählt. Der ſchrägſtehende ſpitzbogig geformte Schild hat als Heroldszeichen das Zahlbrett mit fünf Münzen, darüber der gegitterte Turnierhelm mit dem Zahlbrett, aus welchem 14 Straußfedern hervorſtehen. Eine flatternde Helmdecke mit geknüpften Zipfeln umgibt Helm und Schild. Die ſchräg in einen Ring gehängte Inſchrifttafel beſagt:

„Der von Hollenegkh gar alt erblich Wappen."

Unter dem Sims ist in einer vertieften Umrahmung die Grabschrift angebracht, dabei rechts im Zwickel der Spangenhelm mit dem Storche und geschwungener ornamentalen Helmdecke, links der Schild mit dem Storch als Heroldszeichen. Die Inschrift lautet:

Hie ligt Begraben der Edl Ernfest und Gestreng Ritter Herr Fridrich des Namens von Hollnegkh ein Sun Erasm von Hollnegkh seines Alters im 89 Jar, gestorben am eilsten tag Mey, Anno Crisli 1526 jar. Dem Gott genad.

Am rechtsseitigen Pilaster folgende Inschriften:

Herr Erasm Geporn von Hollenegkh Ritter Herrn Fridrich von Hollenegkh Vatter; — Frau Argula eine geborne von Turn Herrn Erasm von Hollenegkh Muetter; — Frav Regina eine geborne von payen Herrn Fridrich von Hollenegkh Gemahl. Am linksseitigen Pilaster: Fraw Giburg eine gebornne Schellerin von Gartnau Herrn Fridrich zu Hollenegkh Muetter; — Fraw Wandula eine geborne von Falkenstein Fraw Giburga Schellerin von Gartnau Muetter; — Fraw Erntrautt ein gebornne von Mosheim Frawen Regina von Pain Muetter. Bei jedem dieser Namen das bezügliche Familienwappen.

An der Nordseite neben dem Kircheneingange das Grabdenkmal der Gemahlin Friedrich's, ein einfach gehaltener Stein, die Hauptfigur in Lebensgröße mit der Frauenhaube und dem Mundtuche, einem herabwallenden Ueberkleid mit Kragen; die Arme gekreuzt, in der Rechten den Rosenkranz haltend. Die Rückwand mit geschwungenem Ornament belebt, im Stichbogen geschlossen und mit muschelförmig eingekerbter Vertiefung. Vier Wappenschilder, je zwei links und rechts an den Lisenen angebracht, welche in der Laibung mit zwei Medaillons (darin Köpfe) und mit schönem Ornament geschmückt sind. Oben folgende Inschrift:

Hie ligt Begraben die Edl Ern und Tugendfest Frav Regina Geporne von Painn ain ehlich Gemachell des Edln Gestrengen und Ernfesten Ritter Herrn Fridrichs von Hollnegkh zu Hollnegkh sambt fünff aus Sibenzechen irer Kindt mit benennten iren Herrn Erworben. Ist verschyden im 59 jar ires alters Anno Crisly 1526 jar.

Rechts an der Seite die Inschrift: Herr Gaspar vonn Painn Frawen Regina Vatter; — Fraw . . Geporne von Thurn Fraven Margret von Mosheim Muetter. Links die Inschrift: Fraw Margret von Mosheim, Geporne . . . Fraven Regina Muetter: — Frav . . . Geporne Reiterin zu Reitnau Herrn Gaspor von Painn Muetter. — Bei jedem Namen ebenfalls das betreffende Wappen.

An der Westseite das große und in reicher Architektur durchgeführte Grabdenkmal Abel's von Hollenegg. Auf einem vasenartig profilirten Sockelsims stehen Pilaster von toscanisch-dorischer Art, drei Wappenschilder sind am Schafte jedes Pilasters angebracht, dazwischen Inschriften. Darüber ein hochaufstrebendes Gebälke, im Friese Raum für die Hauptinschrift. Ueber dem Sturz ein gegliederter Halbkreis mit Schlitzen in der Laibung, welcher ein reiches Wappenfeld umschliesst. Zu beiden Seiten der Inschrift in der vergröpften Fortsetzung der Pilaster je ein Todtenkopf mit darunter gekreuzten Todtengebeinen. Die lebensgroße Figur in voller Rüstung stramm dastehend, die Rechte in die Hüfte gestemmt; in der Linken eine Fahne haltend, das Haupt mit kurzgeschorenem Haupt- und Barthaar, der Ausdruck des Antlitzes edel und entschlossen. Zu Füßen der Figur liegen der federgeschmückte Helm mit aufgeklapptem Visir und die Eisenhandschuhe. In dem Halbkreis ober dem Sturzgesimse ist das Wappenfeld reich durchgeführt. In Mitten der Schild mit dem Zahlbrett als Heroldstück, welches als Kleinod auch den Spangenhelm schmückt. Rechts in der Ecke ein Spangenhelm mit dem Storch als Kleinod und links der hohe Stulphut auf dem Helm. Reich ornamentirte Helmdecken füllen den Raum hinter dem Schild und den Helmen aus, es ist eine ganz eminente heraldische Zusammenstellung voll Schwung und vorzüglicher Raumausfüllung.

Die lateinische Inschrift ist sehr verwittert und lauten davon einzelne Stellen: Isto fortis eques sub marmore dormit Abelus, Stirpis Hollenecciadum dit Obiit anno MDXLV, die XXVI octobris.

Rechts oben im Wappenfchild der Storch, darunter zu lefen: „Herr Erasm von Hollneck Ritter Herrn Friderichs von Hollneck Vater." Darunter ebenfalls im Schild der Storch, unter felber ftcht: „Herr Ruprecht von Hollneck Ritter Herrn Erasm von Hollnegk Vater." Darunter im Schild der Storch mit zufammengelegten Flügeln. Links oben im Schild ein Krebs, darunter die Infchrift: „Fraw Gipurg eine geborne Schellerin von Gartnaw Herrn Erasm von Hollneck Gemachl." Darunter im Schilde fchräg geftellte Wecken oder Rauten, und dabei die Infchrift: „Fraw Argula eine geborne Turn Herrn Ruprecht von Hollneck Gemachl" darunter im Schilde ein Fifchkopf.

Diefes fchöne Grabdenkmal ift dem Führer der fteierifchen Mannen bei der Belagerung von Wien 1529, wo er das Kärnthnerthor heldenmüthig vertheidigte, gewidmet und zeigt, welche hohe Achtung Abel von Hollenegk bei feinen Nachkommen genoffen hat.

Ein reicher Todtenfchild, welcher in den Arcaden des zweiten Hofes aufgeftellt ift, bezieht fich ebenfalls auf Abel (Fig. 4). In fehr gefchmackvoller Anordnung ftehen drei Wappenfchilde nebeneinander, der mittlere Schild fteht aufrecht, hat das Zahlbrett mit fieben Münzen als Herold-

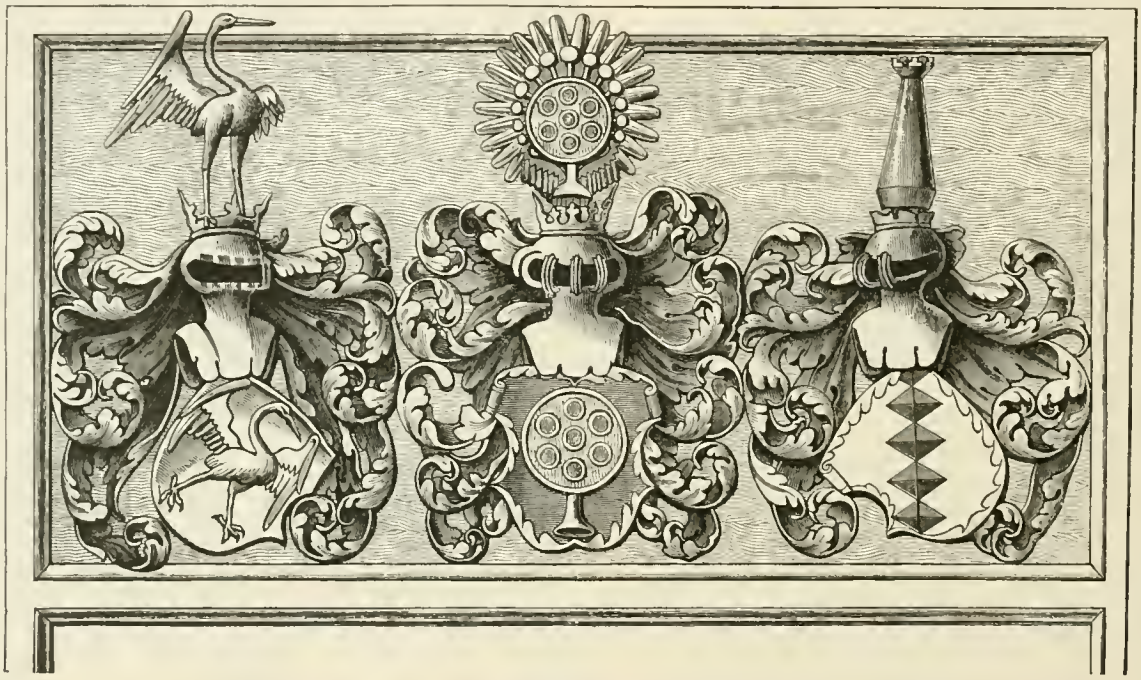


Fig. 4.

ftück, darüber einen Spangenhelm mit Krone, aus welcher als Kleinod das Zahlbrett hervorragt, rechts fchräggeftllt ein Schild mit dem Storch, die Flügel ausbreitend, darüber ragt aus dem Helm ebenfalls der Storch als Helmkleinod hervor. Links in dem nach rechts fchräg geftelltem Schilde, die Wecken oder Rauten pfahlweife geftellt, auf dem Helm der hohe Stulphut. Reich flatternde ornamentirte Helmdecken umgeben jeden einzelnen Helm und jeden Schild; die Polychromie, obgleich fchon verblaßt, erhöht doch den Eindruck, ein in jeder Beziehung muftergiltiges Werk heraldifcher Kleinkunft. Unter der Wappengruppe folgende Infchrift:

DER · EDL · GESTRENG · RITER · HER · ABEL · VO · HOLNECK · IST · AVS · VER-
HENGNVS · DES · ALMECHTIGĒ · GOTS · HIE · ZV · HOLNECKE · IM · 1545 · IAR ·
DES · 26 · TAG · OCTOBRIS · AVS · DISĒ · VELT · MIT · TADT · ABGESCHIDĒ ·
VD · LIGT · HIE · PEGRABE · V̄D · SEINE · RITERLICHE · WABPE · HIE · OBEN ·
GESTELT · GOT · VELL · IM · V̄D · ALLĒ · CHRISTGLABIGĒ · SELLĒ · GENEDIG · V̄D ·
PARMHERZIG · SĒI · AMEN.

Bei der Kirchenthür ift der Grabftein der Gemahlin Adam's von Hollnegk eingemauert. In einer polygon gefchloffenen flachen Nifche mit mufchelartig ausgefüllter Bogenfläche fteht die

lebensgroße Frauenfigur, den Kopf nach links gewendet, mit Frauenhaube und Mundtuch, das Ueberkleid mantelartig mit Kragen, die Hände gekreuzt, in der Rechten ein langer herabhängender Rosenkranz. Die Inschrift darüber lautet: Hie ligt Begraben Die Edl Ern und Tugendfest Fraw Catheryna Geporñe von Teufenbach Gemachell des Edln Gestrengen Herrn herrn Adamen von Hollnegkh zu H. derzeit konich Ungrisch und Seiner Königlichē Majestet Ratt und Landesverweser des Herzogthumb Steyer Gestorben ires Alters 28. Año Cristi 1521 jar des allmachtig welle sich gotlich erparmen.

Im rechtsseitigen Zwickel liest man: „Herr Hans von Teufenpach in Teuffenpach Ritter Frawen Caterina Vater." Die Inschrift links im Zwickel: „Fraw Walburg Geporne von Lichtenwerg zum Wellan Frawen Caterina Muetter." Rechts und links an Capitäl und Fuß Wappenschilde, die Schäfte der Lisenen fein und zierlich ornamentirt, über das Ganze eine Sturztafel für die Inschrift. Rechts oben im Wappenschild zwei horizontale Balken, links oben ein einköpfiger Adler. Unten rechts in einem Spruchblatt: „Fraw Catherina geporne von Ratmandorff Herrn Hansen von Teuffenpach Muetter." Darunter ein Wappenschild viergetheilt, rechts oben ein Balken mit drei Hufeisen, links ein an einem Felsen aufspringender Löwe, rechts unten drei Ringe, links unten ein Krebs, im Mittelfeld ein aus einer Krone aufsteigender Mannesrumpf. Links unten ein Spruchblatt mit der Inschrift: „Fraw Torothea Geporne von Neuhaus Frawen von Lichtenweg Muetter." Im Wappenschilde darunter die horizontale nach rechts zugehende Spitze der Neuhauser. Unter der Grabplatte ist ein Gesimsfries eingemauert, welches zwar in keiner organischen Verbindung mit der darüber befindlichen Platte steht, eine Arbeit späterer Zeit, vielleicht Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, die aber wegen der schwungvollen Ornamentik beachtenswerth erscheint. Ein ähnliches Fries-Ornament befindet sich auch unter dem Grabstein der Gemahlin Friedrich's.

Noch kommt zu erwähnen das Grabmal eines Hollenegkers, welches unter den Arcaden des zweiten Hofraumes seinen Platz hat. Im Gegensatz zu den früher angeführten Grabplatten, wo die Figuren aufrecht stehen, ist hier die Figur liegend dargestellt. Die lebensgroße Figur und in voller Rüstung mit Harnisch, Beinschienen und Panzerhemd, das Haupt auf einem Polster aufliegend, hat kurz geschorenes Haupt- und Barthaar, Halskrause. Ober derselben ein großer Todtenschild mit dem Storche und dem Zahlbrett der Hollnegker; reiche und ornamental geschwungene Helmdecken füllen den von einem sechsmal gebundenen Lorbeerkranze umschlossenen Raum aus. Inschrift ist keine vorhanden, doch zeigt der Todtenschild an, dass es ein Hollenegker ist, für welchen dieses Grabmal angefertigt worden war. Es könnte Erasmus, Vater Friedrich's, des letzten Hollenegkers sein.

DIE SAMMLUNG ALTER GESCHÜTZE IM K. K. ARTILLERIE-ARSENALE ZU WIEN.

Beschrieben von Wendelin Boeheim.

XVIII. Jahrhundert.

MIT gegenwärtigem Artikel ſchließe ich nun meine Abhandlung über die alten Geſchütze des Artillerie-Arſenales in der Hoffnung, wenigſtens einiges zur Aufklärung über dieſe geſchichtlichen Zeugen beigetragen zu haben. Die überaus zahlreiche Menge von Objecten hat es nicht geſtattet, alle einer Beſchreibung und Würdigung zu unterziehen, ich mußte mich beſchränken nur die in Bezug auf ihre Ausſtattung charakteriſtiſcheſten und die mir hiſtoriſch wichtiger erſcheinenden in den Kreis der Beſprechung zu ziehen, und hier hauptſächlich den hiſtoriſchen und kunſtwiſſenſchaftlichen Werth ins Auge faſſen. Eben darum iſt es nicht ausgeſchloſſen, daſs mit dem Nichtbeſchriebenen mir manches hiſtoriſch Werthvolle, manches techniſch Intereſſante entgangen ſein kann. Wäre dieſes in bedeutendem Maße der Fall, ich würde mich nicht beklagen, da ich mich gern mit dem kleinen Verdienſte begnüge, die Aufmerkſamkeit auf den hohen Werth der Sammlung gelenkt und dabei vielleicht auch eine brauchbare Vorarbeit für eine umfaſſende Bearbeitung ſeines Inhaltes geliefert zu haben.

Der oft langſame, mühevolle Gang des Studiums der Objecte hat es mit ſich gebracht, daſs noch zwei Geſchütze in dieſer Abtheilung aus dem 17. Jahrhundert mitlaufen, ſowie ich auch abermals in der angenehmen und unangenehmen Lage bin, einen Nachtrag zur I. Abtheilung bringen zu müßen, deſſen Inhalt aber, wie ich hoffe, mich entſchuldigen wird.

115. **Achtpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Zunächſt des mit Akanthusblatt ſchön verzierten Kopfes findet ſich in einer Cartouche der Name des Rohres „Victiges" darunter „Vltima Ratio Regum". Zunächſt das Wappen der Herzoge du Lude, behängt mit dem heiligen Geiſt- und Ludwigs-Orden, oberhalb lieſt man in einem Bande LE·DVC·DV·LVDE. Die Henkel ſtellen Hunde dar, welche in Blattwerk auslaufen. Am Bodenſtück iſt eine Sonne dargeſtellt mit der Ueberſchrift NEC·PLVRIBVS·IMPAR, darunter das Wappen Frankreichs: die drei Lilien zwiſchen Trophäen. Am hinteren Viſirreif ſteht der Name der Meiſter:

IACQE·BALTAR·KELLERES·COMI·DES·FONTES·DE·LARTILLERIE·DE·FRANCE·1681.

Die hier vor Augen liegende äußere Form des Geſchützes iſt die charakteriſtiſche für Frankreich bis zur Revolution.

Der hier bezeichnete Cavalier iſt Henry de Daillon Duc du Lude, General-Lieutenant und Großmeiſter der Artillerie unter Ludwig XIV. Sein Geburtsjahr iſt mir unbekannt. Er wurde 1675 zum Herzoge erhoben und ſtarb am 30. Auguſt 1685. Frankreich zählt ihn zu den geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit.

Von den beiden Gießern finde ich nur wenig in meinen Notizen. Sie hatten ihre Werkſtätte in Douay. Von ihnen wird eine zwölfpfündige Kanone mit dem Wappen der Ducs de Humières, „le Solide", von 1688 im Muſée d'Artillerie in Paris (N. 74) bewahrt.

Nr. 119. **Achtpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. L'TARQVIN mit dem Wappen der Herzoge von Humières am langen Feld und der Bandinſchrift: LE·MARESCHAL·DVC·DE·HVMIERES. Die Henkel ſtellen Delphine dar. Am Bodenſtück das franzöſiſche Wappen wie bei Nr. 115. Zunächſt der Zündung lieſt man: BRISAC·1691, am hinteren Viſirreif: BERCAN. Das Wappen am langen Feld bezieht ſich auf Louis de Cremant, ehemals Marquis, ſpäter Duc d'Humières, Marſchall von Frankreich. Sein Geburtsjahr iſt mir unbekannt, er ſtarb zu Verſailles 30. Auguſt 1694.

Der Gußmeiſter hieß eigentlich *Antoine Berquen,* er war ein Niederländer und hatte ſeine Werkſtätte anfänglich zu Breiſach, ſpäter nach dem Verluſte dieſer Feſtung in Straßburg, wo ich ihn noch bis 1735 begegne.

Im Erdgeſchoſs rechts vom Eingange. **Leder-Kanone.** Das Rohr beſitzt eine Länge von 295·5 Cm. bei einem Kaliber von 6·7 Cm. Es beſteht aus einem Seelenrohre aus ſchwachem Metallblech, dasſelbe iſt mit Bindfaden dicht umſchnürt. Ueber dieſe Hanflage findet ſich eine dünne Lage von Gyps und über dieſe eine Umhüllung von Leder, welche an der Oberfläche bronzirt iſt. Am langen Feld erblickt man eine tiefe Wanne, welche von einem Stoſse herrührt und die Schwäche des Stoffes erkennen läßt. Das Rohr iſt einfach gegliedert, nur die aus Bronze gegoſſenen Henkel ſind ſchön verziert und in ſelben weibliche Figuren dargeſtellt, die in Schnecken auslaufen. Das Rohr beſitzt Centralzündung; die, übrigens abgängige, Traube war abſchraubbar. Die leichte Wandlafette beſitzt eiſerne Beſchläge von hübſcher Zeichnung im Barock-Style. Eine Richtmaſchine iſt nicht vorhanden, woraus zu ſchließen iſt, daſs in dem Objecte nur ein Schauſtück vor uns liegt.

Dieſe Kanone iſt den alten Zeughaus-Inventaren nach als ein Geſchenk der Stadt Augsburg gelegentlich der Einnahme der Feſtung Landau 1702 an König Joſeph I. verehrt worden. Wer vermag zu ſagen, welche Umſtände den Rath von Augsburg veranlaſst hatten, dem ſiegreichen König nur das Bild einer Kanone zu ſpenden, denn ungeachtet ihres ſchwachen Kalibers war ſie doch kaum geeignet, dem praktiſchen Zwecke zu dienen.

Bei Erwähnung *lederner Geſchütze* erinnert man ſich gemeinlich an die Schweden unter Guſtav Adolph, welche angeblich zuerſt derlei Kanonen im Felde mitgeführt und gebraucht haben ſollen. Dieſe Angabe hat auch ihre Richtigkeit; ſie wurden von dem engliſchen Baronet Robert Scot 1626 in das ſchwediſche Heer gebracht, der mit 200 Mann in Guſtav Adolph's Dienſte getreten war. Ungeachtet mannigfacher Verbeſſerungen wurden ſie aber ſchon 1631 wieder abgeſchafft, wie es heißt, weil ſie ſich in der Schlacht bei Leipzig ſo ſehr erhitzten (?), daſs ſich die Patronen von ſelbſt entzündeten, und bei einer Ladung von einem Viertel des Kugelgewichtes nur kurze Schußweiten gaben.

Dieſe Angaben unangefochten, gebührt aber den Schweden, wie ſchon *Leber*[1] ſehr geiſtreich darlegt, die Ehre dieſer übrigens beſcheidenen Erfindung nicht, ſie iſt im Gegentheil weit älter. Im Arſenal zu Venedig wird ein lederner Bomben-Mörſer bewahrt, der dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören dürfte. Inventare vom Anfange des 16. Jahrhunderts erwähnen wiederholt lederner Geſchütze. Und bekannt iſt, daſs die aufrühreriſchen Salzburger Bauern ihren Erzbiſchof Matthäus Lang theils mit hölzernen, theils aus dickem Leder gefertigten Geſchützen auf ſeiner Veſte Hohenſalzburg 1525 belagerten.[2]

[1] *Leber*, Wiens kaiſerliches Zeughaus I, pag. 159.

[2] *Hueber*, Beſchreibung der Stadt Salzburg II, 1793, pag. 11.

Ein fehr ähnliches Rohr ift auch im k. bayerifchen Armee-Mufeum. Es befitzt noch die originale Lafette. Diefe und das Rohr gehören dem 17. Jahrhundert an. Auf der Lafette erblickt man das Wappen des Bisthums Salzburg.[1] Es fcheint daher faft, als fei in der vorerwähnten Provenienz-Angabe ftatt Augsburg Salzburg zu lefen.

Nr. 55 bis einfchließig 66. **Zwölf dreipfündige Kanonenrohre**, „Die zwölf Monate", Länge ohne Traube 226, Kaliber 7·6 Cm. Der Kopf eines jeden gegliedert mit feinen Rococo-Verzierungen. Jedes Rohr trägt am langen Feld die Attribute eines Monates in Gebrauchsgeräthen, darüber die Jahreszahl 1708. Das Mittelftück ift reich geziert, die Henkel ftellen hübfch gezeichnete Greife dar. Am Bodenftück vorne findet fich an allen das getheilte Nürnberger Wappen in fcharfem Relief, darunter bei den fechs erften Rohren im Dreieck geftellt drei Wappen, und zwar oberhalb das Wappen des Volckamer mit darüberftehendem Schriftbande und die Buchftaben ·H·G·V· unterhalb, rechts das Wappen der Harsdörfer mit den Siglen. ·H·C·A·H·, links das Wappen der Tucher mit den Buchftaben H·P·T· Vom fiebenten Rohre an erfcheint ftatt dem Wappen der Volckamer jenes der Schlüßelfelder mit den Siglen H·I·C·S· Zunächft unterhalb diefer Wappengruppe ift in feichtem Relief ein Storch dargeftellt mit der darüberftehenden Bandinfchrift:

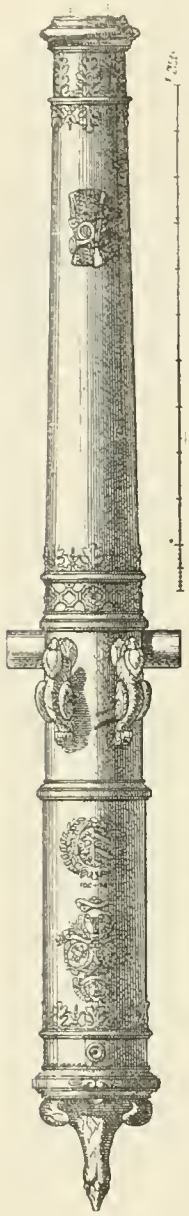


Fig. 1.

G · TROST · OLIEVT ·

Vor dem rückwärtigen Vifirreif ift eingravirt:

GOSS · MICH · IOHANN · BALTHASAR · HEROLDT ·

Am Vifirreif fteht die eingefchlagene Infchrift: „Georg Romfteck Verfchnieden."

Die Traube läuft in eine Adlerfigur aus. (Fig. 1.)

Wie überhaupt in der Forfchung über die Künftlerfamilie Herold, fo ftellen fich aus Mangel an den wichtigften Daten auch bezüglich des, wie es feine wenigen uns bekannten Arbeiten zeigen, außerordentlich gefchickten und kunftverftändigen Meifters *Johann Balthafar Herold* erheblich, Schwierigkeiten entgegen, um ein klares Bild feines Lebens und feiner künftlerifchen Wirkfamkeit zu bieten. Der Verfaffer hatte, um diefe Künftlerfamilie in der Kunftgefchichte nach ihrer Bedeutung darzuftellen, keine Mühe gefcheut, allein ungeachtet eines quantitativ reichhaltigen Materiales entbehrt diefes vielfach des genealogifchen Zufammenhanges, ebenfo mangelt es an Berichten über Werke der einzelnen und felbft der bedeutendften darunter. Durch die befondere Güte des Nachfolgers der alten Kunftgießer-Firma Herold in Nürnberg, des königl. Profeffors und Erzgießereibefitzers Herrn Chriftian Lenz, der bekanntlich felbft zu den erften Künftlern im Fache zählt, find wir erft kürzlich zu Documenten gelangt, welche wenigftens für mehrere der wichtigften Perfönlichkeiten der Familie Einer Generation authentifche Daten bringen, außerdem hatte Herr Profeffor *Lenz* die Güte, aus den Meifterbüchern Nürnbergs die auf die Herold'fchen Glieder bezüglichen Daten herauszuziehen. Indem wir unfere Quelle hier angeben, fühlen wir uns verpflichtet, für diefe namhafte Unterftützung unferen verbindlichften Dank auszufprechen. Unfere Bemühungen über einen anderen noch gegenwärtig in Komotau blühenden und im Glockenguffe thätigen Zweig der Familie biographifche Daten zu erhalten, hatte zwar nicht ganz den erwarteten Erfolg, doch verdankt der Verfaffer Herrn Julius Herold, Befitzer der Glockengießerei in Komotau, immerhin einige fchätzbare Beiträge, die mit dem lebhafteften Danke begrüßt wurden, und hier benützt werden follen.

[1] *Würdinger*, Catalog des bayer. Armee-Mufeums 1882, pag. 19, ff.

Was der Verfaſſer dieſer Hilfe verdankt, iſt für die Klarſtellung der Künſtler-Familie zwar noch nicht voll ausreichend, rechtfertigt aber dennoch auf dieſelbe wieder zurück zu kommen und namentlich die Biographie Balthaſar Herold's wieder zu berühren, zu welcher wir nun neue und wichtige Daten anreihen können:

Die Familie *Herold* als Gußmeiſter iſt bis an den Beginn des 16. Jahrhunderts zu verfolgen, der älteſte bekannte iſt Sebald Herold,[1] von welchem in der Familie zu Nürnberg noch ein Wappenbrief vom Jahre 1551 bewahrt wird. Das Wappen iſt ganz verſchieden von dem ſpäter zu erwähnenden, es iſt ein „redendes" und enthält im Schild und im Zimier eine Heroldfigur. Das Meiſterbuch von Nürnberg, welches das Jahr der Ernennung ſämmtlicher Meiſter von 1544 bis 1783 enthält, führt folgende dem Fache angehörende Glieder der Familie Herold an: 1544 Georg, 1549 Hanns, 1575 Hanns,[2] 1576 Balthaſar,[3] 1580 Wolf, 1582 Michael, 1585 Chriſtoph,[4] 1593 Andreas,[5] 1611 Chriſtoph,[6] 1620 Georg,[7] 1620 Wolf, 1624 Chriſtoph,[8] 1625 Hanns, 1648 Hanns Wolff,[9] 1654 Wolf Hieronymus,[10] 1655 Wolf,[11] 1685 Hanns Leonhard,[12] 1692 Erasmus,[13] 1693 Johann Balthaſar. Wir unterbrechen die Liſte bei dem Meiſter unſerer vorliegenden Geſchütze und bemerken nur noch, daſs wir hier Namen vermiſſen, welche uns in anderen Werken mit vieler Sicherheit angegeben werden. Immerhin muſs uns aber dieſe Copie aus einem officiellen Documente als hochwerthvoll gelten.[14]

Ueber die Lebensverhältniſſe der älteren Herold iſt bisher nichts zu eruiren möglich geworden, nur über den älteren Balthaſar kam uns aus Komotau die Nachricht zu, daſs in dem dort anſäſſigen Zweige der Familie ehemals ein kaiſerlicher Freibrief, Datum Nürnberg 1560,[15] aufbewahrt wurde, welcher beſagte, „daſs dem Inhaber desſelben, dem Rothſchmied Balthaſar Herold, das Recht zuſtehe, aller Orts des heil. römiſchen Reiches ſeine Kunſt auszuführen und in jeder Stadt, wo ſich derſelbe niederlaſſen wolle, die Gerichte aufgefordert werden, bei einem Guße den Werkplatz abzuſperren, damit ihm bei Ausführung ſeiner Kunſt kein Schaden an Leib und Eigenthum geſchehe".[16]

Von bedeutend höherem Werthe zur Klärung der Familien-Verhältniſſe iſt der Adelsbrief, ausgeſtellt 1654 an Balthaſar Herold den Jüngeren, unſeren Wiener Meiſter, und deſſen Brüdern, ſchon darum, weil wir damit zum erſtenmal Kenntnis ihrer bürgerlichen Stellung erhalten, da eigenthümlicher Weiſe keiner der Begnadeten ſich des Titels bediente. Nicht minder erfahren wir die Namen der Brüder und ſind damit in den Stand geſetzt, wenigſtens einiges über ihre Verhältniſſe zu bringen. Der Adelsbrief, ausgeſtellt Regensburg am 16. März 1654, lautet mit Hinweglaſſung

[1] Die Grabſtätte ſeiner am 6. Jänner 1551 verſchiedenen Ehewirthin Margareth am Johannes-Friedhofe zu Nürnberg.

[2] Sein und ſeiner beiden Frauen Barbara und Maria Grabſtätte am Werder-Friedhofe zu Nürnberg.

[3] Dieſer Balthaſar iſt als der Meiſter des im I. Theile unſerer Abhandlung (Mitth. d. k. k. Centr. Comm. 1884) beſchriebenen Halbfalconets von 1615 (Nr. 24) zu bezeichnen.

[4] Sein und ſeiner Ehewirthin Barbara Begräbnis von 1605 auf den Johannis-Friedhofe zu Nürnberg.

[5] War nicht Gießer ſondern Metalldreher (Rothſchmieddrechſel). Sein und ſeiner Gattin Helena Begräbnis von 1629 auf dem Werder-Friedhofe zu Nürnberg.

[6] Als Gießer unbedeutend, fertigte nur kleine Gegenſtände.

[7] Eigentlich Hanns Georg, er verließ mit Frau und drei Kindern plötzlich Nürnberg und zog nach Eſslingen, wo er ſich als Stuck- und Glockengießer etablirte; als Bruder des Balthaſar Herold werden wir über denſelben ſpäter zu ſprechen haben

[8] Verließ das Fach und erhielt ſpäter eine kleine Anſtellung als Kalkmeſſer im Bauhofe zu Nürnberg.

[9] Dieſer und der vorige ſind im Fache unbedeutend, arbeiteten nur für andere Meiſter.

[10] Der berühmte Kunſtgießer, von ihm und ſeinen Brüdern ſpäter das Nähere.

[11] Als Gießer unbedeutend, arbeitete für andere Meiſter.

[12] Stuck- und Glockengießer, Stuckhauptmann des fränkiſchen Kreiſes.

[13] Unbedeutender Meiſter.

[14] Bei Durchſicht des Meiſterbuches wurde auch conſtatirt, daſs der Kunſtgießer Georg Labenwolf 1505 Meiſter geworden war

[15] Das werthvolle Document ging bei einem Brande im Jahre 1800, welcher Werkſtätte und Wohnung des damaligen Hauptes der Firma Karl Julius († 1872) vollſtändig einäſcherte, mit anderen wichtigen Familien Papieren vollſtändig zu Grunde. Der Inhalt desſelben wird ſomit nur aus der Erinnerung gegeben. Die Angabe des Jahres dürfte nicht ganz richtig ſein und wahrſcheinlich 1567 gelautet haben

[16] Zur Beurtheilung ſeiner Thätigkeit iſt noch nachträglich anzuführen, daſs ein ganz gleich geſtaltetes Halbfalconet wie das unter Nr 24 beſchriebene mit ſeinem Namen und der Jahrzahl 1615 im k. k. See Arſenale zu Pola bewahrt wird.

alles Wortſchwalles und aller Wiederholungen: „Wir Ferdinand der Dritte von Gottes Gnaden Erwählter Römiſcher Kaiſer etc. Bekennen für Uns und Unſere Nachkommen, wie wir gnädiglich angeſehen die Ehrbarkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Adeligen guten Sitten, Tugend und Vernunft, damit von Unſerer Kayl. Majt. Unſere und des Reichs Liebe Getreue Balthaſar, Hanns Georg, Andreas, Johannes, Wolf Hieronymus und Achatius die Heroldt Gebrüder berühmt worden, auch die Getreu Gehorſam willigſt und unverdroſſenen Dienſte, ſo nicht allein Ihre Voreltern zu Kriegs- und Friedenszeiten, ſondern ſie ſelbſt auch Uns, zumal Er Balthaſar bey unſerer Artollerie in Belagerung und Einnehmung Unſerer Städte Krems und Korneuburg (1646) etliche Jahr mit höchſter Leib und Lebensgefahr treugehorſamſt erzeigt und bewiſſen. So haben wir demnach bemeldeten (folgen die Namen) dieſe beſondere Gnad gethan und Sie mit allen Ihren ehelichen Leibserben in den Stand des Adels Unſerer und des heil. Röm. Reichs, auch Unſerer Erbkönigreiche Fürſtenthümer und Länder als rechtgeborne Lehens- und Turnier-Genoſſen und rittermäßige Edelleute erhoben. Zu mehrer Zeugnis ſolcher Erhebung haben wir Ihnen folgendes Wappen und Kleinod zu führen gnädiglich erlaubt; Als: ein quartirter Schild, deſſen Hinter- und Vorder-Obertheil, darinnen in jeden auf ſchwarzen mit Silber beſchlagenen Lauten[1] ein Feuermörſer mit ausſchlagendem Feuer zu ſehen. Vor, unter und hinter obere Feldung roth, in jeder für ſich ein Weiß zum Flug geſchickter Pelikan, mit ſeinem Schnabel ſeine Bruſt eröffnend und ſeine darunter ſitzenden drei Jungen mit ſeinem Blute ſpeiſend. Auf dem Schild ein freier offener Turnierhelm zur Linken mit roth und weißen, an der rechten Seite aber ſchwarz und gelben Helmdecken. Auf dem Helme eine Königliche Krone, daraus erſcheint für ſich bis auf die Kniee eine in einem engen rothen Leibrock angethane Mannesgeſtalt mit einem weißen Bart, auf ihrem Haupt ein rothes Ungariſches Kappel, darauf eine ſchwarze und gelbe hinabhängende Feder. Die Geſtalt hält in der Linken eine Stuckkugel, in der Rechten, wie um dieſe zu meſſen, einen aufgethanen Zirkel." (Folgen die üblichen Verſicherungen der Rechte und die Betonung der Strafen gegen die Verletzer des Adels und des Wappens.)[2]

Dieſer Adelsbrief klärt uns über wenigſtens eine Generation der Familie vollkommen auf, ſein Wortlaut corrigirt auch einige Annahmen in der von uns an betreffender Stelle der Lebensbeſchreibung unſeres Wiener Meiſters Balthaſar Herold, die wir eben den vorhandenen literariſchen Quellen entnahmen. Nach dieſem Adelsbriefe iſt Balthaſar, der älteſte von ſechs Brüdern, der Vater derſelben ein Georg Herold, im Meiſterbuche leider nicht zu finden, wir kennen denſelben allein aus *Doppelmayer*.[3] Nachdem Balthaſar bereits 1646, ſomit in einem Alter von 25 Jahren, in kaiſerlichen Dienſten geſtanden war und ſich in der Belagerung von Krems und Korneuburg gegen die Schweden beſondere Verdienſte erworben hatte, ſo iſt wohl anzunehmen, daſs deſſen Aufenthalt in Warſchau nur kurze Zeit gewährt haben dürfte, es iſt darum begreiflicher, daſs ſich aus jener Zeit keine Werke ſeiner Hand mehr erhalten haben oder auch nur bekannt geworden ſind. Hanns Georg, ſein zweitälteſter Bruder, verließ, wie erwähnt, wahrſcheinlich ſchlechten Geſchäftsganges wegen mit ſeiner Familie ſeine Vaterſtadt und zog in die ſchwäbiſche Reichsſtadt Eſslingen, wo er muthmaßlich in die Dienſte der Stadt als Stuckgießer trat. Von ihm hat ſich aus dem Jahre 1663 vom 20. October noch ein Document erhalten, in welchem er bezeugt, daſs er in der Theilung der Hinterlaſſenſchaft ſeines unverheiratheten, ohne teſtamentariſche Verfügung zu Nürnberg verſtorbenen Bruders Achatius unter ſeine drei lebenden Brüder Balthaſar, Andreas und Wolf Hieronymus voll befriedigt ſei und keine Anſprüche mehr zu ſtellen habe. Das beigedruckte Lackſiegel

[1] Lade, die ſogenannte Schleife des Mörſers.

[2] Das Original in lateiniſcher Sprache mit dem gemalten Wappen und eine deutſche von dem Reichs-Hofkanzlei-Regiſtrator Leonhard Pipins autoriſirte Ueberſetzung, welch' letztere uns hier vorliegt, iſt im Beſitze der Nachkommen des letzten Nürnberger Herold, Georg Friedrich Leonhard († 1870).

[3] *Doppelmayr*, Hiſtoriſche Nachricht von den Nürnberg'ſchen Mathematicis und Künſtlern 1730, pag. 303.

zeigt das obenbefchriebene Wappen.[1] Hanns Georg zog fpäter nach Breslau, wo er auch ftarb. In dem Kirchenbuche der St. Elifabeth-Kirche dafelbft wird fein Tod ohne Angabe des Jahres berichtet, doch ift das Jahr 1676 anzunehmen. Er ftarb am 6. April im Alter von 54 Jahren und 19 Wochen. *Andreas Herold*, der dritte Bruder unferes Meifters, machte fich in Dresden anfäffig und übernahm 1649 nach dem Tode des Hanns Wilhelm Hilger die churfürftliche Gießerei. Von ihm, und nicht wie ich urfprünglich angenommen hatte von Balthafar, find jene vier großen Mörfer, welche das Piedeftal der Statue König Karl XII. zu Stokholm zieren. Jeder diefer Mörfer trägt die Infchrift: „Gofs mich Andreas Heroldt in Dresden MDCLXXVIII", ferner: „Erobert von der Feftung Neumünde von Karl XII. den 11. December 1701". In letzter Zeit ift auch eine Kanone in das Mufeum zu Stokholm gekommen, welche von Andreas Herold 1626 gegoffen fein foll. Diefe Jahreszahl dürfte irrig gelefen fein, da um diefe Zeit der Meifter noch kaum geboren war, möglich aber, dafs damit ein anderer Andreas bezeichnet ift. Das Gefchütz war auf dem fchwedifchen Kriegsfchiffe, dem „Royal George" geführt, das Admiral Kampenfels befehligte, das aber fpäter als Friedensdeckerfchiff gefunken ift.[2] Der nächftangeführte Bruder *Johannes* dürfte jener Nürnberger Rothfchmied fein, der von 1650 an der Lehrer des Kunftgießers Friedrich Hinterhäufel (geb. 1. Mai 1636, geft. 2. Februar 1708) gewefen ift. Er war, wie wir aus dem vorangeführten Documente des Hanns Georg erfehen, im Jahre 1663 nicht mehr unter den Lebenden. Nebft Balthafar verdient deffen viertjüngerer Bruder *Wolf Hieronymus* in der Kunftgefchichte die meifte Beachtung. Schon nach feinen Werken zu urtheilen leiht er feine Kräfte nicht allein zum Schaffen von Werken der gemeinen Nützlichkeit, fondern dient der Kunft an fich, er fteht inmitten des künftlerifchen Lebens der Zeit in feiner Vaterftadt und genoß eine weit über die Gränzen feines Vaterlandes reichende Achtung. Es ift nicht der Zweck gegenwärtiger Abhandlung, den Lebenslauf und die Thätigkeit diefes bedeutenderen Gußmeifters erfchöpfend darzulegen, doch mögen die wichtigften Daten über felben hier ihre Stelle finden, die literarifchen Quellen werden in den Anmerkungen angeführt werden. Wolf Hieronymus ift nach Doppelmayr 1627 geboren und am 1. Mai 1693 geftorben; nach diefer Quelle ift er fchon 1653 als Meifter beftellt, was, wie wir aus den Auszügen des Meifterbuches erfehen, unrichtig ift. Er wurde bereits in feinem 16. Jahre, alfo im Jahre 1643 nach Wien gefchickt, von wo er 1653 nach Nürnberg wieder zurückkehrte und fich dort etablirte. Es fcheint, dafs derfelbe in diefer Zeit mit feinem Bruder dem Kaifer Kriegsdienfte leiftete. Von feinen Werken find nur einige aber fehr hervorragende bekannt. Von 1667 fällt feine vorzüglichfte Arbeit, der fogenannte Peuntbrunnen, nach dem Entwurfe des Goldfchmiedes Chriftoph Ritter und den Modellen des Bildhauers Georg, Schweigger der 1797 um 66.000 Gulden von der Stadt nach Rufsland verkauft wurde. Sein bekannteftes Werk ift die *Statue des heil. Johannes von Nepomuk auf der Moldau-Brücke zu Prag*. Diefelbe ift nach dem Entwurfe *Mathias Rauchmüller's* gefertigt. Das Holzmodell ift von der Hand des *Johann Brokoff*, der Guß erfolgte zu Nürnberg. Das Werk wurde für Mathias Gottfried Freih. v. Wunfchwitz ausgeführt und koftete über 7000 Gulden; deffen Aufftellung erfolgte am 31. Auguft 1683.[3] Ein weiteres Werk der Hand unferes Meifters von 1685 ift ein bronzenes Crucifix, welches den Hoch-Altar der Kirche zu St. Caftor in Coblenz fchmückt und gleichfalls nach dem Modelle Georg Schweigger's gegoffen wurde. Es fcheint dies dasfelbe „meffin-

[1] Das Document, im Befitze der Nürnberger Familiennachkommen, wurde uns durch Herrn Profeffor *Chr. Lenz* freundlichft zur Durchficht überfendet; die Nachricht über Joh. Georg's Tod verdanke ich der Güte des Herrn Profeffors *E. Wernicke* in Bunzlau

[2] Gefällige Mittheilung des Herrn Profeffors *Ch. Lenz*.

[3] Vergl. *Doppelmayr*, pag. 303. — Neudorfer Nachrichten von Künftlern und Werkleuten etc. Fortfetzung des Andreas Gulden, herausgegeben von Dr. *G. W. K. Lochner*, Quellenfchriften für Kunftgefchichte 1875, pag. 205. — *J. M. Schottky*, Prag 1832, II., pag. 21 ff. — *Dlabacz*, Hiftorifches Künftler-Lexicon für Bohmen Art Brokoff. — *Wunfchwitz* Wahre Abbildung der vergoldeten vier Ellen hohen gnadenreichen Statue St. Joannis Nepomuceni. — *Weigel*, Vorftellung der Künfte und Handwerke, pag. 320 - Der eigentliche Entwurf der vortrefflichen Prager Brucken etc. Prag 1710, pag. 158. — *Wagenfeil*, pag. 114 — *Sandrart*, Teutfche Academie 1679, pag. 353.

gene" Crucifix zu ſein, welches Schweigger 1652 gefertigt hatte und deſſen Andreas Gulden in ſeiner Fortſetzung zu Neudörfer's Nachrichten erwähnt.

Die Abſtammung *Johann Balthaſar Herold's* können wir durch kein ſtichhältiges Document erweiſen, und ſind daher in dieſer Frage auf Vermuthungen angewieſen; allein, überblicken wir die Namen der nächſt vor ſelbem lebenden Generation und ziehen wir die Lebensverhältniſſe der Einzelnen, wie wir ſie gegeben haben, in Erwägung, ſo dürfte wohl die Annahme keinem Zweifel unterliegen, daſs unſer Meiſter ein Sohn des Wolf Hieronymus iſt. Seine Ernennung zum Meiſter erfolgte auch im Todesjahre des letzteren. Gerade zu dieſer Zeitperiode finden wir in unſeren Notizen einen Wolfgang Hieronymus Herold; er war Doctor der Rechte und Advocat zu Nürnberg, geboren daſelbſt 1687, ſtudirte in Halle und hielt 1713 pro Licentia unter dem damaligen Kanzler Ludewig eine ſehr gerühmte Disputation: „Noriberga Insignium imperialium tutelaris". Erſt 1715 zum Doctor promovirt, kam er 1720 in das Collegium der Advocatur, muſste aber bald Schulden halber entweichen, worauf er Kriegsdienſte nahm und als Soldat in Sicilien im September 1728 ſtarb.[1] Wir halten dieſen verunglückten Gelehrten und Johann Balthaſar für Söhne des Wolf Hieronymus, Johann Balthaſar dürfte der ältere geweſen ſein.

Leider ſind wir bisher nicht im Stande Geburts- und Todestag unſeres Meiſters anzugeben; doch dürfte derſelbe etwas nach 1680 geboren ſein.

Zur Vervollſtändigung erlauben wir uns noch die Auszüge aus dem Meiſterbuche über die Kunſtgießer der Familie Herold fortzuſetzen und ſelbe mit kurzen Anmerkungen zu ergänzen, ſo erſchienen daſelbſt 1697 Wolf Balthaſar,[2] 1724 Chriſtian Victor, 1742 Chriſtian Victor der Jüngere, Stuckhauptmann von Nürnberg,[3] 1783 Andreas Gottſchalk, 1825 wird Joachim Ernſt Meiſter, 1858 der hochtalentvolle, leider aber 1870 in der Blüthe der Jahre verunglückte Georg Friedrich Leonhard, deſſen wir bereits früher Erwähnung gethan haben. Er war der letzte des Namens im Fache des Kunſtguſſes in Nürnberg, die berühmte Gußſtätte aber erinnert noch heute durch ihre Firma „Gebrüder Lenz und Herold" an die alten Kunſtmeiſter. Sie ſteht gegenwärtig unter der äußerſt bewährten und viel gerühmten Leitung des Stiefſohnes des Joachim Ernſt, des königl. Profeſſors *Chriſtian Lenz,* eines Schülers Burgſchmied's, und aus ihr ſind unzählige bewunderte Kunſtwerke hervorgegangen.

Der Komotauer Zweig der Familie cultivirt ſeit mehr als anderhalb Jahrhunderten mit großen Erfolgen den Glockenguß. Schon die einſtige Exiſtenz des erwähnten Documentes, des Freibriefes für den älteren Balthaſar, beweiſt die Abſtammung von dieſem. Directe dürfte der Zweig von Andreas ſich herleiten; 1730 ließ ſich Johann Gotthold in Freiberg in Sachſen nieder, deſſen Sohn Gottlob Fürchtegott 1760 in Schönhaida in Sachſen. Ein Sohn desſelben, Carl Julius, machte ſich 1810 in Komotau anſäſſig. Nach deſſen 1872 erfolgtem Ableben übernahmen deſſen zwei Söhne Otto und Julius das Geſchäft.[1] Nach dem Tode des erſteren, 17. Auguſt 1882, führt nun deſſen genannter Bruder das Geſchäft allein fort.

Dieſe herrlichen Geſchütze ſind nicht nur Nürnbergiſcher Factur, ſondern auch für die Stadt ſelbſt gefertigt worden, wie die Wappen und Deviſen der Kriegs- und Loſungsherren ſowie der Functionäre beweiſen. Wie dieſelben nach Wien in die Sammlung des Arſenals gekommen ſind, darüber gelang es mir nicht, authentiſche Daten zu erlangen. Die Angabe, daſs ſie als Geſchenk an weiland Kaiſer Franz II. gekommen, längere Zeit in Laxenburg gelegen und über kaiſerlichen Befehl um 1848 mit anderen Geſchützen ins Arſenal abgegeben worden ſein ſollen, iſt doch zu

[1] Vergl. *Will,* Gelehrten Lexicon. Adelung, Fortſetzung des *Ch. G. Jöchers* Allgemeinen Gelehrten Lexicon 1787.

[2] Arbeitete nur für andere Meiſter.

[3] Beſaß im Stuck- und Glockengießen beſondere Kenntniſſe und eine ihm eigene Manier, die ſeinen Arbeiten einen beſonderen Werth verſchafften. *J. G. Meuſel,* Teutſches Künſtler-Lexicon 1778, pag. 53.

[1] Unter der Firma „Julius Herold Sohne."

unsicher, um selbe hier bestimmt hinzustellen. Wir beschränken uns demnach auf die Betrachtung der interessanten Wappen und ihrer Träger. Das erste ist bezeichnet: Herr Gottlieb Volckamer. Gottlieb Volckamer von Kirchen-Sittenbach ist geboren 15. November 1648, seit 1705 dritter oberster Hauptmann und Zeugherr, seit 1706 Losungsherr, er starb 8. April 1709. Das zweite Wappen gehört Christoph Andreas Harsdörfer von Fischbach zu Enderndorf, er ist 2. Februar 1648 geboren, seit 1686 Genannter des Rathes, seit 1689 jüngerer Bürgermeister, seit 1696 Kriegsherr, seit 1708 Septemvir, seit 1709 oberster Hauptmann, seit 1710 kaiserlicher Rath und zweiter Losungsherr. Er starb 27. August 1712. Er war verehelicht mit Jacobina Haller von Hallerstein. Das dritte Wappen gehört Herrn Paulus Tucher von Simelsdorf und Winterstein, geboren 1660, Alt-Bürgermeister und Landpfleger. Er starb 1738. Seine Gemahlin war Maria Magdalena Imhof. Das letzte Wappen, welches wir erwähnten, stellt einen Anachronismus dar. Es kann sich nur auf Hanns Carl Schlüsselfelder von Kirchen-Sittenbach, Senator, beziehen. Derselbe ist 1653 geboren, starb jedoch schon 1690, wie es heißt als der letzte seines Geschlechtes. Seine Gemahlin war Helene Haller von Hallerstein.

Den auf den Rohren angegebenen Stückverschneider oder Ciseleur kennen wir aus Doppelmayr. Er heißt eigentlich *Johann Georg Romfleck* und ist auch als Kunstgießer in Nürnberg thätig gewesen. Geboren 6. April 1675 kam er 1690 als Schüler zu dem Kunstgießer Johann Georg Beck, ging 1696 nach Niedersachsen Polen und Schlesien und kam um 1700 wieder in seine Vaterstadt zurück. Er starb 27. Juli 1716.[1] Von ihm stammen viele sehr zierliche und stylvolle Epitaphien.

Im Saale rechts vom Eingange:

Zwei Regimentsstücke auf Lafetten mit Richtkeilen. Bronze, Länge 97 Cm., Bohrungs-Durchmesser 5·7 Cm. Das eine als die Sonne, das andere als der Mond bezeichnet. Beide Stücke im Wesentlichen gleich verziert. Der Kopf ist mit Barock-Ornamenten in Relief geziert, am langen Feld erblickt man an dem einen Rohre das Bild der Sonne, am anderen des Mondes; in den Henkeln sind Seelöwen dargestellt. Am hinteren Feld findet sich ein Wappen quergetheilt, oben ein wachsender Löwe, unten drei Lilien. Das gekrönte Wappen ist umgeben mit der Colane des königl. bayerischen St. Michael-Ordens. Am hinteren Visirreif liest man die eingeschlagene Inschrift:

BERENGER·DE·FALIZE·FECIT·DVACI·1708.

Das Bodenstück schließt mit einem Löwenkopf ab, der einen ornamentirten Zapfen im Maule hält.

Die Rohre tragen ihren Entstehungsort Douay an sich, die Wand-Lafetten sind weit jünger und österreichischer Factur.

Das Wappen ist der französischen Familie Chabot eigen und gehört wahrscheinlich Claude Chabot Marquis de Saint Maurice de Sau, französischem General-Lieutenant, Besitzer des Großkreuzes des bayrischen St. Michael-Ordens: ein achtspitziges Kreuz mit den Buchstaben P·F·F·P d. h.: „Principi Fidelis, Favere Patriae".

Unter dem Namen *Berenger* finde ich in meinen Notizen eine bedeutende Menge von datirten Werken, welche den Zeitraum von 1694 bis 1793, also fast 100 Jahre umspannen. Ich kann daher nur annehmen, dass wir es hier mit den Werken von zweien Meistern, vielleicht Vater und Sohn zu thun haben. Jener welcher Berenger de Falize zeichnet, ist gewiss der Aeltere; er arbeitet in Douay. Ein Berenger J. ist Commissaire des fontes de l'Artillerie in Straßburg; von ersterem werden vier Stücke mit sphärischen Kammern (O. 31—34) im Artillerie-Museum zu Paris bewahrt, auch ein Zwölfpfünder „le taureau" von 1733 ebendaselbst (N. 79) dürfte ihm zuzuschreiben sein. Berenger J. geht später, um 1760, nach Douay, wahrscheinlich nach dem Tode des Aelteren.

[1] *Doppelmayr*, pag. 312.

Auffällig ift die Aehnlichkeit des Namens mit unferer alten deutfchen Landshuter Gießerfamilie Perenger, aus welcher ein tüchtiger Meifter noch im vorigen Jahrhundert in Wien thätig war. Es fcheint faft, als fei unfer Meifter diefer Familie angehörig gewefen.

Nr. 102. **Zehnpfündiger Bomben-Mörfer** von Bronze mit 17 Cm. Bohrung in halbem Gut. Die Seele ftark ausgefchoffen. Am Kopfe ift ein kleiner Manipulir-Henkel angegoffen. Im vorderen Felde fteht eingravirt:

ANNO · 1717 · DEN · 14 · AUGUSTI
DER
WAR · ICH · FESTUNG · BELGRAD · GESEZT · ZUM · GROSSEN · SCHRÖCKEN · UND · MEINE ·
KLEINE · BÖM · MUST · VIEL · ZUM · TOD · AUFWECKEN.

Im Mittelfelde fteht der kaiferliche Adler mit dem Bindenfchild im Herz. In der Binde das Monogramm C.VI. Rechts die Belagerung einer türkifchen Feftung; links das Bruftbild des Prinzen Eugen von Savoyen. Unterhalb fteht Nr. 1.

Am Bodenftücke weiters die gravirte Infchrift:

SIE · SCHLUG · INS · PULFERHAUS · UND · LIESE · NICHTS · DARIN · ALS · IAMER · TOD · UND ·
GRAUS · DEN · SCHRÖCKLICHSTEN · RUIN.

Rückwärts lieft man:

GOS · M · L · HALIL · K · S · I · W.

(Kaiferlicher Stückgiefser in Wien.) 1714.

Die Schildzapfen ftehen am Bodenftücke.

Diefer kleine Mörfer ift ein Andenken an die ruhmreiche Belagerung und die Einnahme von Belgrad, 17. Auguft 1717. Der Tag zuvor, an welchem Prinz Eugen die türkifche Armee unter ihrem Großvezier Ali in die Flucht fchlug, gehört zu den ruhmreichften Oefterreichs, für den Feldherrn Prinzen Eugen von Savoye nnach feinem eigenen Geftändniffe zu den gefährlichften feines Lebens. Die 30.000 Mann ftarke Befatzung von Belgrad war durch den für fie unglücklichen Ausgang der Schlacht fo entmuthigt, dafs fie am 17. bereits die weiße Fahne aufftteckte und gegen freien Abzug die Feftung übergab. Das auf dem Mörfer erfichtliche Datum des 14. Auguft ift fehr intereffant; es ift der Vortag der großen Kanonade auf die Feftung, durch welche der Angriff des Prinzen auf die verfchanzte Stellung Ali's eingeleitet werden follte, und erzählt eine kleine Epifode aus der Befchießung diefes Tages.

Was war das für ein herrlicher Sieg! 70.000 Soldaten, die beinahe alle an der Ruhr litten, fchlugen eine 200.000 Mann zählende glänzend ausgeftattete Armee. „Nie feit das Andenken in die Gefchichte zurückreicht," fagt ein Schriftfteller,[1] „ift von halbkranken Soldaten ein fo glorreicher Sieg über einen dreimal ftärkeren Feind erftritten worden." Die Folge war der Friede von Paffarowitz; die Herrfchaft des Halbmonds über Ungarn hatte ein Ende.

Nr. 103. **Sechszigpfündiger Bombenmörfer** von Bronze, eine der beften Arbeiten Leopold Halil's Stückgießers in Wien.

Die Manipulations-Henkel ftellen verfchlungene Delphine dar. Im Mittelfelde erblickt man das Wappen der Rappach. Dasfelbe ift umgeben von trefflich componirten Rococo-Ornamenten. Dahinter der kaiferliche Doppeladler mit dem Bindenfchilde.

Am hinteren Reife lefen wir:

GOS · MICH · LEOPOLD · HALIL · KAY · ST · IN · W · 1714.

Die Schildzapfen ftehen am Bodenftücke.

Ueber die Lebensverhältniffe des productiven kaiferlichen Stückgießers *Leopold Halil* konnte ich keine Daten erlangen. Halil war vorübergehend auch im fpeciellen Kunftguffe thätig,

[1] *Gfrörer*, Gefchichte des 18. Jahrhunderts.

denn im Jahre 1716 arbeiteten an dem Altare der kaiserlichen Gruft am neuen Markte der kaiserl. Kammer-Bildhauer Marcus Prody und der kaiserl. Stückgießer Leopold Halil.[1]

Im Saale rechts vom Eingange:

Hinterlad-Kanone von Bronze. Länge 158 Cm. Bohrung 5·2 Cm. Project. Mit alter Wand-Lafette.

Das ganze Rohr ist theils mit Reliefs-, theils gepunzten Verzierungen bedeckt, so, dass selbes fast wie incrustirt erscheint. Am langen Feld laufen die Ornamente spiralförmig; darüber eine Banderolle mit der Inschrift:

M·F·E·V·EISENSTEIN·R·K·M·KRIEGSRATH·V̄D·ZEVGL.

Der rückwärtige Theil ist ziemlich geschmacklos mit sternförmigen Punzen beschlagen. In der Mitte das Wappen der Rappach mit Blattkrone: ein schrägrechter Balken. Hinten der Doppeladler mit dem Bindenschild im Herz. Der einzige Henkel ist quergestellt.

Der Verschluß erfolgt durch senkrechten Verschlußkeil, der mittelst Zahnrad sich auf- und abwärts bewegt. Mit dem Zahnrade steht ein Verschlußhebel in Verbindung, welcher durch eine Viertelkreis-Wendung das Rohr schließt. In dem Verschlußkeil aus Schmiedeeisen ist das Zündloch gebohrt, er enthält somit die Ladung. Die Lafette hat eine Spurweite von 132 Cm.

Ein Hinterlade-Geschütz von 1615 von gleichem Verschluß aber einfacherer Ausstattung des Rohres, wird im königl. bayerischen Armee-Museum bewahrt.[2]

Nr. 33. **Vierundzwanzigpfündige Kanone** von Bronze. Der Kopf ist roh im Akanthus-Blatt geziert. Am langen Feld ist theils im Relief, theils gepunzt das Wappen der von Rappach dargestellt, darüber eine Banderolle mit der Inschrift:

D·R·K·M·G·L·V·H·Z·M·H·C·E·G·V·H·V·RAP.

Die Henkel stellen Seejungfrauen dar, dazwischen roh gravirte Trophäen. Am Bodenstücke der Doppeladler mit dem Wappen von Siebenbürgen. In einem Schriftbande:

CAROLUS · VI
R · I · S A · G · H · H · B · R
1717.

Am Stabwerk vor dem Zündloche: Goss mich Michael Frantz Winhoffer in Hermanstad. Anno 1722.

Die Traube läuft in einen Adlerkopf aus. Roh ausgearbeitet, schwache Arbeit.

Feldmarschall Karl Ernst Graf von Rappach (geb. 1649, gest. 1719) bekleidete das Hauszeugmeisteramt von 1710 bis 1719, nach ihm erhielt es bis 1723 Feldmarschall Maximilian Adam Franz Graf von Starhemberg. Die Datirung am Visirreif ist nachträglich erfolgt, und, wie wir aus den Lebensdaten des Feldmarschalls ersehen, unrichtig.

Nr. 110. **Zehnpfündiger Steinmörser** von Bronze mit 17·5 Cm. Bohrung auf einer Schleife. Vorn steht das getheilte Nürnberger Wappen in sehr correcter Zeichnung mit der Jahreszahl 1721. Die Henkel stellen zierlich gezeichnete Delphine dar. Am Bodenstück erblickt man eine Gruppe von drei Wappen in Relief zu 1 und 3 gestellt. Oberhalb das Wappen der Tetzel mit den Buchstaben H·G·G·T· in einem Bande. Unterhalb, rechts das Wappen der Baumgärtner mit den Buchstaben H·I·P·B·, links das Wappen der Geuder mit den Buchstaben H·C·R·G· Das Rohr ist mit Nr. 3 bezeichnet

Rückwärts:

GOSS·MICH·IOHANN·BALTHASAR·HEROLDT

Die etwas jüngere Schleife ist schon sehr beschädigt (Fig. 2).

[1] *Schlager J. E.*, GeorgRaphael Donner, Wien 1848, pag. 30

[2] *Würdinger*, Catalog des königl. bair. Armee Museums 1882, pag. 25.

In diefem intereffanten Mörfergefchütz haben wir eine weitere und fpätere Arbeit des äußerft gefchickten Nürnberger Kunftgießers Johann Balthafar Herold vor uns. Es ift, wie fchon die Nummer 3 zeigt, kein Einzelnproduct, fondern zu einer Batterie gehörig und wirklich exiftiren noch drei andere ganz gleich ausgeftattete Mörfer von diefer Batterie und zwar die Nummer 2 und 4 in der Waffenfammlung im Schloffe Ambras in Tyrol,[1] die Nummer 1 im k. k. See-Arfenale zu Pola. Die erfteren beiden gelangten nach Ambras 1881 aus dem k. k. Luftfchloffe Laxenburg. Die ganze Batterie gehörte der Stadt Nürnberg, wie das Wappen diefer Stadt, ferner die Wappen des Bürgermeifters, des vorderen Lofungsherrn und des oberften Kriegsherrn bezeugen. Das oberfte gehört dem Gefchlechte der Tetzel von Kirchen-Sittenbach an, von den unteren das eine dem Gefchlechte der Baumgärtner, das andere jenem der Geuder von Heroldsberg, letzteres bezieht fich auf Karl Benedict, kaif. Rath, vorderften Lofungsherrn und Reichsfchultheiß, geb. 1670, geft. 1744. Es ift wahrfcheinlich, dafs die hübfche Batterie nach Auflöfung des Nürnberger Zeughaufes am Anfange des Jahrhunderts nach Oefterreich gelangt ift.

Nr. 34. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ift in Akanthus geziert. Am langen Feld erblickt man das vollftändige Wappen der Daun, mit der Colane des Vliefsordens und der Infchrift:

WIRICH · PHILIP
LORENS · G · V · H · VON · V · ZV
DAVN · RITTER · DES · GVLD · VELVS
R · K · M · GBMR · RAT · GRAL · VBLL
MARSL · OBR · LAND · V · HAVS
ZEIGMAY · OBR · VBR · EIN
REGNT · Z · FVS · STATT · GVAR.
OBR · VND · COMEND
IN · WIENN.

Die Henkel ftellen Blitzftrahlen dar. Am Bodenftücke der Königsadler mit dem ungarifchen Wappen im Herz mit der Bandinfchrift: C · VI · R · I · S · A · Am hinteren Vifirreif lieft man: „Gofs mich Antoni Zechender in Ofen. Anno 1724." Die Traube ftellt einen Adlerkopf vor.

Ich glaube von den berühmteren Zeugmeiftern wenigftens je ein Gefchütz hier anführen zu follen, fo fei hier eines aus der Zeit des Zeugamtes des Grafen *Wirich Daun*, des Vaters des Siegers von Kolin eingereiht. Er war 1668 geboren, führte das Zeugmeifteramt von 1723 bis 1741. Schon 1710 erhielt er das neapolitanifche Fürftenthum Thiano und war 1713 Vicekönig von Neapel und Sicilien. Sein Tod erfolgte 30. Juli 1741.

Ueber den Gießer konnte ich nähere Lebensdaten nicht erfahren, feine Gefchütze aber find fehr mangelhaft gegoffen und zeigen bedeutende Gußfehler.

Nr. 79. **Zwölfpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Am langen Feld ein Wolf im Relief, darunter die Bandinfchrift:

REPELLAT · NON · PETAT · HOSTEM.

Die Theilungen find verftäbt, die Henkel ftellen Wölfe in Phantafie-Formen vor. Am Bodenftücke findet fich das reich ausgezierte Wappen der Stadt Genf im Relief; oben IHS, darunter in einem Bande die Devife:

POST · TENEBRAS · LVX.

Das Wappen ift von zwei Löwen mit Schwertern in den Pranken gehalten. Unterhalb fteht die Jahreszahl 1725. Das Zündloch geht im Stoßboden aus, das Rohr endet in eine hübfch modellirte Weintraube. Am Vifirreife lieft man die zifelirte Infchrift:

[1] *Ilg* und *Boeheim*, Das k. k. Schlofs Ambras in Tyrol. Wien 1882, pag. 53.

FONDU · A · GENEVE · PAR
GEORGE · MUNCH · DE · DRESDEN.

Das Rohr ist von sehr reinem und scharfem Gusse (Fig. 3).

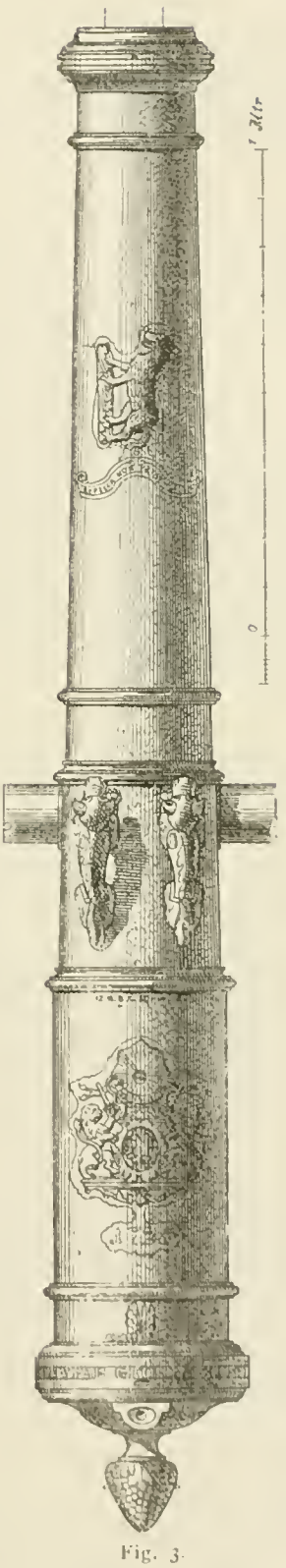


Fig. 3.

Sowohl dieses schöne Geschütz, als jene Halb-Karthaune, welche ich in der I. Abtheilung unserer Abhandlung unter Nr. 78 beschrieben habe, sind Trophäen-Stücke aus der Belagerung und Einnahme der Festung Genf durch den kais. Feldmarschall-Lieutenant *Ferdinand* Grafen von *Bubna,* Commandanten der ersten leichten Division, 29. und 30. December 1814. In Genf commandirte der bejahrte und kränkliche französische General *Jordy;* die Besatzung in der den Franzosen feindlich gesinnten Stadt, die eine 3—4000 Mann starke Nationalgarde besaß, zählte nur etwa 500 Mann, da Napoleon's Befehle, den Punkt zu verstärken, zu spät ergangen waren. Unterstützt durch die alten vor der französischen Invasion bestandenen Behörden und die Bevölkerung rückte Graf Bubna energisch gegen die Stadt vor, und besetzte dieselbe, während die Franzosen eilig durch das neue Thor nach Savoyen abzogen. In Genf wurden 107 ehemals der Republik gehörige Stücke schweres Geschütz, darunter 19 eiserne, außerdem 30 französische Feldkanonen erbeutet. General Jordy war der letzte in der Stadt geblieben, er war von den Ereignissen so ergriffen, dass ihn der Schlag rührte und er sterbend in die Hände der Oesterreicher fiel.[1]

Nr. 141. **Vierpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ist glatt. Am langen Feld erblickt man ein Wappen mit drei anhängenden Ordenskreuzen; die Henkel stellen Seelöwen dar. Am Bodenstück findet sich in einem von einer Fürstenkrone bedeckten Schilde der verschlungene Namenszug des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern von der Colane des Vließordens umgeben. Darunter die Jahreszahl 1731. Am Visirreif ist roh eingeschlagen:

FECIT · A · B · ERNST · MONACHY.

Das hier beschriebene unscheinbare Geschützrohr gehört zu den schönsten Andenken an die Geschichte des kaiserlichen Heeres. Wir erkennen in dem Wappen jenes des *Ignaz Felix Joseph* Reichsgrafen von *Törring,* kurfürstlichen später, unter Karl VII., kaiserlichen Kämmerers, General-Feldmarschalls und Oberst-Landzeugmeisters (geb. 1649, gest. 1763), desselben Törring, der als bayerischer Gesandter in Wien unmittelbar nach dem Tode Kaiser Karl VI. die Stände Nieder-Oesterreichs und der übrigen Länder zur Huldigung vor dem Kurfürsten Karl Albrecht aufforderte. Nach dem Ausbruche des Krieges, Ende 1741, befehligte er die bayerische Armee, mit der er im raschen Zuge nach Ober-Oesterreich eindrang und in Linz die Huldigung für seinen Landherrn entgegennahm. Der Siegeslauf fand schon einige Wochen darnach sein Ende. Das Gefecht bei Schärding 17. Januar 1742, in welchem General-Major *Johann Leopold Bärnklau* (geb. 1700, gefallen 10. August 1746) die bayerischen Garden über die Rott jagte,

[1] Ueber die Uebergabe der Stadt und die Bemühungen des Genfer Oberst Lieutenants und Arsenal Commandanten *Pictet* um die Rückstellung der weggenommenen Geschütze vergleiche die ersichtlich etwas romantisch ausgeschmückte Schilderung von Dr. *M. (arzroth i)* im Morgenblatt für die gebildete Welt, 1838, Bl. 308—311.

war die Einleitung zu einer Reihe von ſiegreichen Gefechten, deren Erfolg die vollſtändige Eroberung Bayerns war.

Ob das hier vor Augen liegende Geſchütz in dem flott geführten Gefechte von Schärding, bei Deggendorf, Landshut oder an einem andern Tage erobert wurde, das iſt zur Stunde nicht klargeſtellt. Genug, es iſt ein kriegeriſches Andenken an die Tage der höchſten Bedrängnis des Vaterlandes, an die Zeit, in welcher der Ruhm des öſterreichiſchen Heeres am hellſten glänzte.

Der Gußmeiſter *A. B. Ernſt* iſt der letzte Meiſter einer Gießerfamilie, die ſchon von 1492 an in ihrer Werkſtätte am Glockenbache in München wirkte, mit ihr die nicht minder berühmten Frei ebendaſelbſt. Von unſerem Meiſter ſtammt auch ein Sechspfünder-Rohr „Waſſerburg", gleichfalls mit dem Wappen des Grafen Ignaz Törring und des Kurfürſten aus dem Jahre 1732, das im königl. bayeriſchen Armee-Muſeum bewahrt wird.[1]

Im Erdgeſchoſs, rechts vom Eingange:

Kanonenrohr von damascirtem Eiſen mit Bronzeverzierungen, Länge 178 Cm. Bohrung 4·6 Cm., die Seele beſitzt 10 Hohlzüge in ſtarkem Drall. Das Rohr iſt außer ſchmalen Verſtäbungen glatt, die Henkel ſind von Bronze, die Traube ſtellt einen geſchuppten Zapfen dar. Auf dem langen Feld findet ſich ein Meſſingplättchen aufgenietet, in welchem das Monogramm Kaiſer Karls VI. erſichtlich iſt. Rückwärts am Bodenſtücke iſt ein leerer Rahmen von Meſſing aufgenietet, der mit Trophäen und einer Fürſtenkrone geziert iſt. Nächſt dem Zündloche lieſt man die eingeſchlagene Inſchrift:

IACOB·TRIEBEL·A·ZELL.

Die techniſche Ausführung dieſes Rohres mit Rückſicht auf das Materiale und deſſen Bohrung und Ziehung iſt ſtaunenerregend und verdient die Bewunderung jedes Fachmannes, der in Anſchlag bringt, daſs hier zum allergrößten Theile nur Handarbeit vorliegt.

Die älteren Zeughaus-Inventare, denen auch *Leber* folgt, beſagen, es ſei dieſes Rohr um (!) 1736 von Auguſt II. Kurfürſt von Sachſen und König von Polen (dem Starken?) an Kaiſer Karl VI. verehrt worden. Abgeſehen von der Sonderbarkeit, daſs dieſer König dem Kaiſer ein Geſchütz verehrt haben ſoll, das in des letzteren eigenem Erbſtaate gefertigt und, wie wir zunächſt erſehen werden, von einem hervorragenden öſterreichiſchen Künſtler ausgeziert wurde, iſt entweder hier die Jahrzahl irrig gegeben, oder das Geſchenk iſt nicht von Auguſt II., der 1733 ſtarb, ſondern möglicherweiſe von Auguſt III, König von Polen, an den Kaiſer verehrt worden.

In dem erwähnten nun leeren Rahmen war, wie die öſterreichiſche Topographie[2] und *Leber* berichten, ein Medaillon aus Perlmutter eingefügt, das, „von dem berühmten Künſtler Donner" geſchnitten, das wohlgetroffene Bildnis Kaiſer Karl VI. zeigte. Mit dieſem berühmten Künſtler Donner kann nur Mathäus gemeint ſein, der 1736 37 Lebensjahre zählte.

Nr. 40. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf zeigt ſchöne Rococo-Verzierungen. Am langen Feld iſt das Wappen der Grafen Königsegg erſichtlich, darunter die Inſchrift:

IOS·LOT·D·H·R·G·V·
KONIGSEGG·R·D·G·VEL·
DER·Z·N·H·N·B·K·M·G·
N·CONF·R·FELDMARS·OB
LN·H·Z·E·G·MS·GRL·DER
WINDNPETRIN·GRAN·OBER·
UBER·RGMN·Z·FUS·

[1] *Würdinger*, Catalog des konigl. bayr. Armee-Muſeums 1882, pag. 5.

[2] Oeſterr. Topographie Wien 1770, III. B l., pag. 96.

Die Henkel ſtellen Blitze dar. Am Bodenſtücke das öſterreichiſch-burgundiſche Wappen mit den Buchſtaben:

M·T·R·H·B.

Am hinteren Viſirreif. Anton Zechenter in Ofen 1744.

Das Rohr iſt unter dem Hauszeugmeiſteramte des Feldmarſchalls Lothar Joſeph Dominik Grafen von Königsegg (geb. 1673, geſt. zu Wien 1751) gegoſſen; es ſtammt aus demſelben Jahre ſeiner Ernennung durch die Kaiſerin.[1]

Im Saale rechts vom Eingange:

Zwei reichornamentirte Regiments-Stücke, Bronze, auf eiſenbeſchlagenen niederen Lafetten. Die Zündlochkerne ſind noch nicht eingeſchraubt. Länge 107 Cm., Bohrung 6·5 Cm. Die Rohre ſind mit ſchön modellirten Rococo-Ornamenten reich geziert. An dem einen zeigt ſich am langen Feld zwiſchen Lorbeer-Guirlanden der Tyroler Adler, am Bodenſtück das Wappen von Ungarn, bedeckt von einer Fürſtenkrone. Die Henkel ſtellen Löwen dar, ebenſo lauft das Bodenſtück in einen Löwenkopf aus. Das andere Rohr trägt am langen Feld ſtyliſirte Blatt-Guirlanden, die Henkel ſtellen ſchön bewegte Seejungfrauen dar, dazwiſchen erblickt man Blattwerk mit einer Füllung, die den Blaſon des Wappens der Daun enthält. Am Bodenſtücke findet ſich der Bindenſchild, bedeckt von einer Fürſtenkrone im Relief. Das Bodenſtück lauft wie bei dem vorigen Geſchütze in einen Löwenkopf aus, doch iſt derſelbe in Folge eines Gußfehlers angenietet. Beide Rohre ſind erſichtlich nur zu decorativen Zwecken gefertigt worden, ſie ſind von meiſterhafter Zeichnung und Ciſelirung, der Guß iſt minder gelungen.

Nr. 75. **Achtzehnpfündige Batterie-Kanone** von Bronze, Länge 326, Kaliber 13·5 Cm. Der Kopf iſt glatt; am langen Feld erblickt man die Initialen Auguſt III., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, umgeben von einem Fürſtenmantel im Flachrelief. Jeder Henkel ſtellt zwei gegeneinander gekehrte Adler vor, deren Hälſe von einer Krone gehalten ſind; ſie tragen auf der Bruſt des Königs Monogramm. Am Bodenſtücke iſt zu leſen:

FRIDERICVS·AVGVSTVS·D·G·REX·POL·DVX·SAX·I·C·M·O·N·A·W·S·R·I·ARCH·ET·
ELECTOR·IN·PROV·IVR·SAX·PROVIS·ET·VICARIVS.

Darunter im Flachrelief ein Doppeladler mit dem viergetheilten polniſchen Wappen das Wappen von Kurſachſen im Herz. 1741.

An der Kehlung des Viſirreifes:

GOSS·MICH·IOHANN·GOTTFRIED·WEINHOLD.

Nr. 127, 128. **Zwei zwölfpfündige Batterie-Kanonen** von Bronze, von den gewöhnlichen Formen. Am langen Feld zeigt ſich das franzöſiſche Wappen mit der Inſchrift: „Louis Charles de Bourbon, Comte d'Ey, Duc d'Aumale". Am Stoßboden: Strasbourg, am hinteren Viſirreif: Fondu par Maritz le 3^{me} Mars 1742.

Unter dem Namen *Maritz* kennen wir eine ganze Gießerfamilie, die aus Bern ſtammt. Der älteſte tritt am Anfange des 18. Jahrhunderts hervor. Er ſoll 1710 zuerſt die Kanonenrohre maſſiv gegoſſen und durch von ihm erfundene, wie es heißt: „verticale und horizontale" Maſchinen gebohrt haben. Ebenſo ſoll er 1713 die Kanonendreh-Maſchinen erfunden haben. Jean Maritz, wahrſcheinlich deſſen Sohn und zwei andere des Namens arbeiten im Haag, in Douay, in Straßburg und in Lyon. Im Muſée d'Artillerie befinden ſich unter dieſem Namen: 24 ℔ Kanone, l'Affineur 1732 (N. 75), 12 ℔ Kanone, le Danois (N. 78). Eine Kanone in Lyon 1751 gegoſſen (N. 82), ſie trägt, wie unſer Zwölfpfünder, die Inſignien des Großmeiſters der Artillerie Louis Charles von Bourbon. Eine

[1] Ich bemerke hier mit einem Male für mehrere andere, daſs einige Geburts- und Todesdaten *Wurzbach's* Biographischem Lexicon entnommen wurden.

24 ℔ Kanone von 1778, die ich im Cataloge vergebens fuche, habe ich auf dem Perron vor der Esplanade der Invaliden felbft gefehen und mir notirt.

Nr. 45. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ift glatt. Am langen Feld ift das Wappen der Liechtenftein umrahmt von der Colane des Vließordens erfichtlich mit der Infchrift:

I·W·F·V·V·Z·
LIECHTENSTEIN·
GBR·RHT·GL·D·CA·
OB·E·RT·DR·GL
FELDLD·V·HS
ZEVGMSTR

Am Bodenftücke ift der Reichsadler mit dem öfterreichifch-ungarifch-burgundifchen Wappen im Herzfchilde mit den Buchftaben:

M·T·R·I·R·H·B·

im Relief dargeftellt. Am hinteren Vifirreife lefen wir den Namen des Gußmeifters: „Anton Zechenter Ofen und die Jahreszahl 1750.

Wir haben hier ein Rohr aus der Zeit des Auffchwunges der öfterreichifchen Artillerie unter dem Zeugmeifteramte des hochverdienten Feldmarfchalls Grafen *Joſeph Wenzel Liechtenſtein* (geb. 1696, geft. 1772) vor uns. Es ift Schade und zu beklagen, dafs die Sammlung nicht ein einziges Feldgefchütz aus der Periode feiner Amtswirkfamkeit (1744—1772) mehr bewahrt, denn die Reformen Liechtenftein's kamen anfänglich nur dem Manövrir-Materiale zu Gute. Im fchweren Gefchütze wird auch unter ihm der Guß nicht bedeutend beffer und nur der Umftand, dafs auch die preußifchen Gefchütze im Guffe fehr viel zu wünfchen übrig lieffen, ja anfänglich weit fchlechter waren, ließ diefen Nachtheil weniger empfindlich erfcheinen.

Nr. 179. **Sechspfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ift mit gekrönten Adlern geziert, darunter lieft man in einem Flugbande: „Il leone", in einem zweiten zunächft am langen Felde:

„A·COMES·SABBATINI".

Das Mittelftück ift mit zarten Guirlanden geziert. Am Bodenftücke erblicken wir das modenefifche Wappen. Auf der Verftärkung des Stoßbodens lieft man:

„FRAN·III·D·G·DUX·MUT·& &·MDCCLI·"

„Harivel Fondeur de S. A. S de Modene."

Ein zweites gleichgeftaltetes Rohr, „l'unico" von 1752 fteht unter Nr. 183.

Nr. 162. **Sechspfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Am langen Feld lieft man die Bandinfchrift: „Egoifto", unterhalb in einer Rococo-Cartouche: „Ultima ratio regum." Nächft dem Mittelftücke ift das Wappen der Markgrafen Palavicini erfichtlich. Am Bodenftück findet fich ein einköpfiger Adler mit dem favoyifchen Kreuz im Herzfchilde mit der Colane des Anunciaten-Ordens. Am Boden ift roh der Meifter bezeichnet:

„GIO·BATT·CEBRANO·F·L'ANNO 1758."

Die hier angegebene Form ift im allgemeinen für fämmtliche fardinifche Gefchütze des vorigen Jahrhunderts characteriftifch.

Nr. 47. **Zwölfpfündige Feld-Kanone.** Vorn am langen Feld erblickt man das Wappen von Lothringen mit Adlern als Schildhältern im Relief, umgeben von der Colane des Vließordens Am Bodenftücke ift der kaiferliche Adler mit dem Wappen von Oefterreich und Burgund, das Wappen von Toscana im Herzfchilde erfichtlich. Am hinteren Vifirreife lefen wir:

FECIT·P·F·DIETRICH·MECHLINIAE· 1761.

P. F. Dietrich ſtammt vermuthlich aus der Glockengießer-Familie gleichen Namens in Prag ab. *Zacharias Dietrich* zimentirt 1736 die große von *Jaroſch* gegoſſene Glocke der Veits-Kirche in Prag.[1]

Nr. 48. **Zehnpfündige Haubitze.** Am langen Feld findet ſich das Wappen des Herzogs Karl von Lothringen, umgeben von den Inſignien des deutſchen Ordens mit Adlern als Schildhaltern. Am Bodenſtücke iſt wie auf Nr. 47 der kaiſerliche Adler erſichtlich. Am hinteren Viſirreife ſteht: FECIT·P·F·D (ietrich) MECHLINIÆ· 1765. Eine dreipfündige Feld-Kanone (Regimentsſtück) mit ganz gleichen Emblemen aus dem Jahre 1770 und von Dietrich gegoſſen ſteht unter Nr. 49.

Nr. 134. **Vierpfündige Batterie-Kanone** von Bronze „Le Guerrier". Am Bodenſtück iſt das Wappen des Freiherrn Friedrich Ludwig Franz Wangen zu Geroldſeck, Fürſtbiſchofs von Baſel (geb. 1727, geſt. 1782) im Relief erſichtlich. Am hinteren Viſirreif iſt zu leſen: „Strasburg, le 2. Janvier 1775, B^te^ d'Artein, Comiff^re^ des fontes des l'Artillerie."

Dieſes letztere Datum kann nicht richtig ſein, denn Prälat Wangen zu Geroldſeck wurde erſt am 29. Mai 1775 Biſchof von Baſel. Das vorliegende Geſchütz, wiewohl in Straßburg gegoſſen, iſt kein Geſchütz des franzöſiſchen Staates, ſondern ein eidgenöſſiſches inſofern, als es wahrſcheinlich zur Ausrüſtung von Genf gehörte. Später mag es vorübergehend allerdings in franzöſiſchen Beſitz gekommen ſein.

Der Gießer *Jean Baptiſte d'Artein* gehört zu den erſten Meiſtern ſeines Faches in Frankreich, ſein älteſtes mir bekanntes Geſchütz („le fulminant," ein 16pfündiges Rohr) datirte von 1769.[2] Er wurde ſeiner hohen Verdienſte wegen um 1778 von Ludwig XVI. mit dem Ludwigsorden ausgezeichnet, erhielt die Hofwürde eines Ecuyer und eines General-Commiſſärs der königlichen Artillerie-Gießereien. Von ihm iſt das für die Geſchichte der Technik der Stückgießerei wichtige Werk: „D'Artein, Traité élémentaire pour la fabrication de bouches à feu d'Artillerie etc." mit 64 Plänen, das aber erſt lang nach dem Tode des Autors 1812 zu Straßburg erſchien, denn d'Artein ſtarb zwiſchen den Monaten Februar und Juni 1781.

Nach letzterem Zeitpunkte erſcheint auf den Geſchützen Straßburgs der Name Felix d'Artein, wahrſcheinlich ein Sohn des Jean, der ſich ebenfalls als Ecuyer betitelt. Er abeitete noch unter der Republik. Sein mir bekanntes jüngſtes Geſchütz (le Thébain, ein 16pfündiges Rohr) datirt von 1797, er arbeitete aber gewiſs noch ſpäter

Nr. 200. **Regiments-Stück** mit dem Wappen des Pabſtes Pius VI. am Bodenſtücke. Ohne Gießer. Dieſes ſeltene, vielleicht einzige Geſchütz aus der Regierungszeit des vielgeprüften Pabſtes gehörte zur Ausrüſtung der päbſtlichen Infanterie und kam zweifelsohne 1798 in die Hände der Franzoſen, ſpäter in jene der Oeſterreicher.

Nr. 72. **Sechspfündige Feld-Kanone** von Bronze. Am langen Felde iſt in einem Flugbande der Name: „Salm" eingravirt. Am Bodenſtück erblickt man den verſchlungenen Namenszug T C, bedeckt von einer Fürſtenkrone, darunter 1785. Ohne Meiſter.

Das Rohr trägt die Zeichen des Kurfürſten Karl Theodor von Pfalzbayern (geb. 10. December 1724, geſt. 16. Februar 1799). Wie dasſelbe in öſterreichiſchen Beſitz gekommen, iſt unerklärlich. Möglich, dafs es bei dem Vorrücken des Erzherzogs Karl in Bayern 1796 erbeutet wurde.

Nr. 69. **Sechspfündige Feld-Kanone**, ſehr roh, wie alle preußiſchen Kanonen der Zeit Friedrich II. Der Kopf glatt mit Viſirkorn. Am langen Feld erblickt man in gepunzter Arbeit den gekrönten preußiſchen Adler mit der Bandinſchrift: Gloria et Patria. Am Bodenſtück die ver-

[1] *Schottky*, Prag II. 171

[2] Nach *Leber* waren noch 1848 von den d'Arteins 25 Geſchütze im alten Arſenale in der Renngaſſe, gegenwärtig befinden ſich von dieſen Meiſtern nur mehr deren 11 im neuen Arſenale, die übrigen, darunter auch die beiden hier erwähnten, wurden eingeſchmolzen.

ſchlungenen Buchſtaben von Friedricus Rex mit der gewöhnlichen Deviſe: Ultima ratio regis. Sonſt ohne alle Zier.

Am Mittelſtücke wurde von ſpäterer Hand die polniſche Inſchrift eingravirt:

LEGION · 3ª POLSKI
POD · KOMENDA · GEN-
DABROWSKIEGO · ZDO-
BYL · TE · ARMATE · NA
PRUSAKACH · POD · TCZE-
WEM · DNIA · 23 · LUTEGO
1807 · ROKU.[1]

Zu dieſem Rohre nur einige Bemerkungen: Der hier bezeichnete General iſt Johann Heinrich Dąbrowski (Dombrowski), geb. 29. Auguſt 1755, geſt. 6. Juni 1818; mit Wybicki die Seele des von Napoleon angeregten Aufſtandes der Polen von 1807. Das Gefecht von Tczew iſt ein Nachſpiel der blutigen Schlacht von Eylau geweſen. Das Geſchütz iſt wahrſcheinlich den polniſchen Aufſtändiſchen von 1848 abgenommen worden.

Nr. 70. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone**, preußiſch, aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm II. Am langen Feld der gegen die Sonne fliegende Adler mit der Bandinſchrift: Non ſoli cedit. Am Bodenſtücke ſieht man das verſchlungene Monogramm des Königs: „Friedericus Wilhelmus Rex". Das Rohr iſt ohne Zier und ſehr roh ausgeführt.

Nr. 50. **Regimentsſtück** von Bronze, 68 Cm. Länge, mit 5·7 Cm. Bohrung. Die Verzierungen in ſpätem Rococo-Style ſind roh in die Form gepreſst. Am langen Feld leſen wir:

GIORNATA · DEI · 23
APRILE · 1801 · PATRIA
RIGENERATA.

Das Rohr iſt ohne Henkel; zwiſchen den Schildzapfen ſteht:

STANCO · DI · SERVIRE · GIOVE · OR · MARTE · SERVO

Am Bodenſtücke ein Wappen im Relief.

Längsgetheilt, rechts: dreigetheilt, im oberen und unteren Felde je ein achtſpitziger Stern im Mittelfelde zwei S-förmige Figuren, links ein zum Grimmen geſchickter Löwe. Am Zimier zwei nach auswärts gerichtete wachſende Löwen mit Doppelſchwänzen. Unterhalb der Meiſtername:

GIUS · CHIAPPANI · F · N.

Nr. 51. **Regiments-Stück** gleich wie Nr. 50 mit der Inſchrift:

O · PATRIA · O · SPEME
TRENTO
LI · 23 · APRILE · 1801
GIUS · CHIAPPANI · F · N ·

Darunter ein verkehrt ſtehendes Wappen. Quergetheilt. Oben: drei achtſpitzige Sterne zu 1 und 2 geſtellt, unten eine Roſette. Am Zimier ein wachſendes Männlein mit einem Schwerte in der Rechten.

Nachtrag.

In der Vorrede der I. Abtheilung meiner Abhandlung habe ich eines Geſchützes Erwähnung gemacht, welches im Konak zu Moſtar iſt, eines anderen, welches in Livno befindlich ſein ſoll. In Bezug auf erſteres war ich zu jener Zeit nur durch Nachrichten von äußerſt gefälligen, doch mit dem Gegenſtande minder vertrauten Perſönlichkeiten unterrichtet; weſshalb ich dasſelbe für älter hielt, als es wirklich iſt. Nun war ich mittlerweile ſo glücklich, eine vorzügliche Beſchreibung und Zeichnung

[1] Die dritte polniſche Legion unter dem Befehle des Generalen Dąbrowski eroberte dieſes Geſchütz von den Preußen bei Tczew am 23. Februar des Jahres 1807.

dieſes Rohres zu erhalten.[1] Obwohl dasſelbe zur Stunde noch nicht im Stande der k. k. Sammlungen des Arſenales ſich befindet, ſo iſt doch und zumal unter den jetzigen günſtigen Verhältniſſen kein Zweifel, daſs es in nächſter Zeit und mit ihm noch manches andere Geſchütz im ſelben prangen wird. Ich anticipire dieſen vorauszuſehenden Fall und glaube damit umſomehr Recht zu thun, als wir mit dieſem Geſchütze, wie wir ſehen werden, eines der intereſſanteſten erworben, ein öſterreichiſches Geſchütz, das ſeine Geſchichte hat.

Halb-Karthaune von Bronze mit 321 Cm. Länge und 15 Cm. Bohrung auf 24 ℔ Steingewicht Ladung. Der Kopf iſt mit hübſchen Engelsköpfchen geziert. Am langen Feld lieſt man die Inſchrift:

ICH · BIN · DER · HAN
AIN · REDLICH · MAN
DER · KRAHEN · KHAN
DA · TVRN · VND · MAVREN
ZV · PODEN · GAN.

Darunter die Abbildung eines Hahnes im Relief. Zunächſt dem Mittelſtücke iſt in einem ſchmalen Rahmen die Inſchrift zu leſen: „Maximilianus ſecundus Dei gratia Electus Romanorum Imperator Semper Auguſtus ac Germaniae, Hungariae, Bohoemiae ac Rex Archidux Auſtriae Dux Burgundiae ad. MDLXVIIII." Hinter dieſer Relieffſchrift iſt von ſpäterer Hand eine türkiſche Inſchrift eingravirt worden, welche von einem Linienrahmen im orientaliſchen Stile eingefaſst iſt. Am Abſchluſſe des langen Feldes iſt das Rohr mit Akanthus-Blättern geziert. Das Mittelſtück iſt glatt, die Schildzapfen beſitzen Angußſcheiben. Die Henkel ſtellen gekrümmte Akanthus-Blätter dar. Am Felde des Bodenſtückes iſt der kaiſerliche Doppeladler in einem Renaiſſance-Schilde im Relief dargeſtellt, welch' letzterer von der Kaiſerkrone bedeckt iſt. Der Adler führt im Schilde das gewechſelte Wappen von Altungarn und Böhmen, bedeckt mit dem ſpaniſch-burgundiſchen Schilde mit dem Wappen von Oeſterreich im Herz. Die Verſtäbung am Stoßboden iſt mit Blattwerk geziert. Der Kern iſt ausgebrannt, die Zündlochklappe weggebrochen. Am hinteren Viſirreife lieſt man die eingeſchlagene Inſchrift:

OPVS · HANNS · CHRISTOFF · LOFFLER.
E

Die ſehr elegant modellirte Traube ſtellt einen mit Blattwerk gezierten Henkel dar (Fig. 4).

Wir haben damit ein weiteres Werk des berühmten öſterreichiſchen Gußmeiſters *Hans Chriſtoph Löffler* vor uns, aus einem Jahre datirend, welches zwiſchen jenen zehn Jahren liegt, in welchen ich in der biographiſchen Skizze des Meiſters kein Werk bezeichnen konnte. Das Rohr iſt in Hötting bei Innsbruck gegoſſen und gehört

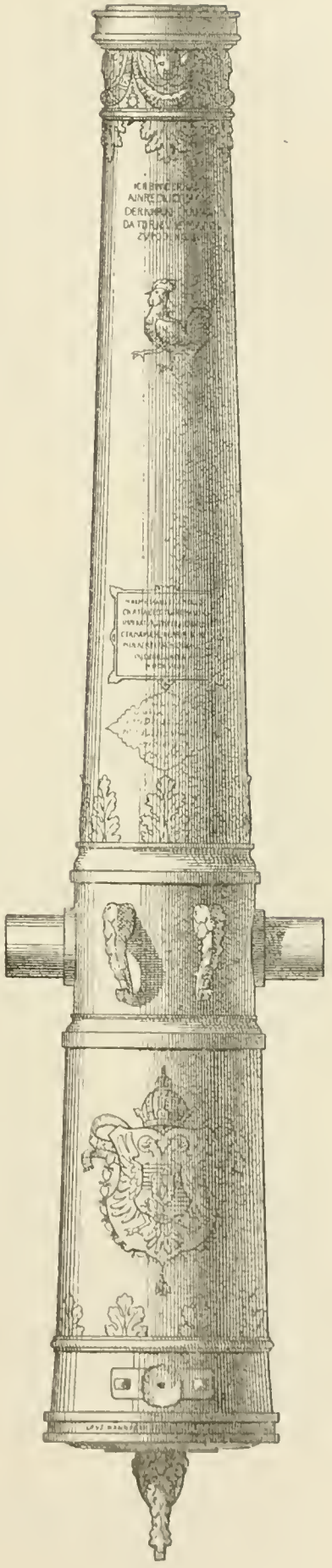


Fig. 4.

[1] Herr Hauptmann *A. Schwingshandl*, Commandant des k. k. Artillerie Zeugsdepots zu Moſtar, hatte die Güte die vortreffliche Zeichnung und Beſchreibung des genannten Rohres einzuſenden; ich fehe mich für dieſe außerordentliche Gefälligkeit angenehm verpflichtet, meinen innigſten Dank hiemit auszuſprechen.

zu einer zahlreichen Serie fchwerer Gefchütze, welche für Maximilian II. bald nach deffen Regierungsantritte gefertigt wurden; von einigen derfelben find mir noch Namen und Infchriften bekannt. Sie wurden größtentheils zur Ausrüftung ungarifcher Feftungen beftimmt; unfer Gefchütz gelangte in die Hauptfeftung Raab.

Ueber das weitere Schickfal diefes Gefchützes belehrt uns die angegebene türkifche Infchrift. Es war zwar fehr fchwierig diefelbe zu entziffern, da der Zeichner derfelben in Unkenntnis der Schriftzeichen, ungeachtet aller Aufmerkfamkeit, theilweife unlesbares lieferte. Dennoch gelang es den Bemühungen des Herrn Profeffors *J. Karabacek*, wenigftens das Wefentliche des Inhaltes zu entziffern.[1] Der wortgetreue Sinn der Infchrift ift folgender:

„Der Sultân, Sohn eines Sultans, Sultan Murâd Chân, Sohn des Sultân Selîm Chân! Durch Gottes Gnade (ift es gefchehen), dafs Seine Majeftät Murâd Chân den (Großvezîr) Sinân Pâfchâ in einer Miffion hat ankommen laffen vor Raab, wo derfelbe den Kommandanten der Giauren, Grafen Hardek . . . . . zugleich Osmân Pâfchâ zwei Falkhähne nach Serajewo . . . . befohlen . . . . . Datum des Gefchehniffes: Jânik (d. i. Raab) Anfang des Monats Sefer 1003 (16. October 1594)."

Der Text genügt vor der Hand vollends um feftzuftellen, dafs das fchöne Rohr an dem Unglückstage des 29. September 1594, an welchem Graf Ferdinand Hardeck die Hauptfeftung Ungarns Raab dem Erbfeinde überlieferte, mit allem anderen Kriegsmateriale in die Hände der Türken gelangte. Soweit wir urtheilen können, ift das Rohr über Befehl Murad III. nach Sarajevo gelangt und da wäre ohne gewaltfamen Schluß anzunehmen, dafs es innerhalb 300 Jahren nach Moftar überführt wurde, wo es noch zur Stunde liegt. Aber ich finde eine Stelle in *Hanthaler*, die, wenn fie auch noch keinen Zweifel in die Richtigkeit der obigen Annahme erregt, doch intereffant genug ift, um hier Aufnahme zu finden; der Autor bemerkt bei Gelegenheit der Schilderung der Eroberung von Kanifa 1. April 1690: „Anno 1690 dedita Caefareis Kanifa, reperta fuerunt ibidem in armamentario inter alia tormenta etiam fequentia."

Der Autor befchreibt nun fünf Gefchütze, Halbkarthaunen, deren Infchriften er auch anführt und zwar: Der Bär aus der Zeit Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, der Igel von 1548, das Reh aus der Zeit Kaifer Ferdinand I., der Vogel von 1580, endlich der Hahn. Letzteren Paffus glaube ich hier im Wortlaute bringen zu müffen: „Ibidem (Halbkarthaune) 44 (fic!) libras jaciebat Maximiliano II. anno 1569, gallo notatum:

„Ich bin ein Hahn, ein redlicher Mann
Der krähen kann, dafs Thür und Mauern zu Boden gahn."[2]

Wir erfehen aus diefem ficher wahrheitsgetreuen Berichte, dafs entweder zwei gleichnamige Gefchütze aus gleichem Jahre und nur etwas verfchiedenem Kaliber vorhanden waren oder wir müffen annehmen, dafs das in Hanthaler angegebene Gewicht eine Irrung in fich begreift. Dann wäre freilich das Gefchütz nicht directe nach Sarajewo, fondern nur bis Kanifa gekommen, um erft fpäter ins Hinterland gefchafft zu werden. Diefe Annahme hätte einige Wahrfcheinlichkeit für fich, denn Kanifa wurde laut Ratification vom 1. April 1690 an General Batthiány gegen die Bedingung freien Abzuges der Garnifon und der mohamedanifchen Einwohnerfchaft und Mitnahme von vier Gefchützen übergeben. Unter diefen vier Gefchützen könnte leicht „der Hahn" gewefen und diefer erft fpäter nach Bosnien und endlich in die Herzegovina gefchafft worden fein.

[1] Der Verfaffer erlaubt fich Herrn Profeffor *J. Karabacek* für die ausreichende Hilfe, welche er durch diefe Ueberfetzung gewährte, feinen verbindlichften Dank auszudrücken.

[2] Nachträglich finde ich die ganze Note *Hanthaler's* in deutfcher Ueberfetzung auch in *Rink*, Leopold d. Grofsen R. Kaifers etc. Leben und Thaten 1708, II. 570.

In Zvornik befindet sich ein Kanonenrohr „die Henne," über die mir bis jetzt ein näherer Bericht mangelt. Ich vermuthe, es ist ein Zwillingsrohr zum Hahn und befand sich einst gleichfalls in Raab.

Mit dem gegenwärtigen Objecte erhalten meine Untersuchungen über die Geschütze des k. k. Artillerie-Arsenales einen vorläufigen Abschluß. Der Autor ist sich bewußt, dass dieselben noch mancher Ergänzung bedürfen. Ein Feld, das wissenschaftliche Studium des fachlichen Materiales zur Geschichte des kaiserlich-königlichen Heeres, ist zu lang brach gelegen, als dass die ersten Pflüge die Furchen bis in ihre ganze Tiefe aufzubrechen im Stande wären. Es wird daher noch vieler Arbeit, und vor allem des Studiums der Relationen und Feldacten bedürfen, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Ich werde, soviel ich vermag, beitragen, dieses Werk zu fördern und behalte mir vor, neugewonnene Daten über die Geschützsammlung zur Pflege der ruhmreichen Geschichte des Heeres von Fall zu Fall in besonderen Abhandlungen zu veröffentlichen.

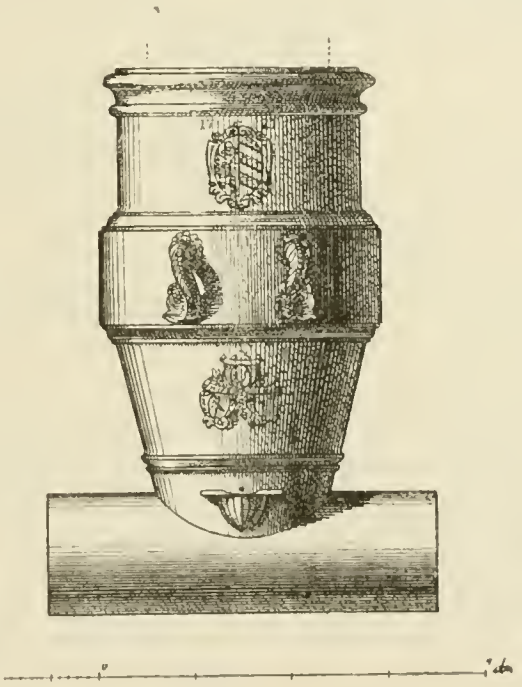


Fig. 2

VERZEICHNIS

DER IN DER SAMMLUNG ALTER GESCHÜTZE IM ARTILLERIE-ARSENALE ZU WIEN VERTRETENEN GUSSMEISTER.

Oeſterreich.

Arbe Johannes von, Raguſa, 1505.
Caftner Johann Michael, kaiſ. Stuckgießer, Wien, 1731, 1733, 1737, 1739.
Chiapanni Giuſeppe, Trient, 1801, c. 1801.
Dinckhelmaier Hans, Wien, 1594.
Dobler Michael, (Wien), 1554.
Halil Leopold, kaiſ. Stuckgießer, Wien, 1714, 1714, 1717, 1717, 1723, 1726, 1726.
Herold Balthaſar, kaiſ. Stuckgießer, Wien, 1658, 1663.
Löffler Hans Chriſtoph, Innsbruck, 1569, 1579, 1583, 1580, 1586.
Marhoffer Leopold, Wien, 1537.
Perger Jörg, Graz und Wien, 1543, 1543, 1547.
Reig Medardus, Grätz, 1688, 1698.
Schon (Schön) Hans, Wien, 1608, 1608.
Schultes Jacob, Wien, 1630.
Wagner Peter (?) c. 1590.
Weis Urban, Wien, 1550.
Winhoffer Michael Franz, Hermanſtadt, 1722.
Zechenter Anton, kaiſ. Stückgießer, Ofen, 1724, 1729, 1731, 1731, 1731, 1738, 1740, 1744, 1750, 1756.

Deutſchland.

Bartels C. E., Hannover, 1788.
Benningk Albert, Lübeck, 1609.
Ernſt A. B., München, 1731.
Herold Balthaſar sen., (Nürnberg), 1615.
— Johann Balthaſar, Nürnberg, 1708 (12mal), 1721.
Neidhart Wolfgang, Augsburg, 1603, 1609.
Pender Hans, Siegen, 1538.
Romfteck Johann Georg, Stuckveiſchneider, Nürnberg, 1708 (12mal).
Weinhold Johann Gottfried, Dresden, 1741, 1769.

Dänemark, Niederlande, Schweiz.

Dietrich P. F., Mecheln, 1761, 1765, 1770.
Emer Martin, (Genf), 1680.
Maritz Johann, Haag, 1773, 1785.
Münch George aus Dresden, Genf, 1725.
Waerck Frirdics (?) (Copenhagen?), 1766

Frankreich.

D'Artein Felix Ecuyer, Commiſſaire Général des fontes, Straßburg, 23. Juni 1781, 27. Juli 1782.
— (auch Dartein und de Dartein) Jean Baptiſte, Commiſſaire des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 27., 29. März, 15. Juli, 26. Auguſt 1773, 2. Jänner 1775. — Ecuyer, Chevalier de l'ordre du Roy, Commiſſaire Général, 13. Auguſt, 19. September 1778. Ecuyer, Commiſſaire Général des fontes de l'Artillerie, 21., 23. Februar 1781.
Bercan, Breiſach, 1691.
— (Berquen) Antoine de, Commiſſaire des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 1714, 1714, 1730, 1733, 1733, 1734, 1735.
Berenger de Falize, Douay, 1708, 1708.
— J., Commiſſ. des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 2. Juni 1759.
Berenger J., Douay, 18. September 1779, 20. September 1788.
Boury Erneſton, Valence, Brumaire An 4. de la République.
Brezin, Paris, 24 Germinal An 2 de la République.
Crucy, Straßburg, 26. Juli 1808.
Derier Frères, 1791,
Hebran le jeune, Paris, An 3 de la Répuhlique.
Keller Jacob und Balthaſar, Breiſach. Fondeurs d'Artillerie de France, 1681, 1681, 1681.
Maritz, Straßburg, 3. März 1742, 14. September 1813.
Maritz Jean, Douay, Auguſt 1748.
Poitevin M. M., Barons de Saint-Empire, Directeurs Généraux des fontes de l'Artillerie. Straßburg, 18. Juli 1789, 8. Auguſt 1789.

Italien.

Alberghetti, (Venedig), c. 1565.
Bianco Aleſſandro, (Turin?), 1759.
— Biaggio, Pavia, 1805, 1808, 1809, 1810.
— Francesco, (Turin?), 1793, 1793, 1793, 1795.
— Giacomo Antonio, (Turin?), 1780, 1780, 1780, 1781, 1782, 1783, 1785, 1785, 1789, 1790.
Bouquero, Chef de Bon. d'Artillerie, Turin, 4. Februar, An 11 de la République, 25. Jänner, 12. October 1806, 27. Mai 1807, 6. April, 21. Juni, 5. September 1808.
Carderina Colonello, Direttore, Turin, 1826.
Cebrano Giov. Battiſta, (Turin?), 1751, 1758, 1758, 1759, 1761, 1769.
Harivel Fondeur, Modena, 1751, 1752, 1752, 1752, 1752
Mazzaroli Francesco, 1670, c. 1670.
Picco, Maggiore Direttore, Turin, 1841.
Roffet, Direttore de la Reale Fonderia, Turin, 1863, 1863.
Sobrero Cav., Tenente Colonello Direttore, Turin, 1832, 1832.
Vitalis Geronimo, Cremona, 1571.

ADAM UND EVA,

BRONZE-RELIEF VON LUDWIG KRUG IM BRÜNNER MUSEUM.

Von Dr. Albert Ilg.

(Mit einer Tafel.)

Das Original des dieſem Artikel beigegebenen Lichtdruckes, welches mit demſelben in den Größenverhältniſſen vollkommen übereinſtimmt, befindet ſich im Beſitze des Franzens-Muſeums in Brünn, deſſen Cuſtos, Herrn Conſervator *Moriz Trapp*, ich die Ueberlaſſung der photographiſchen Aufnahme verdanke. Es iſt ein Relief in Bronzeguß, 4 Mm. ſtark, 13 Cm. hoch und 11 Cm. breit. Ober dem Haupte der männlichen Figur iſt ſpäter gewaltſam eine Oeſe eingenietet worden, wodurch die Tafel aufhängbar wurde, und in der Mitte der Platte iſt, gleichfalls rückwärts, die Jahreszahl 1518 in erhabenen Ziffern angebracht. Das Vorkommen zweier Datirungen an demſelben Werke, beide aus derſelben Epoche und ganz verläſslich, bleibt räthſelhaft. *Trapp's* fleißig gearbeitete Brochüre: „Das Franzens-Muſeum in Brünn", daſelbſt 1882, pag. 31, verzeichnet den Gegenſtand unter Nr. 6 des Folgenden: „Eine Tafel von Bronze und vergoldet. Adam und Eva. Auf dem Baume iſt die Jahreszahl 1515. Am Fuße desſelben L. K. (Ludwig Krug, ein Nürnberger Künſtler). Geber: „Fiſcher, Bankal-Adminiſtrations-Controlor in Brünn, 1821." Aus weiterer freundlicher Mittheilung des Herrn Cuſtos erhellt, daſs das Relief durch genannten Fiſcher den 3. Auguſt 1821 dem Muſeum geſpendet wurde, in deſſen Inventar es sub Nr. 372, pag. 106 erſcheint.

Die beigegebene Abbildung überhebt mich der Nothwendigkeit, eine Beſchreibung der Darſtellung zu geben. Hingewieſen ſei blos auf den beinahe rohen Realismus, womit dieſelbe aufgefaſst erſcheint. Eine ganz merkwürdige Kahlheit und Leere charakteriſirt die Compoſition. Der Hintergrund iſt eine vollkommen leere Fläche, das Terrain oder Felsboden, ohne ein Gräschen oder Pflänzchen, das den Garten des Paradieſes andeuten würde. Darauf erhebt ſich in der Mitte ein wieder ganz blätterloſer Baum, welcher faſt von der Wurzel aus in mehrere Aeſte auf ziemlich unſchöne Weiſe ſich gabelt, einer derſelben ragt, abgebrochen, nur als Stumpf in die Höhe; darunter iſt am Hauptſtamme die Jahreszahl 1515 angebracht. Vor dem Baume, mit dem Oberkörper die Bildhälfte rechts ausfüllend, ſitzt Eva, die Beine diagonal bis in die linke untere Ecke desſelben ausſtreckend, auf einer felſigen Erhöhung, in welcher am unterſten Rande das Täfelchen mit dem Zeichen des Künſtlers, ein Krug zwiſchen den Buchſtaben L und K, angebracht iſt. Der rechte Arm ſtützt den Oberkörper gegen den Boden, der linke iſt ſehr eckig und ungraziös in den Zwieſel eingehenkt, welchen der erwähnte ſtumpfe Aſt mit dem Hauptſtamm bildet, die Hand hält den Apfel. Um den Aſt hat ſich die Schlange gewickelt, welche, ihren Kopf, ganz nahe zu dem Munde der Frau bringend, mit ihr zu ſprechen ſcheint. Eigenthümlich iſt das Haar auf dem Haupte Eva's verſchlungen. Auf der anderen Seite ſteht Adam, linkes Standbein, das rechte im Knie etwas gebogen, mit vorgeneigtem Oberkörper, das Geſpräch der Schlange belauſchend. Mit den Armen umklammert er den Baumſtamm, wobei die linke Hand die Wurzel der rechten umfaſst. Sein Haar iſt kurz geſchnörkelt.

Vergleicht man die beiden nackten Geſtalten, ſo ergibt ſich auf den erſten Blick eine weſentliche Verſchiedenheit in der formellen Behandlung, welche denn auch kunſtgeſchichtlich

verſchiedene Folgerungen nothwendig macht. Eva erſcheint äſthetiſch viel weniger gelungen; ihr Körper leidet an größeren Härten, anatomiſchen Fehlern, Misverhältniſſen und Unſchönheiten als der männliche, welcher, wenn auch vielfach unrichtig gezeichnet, doch einen bei weitem harmoniſcheren und ebenmäßigeren Eindruck macht. Die einzelnen Theile, Gliedmaßen und Muskeln des Letzteren ſtehen untereinander in beſſerem Zuſammenhange, die Poſe iſt natürlich und bedacht, das Motiv des ſeitlich geneigten rechten Fußes, deſſen Sohle ſichtbar wird, ſogar ſehr gut beobachtet. Dagegen hat das Weib im Ganzen eine häßliche zufällige und ungewählte Stellung, magere Arme, unſchöne Beine und Unterkörper; überdies eine Geſammtlänge, welche diejenige des Mannes, wenn beide aufrecht ſtünden, unverhältnismäßig überragen müßte. Halten wir dieſe Umſtände zuſammen, ſo wird Folgendes mehr als wahrſcheinlich.

Ich bin der Meinung, daſs der Nürnberger Meiſter, wie es Dürer und andere Zeitgenoſſen und Landsleute häufig genug gethan haben, für ſeinen Adam eine antike oder italieniſche Vorlage benützte, in welcher ihm richtigere und ſchönere Formen bereits geboten waren, während er bei der Eva — was den Körper betrifft — zu einem jener ſcheuſeligen Weiber ſeine Zuflucht nahm, wie ſie damals den deutſchen Künſtlern in nächſter Umgebung als Hausmodelle zu Handen waren, und welche mit der ganzen Verkümmerung des Leibes in die damaligen Kunſtgebilde Eingang fanden, wie ſie unter den ungünſtigen Verhältniſſen eines fanitär verwahrloſten Daſeins in den engen dumpfen Städten des Nordens an der Tagesordnung ſein mußte. Bei dem Benützen eines ſolchen Modells hat ſich der Künſtler dann auch in den Größenverhältniſſen gegenüber der anderen Geſtalt, welche ihm gegeben vorlag, verhauen. Der Profilkopf der Frau jedoch verräth ebenfalls fremden Einfluß, beſonders mit dem eigenartigen Haarſchmuck. Was die Figur und Stellung des Mannes betrifft, ſo ſchiene es mir ſehr plauſibel, daſs irgend eine über die Alpen gekommene antike Bronze, etwa ein Satyr, wie ſolche, eben an Baumſtämme gelehnt, ein beliebtes Motiv bilden, die Anregung gegeben haben dürfte.

Es iſt nothwendig, bei dieſer Gelegenheit der Literatur über Arbeiten von *Krug*, welche dieſen Gegenſtand darſtellen, eingehender zu gedenken. *Nagler* ſagt in ſeinem Künſtler-Lexikon VII., pag. 188, unter Nr. 16, daſs *Krug* ein Holzſchnitt, Adam und Eva bei dem Baume, zugeſchrieben werde, den *Bartſch* nicht erwähne, *Heller* bezweifle jedoch überhaupt, daſs der Künſtler in Holz geſchnitten habe. Jenen Holzſchnitt beſchreibt *Paſſavant* im Peintre-graveur, III, pag. 134: 1. La chute du premier homme. Eve est au millieu de l'estampe et cueille une pomme sur l'arbre, tandis qu'elle en presente à Adam, assis à gauche, une seconde, qu'il accepte. Dans le fond brisé on voit un cerf couché. Sur une tablette au bas, le monogramme. Pièce d'un traveil un peu raide. H. 6, pag. 50. L. 4, pag. 7 c. In der Hof-Bibliothek zu Dresden kommt noch ein Gegenſtück davon vor, welches die Vertreibung aus dem Paradieſe vorſtellt. Damit ſtimmt die *Derſchau*'ſche Sammlung I. C. 11. Schon aus obiger Beſchreibung ergibt ſich, daſs der, allerdings mit dem Zeichen des Meiſters verſehene Holzſchnitt in der Compoſition von dem Brünner Bronze-Relief gänzlich abweicht. Ein gegenſtändlicher Zuſammenhang findet alſo zwiſchen beiden nicht ſtatt.

Ferner bemerkt *Nagler* im Monogrammiſten-Lexicon, IV, Nr. 1158, daſs dasſelbe Sujet von der Hand *Krug's* zweimal in der königl. Kunſtkammer zu Berlin vertreten ſei. Einmal durch ein Relief aus Marmor, welches 1514 datirt iſt und außerdem durch einen Gypsabguß. Auch *Trautmann*, Kunſt und Kunſtgewerbe (Nördlingen 1869, pag. 142) nennt es ein Marmor-Relief. *Rettberg*, Nürnberg's Kunſtleben, pag. 159, ſagt von dem Meiſter, er ſchnitt in Stahl und Marmor, „wie z. B. einen Adam und Eva, halberhaben (1514) in der Berliner Kunſtkammer; von einer anderen Darſtellung Adams und der Eva iſt daſelbſt nur ein Gypsabguß vorhanden.“ Endlich heißt es bei *Richard Fiſcher*, Hiſtoriſch-kritiſche Beſchreibung der Kunſtkammer in dem Neuen Muſeum zu Berlin (ibid. 1859, pag. 43): „Nr. 1151. Relief, an 6″ hoch und 4″ breit, Adam und Eva unter dem Baume der

Erkenntnis, von Ludwig *Krug* vom Jahre 1541. Dichter grauer Kalkſtein.“ Die Jahreszahl iſt natürlich Druckfehler für 1514.

Auf meine Erkundigung hatte nun Herr Director Dr. *W. Bode* in Berlin die beſondere Liebenswürdigkeit, mich von der Sachlage in genaue Kenntnis zu ſetzen. Das mit dem Zeichen Krug's verſehene Relief, deſſen Photographie Herr *Bode* mir gütigſt einſendete, beſteht aus Kehlheimerſtein. Auf demſelben ſtehen beide Geſtalten aufrecht nebeneinander, Eva ganz von vorn geſehen, Adam faſt ganz von rückwärts, nur etwas mit der linken Seite herausgekehrt, zur Linken ſeiner Gefährtin. Neben Eva, den äußerſten Rand rechts einnehmend und nur zur Hälfte ſichtbar, ſteht der Apfelbaum mit einem Aſt, Blättern und Früchten oben, der Stamm von der Schlange umringelt. Eva, deren im Profil zu dem Manne gewendetes Haupt langes, den Rücken hinabfallendes Haar trägt, hält mit hocherhobener Rechten den Aſt feſt, die andere Hand hebt den Apfel bis zum Munde empor. Adam's krauslockiger Kopf iſt gleichfalls en profil, aber entgegengeſetzt, gewendet; mit der Rechten faßt er ſeine linke Schulter, während die andere Hand, nach der Schamgegend gelenkt, den bibliſchen Text ſehr derb zu commentiren ſcheint. Auf dem Boden iſt ein Affe angebracht, welcher die Scene parodirt, indem er einen aufgeleſenen Apfel zum Maule führt. Das Täfelchen befindet ſich in der Ecke links oben. In dieſem Gebilde erſcheinen die nackten Figuren bei weitem ſchöner, weicher und proportionirter als auf unſerem Bronze-Täfelchen, die Köpfe aber ſind ihnen im Ganzen ziemlich verwandt. Das Berliner Relief iſt 1514 datirt, entſtand ſomit ein Jahr vor dem in Rede ſtehenden. Die Inventare in Berlin geben über die Provenienz keine Auskunft, abgeſehen davon, daſs es aus der alten königl. Kunſtkammer in's Muſeum gelangte.

Von dem mit 1515 bezeichneten Gypsabguß ſchreibt mir Herr Director *Bode*, daſs er mit dem Brünner Relief vollkommen übereinſtimme.

Hiedurch ſind alle Umſtände genau beleuchtet. Es bliebe nur noch, die Literatur betreffend, eine Notiz bei *Nagler* in Erwägung zu ziehen. Derſelbe bemerkt, daſs *Neudörfer* in ſeinen Nachrichten von Künſtlern und Werkleuten, Nürnberg 1547, von *Krug* mittheile, derſelbe habe 1523 ein Relief Adam und Eva unter dem Baume aus gelbem Marmor verfertigt. Ich kann dieſe Stelle jedoch in der Ausgabe von Dr. *G. Lochner* (*Eitelberger's* Quellenſchriften für Kunſtgeſchichte etc. X. pag. 124) nicht entdecken. Sollte es ſich damit richtig verhalten, ſo müſſen wir wohl annehmen, daſs der Künſtler, welchen der Gegenſtand ſo ſehr gefeſſelt zu haben ſcheint, ihn noch ein viertesmal dargeſtellt habe.

Mit meiner obigen Hindeutung auf die Bekanntſchaft *Krug's* mit antiken oder italieniſchen Vorbildern dürfte die Bemerkung *Neudörffer's* gut in Einklang zu bringen ſein, wo er ſagt: was er in Stein, Eiſen etc. geſchnitten hat: „das war auch bei den Wahlen (Wälſchen) löblich.“

Zum Schluſſe ſeien hier die wichtigſten Literaturſtellen über den Künſtler zuſammengeſtellt: Neudörffer-Lochner l. c. — *Bartſch*, peintre-graveur. — *Paſſavant*, peintre-graveur. — Roſt, l. pag. 144. — *Füeſſly*, Künſtler-Lexikon, pag. 348. — Nachträge I. pag. 649. — *Doppelmayr*, Nachrichten etc. pag. 190. — *Murr*, Nürnberger Kunſtgeſchichte, pag. 244. — *Sandrart*, Teutſche Akademie I. pag. 134. — *Chriſt*, Monogr. pag. 290, 404. — *Nagler*, Künſtler-Lexikon und Monogr. I. c. — *Baader*, Beiträge etc. I. pag. 37; II. pag. 19 ff.

Auch möchte ich bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung machen, ob nicht der um 1600 in Wien lebende Bildhauer *Peter Krug* oder Krueg der Nürnberger Künſtlerfamilie d. N. angehört haben dürfte? (Vergl. *Tſchiſchka*, Kunſt und Alterthum etc. pag. 371). Nach Lochner's archivaliſchen Ausweiſen beſtanden Beziehungen der *Krug* zu Kremnitz und zur Königin Maria von Ungarn — es wäre demnach wohl denkbar, daſs ein ſpäterer Nachkomme nach Wien gelangt wäre

ZU DEN GOBELINS IM DOME ZU TRIENT.

DIRECTOR Dr. *A. Ilg* veröffentlichte in den Mittheilungen des öfterreichifchen Mufeums Nr. 5, von 1886 einen Artikel über diefe Gobelins anläfslich der bezüglichen Befprechung desfelben Gegenftandes in dem laufenden Jahrgange unferer Mittheilungen, daraus wir, fo weit es fich um deffen fachlichen Theil handelt, uns verpflichtet halten, unferen geehrten Lefern eine auszugsweife Mittheilung zu machen, nachdem Dr. *Ilg* in der Lage ift, fehr wichtige Beiträge zur Erörterung diefer vornehmen Denkmale der Textilkunft zu liefern.

Auf dem fiebenten (alfo letzten) Stücke in der Reihe, der Darftellung der Auferftehung Chrifti, fteht eine Legende, von der Gegenfeite gefchrieben, alfo mit nach links gekehrten Buchftaben (Ꝑ ftatt P), wie bei Geweben fehr häufig, die hier aber in gewöhnlicher Schreibung gegeben lautet:

PEETER DE ARSETTL
WOE BRVESEL.

Director *Ilg*, beftrebt diefer Infcription nachzuforfchen, berückfichtigt vor allem, dafs, wie genügend bekannt, in den eingewobenen Schriftrollen, Bändern, Sprüchen auf älteren Gobelins in der Regel die außerordentlichften Verballhornungen, Verwechslungen und Irrthümer in den Schreibungen vorzukommen pflegen. Einem beliebten Worte der modernen Journaliftik analog, könnte man wie von einem „Kobold des Setzkaftens", auch von einem folchen des Webeftuhles fprechen; es find diefe fehr häufigen Irrungen fozufagen die Druckfehler der Textilkunft und wohl aus der Unkenntnis der Weber im Lefen zu erklären, welche die ihnen auf dem Carton des Malers vorgezeichneten Texte nicht verftanden und wie bloße nichtsbedeutende Ornamente nachbildeten. Dabei ift aber gar nicht ausgefchloffen, dafs auch fchon a priori von den Malern felbft, deren ftärkfte Seite zu jener Zeit das Lefen und Schreiben nicht war, derlei Verftümmelungen veranlafst worden fein mögen. So ift Dr. *Ilg* der Meinung, dafs auch in vorliegendem Falle, und zwar im dritten Worte, eine derartige Verwechslung und Verftellung einzelner Buchftaben ftattgefunden habe, und, dafs ftatt Arfettl — Affelt zu lefen fein werde. De Affelt ift eine Provenienz-Bezeichnung des Pieter genannten Meifters. Orte des Namens Affelt oder Haffelt gibt es aber viele in den Niederlanden, worunter die Stadt Haffelt im ehemaligen Gebiete des Bifchofes von Lüttich einer der hervorragendften war.[1] Auch ein Maler des 14. Jahrhunderts, 2. Hälfte, Johannes van der Affelt, ift bekannt, welcher fich felbft Johannes de Affelt zeichnet; er kommt in Urkunden vor, wo man auch die Schreibungen del Affelt, d'Affelt, del Haffelt, de le Haffelt und Verhaffelt begegnet. Soviel erhellt alfo mit Sicherheit, dafs ein Meifter des Namens *Pieter van Affelt*, der in Brüffel lebte, der Verfertiger der fchönen Trientiner Gobelins gewefen ift. Es drängt fich bei diefem Anlaffe auch die Frage auf, ob die zahlreichen flandrifchen Künftlernamen, wie van Affe, van Affen, van Afch etc. nicht ebenfalls hiehergehören?

Dafs fchon zu Zeiten Kaifer Maximilian I. in dem Trientiner Caftell Tapeten aufbewahrt wurden, davon geben die Urkunden mehrfach Zeugnis. Am 14. Auguft 1503 fchreibt der Kaifer aus Imft an den Hauskämmerer in Innsbruck, der dortige Hoftapiffier folle alle die tappifferie, fo zu Triendt gewefen ift, nebft Anderer nach Augsburg fchaffen (Jahrb. d. kunfthift. Samml. d. Allerh. Kaiferhaufes, III. Urk. 2534). Den 17. Juli 1518 befiehlt Maximilian aus Augsburg die Auszahlung von 135 fl. rh. an den Tapiffier, „welcher unfer tapifferie fo wir dafelbft zu Triendt ligen gehebt, damit gen Ynsprugg herausgefuert hat" (Ibid. I. Urk. 470). Damit find wohl kaum jene fieben Gobelins gemeint, aber es wird dadurch fehr wahrfcheinlich, dafs auch fie dereinft kaiferliches Befitzthum gewefen fein dürften.

[1] In der Provinz Ober Yffel liegt die einft befeftigte Stadt Affelt nahe dem Dedems-Canal; das größere, einft zu Lüttich gehörige Haffelt oder Affelt ift nun Hauptort der Provinz Limburg, am Demerfluffe gelegen.

Brünn.

Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien

Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien

ANTONIO DARIO.

Von Dr. Albert Ilg.

JEDER „Führer durch Salzburg“ oder verwandtes Baedecker'ſches Fabricat weiß, daſs der prachtvolle Marmorbrunnen neben dem dortigen Dome ein Werk „des Italieners Dario“ ſei. Der Eine oder Andere kennt vielleicht noch den Taufnamen des geiſtvollen Bildhauers und die Entſtehungszeit des effectreichen Monumentes, das Jahr 1668. Damit iſt aber auch die geſammte profunde Weisheit unſerer bisherigen Literatur erſchöpft. *Pillwein* in ſeinem Salzburger Künſtler-Lexicon (daſelbſt 1821, pag. 21) ſagt, Dario habe den Hof-Brunnen 1656 bis 1659 mit ſeinem Perſonale vollendet, und nichts beſſeres wiſſen *Hübner*, *Gärtner* und die übrigen älteren und jüngeren Local-Topographen, welche ſelbſtverſtändlich dort, wie in ganz Oeſterreich, ſeit hundert Jahren Einer den Andern abgeſchrieben haben, ohne nur einen Finger zu rühren, auf daſs endlich einmal neue und beſſere Nachrichten an die Stelle der abgedroſchenen und mangelhaften Angaben in unſere Kunſtgeſchichte gebracht würden. Auch unſer *Tſchiſchka* macht es ſich mit dem Gegenſtand bequem, indem er (Kunſt u. Alterth. pag. 131) von dieſem „ſchönſten Springbrunnen (sic) in Europa“ (!) blos ſagt, „er wurde 1668 durch Erzbiſchof Guidobald Grafen von Thun errichtet und hat eine Höhe von 45 Fuß. Die Muſchel, die Pferde und die Atlanten ſind Monolithen; das Ganze iſt aus weißem Marmor.“ Den Meiſter kennt er hier alſo gar nicht, aber im Künſtler-Verzeichnis, pag. 350, heißt es: „Dario Anton, Bildhauer, lebte um 1656—1659 zu Salzburg,“ was zu dem obigen Datum 1668 nicht ganz paſſen will. Hier weiß *Tſchiſchka* wieder nicht, was Dario in der Stadt gemacht habe.

Wir wollen dem Künſtler, der es in hohem Grade verdient, ein wenig genauer nachgehen. Zwar vermögen über ſeine Salzburger Thätigkeit nur die dortigen Archive Auskunſt zu geben, deren kunſtſinniger Hüter, Confervator *Fr. Pirckmayer*, gewiß einmal auch Dario ſeine Aufmerkſamkeit in ähnlicher Weiſe widmen dürfte, wie er ſo viele werthvolle kunſthiſtoriſche Fragen bereits in ſeiner jüngſten Schrift [1] trefflichſt behandelt hat; wir wiſſen das alſo in guten Händen und ſpähen anderweits auf dem Felde der zerſtreuten Literatur umher, ob nicht ein helleres Licht auf den bedeutenden Meiſter zu lenken wäre, von dem man bisher nichts kennt als ſeinen Namen und — ſeinen Brunnen!

Vorausſchicken muß ich, daſs neben der Schreibart Dario auch die andere, Daria, in gleichzeitigen Urkunden häufig iſt.

Daſs Antonio Rom geſehen habe, dürfte wohl auch dem Laien wahrſcheinlich dünken, welcher dortige Pracht-Fontainen und den Salzburger Dom-Brunnen geſehen hat. Tritt ja auch in den übrigen Anlagen dieſer Gattung, den ſogenannten „Schwemmen,“ der Capitel- und anderen Schwemmen, in der prachtvollen Biſchofſtadt überall das Vorbild der Fontana Trevi, der Piazza Navona und ähnlicher Brunnen entgegen. Die figurale Decoration mit Tritonen, Hippokampen etc. entſpricht hier wie dort dem Ideale Lorenzo Bernini's, als deſſen geiſtiger Nachfolger ſich auch

[1] Geſammelte Notizen zur Bau- und Kunſtgeſchichte Salzburgs. Aus der Zeit von 1685—1727. Salzburger Zeitung, 1885.

Dario deutlich erweift. Wenn aus urkundlichen Nachrichten noch hervorgehen ſollte, daſs unſer Künſtler ſowohl als Mitarbeiter an einigen jener Römiſchen, ſowie an den übrigen Salzburger Fontänen Antheil habe, ſo würden wir das ſehr begreiflich finden. Jedenfalls iſt es alſo der Beachtung würdig, daſs ein Künſtler eines verwandten Faches, welcher denſelben Namen führt, ſchon früher in Rom auftritt. Es iſt der Stuccatorer Simone Daria, welcher bereits um 1600 in der Kirche Santa Maria della Scala in Traſtevere in Rom arbeitete (*A. Bertolotti,* Artiſti Lombardi a Roma, Milano 1881, II. pag. 114). Aus dieſer Anführung geht auch hervor, daſs der wahrſcheinliche Vorfahr Antonio's aus Ober-Italien, aus der Lombardei ſtammte, ein Umſtand, der wieder feſtgehalten und beachtet werden muß. Denn wir werden Antonio in den nachfolgenden Nachrichten an einem Orte und in der Umgebung und Geſellſchaft von mitſtrebenden Künſtlern erblicken, wo gerade der lombardiſche Einfluß der allerwichtigſte und kräftigſte geweſen iſt. Ich vermuthe, daſs Dario ein Landsmann der für Oeſterreichs Kunſt-Geſchichte im 17. Jahrhundert bedeutſamen Meiſter aus der Gegend des Comerſees, der Carlone, der Turriani, der Buſſi geweſen ſei.

Eine ganze Reihe intereſſanter Mittheilungen über Antonio Dario, den ausgezeichneten Urheber des Salzburger Brunnens, eröffnet das vortreffliche eben erſchienene Werk: Kunſt und Kunſtgewerbe im Stifte St. Florian von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Von *Albin Czerny,* Linz 1886. Er tritt da als ſtark betheiligter Mitarbeiter bei den großartigen Unternehmungen auf, durch welche der Prachtbau der Kirche und des Stiftsgebäudes in jenem oberöſterreichiſchen Stifte zu Ende des Jahrhunderts in's Werk geſetzt wurde. Die Aufzeichnungen des Haus-Archives nennen ihn Antonio Dario, Daria und Dari; die Zeit, in welcher ſein dortiges Wirken beginnt, fällt ſpät nach dem Salzburger Aufenthalt, alſo offenbar in ſein höheres Alter und kurz vor ſeinem Tode. Er iſt als „Werkmeiſter" beſchäftigt und hat in dieſer Stellung mit Carl Antonio Carlone zu wirken, dem bedeutenden Architekten, welchem damals nebſt dem Bau der großen Stiftskirche überhaupt das wichtigſte oblag, womit ſich jene kunſtliebende Epoche auch in S. Florian bethätigte.

Als nun Carlone 1686 bis 1689 den Bau der dem Stift gehörigen Capelle von Marbach bei Mauthauſen zu beſorgen hat, iſt Dario damit beſchäftigt, die dafür nöthigen Steinmetzarbeiten zu prüfen und die Koſten derſelben zu beſtimmen (pag. 126, n. 2; 166). Im Jahre 1689 ſtarb Probſt David. Es wurde damals ein Inventar aufgenommen und wir finden Dario in den Poſten desſelben. Unter den Arbeiten, welche für den Hoch-Altar der Stiftskirche bereits zu jener Zeit fertig waren, kommt nämlich auch das Wappen des Verſtorbenen vor, welches unſer Künſtler gemeißelt hatte. Er ſtellte auch in der Folge den ganzen Altar zuſammen, deſſen architektoniſcher Entwurf jedoch von Giov. Batt. Colomba und deſſen ſtatuariſche Ausſchmückung von Giuſeppe Boni herrührte; es geſchah in den Jahren 1690 und 1691, wie *Czerny* vermuthet, aus dem Grunde, daſs Colomba und Boni durch anderweitige Beſchäftigung die Aufrichtung nicht ſelber mehr beſorgen konnten (pag. 167). Jenes Probſt-Wappen befindet ſich über dem Altar-Bilde und iſt aus verſchiedenfärbigem Marmor zuſammengeſetzt. Dario war Witwer und heiratete im ſelben Jahre 1689 am 24. Mai in S. Florian, wurde dort auch Bürger und Vater mehrerer Kinder. Er beſorgte die Anſchaffung des Marmors zu den zwanzig Säulen in der Stiftskirche, von denen ſechszehn am Eingange der acht Seiten-Capellen, vier aber unter dem hohen Chore ſtehen. Sie ſind in den Baſen und Capitälen von Loſenſteiner Marmor, welcher der Billigkeit wegen gewählt wurde, obwohl er nach dem Contracte dazu ſolchen vom Untersberg bei Salzburg verwenden ſollte. Dieſe Notiz verweiſt uns alſo auf ſeinen früheren Aufenthalt. Siebzehn von den Säulen ſind Monolithe, drei aus Stücken zuſammengeſetzt. Im Jahre 1690 verweilt er aber wirklich in Adneth, um wegen der Marmorlieferungen abzuſchließen, und das folgende Jahr erhält er 5837 Gulden für die Errichtung des Haupt-Altars und die zwanzig Säulen. Ueberdies ſind der Kreuz-, der Abendmahl-, der Barbara- und Magdalena-Altar ſein Werk als „Architektor," für die beiden letzteren erhält er 4000 Gulden; auch die Marmor-Por-

tale beim Durchgang der Seiten-Capellen entſtanden unter ſeiner Leitung, wobei der ſpäter für die Arbeiten im Stifte wichtige Bianco ſein Gehilfe war. Dieſer vollendete auch erſt die beiden genannten Altäre. Der fixe Jahresgehalt Dario's betrug zweihundert Gulden. Nachdem der Meiſter den 8. März 1702 in S. Florian geſtorben war, heiratete ſeine Witwe den Steinmetz Röſslhuber (pag. 169 f.). Indem aber 1705 in einem Contracte eine Anna Röſslhuber, Steinmetzwitwe, erſcheint, dürfte dieſer zweite Gatte ſehr bald geſtorben ſein (pag. 129).

Aus den gewiß höchſt intereſſanten Angaben des Florianer Haus-Archives bei *Czerny* geht ſomit hervor, daſs Dario, welcher 1668 den ſchönen Brunnen in Salzburg geſchaffen hatte, ſpäter ſeinen Aufenthalt und den Schauplatz ſeines künſtleriſchen Wirkens nach dem damals in ſo hohem Aufſchwung begriffenen S. Florian verlegte. Dazwiſchen liegen allerdings 21 Jahre, und wir wiſſen weder, wo er unterdeſſen thätig geweſen, noch welche Veranlaſſungen ihn nach Oberöſterreich gebracht haben. Möglich, daſs auch er, wie die Carlone, in dieſer Zeit in Paſſau bei den Arbeiten am Dome zu thun hatte? Vielleicht werden uns die Salzburger Acten auch über dieſen Punkt Aufklärungen geben, denn möglicherweiſe hatte er in jener Stadt auch nach Vollendung des Brunnens am Dome noch mehreres zu ſchaffen, oder findet ſich ein Fingerzeig darüber, wohin er ſich zunächſt von dort aus gewendet hat.

Keyſsler's Reiſen (8. Juni 1729, Hannover 1776, I. pag. 44) berichten Folgendes: „Vor der Reſidenz gegen die Seite des neuen Baues ſteht ein Springbrunnen, der für den größten und ſchönſten von Deutſchland ausgegeben wird. Die daran befindlichen Bilder ſind alle in Rieſengröße aus weißem Marmor gehauen. Das unterſte Waſſerbehältnis hat im Umfange 177 Schuhe, ohne die auslaufenden Staffeln. In demſelben ſpritzen vier große Pferde das Waſſer aus den Mäulern und Naſenlöchern, wiewohl nicht ſo dick, als die oberen Statuen. Die Höhe des ganzen Werkes iſt von mehr als fünfzig Schuhen, über welche das Waſſer, im Durchſchnitt oder Diameter von etlichen Zollen, noch 18 Fuß hoch ſpringt."

Indem ich ſomit weiteren Beiträgen über die Geſchichte dieſes hervorragenden Künſtlers entgegenſehe, ſchließe ich dieſe vorläufige Notiz. Hinzugefügt ſei nur noch, daſs wir eine ſehr intereſſante Aeußerung eines Künſtlers des 17. Jahrhunderts beſitzen, in welcher ſehr wahrſcheinlich eine Kritik über Dario's Brunnen abgegeben wird. Sie findet ſich in *Eitelberger's* Quellenſchriften X. Bd. pag. 206, wo Andreas Gulden in ſeiner Fortſetzung der Neudörffer'ſchen Nachrichten bemerkt, der Nürnberger Plaſtiker *Georg Schweicker* und der Goldſchmied Chriſtian Ritter hätten auf ihrer Reiſe alle Bilder auf den Brunnen zu Augsburg und Salzburg „falſch befunden." Und weiters heißt es: „Der Salzburger Brunnen iſt zwar von rothem (?) Marmor, aber dem Stein fehlt eben die Perfection, daſs man ihn nicht wie das Metall formiren und überſchneiden kann. Der Biſchof hat das Stadtthor laſſen aufheben, als man die großen Marmorblöcke dazu hereingebracht."

Wir werden eine ſolche Kritik heute wohl nicht unterſchreiben. Wir ſehen wohl deutlich, daſs ſie nur dadurch veranlaßt worden iſt, daſs ihr Urheber auf einem ganz verſchiedenen Standpunkt des Styles und Geſchmackes ſtand, ſowohl gegenüber den Meiſterwerken Adrian's de Fries (vergl. meinen Aufſatz in dem Jahrbuch der kunſthiſtor. Sammlungen des Allerhöchſten Kaiſerhauſes, Wien, I. 1883, pag. 122), als jenem des Dario. Schweicker empfindet eben als ein nordiſcher Künſtler jener Zeit, dem die italieniſche Weiſe der Spät-Renaiſſance wie der Barocke fremd anmuthet. Wir werden Dario's Fontaine als eines der ausgezeichnetſten Werke ſeiner Zeit hochſchätzen und ſie als eine der großartigſten Schöpfungen betrachten, welche in dieſer Richtung auf öſterreichiſchem Boden entſtanden ſind. Es läßt ſich überhaupt nur noch Ein Werk hier ihr an die Seite ſtellen, und dieſes iſt der ſchöne Platzbrunnen beim Dome in Trient, deſſen Geſchichte nicht minder in Dunkel gehüllt iſt und auf welchen ich ein andermal an dieſer Stelle zu ſprechen komme.

BAULICHE ÜBERRESTE VON BRIGANTIUM.

VILLA EINES VORNEHMEN.

Von Samuel Jenny.

(Mit einer Tafel.)

IN den „Mittheilungen“ des Jahres 1884 beſchrieb ich eine unweit des Boden-See's gelegene römiſche Anlage, deren Einrichtung als echte Villa rustica ſich ſtreng dem Betriebe der Landwirthſchaft anpaßte; einen lehrreichen Contraſt hiezu, einen Typus in ſeiner Art bildet das am äußerſten Rande des höher gelegenen Plateau's ſituirte, nach ganz verſchiedenem Grundplan angelegte und mit aller Rückſichtnahme auf Behaglichkeit ausgeſtattete Wohnhaus, bei deſſen Studium man ſogar den Eindruck von Luxus erhält, immerhin nur im Vergleiche mit den bisher beobachteten Verhältniſſen Brigantium's aufgefaßt.

Verwiſchen auch beim erſten Anſchein die mancherlei Vorſprünge und Anbauten an dem umfangreichen Gebäude den Eindruck der Regelmäßigkeit, ſo liegen doch dem Bauplane (Taf. I) ausgeſprochen ſymmetriſche Verhältniſſe zu Grunde, die bald herausgefunden ſind. Ihrer Haupteintheilung nach beſteht die Villa aus dem Rechtecke *A, A, A, A*, dem an drei Seiten die Flügel *B, C* und *D* angeſetzt ſind; ein ſchmaler Raum 2 ſchied das Oblong der Breite nach, ein langer Corridor 3, 4 das ganze Haus in zwei Hälften von gleicher Größe. Die innere Hälfte 1, 1 des Rechtecks (36·72 × 8·42 M.) erhob der Baumeiſter zur eigentlichen Hausmitte, um welche herum ſich die drei großen Abtheilungen *B, C* und *D* gruppirten, er geſtaltete dasſelbe gleichſam zum Atrium, welches, wenn auch in Form und Einrichtung nicht völlig zutreffend mit dem, was man ſtreng genommen darunter verſteht, an dieſer Stelle doch vollſtändig dem Zwecke eines ſolchen entſpricht, von dem aus alle Räume ringsum ihr Licht empfingen und in welchem der Verkehr des ganzen Hauſes zuſammenlief, denn nicht weniger als zwölf Räume ſind von demſelben aus direct zugänglich.

Die Lage der Villa hart am Abhang ſchließt von vornherein aus, die Nordweſt-, reſpective Seeſeite als Hauptfront anzuſehen; es ergibt ſich daraus, daſs es die Südoſtſeite war und der ſtattlich breite Corridor 4 — der einem ſtark verlängerten Oſtium entſpricht — den Haupteingang bildete. Jenſeits des Atriums und des langen Raumes 2 begegnen wir der Fortſetzung des nämlichen Corridors, wenn auch mit weſentlicher Beſchränkung ſeiner Breite, wodurch eine weitere Kennzeichnung dieſer Seite als Hinterhaus gegeben iſt. Die gerade Verbindung beider Corridore vermittelt ein quer durch die Atrium-Mitte ziehendes intact erhaltenes Trottoir 5 (2·43 M. breit), mit großen Sandſteinplatten bedeckt. Zur Seite rechts berührte dieſe ein verwitterter Steinblock 6, (1·56 × 0·60 M.), jetzt noch 7 Cm. höher als die beſterhaltene der Platten (urſprünglich aber wohl noch höher), getragen von einem ſchwachen Fundamente aus Rollſteinen, das ſich darüber hinaus bis zur Mauer gegen das Oſtium hin deutlich fortſetzte; ein entſprechendes Fundament lief jedenfalls auch der linken Seite entlang, aber nicht zu erkennen in ſeiner Form, nur erhalten in ſeinem Material. Die rechtsſeitig vorgefundenen Ueberreſte erſetzen dieſen Mangel; ſie berechtigen dazu, den Steinquader zu einem dem Plattenweg beidſeitig entlang laufenden Sockel zu ergänzen und

dieſen mit Säulen beſetzt zu denken als Träger eines Daches, damit die Ueberſchreitung des innern Hofes unabhängig war von der Ungunſt der Witterung.

In der langen Abtheilung 2 fehlte jede Fortſetzung des Plattenweges, weil ſie — wie anzunehmen iſt — ein Dach getragen, geſtützt von Säulen oder Pfeilern, wodurch ſich der Familie eine Veranda zum Aufenthalte bot, die ihre Langſeite, wie es der günſtigſten Stellung entſprach, offen dem freien Hofe zuwandte, denn ſo traf ſie des Morgens ebenſo ſehr die lieblichſte Sonne, wie des Nachmittags der volle Schatten.

Die Halle ſchließt an ihren beiden Enden mit je einem nach dieſer hin ſeinen Ausgang ſuchenden Cabinet 7 und 8 (3·20 × 4·55 M.) ab, über deren Beſtimmung kaum ein Zweifel obwalten kann. Jedes war mit einem Moſaik-Fußboden geſchmückt, das links gelegene 7 mit Hypocauſt verſehen. Nur dem Herrn des Hauſes, dem Beſitzer der Villa können wir dieſe luxuriös ausgeſtatteten Zimmer zur Wohnung anweiſen, denen in wohlüberlegter Weiſe die der Jahreszeit entſprechende Lage zugetheilt iſt, dem für Sommergebrauch eine nördliche, dem im Winter bewohnten eine ſüdliche.

Kein beſſer erhaltenes Hypocauſt iſt mir jemals begegnet, als das im letztgenannten Raume 7; alle Pilae, 28 an der Zahl, ſtanden darin, auf natürlichem Lettenboden ruhend, unverrückt an ihrer Stelle, denn völlig unbeſchädigt breiteten ſich die aus 55 Mm. dickem Sandſtein erſtellten Suspenſuraplatten aus, zu deren Unterſtützung den Grundmauern entlang eigene Würfel aus Sandſtein dienten, die ihrerſeits wieder auf ſchmalem (24 Cm) niedrigem Maueraufſatz ruhten, deſſen Aufbau getrennt von der Hauptmauer erfolgte. Von der Südſeite her zieht ſich das Heizloch als ein von 47 auf 37 Cm. ſich verjüngender Canal, der im Gegenſatz zu dem alle Innenwände des Hypocauſtes auskleidenden Ziegeleſtrich-Anwurfe beidſeitig mit 10 Cm. dicken Sandſteinplatten gefüttert iſt. Ueber der viereckigen Maueruntерbrechung bei *a*, die ebenfalls mit röthlichem Eſtrich-Cement beworfen war, muß ſich der Kamin erhoben, haben, da hier die Wände mit kleinen Tubuli bekleidet waren die den Abzug der Verbrennungsgaſe beſorgt hatten. Auf der entgegengeſetzten Seite breitete ſich über der Suspenſura eine Schicht der bekannten Eſtrichmaſſe in 10 Cm. dicken Lagen aus, wie ſie dem Moſaik als Unterlage dienen; vom Moſaik ſelbſt fand ich den die Mauer faſt berührenden Rand in einer Länge von 3 M., am breiteſten Theile 63 Cm. meſſend, wohlerhalten vor. Die Zeichnung beſteht aus Bogenſtellungen, getragen von Säulen mit viereckigen Deckplatten an Stelle der Capitäle; über die Bogen zieht ſich ein Geſimſe dahin, unter der Säulenbaſis eine fortlaufende Randverzierung aus ſich ſchneidenden Kreisbogen, die ſich wohl zu dem in der Fig. 1 dargeſtellten ſcheiben- oder tellerförmigen Ornament ergänzten. Solche Gewölbebauten, wie im Moſaik uns entgegentreten, gehören ganz der Spätzeit an, in der ſie als hauptſächlichſtes conſtructives Moment für Theater und Amphitheater benützt wurden, von denen das eine oder das andere weit eher ein Amphitheater darzuſtellen beabſichtigt war. Das Moſaik, ſoweit es erhalten, iſt aus ſehr großen Steinchen zuſammengeſetzt in den drei Farben, ſchwarz, weiß und gelbgrau, zu denen gegen die Mitte des Bildes hin im zerſtörten Theile noch roth hinzutrat.

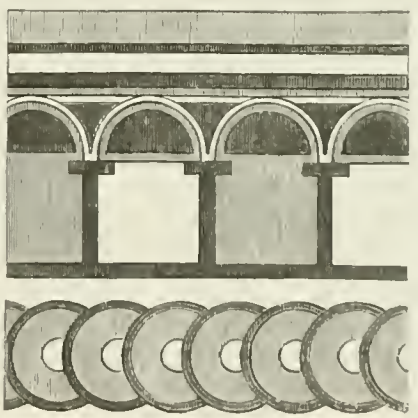


Fig. 1.

Ungleich länger beſchäftigt uns der im Raume 8 aufgedeckte Moſaikboden, der, wenn auch in ſeinem werthvollſten Theile, dem figuraliſchen von der Zerſtörung ſtark betroffen, immerhin zu einem guten Drittheil und zwar derart erhalten iſt, daſs nur dieſe Reconſtruction und keine andere möglich iſt. Zuvörderſt theilt ſich der 4·55 M. lange und 3·20 M. breite Boden in drei Abtheilungen: vorn ein 113 Cm. breiter Streifen mit Quadraten und Rauten zu jeder Seite, die

wieder kleinere in abwechfelnd fchwarzen und weißen Steinen einfchloffen, rückwärts ein 78 Cm. breites Band, durch welches fich Ranken mit fpitzen Blättern winden, dazwifchen das Hauptbild von vorwiegend figuralifchem Inhalt. Der Künftler hatte fich das fo vielerorts vorkommende Sechseck als Mitte gewählt, an jede der fechs Seiten ein Quadrat mit einer figuralen Darftellung gefügt und die noch erübrigenden Zwifchenräume durch theils gleichfchenkelige, theils ungleichfchenkelige Dreiecke mit je einem eingefetzten breiten, herzförmigen Blatt ausgefüllt. Das bekannte, nahezu in keiner größeren Römerftation fehlende Seil- oder Ketten-Ornament (spina) in fchwarz, roth, gelb und weiß fchattirt, auf weißen Grund gefetzt, zieht fich um fämmtliche Linien der befchriebenen, geometrifchen Eintheilung herum, wodurch eine reiche Farbenwirkung, vereint mit lebendiger Bewegung erzielt wurde.

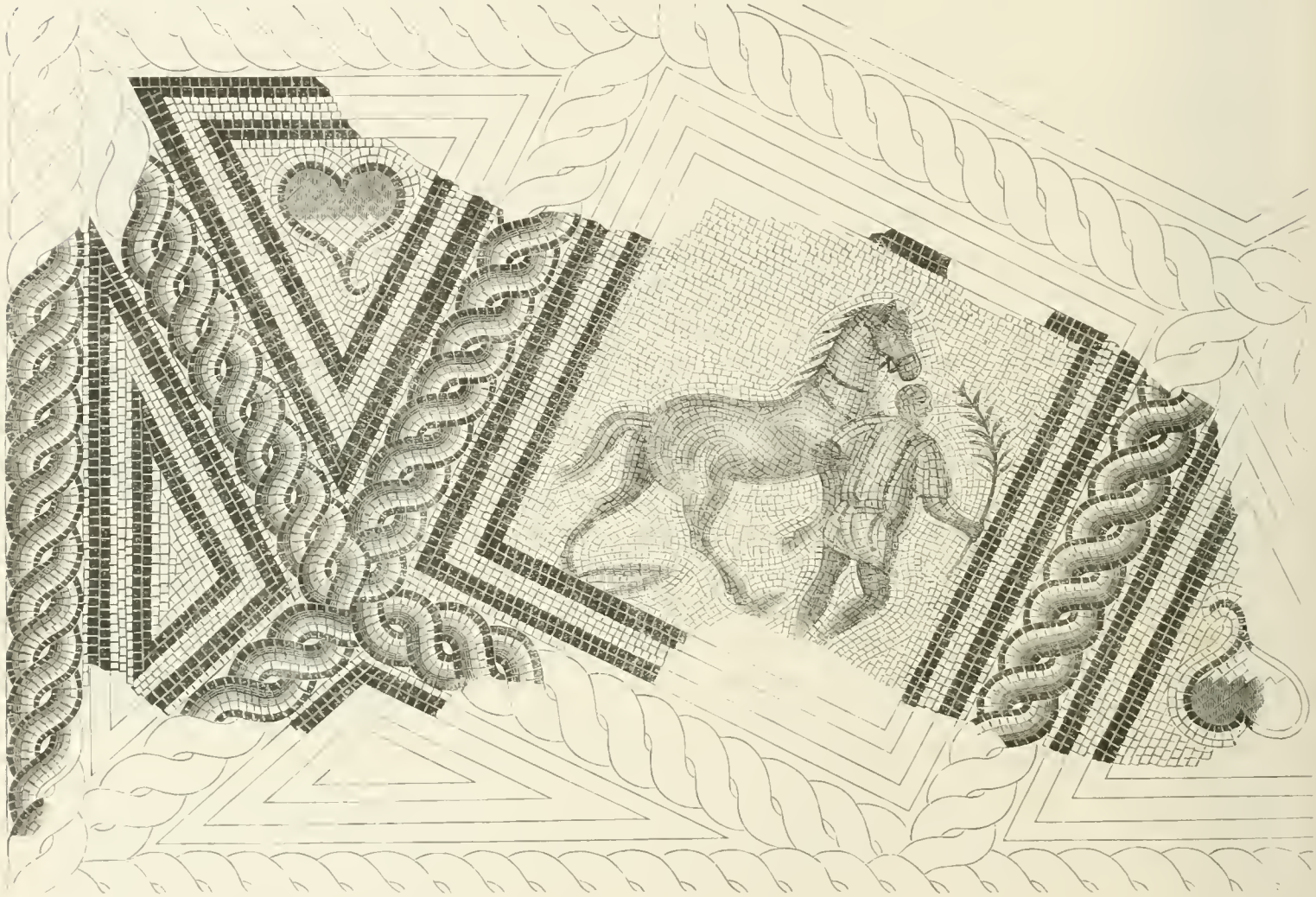


Fig. 2.

Das von mindeftens fechs Darftellungen (ob das Sechseck der Mitte zu Ornamentik oder zu einer großen Scene mit Menfchen und Thieren benützt war, läfst fich nicht mehr beftimmen) einzig Erhaltene führt uns eines der Circusfpiele vor, indem der Moment erfaßt ift, da der mit einem Palmzweig als Siegespreis belohnte Reiter fein Pferd — einen Graufchimmel — der Zufchauermenge vorführt; den Kopf lebhaft erhoben, den Hals mit fliegender Mähne muthig ftellend, drängt es mit kräftiger Fußbewegung nach vorn: fo drückt fich in dem edlen Thiere unmittelbar nach Ueberwindung der höchften Kraftleiftung ungebrochener Ungeftüm aus; leider ftört nur der mislungene rechte Vorderfuß, der zum rafchen Weiterfchreiten erhoben ift, die fonft guten Formen und Verhältniffe des Pferdes. Sein Führer fafst es mit der linken Hand kurz gehalten an dem Zaume,

der fehr deutlich in dunkelbraunen Steinchen ſich abhebt und hält in der Rechten die Siegespalme. Bekleidet iſt der Mann mit weißer ärmelloſer anliegender Tunica, an deren Rücken und Saum zwei rothe Streifen entlang laufen. Kopf, Arme und Beine, die frei blieben, zeigen das auffallend dunkle Colorit, die ſtark gebräunte Hautfarbe des Südländers (Numidier?). Mit den fehlenden Füßen iſt auch jede Vorſtellung über die Beſchuhung verloren gegangen. In den zwei rothen blattähnlichen Gebilden iſt wohl nur eine Andeutung des Terrains zu ſuchen, damit das Pferd nicht im weißen Felde gleichſam in der Luft ſchwebe (Fig. 2).

In der Darſtellung des Mannes ſucht man vergeblich nach allen jenen Details in Kleidung und Ausrüſtung, die den Wagenlenker kennzeichnen. Da vermiſſen wir ebenſo ſehr die helmartige Lederkappe auf dem Haupte, als die Riemen um Hände und Füße und ſo auch den breiten Ledergurt, welcher die Tunica zuſammenhielt und an dem das krumme lange Meſſer hing. Ebenſo wenig läſst das Pferd die Anſicht, es ſei zum Wagenrennen beſtimmt, aufkommen: ihm fehlt die eherne Maske vor der Stirn, die Lederumwicklung an den Beinen; ſtatt geſtutzter Mähne und aufgebundenem Schweife wallen ihm lang die Haare. Der Zaum iſt der eines Reitpferdes, nirgends ſieht man die langen Zügel des Wagenpferdes.

Wo immer beabſichtigt war, ein Wagenrennen darzuſtellen — mag der Gegenſtand auch nur ein kunſtloſes Oellämpchen ſein — da iſt das eine oder andere Attribut dem Mann oder Roß beigegeben. Ihr Fehlen auf unſerm Moſaikbild iſt mir Beweis, daſs deſſen Verfertiger ſich nicht den Schlußact eines Wagenrennens zum Vorwurf gewählt, vielmehr einen jener Reiter vorzuführen beabſichtigte, welche im Circus häufig nur mit einem Pferde allein neben den Wagen einherſprengten oder bisweilen in größerer Anzahl Vorſtellungen gaben (Liv. XLIV, 9). Auch traten dieſe *desultores*, wie man ſie nannte, mit zwei Pferden zugleich auf und ſchwangen ſich im vollen Rennen von einem Pferde auf das andere, in Nachahmung einer alten römiſchen Kampfart, oder wie Andere behaupten, eines von numidiſchen Reitern ausgeführten Kunſtſtückes.

Wie beklagenswerth, daſs wir uns an dieſer einen Darſtellung genügen laſſen müſſen, die uns die Größe des Verluſtes aller übrigen bemeſſen läſst! Dieſes Moſaik muß einen Cyklus lebensvoller Darſtellungen circenſiſcher Spiele vereinigt haben, die, wenn auch nicht über eine handwerksmäßige Ausführung ſich erhebend, doch an realiſtiſcher feſſelnder Auffaſſung jenen der Villa in Nenning nicht fern geſtanden haben dürften. Hier Circus, drüben Amphitheater! Entſprechendere Ergänzung konnte nicht gedacht werden, als daſs die Randverzierung mit den Bogenſtellungen eines Amphitheaters in einem oder mehreren Mittelbildern Scenen aus demſelben vorführte, um den Herrn der Villa an die leidenſchaftliche Schauluſt zu gemahnen, der in Rom Hoch und Niedrig fröhnte.

Die Eintheilung des Moſaikbodens weiſt uns auch auf die des Wohnraumes, dem er angehörte: der erſte Abſchnitt mit Rauten und Quadraten mußte dem Eingang zu gelegen ſein und ſpeciell das mittlere quadratiſche Feld dem Thüreingang von der offenen Halle 2 her entſprechen; ihr gegenüber an der Wand, wo der Streif mit Blatt-Ranken liegt, ſtanden wohl die Biſellien für den Hausherrn und ſeine Gäſte. Mögen wir auch zu beiden Seiten des Eingangs über den Rauten uns Sitze geſtellt denken — in allen Fällen blieb der mittlere Theil des Bodens mit der anziehenden Darſtellung frei und unbedeckt.

Ueber die techniſche Herſtellung des Moſaiks mögen mir noch einige Worte geſtattet ſein: auffallend iſt deſſen flüchtige nachläſſige Fundamentirung auf alten Schutt von bemaltem Stuck unter vollſtändiger Unterlaſſung einer Gußſchichte aus Kalk und großen Rollſteinen (ſogenannten Katzenköpfen) unterhalb der dicken Eſtrich-Schichte, was denn auch die vielen Riſſe und partiellen Senkungen der Moſaikfläche zur Folge hatte.

Wie die Größe der Steinchen nach dem beabfichtigten Effect der Zeichnung fich richtete und darnach mit Vorbedacht gewählt wurde, ift durch folgende Zufammenftellung erfichtlich: es gehen nämlich auf 10□ Cm.

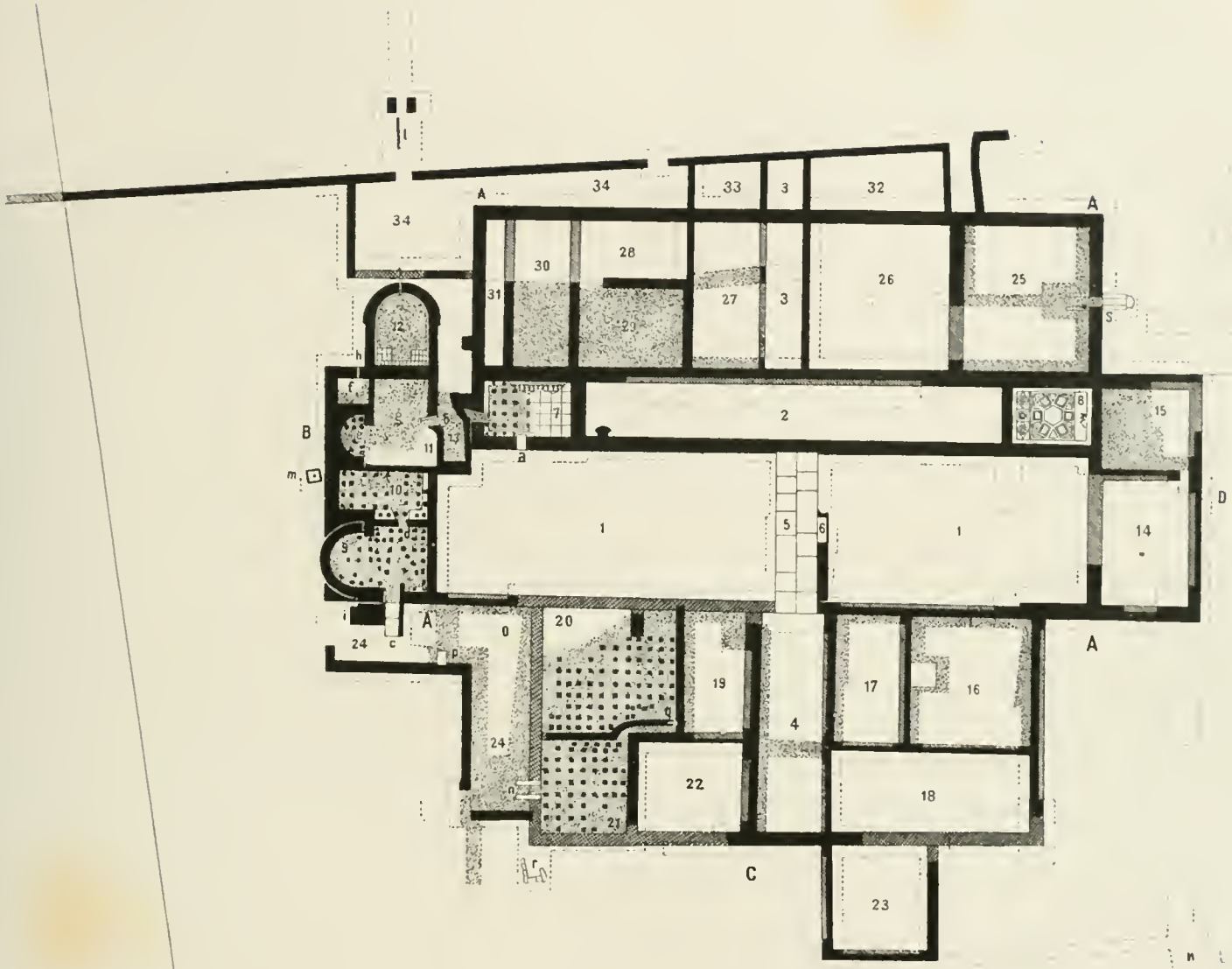
in den Figuren	200—230	Steinchen
in dem weißen Grund um diefelben herum	153—160	"
in dem Ketten-Ornament und den Dreiecken	130	"
in den Rauten und Quadraten fchwarze Streifen	100—108	"
in den Rauten und Quadraten weiße Streifen	88—95	"
in dem Mofaik des Raumes 7	80—83	"

Gelbe, rothe, braune, fchwärzliche verrathen durch manchenorts kennbare abgerundete Flächen ihre Herkunft aus dem Beet der Bregenzer Ache, wo fich Rollfteine in allen zutreffenden Nüancen herausfuchen laffen. Zu den helleren Fleifchfarbtönen des Reiters dienten zumeift Ziegelftückchen. Eine offene Frage bleibt es noch, ob zu den bläulich fchwarzen des Mofaiks in 7 Marmor aus Bürs bei Bludenz in Verwendung kam und ob das Material für die weißen oder fchwach in's Graue und Gelbe nüancirenden für beide Boden aus Solenhofener Lithographirftein beftand, mit denen es viele Eigenfchaften theilt, unter andern auch die: beim Erhitzen ins Rofarothe überzugehen. Die vielen Flecken rother Färbung im weißen Grund des Bodens werden alfo noch Wirkungen des Brandes fein, durch den die Villa einmal betroffen worden fein muß.

Nächft diefen Mofaiken bekundet den Reichthum des Erbauers diefer Villa die eigene Badeanlage (balneum), die keinen zum Bade-Syftem der Alten gehörigen Raum entbehrend, den ganzen linken Flügel *B* der Villa einnimmt. Durch zwei Präfurnien *b* und *c* wird die Beheizung der drei aufeinander folgenden Abtheilungen 9, 10 und 11 beforgt; der fehr lange (2 Meter) Feuerungs-Canal *c* gehört zum Hypocauft des größeren Raumes 9 mit der halbkreisförmigen Nifche und dem anftoßenden kleineren 10. Empfing auch diefer die Hitze erft vom Raume 9 her durch die Oeffnung *d*, fo folgt daraus nicht eine geringere Erwärmung desfelben, denn im Gegentheil kam letzterem die ftärkere zu, weil das Feuer den mit Heizröhren bekleideten hohlen Wänden hinauf abziehen konnte, während es im Vorraume nur den Boden allein erwärmte. Diefer diente fomit als Ankleidezimmer (apodyterium) mit gemäßigter Temperatur, jener andere wärmere als Tepidarium, hier in einem fo kleinen Bade wohl auch als Salbzimmer (unctorium, elaeothesium), in welchem der Badende feinen Körper für die große Hitze des Schwitzbades vorbereitete und nach demfelben fich mit der strigilis fchaben und reiben ließ.

In der Reihe der Badezimmer als drittes folgte das Dampf- oder Schwitzbad 11 (sudatorium), deffen Hypocauft von dem gleichen Gange 13 aus beheizt wurde, zu deffen Rechten fich das Präfurnium nach 7 öffnete. Diefer Heizgang, für den der nöthige Raum durch ein in den Hof vorfpringendes Eck gewonnen werden mußte, ift bis zum verengten Eingang mit Eftrich belegt und feine mit ftarkem Anzug (9 Cm. per Meter) gebauten Seitenmauern find mit Eftrichbewurf abgeglättet. Wie in faft allen öffentlichen und Privatbädern eine Anordnung nach gleichem Plane feftgehalten erfcheint, fo finden fich auch in unferem Dunftbad die nämlichen Einrichtungen in ihren drei Haupttheilen wieder vor: ein halbkreisförmiger Alkoven *e* (fchola, auch laconicum genannt) an einem Ende, in welchem das aus einer flachen Steinfchale beftehende Kühlbecken (labrum) auf einem in der Mitte errichteten Fuße zu ftehen pflegte — ein Warmwafferbad *f* (alveus), in der Regel am andern Ende dem Laconicum gegenüber, in unferer Anlage aber neben ihm liegend — und ein leerer Raum des Zimmers *g* (sudatio) dazu beftimmt, dem Badenden gymnaftifche Uebungen zu geftatten, wodurch er fich in Schweiß brachte; daneben bot fich ihm abwechfelnd die Wahl, durch den Aufenthalt im Laconicum noch kräftigerer Transpiration fich zu unterwerfen oder ins Warmwafferbad unterzutauchen.

Bregenz.



Aufgedeckte Mauern

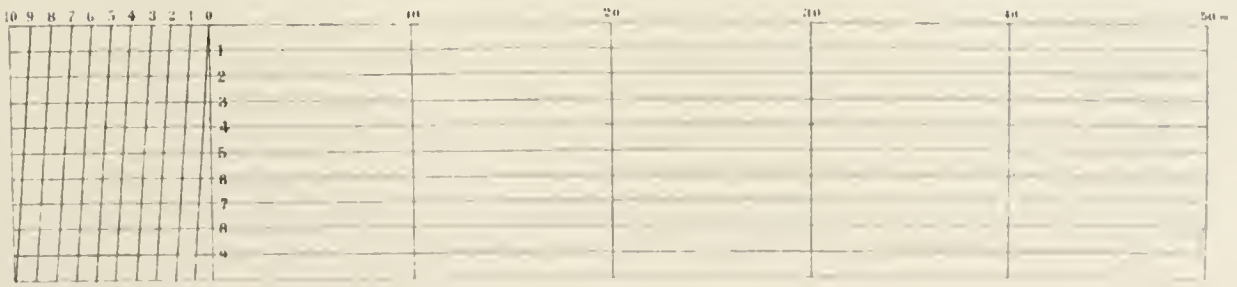
Conjecturale "

Ausgebrochene "

Platten & Quader von Sandstein.

Aufgedeckte Estrichboden.

Ausgegrabene Flächen



Unfer Alveus liegt als rechteckige auscementirte Wanne von 1·90 M. Länge und 1·42 M. Breite in der viereckigen Nifche zur Seite des Labrum, die vorgefundene Tiefe von nur 11 Cm. mußte durch einen höheren Rand ehemals natürlich weit mehr betragen haben. Die Entleerung des Baffins ins Freie vollzog fich mittelft einer Bleiröhre, deren Lager aus Hohlziegeln, die bei *h* feft in die Eftrichmaffe eingebettet find, ich vorfand. Das Badewaffer wurde nicht in der Wanne felbft erwärmt, mußte alfo von außen hereingetragen werden, wie es in der Mehrzahl der Fälle in Bädern üblich war. Der Ofen, in welchem das Waffer in den Keffeln erhitzt wurde, mag nirgends anderswo geftanden haben als bei *i*, wo die Beheizung gleichzeitig mit der des Präfurniums gefchehen konnte.

Die Baderäume der Villa fchließen ab mit dem Kaltwafferbad 12 (frigida lavatio), welches den in nordweftlicher Richtung vortretenden halbrund endigenden Anbau vollftändig ausfüllt, alfo einzig und allein aus dem Vollbad, aus einer Piscina befteht. In dasfelbe führen an jeder Wand je zwei — wie immer fehr fteile — Stufen oder Sitzbänke hinab, die durchwegs aus Ziegelplatten fich aufbauen; da zweierlei Größen in Verwendung kamen, fielen die Stufen ungleich aus, fowohl in Länge als Breite (Fig. 3).

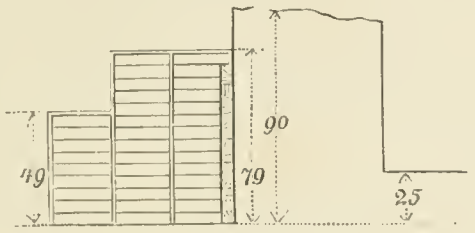


Fig. 3.

Der harte noch wohlerhaltene Eftrich-Boden ergab auf die Länge von 4 M. volle 105 Mm. = 2·62 Perc. Gefälle, wodurch das Waffer durch die Oeffnung am Boden mittelft einer mit Hohlziegeln gefütterten Rinne *k*, die abfeits der Baffinmitte die Mauer durchbrach, rafch Abzug fand; von da wurde es, nachdem es auch den Abfluß des Alveus aufgenommen, bis zum fteil abfallenden Rande des Abhangs geleitet. Auf eine Strecke von faft 2 M. hat fich diefe Dohle aus einer doppelten Reihe aufwärts geftellter, mit der flachen Rückfeite fich berührender Tegulae bei *l* noch erhalten, feine Fortfetzung muß die Anlage der im Jahre 1849 angelegten ärarifchen Straße durchbrochen haben.

Die Umfaffungsmauer des Kaltwafferbades fchieft fich beträchtlich an den Innenwänden ab, große gebrannte Thonplatten (48 Cm. im Gevierte) bekleiden diefelben ringsum und ein hydraulifcher Mörtel von fcharfem Sand, zerftoffenen Ziegeln und Kalk, bildet die — ehemals fein geglättete — Außenfchichte, welche die Wände des Baffins und der Stufen überzog.

Baderäume wurden in den meiften Fällen von oben beleuchtet, und zwar, wie uns die Bäder Pompeji's belehren, vermittelft viereckiger Fenfter in der Kuppel der halbrunden Nifchen. Gewifs ift es auch hier vorauszufetzen, was die häufigen Funde von dickem grünen Fenfterglas in jedem Raume genugfam beftätigen. Das Vorkommen eines weißen fchwarz geaderten Marmorplättchens im Tepidarium bleibt der einzige Fingerzeig für Wandbekleidungen aus koftbarem Material, wenn fich auch nimmer nachweifen läfst, wie viele Räume in diefer Art gefchmückt waren, ebenfo wenig ein Anhaltspunkt dafür befteht, welches Gemach durch die fo feltene Kunftarbeit eines Glasmofaiks geziert fein mochte, deffen Elemente befonders zahlreich beim Ausfluß des Alveus und längs der Mauer des Sudatoriums, die das Tepidarium begränzt, gefunden wurden.

Möglicherweife dienten diefe Glaswürfelchen nur für einzelne, befonders zu markirende Theile des Mofaik-Mittelbildes in 7, wovon ein analoger Fall im berühmten Mofaikboden zu Vilbel vorliegt, in welchem Kopf, Flügel und Schwanz eines durch Farbenfchmuck ausgezeichneten Entenpaares nicht aus Marmorftcinchen, fondern aus Glaspaften von lebhaftem Blau und Grün zufammen-

gefetzt ſind. Unter den faſt 300 kleinen Würfelchen aus Glasfluß, von denen circa 290 eine Fläche von 10□ Cm. decken, ſind milch- und grünlichweiße, laſur- und türkisblaue, perl- und bläulichgraue, ſmaragd- und flaſchengrüne, leberbraune und bräunlichrothe Farben vertreten, von mancherlei Zwiſchennüancen ganz abgeſehen.

Hart an der Außenfront des Balneums, ziemlich in deren Mitte gelegen, begegnet uns eine quadratiſche Sandſteinplatte *m* (23 Cm. dick und 69 Cm im Gevierte) auf ſolidem Fundament aus Kieſel- und Bruchſteinen. Was den Gegenſtand anbelangt, der in das 8 Cm. tiefe, 10 Cm. im Quadrat meſſende Loch in der Mitte eingelaſſen war, möchte ich am eheſten auf eine Sonnenuhr rathen.

Ueber den dem Bade ſymmetriſchen Flügel *D* gegen Nordoſt läſst ſich wenig vermuthen und noch weniger ſagen, es wäre denn, daſs man ihn den Geſindezimmern zuwieſe; in 15 hat ſich ein Eſtrichboden erhalten, deſſen Unterlage nicht Rollſteine, ſondern ausnahmsweiſe Dachziegelſtücke bilden. Das Vorderhaus zerfällt durch den Corridor 4 in zwei Hälften, deren jede urſprünglich einer Dreitheilung unterzogen worden war; die Unterabtheilung in die Räume 21 und 22 in der Hälfte links brachte wohl erſt eine bauliche Aenderung ſpäterer Zeit zuwege. Gußboden fanden ſich in den Abtheilungen 16, 17, 19 und im Corridor 4; in gleicher Höhe des Eſtrichs in 16 lag eine große Sandſteinplatte, vielleicht den Unterbau zur Feuerſtelle der Küche bezeichnend. Zur Beurtheilung, welche Beſtimmung dem vorſpringenden Bau 23 zukam, fehlt jeder Anhaltspunkt.

Deſto deutlichere Verhältniſſe liegen auf der linken Hälfte dieſes Vorderhauſes vor. Ein ſchmaler Annex 24 ſchloß ſich an die Außenſeite an, als Magazin für Brennmaterial und als Aufenthalt jenes Sclaven, welcher die Hypocauſte *c*, *n*, *o*[1] und die nach meiner Annahme auf dem Ofen-Fundament *i* ſitzenden Waſſerkeſſel zu beſorgen hatte. Bei *p* iſt aus zwei liegenden Hypocauſt-Säulchen ein Mauerſockel conſtruirt, etwa zur Sitzbank des Heizers beſtimmt, wenn er ſeines Dienſtes wartete.

In den Hypocauſten 20 und 21 ſteht die Mehrzahl der Säulchen noch intact, im erſteren kleineren, deſſen Boden um 3 Cm. tiefer liegt, hat ſich auch das an zwei maſſiven aufrecht ſtehenden Steinplatten erkennbare Heizloch *n* erhalten und beſonders deutlich die Ausleitung für die Heizgaſe in den Kamin, was ein beſonderer Canal bewirkt, zu deſſen Anlage wir den benöthigten Raum dem Hypocauſt daneben abgewonnen ſehen. Es biegt zu dieſem Behufe die Scheidemauer im Viertelkreisbogen ſich in das Hypocauſt 20 hinein und verlauft als ſich verjüngende Mauerzunge bis zur Mauer, welche die neben einander liegenden Kamine beider Hypocauſte bei *q* aufgenommen haben mußte.

Wie die beiden kleinen, dem Hausherrn zugewieſenen Räume 8 und 7 in das Verhältnis von Sommer- und Winterwohnung zu einander treten, ſo nehme ich es auch bezüglich der rechten und linken Seite des Vorderhauſes an. Daſs man die im Winter zu bewohnenden Gemächer dem Bade ſo nahe als möglich rückte, iſt ganz ſelbſtverſtändlich.

In ſüdöſtlicher Richtung vom Eck des Hypocauſtes 21, ziemlich in gleichem Niveau ſeines Bodens, entdeckte ich die Steinumfaſſung eines außer Gebrauch geſetzten Präfurniums *r*; denn es iſt kein Zuſammenhang mit der benachbarten Heizung in ihrem Beſtande zur Zeit der Aufdeckung nachweisbar. Von den einzelnen Abtheilungen des Hinterhauſes, das für die Gemächer der Frauen nicht ungeeignet erſcheinen dürfte, bleibt nur das beheizbare Zimmer 25 (7·30 × 8·40 M.) und die bemalten Räume 29 und 30 zu beſprechen. Im erſten traf ich das wohlerhaltene Präfurnium *s* außerhalb des Hauſes verlegt; wie man dies des Oeftern begegnet, ward das Feuer durch zwei Seitenmäuerchen aus Backſteinen noch eine Strecke von 2 M. weit zuſammengehalten, bevor es ſich im

[1] Das Präfurnium *o* für die Heizung 20 mußte da hinaus ſich öffnen, wenn auch wegen Abbruch jener ganzen Seite ſich keine Andeutung davon erhalten konnte.

unterirdiſchen Raume ausdehnen konnte. Der Boden des Hypocauſts beſtand aus vorzüglich hartem Eſtrich; ein kurzer Sandſteinſtumpf war als einziger Ueberreſt der Pilae am Eingang des Heizloches ſtehen geblieben.

Während die zu beiden Seiten des Corridors gelegenen Räume 26 und 27 nichts erwähnenswerthes bieten, der ſchmale Zwiſchenraum 31 als directer Zugang für den Diener zum Zimmer des Hausherrn benützt worden ſein kann, verdient das faſt quadrate Zimmer 29, wie jenes daneben durch die maſſenhaft vorgefundenen Reſte der Wandbemalung einige Worte. Der Sockel im erſten imitirte eine Mauerbekleidung in verſchiedenen Marmorarten (kreisrunde Medaillons in Schwarzmarmor, eingefetzt in Tafeln von buntgefärbtem). Die Grundfarbe der Wände oberhalb des Sockels war weiß, durch gelbgeſäumte rothe Streifen in abwechſelnd ſchmale und breite Felder getheilt. Auf einer ziemlich großen Fläche, die ſich reſtauriren ließ, füllen die erſteren phantaſtiſch componirte dünne Palmenſtengel aus, als Träger von zierlich geformten Dächern, auch von allerlei Feſtons, faſt alles in gelben Tönen. In dem großen Felde hängt, mit Bändern an die rothen Streifen gehängt, eine dicht geflochtene Guirlande aus Oliven- oder Lorbeer-Blättern, in deren Mitte ein Vogel ſitzt, den eine zoologiſche Diagnoſe am eheſten als Taube erklären wird.

Noch einfacher ſehen wir den Raum daneben bemalt, nämlich in der zu Brigantium häufig vorkommenden Spritzmanier: ſchwarze Linien theilen den durch rothe, gelbe und braune Farbtropfen melirten Grund in Felder ein. Unter den Flächen des Maueranwurfes ziehen ſich 2 Cm. dicke Schichten vermoderten Holzes hin, mit vielen Eiſennägeln darin, dann folgte Lettenboden, gemengt mit viel verkohltem Holze in eben ſolchen Streifen wie das vermoderte. Zur Zeit, als der bemalte Stucco noch an den Wänden des Zimmers haftete, mußte alſo der Boden, wie keinem Zweifel unterliegt, nach heutiger Weiſe mit genagelten Dielen belegt geweſen ſein. Würde die Behauptung Dr. *F. Keller's*, als wären ſolche holzgetäfelte Böden bei den Römern nicht gebräuchlich geweſen, nicht ſchon längſt durch die von *Wilmowsky* in der Villa zu Nenning vorgefundenen Verhältniſſe widerlegt ſein, ſo iſt ſie durch die angeführte Auffindung vermoderter und verkohlter Bodenreſte in wiederholter Aufeinanderfolge ſogar auch mit Bezug auf unſere Gegend völlig unhaltbar geworden.

In beſchriebener Ausſtattung ſahen dieſe Räume jedoch nicht den letzten Ruin der Stadt über ſich hereinbrechen; ihre Zerſtörung vollzog ſich noch während der Bewohnung durch die Römer; denn über jene Trümmerſchichten folgten zwei unmittelbar übereinander liegende Eſtrichboden, jeder von 15 Cm. Dicke, von denen wohl der obere nach Abnützung des unteren aufgetragen worden. Aus ſchlechtem dünnen Kieſelſteingemäuer ſind dem rückwärtigen Hauſe Vorbauten angehängt, zu deren ſchiefwinkeliger Anlage die Richtung der ſteilen Böſchung zwang, wahrſcheinlich waren es nur die Fundamente hölzerner Baracken oder von Fachwerkbauten. Sie enthalten nur 3 Abtheilungen 32 bis 34 — etwa Sclavenwohnungen, Stallungen oder Vorrathsräume — beſonders die dem Bade genäherte Seite eignete ſich als Aufbewahrungsort von Heizmaterial, als welcher der Heizgang 13, weil zu klein, nicht benützbar erſcheint; von da aus ſtand dem Diener auch der nächſte Zugang offen, um die beiden Hypocauſte zu beheizen, und wie vorausgegangen erwähnt zum Wintergemache 7 zu gelangen. Den Corridor des Hinterhauſes ſehen wir auch durch dieſen Anbau zwiſchen 32 und 34 fortgeſetzt, und zu einem Ausgang gegen den ſteilen Abhang hinunter führend.

An die Rückſeite der Villa ſchließen ſich endlich noch die Einfaſſungsmauern des zu ihr gehörenden Hofes oder Gartens an; gegen Norden brechen ſie bald ab, zerſtört durch den Bau der Reichsſtraße, in ſüdlicher Richtung aber war ſie noch 16 M. weit über das Eck des Raumes 34 hinaus in ununterbrochen gerader Linie bis zur Gutsgränze zu verfolgen. Wiederholungen zu vermeiden, behielt ich mir für den Schluß vor, über die Einrichtungsweiſe der in dieſer Villa auf-

gefundenen Hypocauſte, deren wir nicht weniger als 7 kennen gelernt, noch einige Erklärungen zu geben und die Veränderungen, welche die Villa im Laufe der Zeiten erlitten, im Zuſammenhang zu berühren. Es tritt uns im Vergleiche zum Hypocauſt im kleinen Nachbargebäude der bemerkenswerthe Unterſchied entgegen, daſs zu allen Tragpfeilern der Suspenſura ohne Ausnahme Sandſtein zur Verwendung kam, nirgends gebrannte Thonplatten; ebenſo wenig nimmt man Ausfütterungen der Heizlöcher aus letzteren wahr, auch da dient Sandſtein zum Schutz der durch Feuer zerſtörbaren Mauern aus Flußgeröll. Mit Ausnahme des Hypocauſts 7 ſtehen die Pilae auf regelrecht und höchſt ſolid angelegten Gußböden, denen eine ſanfte Steigung vom Feuerloch zum Kamin gegeben iſt. Die Innenmauern dieſer unterirdiſchen Heizräume ſchützt ein 13 Mm. dicker Bewurf von Ziegelestrich vor der Wirkung des Feuers, welches ſonſt die großen Rollſteine aus der Bregenzer Ache zu Kalk gebrannt hätte.

Durch die nachfolgende Zuſammenſtellung beabſichtigte ich zu beſtimmten Zahlenverhältniſſen zu gelangen, von welchen ſich die Intenſität der Beheizung ableiten ließe. Mag auch alle Vorſicht geboten ſein, nicht zu raſch mit Schlußfolgerungen vorzugehen, ſo ſcheint ſich denn doch aus dem Vergleiche zu ergeben, daſs der Grad der Erwärmung ſich umgekehrt verhält, wie die auf eine Pila ſich berechnende Suspenſurafläche oder, wie ſich als faſt identiſch herausſtellt, wie der auf gleiche Einheit ſich berechnende Kubikinhalt des Hypocaufthohlraumes. Die Bauregel hätte alſo davon auszugehen gehabt, die Pilae deſto höher zu conſtruiren und deſto weiter auseinander zu ſetzen, je geringere Erwärmung verlangt wurde und umgekehrt; das ſtimmt in der That mit den Verhältniſſen unſerer Villa, indem ſich das kleine Zimmer des Hausherrn als wenigſt erwärmtes, die Wintergemächer 20 und 21 als höher, endlich Apodyterium und Tepidarium als ſtärkſt erwärmte Räume herausſtellen. Werfen aber die nahezu gleichen Coefficienten für dieſe zwei Baderäume dieſe Theorie nicht von vornherein über den Haufen? Durchaus nicht, denn man hat ſich außerdem nach einem zweiten maßgebenden Factor umzuſehen, ob ein Hypocauſt mit Heizziegeln verſehen war oder nicht? Unſer Tepidarium unterſchied ſich, wie wir wiſſen, durch die Einrichtung mit tubuli vom Apodyterium, wodurch es trotz gleicher Verhältniſſe des erhitzten Bodens vermittelſt ſeiner durchbrochenen Wände einer ungleich größeren Wärmeabgabe fähig war.

	Anzahl der Pilae aufgefunden	Anzahl der Pilae berechnet	Höhe der Pilae	Heizfläche der Suspenſura	Hohlraum des Hypocauſts	Auf je 1 Pfeilerchen ſich berechnende Heizfläche der Suspenſura	Auf je 1 Pfeilerchen ſich berechnender Hohlraum des Hypocauſts
Apodyterium 9	41	54	58	16·04□ M.	9·30 Cub. M.	0·297□ M.	0·172 Cub M.
Tepidarium 10 (tubuli)	27	34	58	11·75	6·81	0·345	0·200
Sudatorium 11 (tubuli)	9	unbeſtimmbar	58	—	—	—	—
Vorderhaus kleines Hypocauſt 21	52	72	60—65[1]	24·93	15·58	0·346	0·216
Vorderhaus großes Hypocauſt 20	79	110	57—62[1]	45·72	27·20	0·394	0·234
Wintergemach des Hausherrn 7	28	28	75	12·44	9·33	0·444	0·333

Die Veränderungen, von denen nachweisbar die Ausgrabungen berichten, ſind alle ſolcher Art, wie ſie den Zerfall eines Wohnſitzes, mit dem zugleich der Niedergang der Colonie Hand in Hand gegangen ſein wird, begleiten. Mit der hereinbrechenden Verarmung und Abnahme der Bewohner, verfielen die Luxus und Behaglichkeit ſpendenden Einrichtungen und Räumlichkeiten; die nachherigen Bauten bezweckten nur Raum zu ſchaffen, der den Inſaſſen vor Ueberfall und Unbilden der Witterung Zuflucht bot. In der Villa iſt es für's erſte nachweisbar, wie das Kaltwaſſerbad ſchon zu Römerzeit außer Gebrauch geſetzt wurde, denn es zeigte ſich bei der Ausgrabung zum Kehrwinkel herabgewürdigt, für mich hingegen zur ergiebigen Fundgrube aller Arten Scherben und Abfälle. War das Vollbad nicht mehr benützt, ſo werden die übrigen Theile der Badeanlage um ſo weniger ihrer urſprünglichen Beſtimmung weiter gedient haben, als ja überhaupt die deutlichſte Außergebrauchſetzung mehrerer Hypocauſte im Hauſe vorliegt. In der Abtheilung 25

[1] Die Höhendifferenz der pilae gleicht die Steigung des Hypocauſtbodens vom Feuerloch bis zum Kamine aus.

trennte nur eine 15 Cm. dicke Schuttſchichte den urſprünglichen Eſtrichboden, der die Säulchen trug, von einem zweiten 9 Cm. dicken, ohne daſs man wieder eine Heizeinrichtung damit verbunden ſah. Ebenſo machte ein gleich mächtiger Gußboden, der ſich über das Präfurnium hinzog, die beiden Heizungen des Vorderhauſes unbrauchbar; vielleicht verſchuldete eben die Anlage dieſes Eſtrichs die Zerſtörung ſo vieler Mauern im Umkreiſe, weil deren Kieſel, zu Kalk gebrannt, das naheliegendſte Material zur Herſtellung boten. Die Fundamente ſind an den kreuzweiſe ſchraffirten Stellen oft bis auf den letzten Stein herausgehoben, die Höhlungen darnach mit Mauer- und Eſtrichſchutt, ſogar mit Sandſteinpfeilerchen des anſtoßenden Hypocauſts wieder zugefüllt, von denen ich drei wohl erhaltene aus der Tiefe eines halben Meters unter dem Niveau des alten Eſtrichbodens hervorzog.

Münzfunde innerhalb der Villa:

26 Mm. Bronze Ti(berius) Caesar. Divi. Aug. F. August. Imp VII. Kopf des Kaisers.

℞: Tribun. Potest. XVIII Pontif. Maxim., im Felde S·C Kaiſerin Livia verſchleiert, thronend mit Scepter und Opferſchale. 15 n. Chr.

27 Mm. Bronze Imp. Caesar Vesp. F. Domitian. Aug. Imp.

℞: Trp. Cos. VIII. Des. VIIII. P·P. Pallas mit Schild und Speer zwiſchen S·C 82 n. Chr.

34 Mm. Bronze Traiano Ger. Dac. P. M. Tr. P. Cos. V. P. P Kopf des Kaiſers.

℞: C. S. P. Q. R. Optimo Principi S·C Roma ſtehend mit Speer und Victoria, zu Füßen ein gefangener Dacier. 104—110 n. Chr.

35 Mm. Bronze Imp. Caesar Nervae (Traian) o Aug. Ger. Dac . . . . . P. P. Cos.

℞: Felicitas ſtehend, in der Rechten den Caduceus, im linken Arme das Füllhorn zwiſchen S·C Felicitas Auguſta am Rande. Seſterz des Trajan geprägt zwiſchen 112 und 115 n. Chr.

30 Mm. Bronze Imp. Alexander Pius Aug. Kopf mit Lorbeer.

℞: Providentia Aug. Stehende Frau, in der Rechten das Füllhorn, mit der Linken Aehren haltend, zu Füßen ein Getreideſcheffel mit hervorragenden Aehren zwiſchen S·C. Seſterz des Severus Alexander 222—235 n. Chr.

17 Mm. Bronze mit Silberſud. Julia Mammaea.

℞: (Felici)tas publica. Stehende Frau. Alexandri mater † 235 n. Chr.

18 Mm. Bronze mit Silberſud. Claudius [II (Gothicus)].

℞: Victoria Aug, Siegesgöttin mit Lorbeer und Palmzweig. 268—270 n. Chr.

20 Mm. Bronze mit Silberſud. Imp. C. Probus Aug. Bruſtbild des Kaiſers.

℞: Providentia Aug. Die Providentia mit Kugel und Scepter. 276—282 n. Chr.

21 Mm Bronze . . . . . Probus Pi(us) Aug. Kopf des Kaiſers.

℞: Tempor(um) Felici(tas) Stehende Frau 276—282 n. Chr.

23 Mm. Bronze Carinus Nobil. Caeſar.

℞: Saeculi Felicitas. Carinus ſtehend in militäriſcher Kleidung. Lanze und Globus haltend. 282 n. Chr.

22 Mm. Imp. C. M. Aur. Carinus Aug.

℞: Salus Augg. Stehende Frau (Salus) 283—285 n. Chr.

Funde von Anticaglien:

Bruchſtück einer Bronzetafel, welche in ſogenannter Pinſelſchrift den Anfang einer Inſchrift trägt, welche zu lauten ſcheint: Imp(erator) C(aeſar) Divus Veſpaſianus, möglicherweiſe auch Imp(eratoris) C(aeſar) divi Veſpaſian. Filius Domitianus. Der durch ſchiefe Linien rauhgemachte Rand deutet an, daſs die Platte in den Mauerbewurf eingelaſſen war. Sind auch 43 Jahre ſeit Auffindung dieſes Fragments verſtrichen, ſo ließ ſich doch durch Augenzeugen feſtſtellen, daſs ſein Fundort innerhalb dieſer Villa lag (Mitth. N. F. V. Jahrg., pag. CXXII, Fig. 5).

Dochthaken (acus) aus Bronze, gefunden in der ſüdöſtlichen Ecke der Verranda.

3 Schlofsbefchläge, 2 kreisrunde aus Bronzeblech (73 und 112 Mm. Durchmeffer) und 1 viereckiges aus Eifenblech; bei allen hat fich der Ausfchnitt für den Schlüffel und die 4 Löcher zur Befeftigung deutlich erhalten. Das eiferne Befchläg zeigt fogar noch einen zweiten Schlitz neben dem Hauptfchlüffelloch; alle 4 Nägel fteckten noch in ihren Oeffnungen; da ihre Enden keineswegs umgebogen, fetzt es eine fehr dicke Holzthüre voraus, zu dem das Schlofs gehörte; alle vier Kanten der Platte find fchwach nach einwärts gebogen.

Großes eifernes Meffer, Heft und Klinge in einem Stück; kleines Meffercheu von Eifen, Klinge mit Bronzeblech belegt, welches die Holzfchalen zu beiden Seiten feftklemmt; Gefäßhenkel aus Blei, gefunden innerhalb des Präfurnium *r*. Rand einer großen Reibfchale aus röthlichem Thon mit Ausguß, zu deffen beiden Seiten der Töpferftempel Q· PETR (ullus oder ulius) SATVRNI (Fig. 4); Ausguß einer großen Reibfchale aus Terra figillata; kleines Salbentöpfchen aus gelbem Thon, roh geformt, ein anderes von fehr gefälliger Form aus Terra figillata und ein niederes, offenes Gefäßchen aus fchwarzem Thon, deffen ftark ausladender Bauch durch einwärts gedrückte Ovale in fechseckige Geftalt gedrückt erfcheint. Viele Terra figillata-Scherben von flachen Schalen, Näpfchen und befonders zahlreich von Bechern, von welchen ein Fragment den Namen SALINVS eingekratzt trug. Eine fehr dünnwandige Schale aus vorzüglichem Material fcheint zum Aufhängen gedient zu haben (Blumenampel?), da ihre Form auf keinen Fuß zu fchließen erlaubt, und der Rand an einer Stelle ein fcharf durchbohrtes Loch zeigt. (Feinftes Deffin in Pflanzen-Ornamentik, das die Sammlung befitzt, leider nur zur Hälfte erhalten.) Auf Schalen- und Vafenfüßen finden fich die Töpferftempel: Apairi, Baffi, Buccio, Januairius, Momo, Secundi, Of. Sever und Severinus.

Fig. 4.

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Mathias Much*.

II.[1]

AUSSER dem Dreiecke kommen auch das fchraffirte Viereck, der mehrfache concentrifche Kreis und das Kreuz in verfchiedenen Abänderungen, feltener das getheilte Hackenkreuz oder andere geometrifche Figuren vor. In den meiften Fällen finden diefe Ornament-Elemente nicht für fich allein, als Einzelfiguren, fondern in Zufammenftellung mit anderen Anwendung.

Sehr entfchieden und in weitaus überwiegender Weife tritt diefe charakteriftifche Ornamentirung in den Pfahlbauten der krainifchen, oberöfterreichifchen und fchweizerifchen Seen auf, alfo gerade dort, wo wir auch das Kupfer vielfaltig und zahlreich und in unmittelbarer Verbindung mit Steinwerkzeugen gefehen haben.

Vielleicht die meiften diefer verzierten, wohl auch manche unverzierte Gefaße haben eine fich der Kugel fehr annähernde Geftalt und gleichen fomit einer Art noch heute gebräuchlicher Krüge; fie haben gewöhnlich große Henkel zum Anfaffen, doch find auch bei ihnen knopfartige Vorfprünge mit einem Loche[1] zum Durchziehen von Schnüren nicht felten.[2]

Vergleicht man mit diefen merkwürdigen und hochft charakteriftifchen Gefaßen jene aus den Gräbern von *Alambra* auf *Kypern*, fo ergibt fich mit Ausnahme kleiner meift nur Nebentheile betreffender Abweichungen eine fo vollftändige Verwandtfchaft der Gefäße diefes Fundortes mit jenen unferer Pfahlbauten, dafs ich die gegebene Befchreibung der letzteren ohne Aenderung eines Wortes auf die kyprifchen hätte anwenden können.[3] *Cesnola* fagt nämlich über diefelben in feinem bekannten Buche Folgendes: „Ich entdeckte hier (in Alambra) 82 Graber, welche ich zu verfchiedenen Zeiten zwifchen 1808 und 1874 öffnete; fie intereffirten mich außerordentlich, da ich fie zu den älteften auf Kypern rechne. — Die Vafen, welche fich in diefen Gräbern fanden, waren von zweierlei Art.

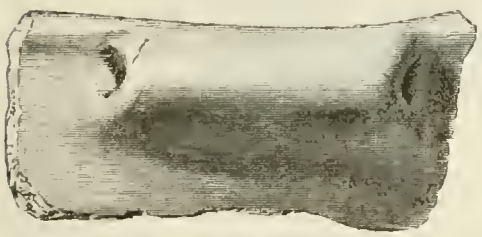


Fig. 24.

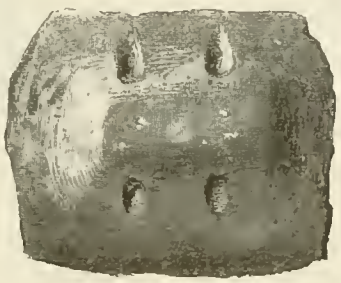


Fig. 25

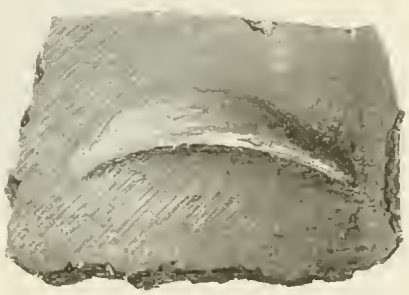


Fig. 26

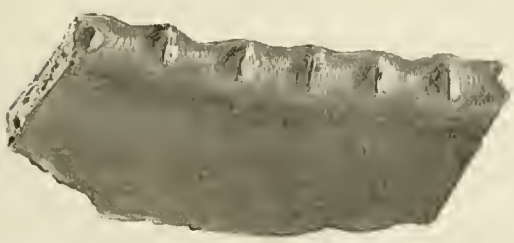


Fig. 27.

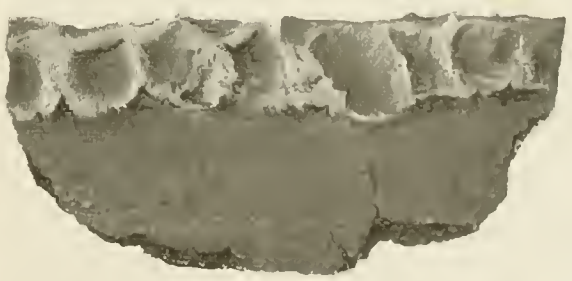


Fig. 28

[1] Die hier beigegebene Tafel illuftrirt die Mittheilungen diefes Aufatzes über die Funde im Mondfee. Mitth. XI. S. XXXIX.

[1] Die hier beigegebenen Abbildungen [illegible] illuftriren die Befprechung der Gefaß-Decorationen. Mitth. XI. pag. XXXIX.

[2] Man vergleiche *Tylor Gres.*, a. a. O. Taf. I Fig. [illegible], 11. Taf. XXXI Fig. 10–18. *Freih. v. Sacken*, a. a. O. Taf. II, Fig. 1–8. *M. Much*, Mitth. [illegible] Wiener Anthrop. Gef. Bd. II. Taf. I Fig. 1–7 und ebenda Bd. VI, Taf. III Fig. [illegible] 8, 13, 14.

[3] *Cesnola* Cypern. Taf. XIII [illegible] S. [illegible] u. w.

Die einen waren aus rohem röthlichen Thon verfertiget, *unvollkommen gebrannt* und hatten die Form großer Schalen mit *Löchern am Rande* zum Aufhängen; auch waren einige *Krüge mit nur einem Griffe* darunter. Die Vafen der zweiten Gattung beftanden in glanzend rothem oder *fchwarzlackirtem* Gefchirr [1] von *Kugelform*, einem Aryballos ähnlich, aber mit langem engen Halfe [2] verfehen. Die Verzierung auf diefen Vafen befteht in Zickzacklinien und anderen *geometrifchen* Muftern, welche *tief in den Thon eingefchnitten und hernach mit einer weifsen Maffe, vermuthlich Mörtel,* [3] *angefüllt find.*

Diefe merkwürdige Aehnlichkeit des Ornaments befchränkt fich nicht auf die Gleichartigkeit der Technik desfelben, fondern erftreckt fich auch auf die Formen. Was *Cesnola* kurz als geometrifche Mufter bezeichnet, ergibt fich aus den Abbildungen auf der Tafel XIII feines Werkes; fie beftehen wefentlich aus verfchieden angeordneten Dreiecken, Vierecken und Zickzack-Bändern, deren eingefchloffene Flächen mit den in der mehrerwähnten Weife hergeftellten weifsen Linien

Fig. 29

dicht ausgezogen find. Welche Aehnlichkeit zwifchen den Gefäßen von Alambra und unferer Alpen herrfcht, zeigen die vorftehenden Abbildungen (Fig. 29 und 30), welche einen Krug von der erftgenannten Fundftelle und einen aus dem Pfahlbau im Mondfee zur Anfchauung bringen. [4]

In noch klarerem Lichte zeigt fich die Verwandtfchaft zwifchen der älteften Thoninduftrie auf Kypern und jener in den öfterreichifchen Pfahlbauten, wenn wir endlich auch noch auf die in den Gräbern von Alambra gefundenen Thonfiguren (Götter- und Ahnen-Bilder) Rückficht nehmen, die in den, Menfchen und Thiere darftellenden Thonfiguren aus dem Laibacher und Mondfeer Pfahlbau eine merkwürdige Analogie finden. [5]

Wie überrafchend ift es nun, in Gefellfchaft derfelben Thongefaße, die wir in den Alpen als Begleiter von Kupfergeräthen kennen gelernt haben, an einem fo entfernten Orte ebenfalls *Kupfergeräthe,* und zwar *ausfchliefslich* Kupfergeräthe ohne Spur irgend eines anderen Metalles wieder zu treffen. Die Mannigfaltigkeit derfelben ift eine größere als in den Alpenländern, denn es finden fich darunter auch Lanzenfpitzen Sicheln, eine Pinzette, eine Hammeraxt, doch ift die Ausführung weder in Bezug auf die Form noch auf die Technik eine vollkommenere, die Aexte haben weder Schaftlappen noch Dülle, gleichen alfo ebenfalls ganz den Steinbeilen.

Allerdings fehlen in den bezeichneten Gräbern auf Kypern die in den Alpen von den Kupfergeräthen unzertrennlichen Steingeräthe, allein es ift denkbar, dafs man diefe einer Sitte zufolge nicht zu Grabbeigaben verwendete oder was wahrfcheinlicher ift, dafs die Bewohner Kyperns infolge des Reichthums ihrer Heimat an Kupfer früher in der Lage waren, fich der Steingeräthe zu entäußern. Ihre Anwefenheit ift aber zum Nachweife des hohen Alters und der Gleichzeitigkeit mit den Funden auf dem europäifchen Feftlande gar nicht erforderlich, da diefer Beweis genügend durch die Gefäße vermittelt wird, die *Cesnola* felbft zu den älteften auf Kypern rechnet. [1]

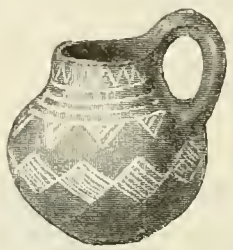


Fig. 30.

Könnte hierüber noch ein Zweifel beftehen, fo müßte er durch die Funde auf dem in allen Zeitaltern claffifchen Boden von *Troja* befeitiget werden. Auch auf diefer für die gefammte Alterthumsforfchung unerfchöpflichen Stätte zeigt fich derfelbe fcharf ausgeprägte Charakter der Gefäße und neben diefen zahlreiche Geräthe aus *Kupfer*, wie auf Kypern und außerdem noch aus *Stein*, wie in den Alpen.

Namentlich haben die Funde in der unterften, alfo jedenfalls älteften Stadt, eine ganze Reihe von Charakter-Merkmalen der Gefäße mit denen der bisher genannten Orte gemeinfam. Die größeren Gefäße beftehen auch hier aus grobem Thon, haben eine ungleiche Dicke, unebene Oberfläche und find fchlecht gebrannt; ftatt der Henkel finden wir Knöpfe oder Mammillen, die entweder eine wagrechte Röhre bilden oder fenkrecht und in diefem Falle manchmal doppelt durchbohrt find, um die Tragfehnüre aufzunehmen. [2] Für alle diefe Merkmale finden fich in unferen Pfahlbauten hunderte von analogen Stücken.

Bei den kleineren Gefäßen zeigen fich diefelben in die Thonmaffe eingegrabenen und mit weißer Maffe ausgefüllten, zum größten Theile auch in ihrer Zeichnung gleichartigen geometrifchen Ornamente auf fchwarzem Grunde, wie wir fie bisher kennen gelernt haben. Man vergleiche die nebenftehenden Abbildun-

[1] Zweifellos ift hiebei nicht an wirklichen Lack, fondern nur an einen fchwarzglanzenden Ueberzug gedacht.

[2] Es ift dies der wefentlichfte Unterfchied von den Pfahlbaukrügen, die einen kurzen weiten Hals haben, doch kommt auch bei den kyprifchen Krügen diefer Zeit ein weiter Hals vor.

[3] Offenbar eine *Kalk*-Maffe gemeint.

[4] Man vergleiche ferner die Zeichnung auf den Krügen, auf der 2. und 5. Stelle der Taf. XIII von *Cesnola* mit der Zeichnung auf Fig. 27, der Taf. XXXIII von *Grofs* Protohelvètes, oder das Zickzackband des Kruges auf der 3. Stelle der Taf. XIII. *Cesnola* mit Fig. 1 der Tafel III von *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht. Mitth. der Wiener Anthrop. Gef., Jahrg. 1876.

[5] *Cesnola*, a. a. O. Taf. XII. *Much*, a. a. O. Taf. IV, Fig. 15, 21.

[1] *Cesnola*, a. a. O. S. 82.

[2] *Schliemann*, Ilios. S. 244, 248, 249. *Schliemann* conftatirte noch Refte von Flachsfchnüren in diefen Röhren; im Mondfee fand ich fehr oft Refte von Schnüren aus Baft in denfelben.

gen zwei ornamentirter Scherben (Fig. 31 u. 32), von denen der erſte aus Troja, der andere aus dem Mondſee ſtammt.[1]

Auch die Formen der ſorgfältiger ausgeführten Gefäße, namentlich der Krüge[2] und der Schalen mit eingezogenem Rande[3] nähern ſich den unſerigen; ſelbſt die auf Füßen ſtehenden Gefäße ſind den heimiſchen Fundſtätten nicht fremd.[4]

Es läſst ſich nicht in Abrede ſtellen, daſs ſich an den Gefäßen der unterſten Schichten von Troja auch manche fremdartige Erſcheinungen zeigen, ſie ſind aber in der ſogenannten erſten prähiſtoriſchen Stadt doch nur ſelten, und nehmen erſt in den oberen Lagen, von der dritten Stadt an, die für unſere Betrachtungen nicht mehr in Rede kommen, an Zahl und Bedeutung zu. Dieſe wenigen und geringen Abweichungen und vereinzelten Erſcheinungen können der Verwandtſchaft der Keramik an all' den genannten Fundſtätten keinen Abbruch thun, da ſie durch die Weſenheit und die Zahl der Charaktereigenſchaften in der Technik, Form und Ornamentik in genügender Weiſe nachgewieſen iſt. Landſchaftliche Abweichungen in den Thongefäßen derſelben Zeit ſtellen ſich überall ein. Für den, der

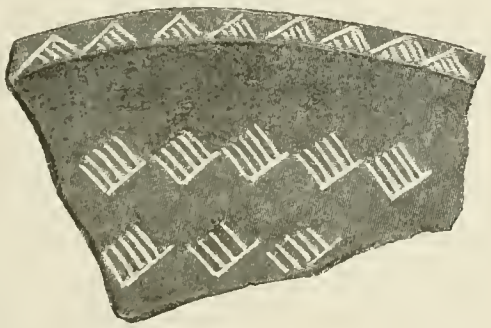


Fig. 31.

die Funde der oberöſterreichiſchen und kraineriſchen Pfahlbauten genau kennt, beſteht kein Zweifel, daſs dieſelben der nämlichen Zeit angehören, und doch welche Verſchiedenheit in den Einzelheiten der gemeinſamen Eigenſchaften! Selbſt bei Gefäßen nahe gelegener Orte finden ſich derlei Abweichungen, wie z. B. bei denen aus den großen Grabhügeln von Zegersdorf, Pillichsdorf, Bernhardsthal, Rabensburg und Bullendorf in Nieder-Oeſterreich, die auf einem kleinen Gebiete vereinigt bei aller Verwandtſchaft der allgemeinen Charaktere ſich doch durch viele Einzelmerkmale deutlich von einander unterſcheiden. Wenn nun ſchon an ſo nahe gelegenen Orten Abweichungen ſich einſtellen, ſo dürfen ſie an von einander ſo entfernten Fundſtätten nicht überraſchen; man darf eben nicht vergeſſen, daſs der menſchliche Geiſt nie ruht und daſs nichts ſo geeignet iſt jeder bildneriſchen Laune zu dienen als der Thon.

Ohne Zweifel haben wir es an den durch ihre verwandte Keramik gekennzeichneten Orten, alſo vornehmlich in den neolithiſchen Pfahlbauten der Alpen, in den Gräbern von Alambra und in der älteſten Stadt von Troja, mit derſelben culturgeſchichtlichen Periode zu thun. Iſt dies richtig, dann müſſen auch die anderen weſentlichen Erſcheinungen zutreffen. Der Reichthum nun der unterſten Schuttlagen von Troja an Steingeräth iſt bekannt, für unſere Zwecke aber genügt es beizufügen, daſs auch die Zahl der Kupfergegenſtände eine nicht geringe iſt, deren Bedeutung überdies durch die Mannigfaltigkeit der Funde, wie Bolzen, Nadeln, Spangen, Meſſer, ein Armband,[1] Ohrringe[2] ſich weſentlich erhöht.

Schliemann ſagt über die Metallfunde der erſten und zweiten Stadt[3] folgendes: „Wäre unter zahl-

Fig. 32

reichen Bronzewerkzeugen eines aus Kupfer gefunden worden, ſo möchte dann dies letztere in der That auf einen mehr zeitweiligen Mangel an Zinn hinweiſen; da aber alle Gegenſtände aus der erſten und zweiten Stadt von Hiſſarlik bei Profeſſor *W. Chandler Robert's* hochwichtiger Analyſe ſich als aus reinem Kupfer beſtehend erwieſen, ſo müſſen wir daraus natürlich ſchließen, daſs das Zinn ihren Einwohnern gänzlich unbekannt war". *Schliemann's* neueſtes Werk über die Ausgrabungen in Troja[4] hebt allerdings die Ausſchließlichkeit des Kupfers in der zweiten, ja ſelbſt in der erſten Stadt wieder auf, doch genügt die Thatſache, daſs in der erſten Stadt nach *Chandler Robert's* zuverläſſiger Analyſe zahlreiche Gegenſtände aus reinem Kupfer und in primitiven Formen neben einer großen Menge von Steingeräthen und neben jenen ſo ſcharf charakteriſirten Thonerzeugniſſen vorkommen.

Dieſe primitiven Formen der Metallgeräthe erhalten ſich in Troja auffallenderweiſe ſehr lange, denn während in der dritten Stadt bereits eine vollſtändige Umwälzung in der geſammten Keramik eingetreten iſt und zahlreiche neue Formen von Metallgegenſtänden, namentlich der große Fund von Goldſchmuck und von Goldgefäßen erſcheinen, erhalten ſich die

[1] Ein klares Bild der älteſten trojaniſchen Keramik gibt *Virchow* in ſeinem Werke: „Alttrojaniſche Graber und Schadel" S. 49 u. ff., ſowie auf Taf. VIII. Was *Virchow* hierüber ſagt, ließe ſich faſt ganz auf unſere oberöſterreichiſchen Pfahlbau-Gefaße in Anwendung bringen, insbeſondere iſt der techniſche Vorgang bei der Glattung derſelben hier genau der namliche, nur ſcheinen bei uns ſtatt der Glattſteine Knochenſpateln verwendet worden zu ſein; die Ornamente auf der erſten Figur, S. 53, das ſchraffirte Dreieck und Viereck, konnten auch in einem Pfahlbau Oberöſterreichs hergeſtellt ſein. Ein Unterſchied ſcheint darin zu beſtehen, daſs die weiſsen Ornamente in Troja zumeiſt auf dem *Rande* und ſelbſt auf der *Innenſeite* von flachen Schalen, anderwarts — Kypern eingeſchloſſen — faſt ausſchließlich auf der *Außenſeite* von Gefäßen vorkommen, die ſich mehr oder weniger der Krugform nahern. Man ſehe ferner *Schliemann*, Troja, Fig. 1, 2, Ilios, S. 240, Fig. 25—35 und vergl. insbeſondere Fig. 28 und 29 mit Fig. 13 und 14 der Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht. Mitth. der Wiener Anthrop. Geſ., Jahrg. 1876 und Fig. 1, Taf. XXXIII in *Groſs*, Protohelvètes, weiter *Schliemann*, Ilios, Fig. 45 mit Fig. 5, Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbaubericht a. a. O., *Schliemann*, Ilios, Fig. 72 mit Fig. 9 und 10, der Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbaubericht.

[2] Vergl. *Schliemann*, Ilios. Fig. 47, 56, 57, 58, mit den Krugen von Alambra und den auf S. II angeführten Krügen aus den öſterreichiſch krainiſchen Pfahlbauten.

[3] *Schliemann*, Ilios. Fig. 37, 38, gleiche Schalen kommen auch im Mondſee vor.

[4] Vergl. *Schliemann*, Ilios. Fig. 50, *Groſs* X. a. a. O. Taf XXXII Fig 28; auch im Mondſee kommen ſie vor.

[1] *Schliemann*, Ilios, S. 42, 282 und ff.

[2] *Virchow*, Zeitſchrift für Ethnologie XV, S. 253.

[3] *Ilios*, S. 292.

[4] *Troja*, S. 94 und 113.

Beile in ihrer urſprünglichen dem Steinbeil nachgeahmten Form, wenngleich ſie nun nicht mehr aus Kupfer, ſondern aus Bronze beſtehen.[1] Dies ſcheint darauf hinzudeuten, daſs ſich mit einer gewiſſen Raſchheit fremde Einflüſſe, namentlich bei den Thon- und Goldſachen geltend gemacht haben, während das Arbeitsgeräth als einheimiſches Erzeugnis bei der gewohnten Form verharrt. Gold muſs übrigens ſchon in der erſten Trojaniſchen Stadt reichlich vorhanden geweſen ſein, wie ſich aus der Vergoldung eines kupfernen Meſſers ergibt; in der zweiten Stadt fanden ſich Schmuckgegenſtände aus dieſem Metall.[2]

Endlich ſcheinen auch noch die Funde auf den Inſeln *Thera* und *Therafia* im griechiſchen Archipel in dieſe Zeit zu gehören und insbeſondere den Funden von Troja nahe zu ſtehen. Dort fanden ſich unter einer mehr als 20 M. mächtigen Schichte von Lava oder Bimsſteintuff Reſte von vorgeſchichtlichen Wohnſtätten, in welchen Scherben von Thongefäßen, Meſſer, Pfeilſpitzen, Schaber von Obſidian und andere Geräthe aus Stein, ſowie eine Säge aus reinem Kupfer, und Plättchen und Perlen von Gold vorkamen.[3]

Von der größten Bedeutung für die Klarſtellung dieſer Periode iſt endlich *Virchow's* Vortrag vom 20. October 1883 über Gräberfunde der jüngſten neolithiſchen Zeit aus Kujavien, den Provinzen Poſen und Sachſen.[4] Mit Bethätigung einer ſtaunenswerthen Detailkenntnis und mit dem freien Ueberblicke des Meiſters wird im Anſchluſſe an die Gräberfunde von Kujavien auf eine ganze Reihe von Gefäßen aufmerkſam gemacht, denen durch Geſtalt, Technik und Form der Ornamente und durch die Art der Nebenbeſtandtheile (Henkel) ein beſtimmter gemeinſamer Charakter verliehen wird. Schon in einem früheren Berichte[5] hat es *Virchow* ausgeſprochen, daſs die kujaviſchen Gefäße, obwohl ſie einerſeits zweifellos der ſogenannten neolithiſchen Zeit angehören, anderſeits doch in ſicherer Beziehung zur Metallzeit ſtehen. Derartige mit den kujaviſchen in ihren weſentlichen Merkmalen übereinſtimmende Gefäße ſind nun auf einem viel weiteren Gebiete Nord-Deutſchlands nachgewieſen. Sie ſcheinen zu den Gefäßen der älteren Pfahlbauten in einer gewiſſen Parallele zu ſtehen, denn in ihrer Geſellſchaft fanden ſich zahlreiche Steingeräthe der neolithiſchen Periode, doch läſst ſich, wenn auch vorläufig erſt durch wenige Funde der Nachweis führen, daſs ſie, wie *Virchow* ſagt, „auf der Gränze oder auf dem Uebergange von der neolithiſchen Zeit zur Metall- (Kupfer- oder Bronze-) Periode ſtehen.“ Charakteriſtiſch für dieſe Funde iſt, daſs das „Metall, wo es vorkommt, meiſt ſehr ſpärlich und zugleich ſehr primitiv gearbeitet iſt,“ wo endlich eine genauere Unterſuchung möglich war, hat es ſich als reines Kupfer gezeigt.

Virchow's diesfällige Unterſuchungen ſind von der größten Bedeutung und mit Recht hat er ſelbſt ausgeſprochen, daſs damit für ein weites Gebiet Norddeutſchlands ein großer und wichtiger Abſchnitt der prähiſtoriſchen Zeit, nämlich der Beginn der Metallperiode ſicher feſtgeſtellt iſt. Was ſich zuerſt bei den kujaviſchen Gräbern von Janiſchewek ergab, iſt nun für eine ganze Reihe von Funden, ſpeziell von Gefäßen Norddeutſchlands umſo geſicherter, als letztere in vielen charakteriſtiſchen Merkmalen mit den Gefäßen aus der Zeit des erſten Auftretens des Metalles in den ſüdlicheren Ländern übereinſtimmen. Für die Zwecke dieſer Abhandlung aber iſt die Thatſache von der größten Bedeutung, daſs uns auch hier am Beginne der Metallzeit das Kupfer zuerſt entgegentritt.

Alle dieſe über ein großes Gebiet verbreiteten, in ihrer archäologiſchen Bedeutung zumeiſt durch die Beobachtungen hervorragender Forſcher geſicherten Funde reichen allein hin, nachzuweiſen, daſs die Bewohner eines großen Theiles von Europa ſchon während der ſogenannten jüngeren Steinzeit in der Kenntnis des Kupfers geweſen ſind und Geräthe aus ungemiſchtem Kupfer beſaßen und gebrauchten. Außer dieſen Funden gibt es noch eine große Zahl anderweitiger Funde von Kupfergeräthen, namentlich von Kupferbeilen, die wir nun folgerichtig ebenfalls dieſer Zeit zuweiſen müſſen. Allerdings fehlen bei vielen derſelben nähere Belege für ihre örtliche oder zeitliche Gemeinſamkeit mit Steingeräthen oder mit Gefäßen oder anderen Gegenſtänden der Steinzeit, allein ſicher nicht deshalb, weil letztere nicht vorhanden waren, ſondern weil nur mangelhafte Beobachtungen oder Berichte darüber vorliegen; in manchen Fällen mag wohl auch noch eine Prüfung der Qualität der Funde nothwendig ſein.

Die nachfolgenden Mittheilungen machen auch keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit, ſie ſollen nur als Ergänzung der ſchon bisher genügend geſicherten Funde dienen und dort wo es noth thut, zur Prüfung der vorliegenden Objecte anregen.

Ich beginne mit Funden, die in der letzten Zeit Gegenſtand umfaſſender Verhandlungen geweſen ſind, nämlich mit jenen in Portugal. Aus den Berichten, die mir hierüber zugänglich ſind,[1] geht hervor, daſs in dieſem Lande und auf der iberiſchen Halbinſel überhaupt Kupferfunde gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Die von *Virchow* beſchriebenen Dolche und Flachbeile entſprechen in ihrer Form nach des Autors Meinung genau jenen von Hiſſarlik, ſie gleichen aber auch mehr oder weniger den Kupferfunden aus den ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Pfahlbauten, und erweiſen dadurch ihren einheitlichen Charakter und die Gemeinſamkeit ihrer Zeit. Angeſichts der ſchon erwähnten Funde von Césareda, wo Kupfergegenſtände und Steingeräthe zuſammen erhoben worden ſind, kann wohl kein Zweifel über das Alter aller iberiſchen Kupferfunde beſtehen.

Von Gegenſtänden aus reinem Kupfer, beziehungsweiſe von kupfernen Flachbeilen, ſind in Frankreich 16 bis 19 bekannt. Eines dieſer Flachbeile wurde bei Sempesseure,[2] zwei andere bei Port-Saint-Père, eines bei Saint-Père-en-Retz, endlich 12 bis 15 in einem irdenen Topfe beiſammen bei Blaye (Gironde) gefunden.[3] Bei den Kupferbeilen von Saint-Père-en-Retz befand ſich auch ein Schmuckſtück aus Gold; *Mortillet* iſt im

[1] *Schliemann*, Ilios, S. 530 u. ff.
[2] *Schliemann*, Ilios, S. 308. Troja, S. 115.
[3] *Hellwald*, Der vorgeſchichtliche Menſch. II. Auflage, S. 260 und ff. Ueber die Art der Thongefäße iſt aus dieſer Quelle nichts ſicheres zu entnehmen.
[4] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrgang 1883, S. 431, erſchienen 1884.
[5] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrgang 1880, S. 330.

[1] *Virchow*, Ueber den internationalen prähiſtoriſchen Congreſs in Liſſabon. Zeitſchrift für Ethnologie, Jahrgang 1880. S. 352. *Schaaffhausen*, der neunte internat. Congreſs für prähiſtoriſche Anthropologie und Archäologie in Liſſabon. Separat-Abdruck aus dem Archiv. S. 16.
[2] *Gabr. et. Adr. de Mortillet*, Musée préhistorique. Pl. XCIII. Fig. 1156 et 1157.
[3] *Gabr. Mortillet*, Claſſification et chronologie de haches en bronze. Materiaux V. p. 450.

Zweifel ob von gallifchem oder Hallftätter Typus. Diefer Zweifel geftattet uns anzunehmen, dafs das Schmuckftück überhaupt fchwer einer beftimmten Periode zugewiefen werden und daher auch ebenfo alt fein kann, wie jene Goldfunde, welche auch anderwärts zuweilen Kupferfunde begleiten.

Außer diefen Funden erwähnt *Virchow* in dem fchon bezeichneten Berichte[1] dreier roh gegoffener Beile und einer richtigen Axt, welche bei St. Jean de Mac gefunden wurden und fich jetzt im archäologifchen Mufeum in Bordeaux befinden, wozu noch ein Kupferfund bei Arvieux kommt.[2] In feiner Fundftatiftik führt *Freih. v. Tröltfch* Habay la Neuve in Belgien an, wo eine Waffe aus Kupfer („arme de cuivre") gefunden worden ift.[3]

Diefem ausgezeichneten Werke, fowie befonderen fchriftlichen Mittheilungen verdanke ich die Kenntnis einer weiteren Reihe von Fundorten in der Schweiz, und zwar: Auvernier, Chardonne, Bafel, Cortaillod, Eftavayer (Perlen), Gerlafingen (Dolch, 5 Meißel, 1 Beil), Meikirch (Schmelztiegel), Montreux, Mt. de Charpigny, Siffach, Tfchugg (Kupferkuchen), Wartenberg, Yvorne, obere Zihl (Dolch), von denen Meikirch wegen des Fundes zweier Schmelztiegel und Tfchugg wegen eines 15 Pfund fchweren Kupferklumpens hervorzuheben und wozu vielleicht auch die Funde von Altenftadt (mehrere Klumpen von reinem Kupfer und von Kupfer mit Nickel), und Heuftrich (2 Klumpen reines Kupfer und 2 Klumpen Kupfer mit Nickel) zu zählen find.

Diefe nicht unbedeutende Zahl von fchweizerifchen Kupferfunden wird endlich durch die fchon erwähnte Statiftik des Herrn *B. Forrer* noch um ein namhaftes erhöht. Dafelbft[4] werden außer fchon genannten noch folgende Fundorte aufgezählt: Hallan (Beil), Hinweil (fehr großes Beil), Katzenfee (zwei Beile, Meißel, Dolch und Niete), Wollishofen (Pfahlbau: „Haumeffer", zwei Beile, Pfriemen), Zürich (großer Hafner-Pfrieme, in der Limmat: ein Nagel, außerdem ein Dolch), Dietikon (Beil), Oberwil bei Bremgarten (Beilhammer), Ehrendingen (großes Beil), Greng am Murtener See, (Pfahlbau: zwei Beile), Vallamand (Murtener See: Dolch), Champréveyres (Pfahlbau: Dolch), Monruz (Pfahlbau: Dolch, zwei Mefferchen), Portalbau (Pfahlbau: ein Beil, Dolche, Lanzen- und Pfeilfpitzen), Concise (Pfahlbau: großer Meißel), Chevroux (Pfahlban: zwei Spitzen). Auch von diefen Kupfergegenftänden wurden viele in Gefellfchaft von Steinwerkzeugen getroffen. Die Gefammtzahl der bisher in der Schweiz gefundenen Kupfergeräthe erhöht fich damit auf beilaufig 250 Stücke.

In Italien wurde ein kupfernes Flachbeil in der Provinz Siena gefunden;[5] ein zweites derartiges Beil ftammt aus den Kupferminen von Montanto in Toscana,[6] ein drittes endlich, welches gleichfalls den gewohnlichen Steinbeilen vollkommen entfpricht, fechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit ift, ftammt aus einem etruskifchen Grabe und wird gegenwärtig im Berliner Mufeum aufbewahrt. Sein Vorkommen in einem etruskifchen Grabe könnte zu der Vermuthung führen, dafs dasfelbe viel jüngeren Urfprungs als die Kupferbeile der Pfahlbauten, und fomit zu dem Nachweife geeignet fei, dafs auch noch in viel fpäterer Zeit Kupfergeräthe gemacht wurden und demnach von einer eigentlichen Kupferzeit nicht die Rede fein konne. *Evans* bezweifelt daher auch, dafs diefes Stück je als Werkzeug benützt worden ift, und meint, dafs es gewiffermaßen ftatt eines Steinbeiles oder Ceraunius (Donnerkeil) aus Kupfer angefertigt und in das Grab gelegt wurde. Man konnte fich mit diefer Anficht ganz gut befreunden, ohne eine befondere Kupferzeit preiszugeben; denn da in allen anderen fo zahlreichen Gräbern Etruriens nichts ähnliches gefunden worden ift, fo könnte es fich bei dem fraglichen Stücke nur um einen ganz fpeciellen Fall handeln. Es ift aber gar nicht nothig, die befondere Anfertigung des kupfernen Beiles zu einem facralen Zwecke anzunehmen; zur Zeit der Bereitung jenes Grabes war die Verwendung des reinen Kupfers zu Werkzeugen fchon ebenfo vergeffen, wie es die der Steinbeile war, und ein im Boden gefundenes Kupferbeil von diefer Form mußte daher nicht minder fonderbar und darum geeignet fcheinen, zu dem beabfichtigten facralen Zwecke zu dienen, als die zu ähnlichen Zwecken verwendeten Steinbeile.

Vier andere kupferne Flachbeile italienifchen Urfprungs fah ich im vorigen Jahre im Mufeum zu Reggio nell' Emilia; drei derfelben von $4^1/_2$ bis 11 Cm. Länge ftammen aus der Provinz, fie find nach den freundlichen Mittheilungen des Directors *Chierici* Einzelfunde; das vierte, 16 Cm. lang und 5 Cm. breit, foll aus der Terramare-Anfiedlung Cafinalbo in der Provinz Modena gekommen fein; es befteht dem Anfcheine nach aus tiefrothem, aber fpröden und unreinen, von nichtmetallifchen Stoffen durchfetzten, alfo wahrfcheinlich aus einem unvollftändigen Schmelzverfahren hervorgegangenen Kupfer.[1]

In nicht geringer Anzahl kommen die kupfernen Flachbeile in Irland vor; im Dubliner Mufeum follen 30 Kelte und eine Schwertklinge aus unvermifchtem Kupfer fich befinden.[2] In England fcheinen diefelben feltener zu fein; *Lubbock* bringt in feinem Werke die Abbildung eines bei Waterford gefundenen kupfernen Flachceltes,[3] das ganz den bisher befchriebenen gleicht. Außerdem berichtet *Hellwald*[4] von einem Kupferfunde in der Kenthöhle. In derfelben fanden fich bekanntlich Refte aller urgefchichtlichen Perioden; für unfere Aufgabe von befonderem Intereffe ift darunter der Fund von Kupferfchmuck und zweier plattgequetfchter Kuchen von metallifchem Kupfer, welche Gegenftände unter einem wahrfcheinlich herabgeftürzten Felsblocke bei irdenem Gefchirr, Holzkohlen, menfchlichen Zähnen und Beinen, Steingeräthen, Zinngufsfachen und zwei Todtenurnen lagen.

Bei dem Reichthum vorgefchichtlicher Denkmale in Danemark ift im vorhinein zu erwarten, dafs hier auch die kupfernen Flachbeile nicht fehlen. Ich fah deren bei meinem Befuche des Mufeums in Kopenhagen im Jahre 1880[5] und zwar 5 bis 6 Stück, von wechfelnder Große ohne Vorrichtung zum Schäften

[1] Zeitfchrift für Ethnologie. Jahrgang 1880, S. 353.
[2] *Freiherr v. Troltfch*, a. a. O. S. 65.
[3] *Freiherr v. Troltfch*, a. a. O. S. 65.
[4] Antiqua. Jahrg. 1885, S. 87 [illegible] 176.
[5] *Gabr. et Adr. de Mortillet*, Mufee. Pl. XCIII. Fig. 11 [illegible]
[6] *Gabr. de Mortillet*, Revue. An. 1881, p. 70.

[1] Von einem in diefem Mufeum und einem zweiten im Mufeum von Verona befindlichen Flachbeile wird fpäterhin die Rede fein.
[2] *John Lubbock*, Die vorgefchichtliche Zeit I. Bd., S. 85. Bezüglich des Schwertes mufs dies wohl zweifelhaft erfcheinen, eine Analyfe liegt nicht vor, aber auch keine Befchreibung, welcher Art dieles Schwert ift.
[3] *Lubbock*, a. a. O. I. Bd., S. 22.
[4] *Hellwald*, Der vorgefchichtliche Menfch. II. Auflage, S. 357. Die Quelle ift wie bei *Hellwald* in der Regel nicht angegeben, vielleicht *Mac Enery*?
[5] Im 4. Saale im Schrank Nr. 71 und im 2. Saale im Schrank Nr. 9[illegible].

und genau in der Form der übrigen kupfernen Flachbeile, zumeiſt ohne oder mit ſchlechter Patina. Eine Analyſe iſt mir nicht bekannt, doch ſpreche ich dieſe Stücke als kupferne an. Ein aus Dänemark ſtammendes Flachbeil aus ungemiſchtem Kupfer mit allen Charaktereigenthümlichkeiten der Objecte dieſer Art befindet ſich in meiner Sammlung (Fig. 33).

Bei dem Umſtande, als der Zeitabſchnitt, welcher dieſe Abhandlung zu charakteriſiren ſucht, in Deutſchland bis jetzt wenig Beachtung gefunden hat, und faſt ausſchließlich nur von unſerem Altmeiſter *Virchow* in ſeiner Bedeutung gewürdiget worden iſt, ſollte man glauben, daſs die Funde von Objecten aus ungemiſchtem Kupfer ſehr ſelten ſind; ihre Zahl iſt aber eine unerwartet große und es iſt zu hoffen, daſs ſich dieſelbe raſch vermehren und die Periode, der ſie angehören, klareres Licht erhalten wird, ſobald man nach dem Vorgange *Virchow's* auch den begleitenden Fund-Objecten eingehendere Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſich entſchließt.

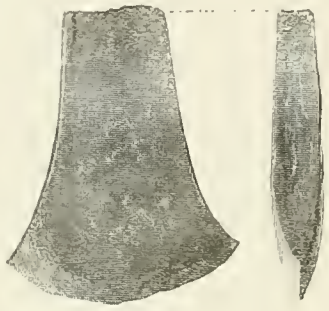


Fig 33.

Einer der merkwürdigſten Kupferfunde dieſer Art iſt jedenfalls jener von *Bythin*.[1] Hier fand hart an einem großen Steine in einer Tiefe von $2^1/_2$ bis 3 Fuß zwei kleine durch ein Joch verbundene Stiere von reinem Kupfer und daneben ſechs Aexte (Kelte) verſchiedener Größe von demſelben Metall gefunden worden. Eine ähnliche Axt beſpricht *Virchow* in Verbindung mit dieſem Funde.[2] Es iſt ſehr bedauerlich, daſs gerade bei dieſen Metall-Gegenſtänden nichts anderes gelegen war, was über die Zeitſtellung ſichere Anhaltspunkte geben könnte, dennoch trage ich kein Bedenken, die Beile ſammt den Stierfiguren dem Beginne metallurgiſcher Betriebſamkeit zuzurechnen, alſo jener Zeit, in der noch Steingeräthe in überwiegendem Gebrauche waren. Schwierigkeit in der Zeitſtellung könnten nur die Stierbilder bereiten; allein was die figurale Darſtellung betrifft, ſo iſt dieſelbe in der That eine ſehr urſprüngliche, weit hinter den bronzenen Stierbildern der Hallſtätter Periode[3] zurückſtehend. Mit mehr Recht kann man die Stierfiguren von Bythin den, meiſt Rinder, Schweine und Hunde darſtellenden Thonfiguren des Pfahlbaues im Mondſee,[4] den Schweizer Pfahlbauten,[5] dann den die Kupfergegenſtände in dem Laibacher Moore[6] und in den Gräbern von Alambra[1] begleitenden menſchlichen Figuren aus Thon, endlich dem aus Bronze oder Kupfer gegoſſenen Idole aus der zweiten prähiſtoriſchen Stadt von Troja vergleichen.[2]

Auch in techniſcher Beziehung ergibt ſich kein Bedenken gegen die Zuweiſung an eine ſo frühe Zeit. Die Leute, welche die in ſchönen Verhältniſſen geformten Kupferbeile — wie es den nahen Anſchein hat mit Hilfe von Wachs-Modellen[3] — zu erzeugen im Stande und Thierbilder zu machen gewohnt waren, konnten auch einmal ein ſolches Thierbild aus Wachs modelliren und auf den Gedanken kommen, dasſelbe nun in Kupfer zu gießen. Zudem werden wir noch ſehen, daſs in dieſer Zeit noch weit complicirtere Gegenſtände aus Kupfer gemacht worden ſind, weshalb auch der Anfertigung jener Stierbilder keine nennenswerthe Schwierigkeit entgegenſtehen konnte.

Entſcheidend bleiben immer die in Geſellſchaft dieſer Figuren gefundenen Beile aus Kupfer, welche wegen ihrer dem Steinbeile entlehnten Form den Kupferbeilen der Pfahlbauten an die Seite zu ſetzen ſind.

Das von *Virchow* an der angeführten Stelle abgebildete Flachbeil beſteht überwiegend aus Kupfer, es iſt gar kein Zinn darin. Ebenſo enthält ein von *Giſsmann* analyſirter, auf dem Geiersberg gefundener Kelt reines, das heißt nicht mit Zinn gemiſchtes Kupfer und etwas Eiſen, Wismut, Antimon und Nickel, alſo Beſtandtheile, die durch natürliches Vorkommen an das Kupfer gebunden waren.

An einer anderen Stelle[4] berichtet *Virchow* über eine Anzahl von kleinen röhrenförmigen und größeren armbandähnlichen Spiralgewinden aus bandartigen Streifen, welche bei Skarbnice nächſt Znin im Großherzogthume Poſen gefunden wurden. Die von *Salkowski* vorgenommene chemiſche Analyſe ergab 96·6% Kupfer, etwas Eiſen und Verunreinigungen, jedoch weder Zinn noch Zink; das Material erweiſt ſich alſo als ein allerdings ziemlich unreines, doch nur mit natürlichen Beimengungen verſetztes, daher abſichtlich nicht vermiſchtes Kupfer. In der Nähe des Fundortes, doch nicht bei den Kupfergegenſtänden ſelbſt lag ein Steinhammer mit nicht vollendetem Bohrloche.

Eine ähnliche Kupferlocke oder Kupferröhre ſcheint der „krausgewundene Kupferdraht“ geweſen zu ſein, deſſen Freiherr von *Ledebur* (Das königliche Muſeum vaterländiſcher Alterthümer 1838) gedenkt.[5]

Nicht mit voller Sicherheit, aber doch mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit läſst ſich annehmen, daſs auch einige in der Gegend von Querfurt gefundene Kupfergegenſtände dem Bereiche dieſer Unterſuchung angehören. Sie ſtammen aus mehreren Gräbern mit unverbrannten Leichen, welche auf dem Hutberge ſüdlich von Leitra eröffnet wurden[6] und beſtehen aus dem Reſte eines Ringes von dünnem Kupferblech und einem kupfernen tiegelartigen Gefäße mit Handgriff. In demſelben Grabe befand ſich eine bronzene Spange (?) ohne Dorn und in einem benachbarten ein

[1] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrgang 1873, S. 200.
[2] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrgang 1876, S. 180.
[3] *Freih. v. Sacken*, Das Grabfeld von Hallſtatt. Taf. XVIII, Fig. 31, 32, 33, Taf. XXIII, Fig. 6. Dr. *Wankel*, Mittheil. d. Wiener Anthrop. Geſ. Bd. II S. 307.
[4] *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht. Mittheil. d Wiener Anthrop. Geſ. Bd. VI, S. 183, Taf. IV, Fig. 15—21.
[5] *Groſs*, Les Protohelvètes. Taf. XXVI, Fig. 65, 66.
[6] *Deſchmann*, Mittheil. d. Wiener Anthrop. Geſ. Bd. VIII, Taf. I, Fig. 10 und Taf. II, Fig. 12, 13, 14.

[1] *Cesnola*, a. a. O. Taf. XII.
[2] *Schliemann*, Troja, S. 186.
[3] Man erinnere ſich des in einer Lehmform ſteckenden Kupferbeiles von Sipplingen.
[4] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrg. 1879, S. 134
[5] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrg. 1879, S. 136.
[6] Zeitſchrift für Ethnologie. Jahrg. 1879, S. 158.

kleiner polirter Steinmeißel und eine ziemlich regelmäßig abgearbeitete Kugel.

Derfelbe Berichterftatter, Pfarrer *O. Walter* zu Crumpa, gedenkt fchließlich noch eines bei Schnellrode gefundenen kupfernen Beiles, das „fonderbarerweife ohne Stielloch" fei, alfo offenbar die Form der Steinbeile hatte.[1]

In der Ausftellung prähiftorifcher Funde Deutfchlands zu Berlin im Jahre 1880 befand fich ein „Keil" von der Infel Rügen,[2] feinem Material nach nicht näher unterfucht, doch anfcheinend aus Kupfer. Dort fah ich auch zwei vom Märkifchen Mufeum ausgeftellte aus dem Sorauer Kreife ftammende Flachbeile, in ihrer Form einerfeits den Steinbeilen, anderfeits den Kupferbeilen der Pfahlbauten vollkommen ähnlich und dem Anfcheine nach ebenfalls aus Kupfer.

Auch in Mecklenburg fcheinen die kupfernen Flachbeile nicht zu den befonderen Seltenheiten zu gehören; *Lifch* befpricht diefe „gegoffenen und nicht polirten Keile von den Formen der Steinzeit" wiederholt.[3] Insbefondere werden genannt die Beile von Güftrow, Goldberg, Stubbendorf und Kirch-Jefar; es ift jedoch Pflicht einer gewiffenhaften Berichterftattung zu bemerken, dafs die beiden zuerft angeführten Fundftücke Zinn wenn auch nicht in einer bedeutenden Menge enthalten und wahrfcheinlich auch der Form nach nicht in die hier behandelte Claffe von Alterthümern gehören. Ueber die mecklenburgifchen Kupferfunde wird noch folgendes bemerkt: „Wenn auch im allgemeinen in den mit großen Steinen umringten und bedeckten Hügelgräbern aus der Steinzeit nur Geräthe aus Stein und Schmuckfachen aus Bernftein gefunden worden, fo find doch in der Altmark fchon einige Gegenftände aus Metall in diefer Art Gräber gefunden, und zwar in folchen, welche wahrfcheinlich der Uebergangs-Periode aus der Steinzeit in die Bronzezeit anheimfallen. Es beftehen diefe metallenen Geräthe der Hunnengräber aus rothem Kupfer, noch nicht aus Bronze, da die Metall-Legirung wohl noch nicht bekannt war. In Mecklenburg-Schwerin waren bisher nur zwei Geräthfchaften aus Kupfer gefunden, nämlich die zwei Keile, welche Frid. Franc. Tab. XXXIII, Fig. 2 und Tab. X, Fig. 6, abgebildet find, ein dritter ähnlicher Keil befindet fich in der großherzoglichen Alterthümer-Sammlung zu Neuftrelitz."[4]

Ein kupfernes Beil mit Schaftloch wurde zu Eldagfen (Kalenborg) gefunden und wird gegenwärtig in den vereinigten Sammlungen zu Hannover aufbewahrt.[5]

Aus dem Weften Deutfchlands führt *Lindenfchmit* noch folgende Funde von einfachen kupfernen Beilen an, und zwar eines aus der Gegend von Steinfurt[6] und ein zweites aus der Umgebung von Mainz[7]; beide haben die Geftalt der gewöhnlichen kupfernen Flachbeile, beziehungsweife der Steinbeile.

Eine weitere Reihe von bisher wenig bekannten Kupferfunden ergibt fich aus des *Freiherr v. Tröltfch* fchon mehrmals genannter Fund-Statiftik. Von den nachftehend angeführten Funden waren einige während der XI. Jahres-Verfammlung der deutfchen anthropologifchen Gefellfchaft in Berlin ausgeftellt. Im Rheinland und Weftfalen find zu verzeichnen: Balve (Ring)[1] Schmerlecke (Sichel),[2] in der Pfalz, Großherzogthum Heffen und Heffen-Naffau: Stallberg, Rothenditmold, Mühlberg, Langendiebach (zwei Ringe), Hochftadt (Kelt?) Hanau (Haarnadeln, Arm- und Halsringe)[3] Friedberg (Beil) Fulda,[4] Finkenberg; von einiger Bedeutung dürften die Funde von Fulda fein, Zierfcheibe und ein Spiraldiscus, welch' letzterer nach *Freiherr v. Tröltfch* einer jener Nadeln angehört zu haben fcheint, deren Kopf aus einem derartigen einfachen oder doppelten Spiraldiscus befteht.[5]

In Bayern find folgende Fundorte zu verzeichnen: Erpolzheim (Beil im Torfmoor gefunden),[6] Grafrath (Meißel);[7] im Großherzogthum Baden: Bodman, Haltnau (fpatelförmiges Beil) Mindlifee (Dolche),[8] Rickelshaufen (Flachbeil),[9] Radolfzell (kleines Beil), Petershaufen (Flachbeil); in Württemberg: Kornweftheim bei Ludwigsburg (Flachbeil), Hohentwiel (Meffer)[10] und Waffer-alfingen (Palftab); in Elfafs-Lothringen: Daspich, Grau, Metz und Oberjeutz (an diefen vier Orten viele kleine, fogenannte Sonnen-Räder), Hardhaufen bei Hagenau (ovale Platte), Heidolsheim und Schlettftadt (Ringe).

Ein in Seehaufen (Konftanz) gefundenes kupfernes Flachbeil, welches ich im Rosgarten-Mufeum zu Konftanz gefehen habe, dürfte mit jenem von Petershaufen identifch fein; es gleicht den Kupferbeilen aus dem Mondfee in aller und jeder Beziehung.

Zu den wichtigften, wenngleich wie die meiften übrigen faft unbeachtet gebliebenen, Kupferfunden gehört jener von der langen Wand bei Stollhof in Nieder-Oefterreich. Im Dolomitfchutte, der frei ift von jeder Humusfchichte, alfo anfcheinend als verborgenes Gut (Depot), wurden hier in geringer Tiefe beifammenliegend folgende Gegenftände gefunden: 1. Zwei maffive Meißel oder Keile von primitiver Form ohne Vorrichtung zur Befeftigung an einem Stiel. Die Schneide des einen war fcharf gedengelt, die des anderen gefchliffen, woraus hervorgeht, dass beide als Werkzeuge im Gebrauch waren. 2. Acht flache Doppelfpiralen (Spiralfcheiben) aus cylindrifchem Draht und von fehr forgfältiger Arbeit. 3. Zwei Spiralen aus zwei Linien breiten, innen flachen, außen etwas convexen Streifen beftehend, mit einem Durchmeffer von $1^3/_4$ Zoll und einer Länge von 3 Zoll; fie fcheinen den auf S. VI befprochenen kupfernen Spiral-Armfchienen von Skarbnice vollkommen zu entfprechen. 4. Röhrchenartige Spiralen aus fchmalen Blechftreifen in engen, feft aneinander liegenden Windungen gebildet, in verfchiedenen Längen und mit einem Querdurchmeffer von

[1] Zeitfchrift für Ethnologie. Jahrg. 1879, S. 159.

[2] Dr. *Rudolph Baier*, Die vorgefchichtlichen Alterthümer des Provinz-Mufeums für Neuvorpommern und Rügen in der Ausftellung prähiftorifcher Funde Deutfchlands. S. 33.

[3] Jahrbücher des Vereines für mecklenburgifche Gefchichte und Alterthumskunde, Bd. IX, S. 326 u. f. Bd. XXVI, S. 139, Bd. XXX, S. 136, dann Jahresbericht, Bd. VII, S. 26. Friderico-Franc. Bd. XXXIII und Erläut. S. 158.

[4] *H. L. v. Santen*, Chemifche Analyfen antiker Bronzen aus den heidn Gräbern Mecklenburgs. Jahrbücher des Ver. f. Mecklenb. Gefch. u. Alterthumskunde.

[5] *L. Lindenfchmit*, Die Alterthümer unferer heidnifchen Vorzeit. I. Bd. IV. Heft, Taf. II, Fig. 3, 4.

[6] *L. Lindenfchmit* a. a. O., Bd. I, Heft I, Taf. III, Fig. 2.

[7] *L. Lindenfchmit* a. a. O., Bd. I, Heft I, Taf. III, Fig. 3.

[1] Katalog der Ausftellung prähiftorifcher und anthrop. Funde u. f. w. zu Berlin 1880, S. 502.

[2] Katalog S. 505.

[3] Katalog, S. 247.

[4] Katalog, S. 244. *Schneider*, Zeitfchrift Buchonia.

[5] *Freih. v. Tröltfch*, a. a. O. S. 33.

[6] Katalog, S. 34.

[7] Katalog, S. 57.

[8] *Ludwig Leiner*, Geräthe von Kupfer und kupferreicher Bronze u. f. w. Correfpondenzblatt, Jahrg. 1881, S. 41.

[9] *Ludwig Leiner*, a. a. O. führt auch noch eine kupferne Sichel aus Hagnau und mehrere kupferne Sicheln aus dem Torfftich Bussensee an.

[10] *Freih. v. Sacken*, Die Funde an der langen Wand bei Wiener Neuftadt. Sitz. Ber. d. phil. hift. Cl. d. kais. Akademie d. Wiff. XLIX. Bd. S. 113.

4 und $4^1/_2$ Linien, welche ſich von den ebendort erwähnten Kupferlocken von Skarbnice im Weſen nicht unterſcheiden. 5. Ein halbrunder Beſchlägreifen. 6. Zwei getriebene Scheiben aus Gold von 4 und $5^1{}_2$ Zoll im Durchmeſſer, offenbar Schmuck, mit je drei Buckeln auf dem Planum, primitiven aus Punktreihen beſtehenden Ornamenten und am Rande mit durchgeſchlagenen Löchern zum Anhängen.

Die unter Nr. 1—5 angeführten Gegenſtände beſtehen aus ungemiſchtem Kupfer; bei der vom Profeſſor *Freiherrn v. Sommaruga* vorgenommenen Analyſe ergab ſich ein Gehalt von 98·63 % an Kupfer, der Abgang iſt auf die Kohlenſäure und das Waſſer des Ueberzuges zu rechnen, von einer abſichtlichen Beimengung iſt keine Spur. Wenngleich bei den Kupferfunden von Stollhof weder Steingeräthe noch andere Dinge zum Vorſchein gekommen ſind, welche die Zeit derſelben feſtſtellen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daſs ſie derſelben Periode, nur vielleicht einem etwas entwickelteren Abſchnitte zugezählt werden müſſen, wie die Geſammtmaſſe der Kupferfunde überhaupt. Entſcheidend dafür iſt die Geſellſchaft der kupfernen Flachbeile, welche ſich von den übrigen Beilen dieſer Art in keiner Weiſe unterſcheiden.

Urkundliche Beiträge zur Prager Künſtlergeſchichte.

Von *E. Wernicke.*

NACHSTEHENDE Daten und Namen wurden von mir vor fünf Jahren aus den älteſten Bürgerkatalogen, vornehmlich aus dem liber ungeltorum, im Stadtarchiv zu Prag geſammelt. Es haben ſich zunächſt über 40 Perſönlichkeiten ergeben, von denen mit Sicherheit behauptet werden kann, daſs ſie der Malerkunſt befliſſen geweſen ſind; darunter finden ſich auch Glasmaler, die ſich durch den Zuſatz „vitreator et pictor“ oder durch den verſänglicheren „Glaſer“ als ſolche ausweiſen, endlich drei Illuminatoren. Vielleicht hätte ſich dieſe immerhin erhebliche Zahl auf die Annahme hin vermehren laſſen, daſs die jedesmaligen Bürger, ſobald ihre Berufsart unbeſtimmt gelaſſen bleibt, auch dem Malerſtande angehört haben mögen. Die Nationalität der aufgeführten Maler anlangend, ſo haben, wofern man, von der Angabe der Herkunft abgeſehen, aus den Namen allein einen Schluſs zu ziehen berechtigt iſt, die Deutſchen freilich das Hauptcontingent geſtellt, indem auf Slaven, nach der Ortsangehörigkeit und den Namensbildungen zu urtheilen, im Ganzen nur zwölf gerechnet werden dürften; gleichwohl könnte auch hiebei eine irrthümliche Vorausſetzung obwalten.

Ein ziemlich häufiges Auftreten von Malern erfolgte während der Jahrgänge 1390—1391, was jedenfalls nicht blos zufällig iſt. Es wäre jedenfalls von Werth, die mir unbekannt gebliebenen Urſachen dieſer Erſcheinung zu ergründen. Hierauf folgt leider eine bedauerliche Lücke von über zwölf Luſtren.

Noch anſehnlicher lieſs ſich die Zahl der Goldſchmiede herſtellen, die noch 30 Jahre weiter als die Maler zurück zu verfolgen ſind. Sie ſtammen ebenfalls in der Mehrzahl aus Deutſchland. Daſs ſich auch Schleſier unter ihnen zeigen, war mir von beſonderem Intereſſe, wogegen unter den von Profeſſor *Alwin Schultz* publicirten Breslauer Goldſchmieden nur zwei nach Böhmen gehörige ſtehen, es ſind dies *Jacob von Kuttenberg*, auch de Chutnis, de Montibus Chutnis, vom Berge genannt, welcher 1402 Bürger wurde und ſeit 1408 wiederholt als Geſchworner der Innung fungirte, und ein früherer (1373) *Laurentius de monte Kuttenis*.

Gering iſt, was über Prager Baukünſtler in Erfahrung gebracht werden konnte. Wie wenig erſchöpfend nun auch die folgenden Verzeichniſſe ohne Zweifel ſein mögen, ſo ſchienen ſie doch einer Veröffentlichung nicht unwerth, um Forſchern, die ſich demſelben Gegenſtande eingehender zu widmen beabſichtigten, eine ſichere Unterlage zu gewähren. Wenn die Deutung mancher Ortsnamen von ungewöhnlicher Form mitunter miſslungen ſein ſollte, ſo bitte ich dieſes Verſehen aus unzureichender Bekanntſchaft mit der Topographie Böhmens erklären zu wollen.

Den Eingang mögen zwei Malerurkunden bilden, die, obwohl bereits in einem älteren Drucke erſchienen, nach erfolgter Collationirung mit der Quellenhandſchrift nicht ganz unwillkommen ſein dürfte.

a) Maler.

1. Kaiſer Karl IV. gewährt ſeinem Hofmaler *Nicolaus Wurmſer von Straßburg* das Recht freier Dispoſition über alle ſeine Güter. 1359, Nov. 6.

Dominus imperator fecit graciam magistro Nicolao dicto Wurmser de Argentina,[1] pictori suo, propter hoc, ut ipse diligenciori studio pingat et loca castra, ad que deputatus fuerit, quod ipse possit disponere, legare, donare, testari et ordinare de bonis suis omnibus mobilibus et immobilibus et rebus suis in vita sua uel in morte pro sue libito voluntatis cum et sine clausula ratihabicionis, non obstantibus quibuscunque iuribus, consuetudinibus, statutis et ordinacionibus, quibus omnibus presentibus[2] extitit derogatum. Mandamus igitur vniuersis et singulis etc., ut non impediatur sub pena indignacionis . . Datum Pragae anno 1359 indicione XII. VIII^{o}. Idus Nov. (Fol. 7*a*).

2. Der Kaiſer befreit den Hof des Malers in Morſie von der Leiſtung jeglicher Abgabe. 1360, Decbr. 13.

Karolus . . . notum facimus, quod nos consideratis multiplicibus meritis probitatis necnon fidelibus gratisque obsequiis, quibus dilectus nobis magister Nicolaus pictor, familiaris noster, nobis (h)actenus complacere studuit et volet[3] et poterit amplius in futurum, sibi curiam in Morſie tercium medium laneum continentem ab omni censu, collecta sine berna seu cuiuslibet alterius solucionis onere ad vite ipsius dumtaxat tempora de speciali nostra gracia et ex certa sciencia et auctoritate nostra regia Boemie eximimus

[1] Ueber die Perſönlichkeit *Seeberg*, die Juncker von Prag, S. 41.
[2] Fehlt im Abdruck
[3] Abdruck: valet.

ac tenore presencium graciosius libertamus, mandantes vniuersis et singulis officiatis nostris in Karlstein, bernarum collatoribus ceterisque officiatis nostris quibuscunque, qui sunt aut pro tempore fuerint, fidelibus nostris dilectis, quatenus dicto magistro Nicolao racione dicte curie nullos penitus census, bernas seu alias quaslibet soluciones exigant aut requirant, prout grauem nostre indignacionis offensam diligunt euitare.. Datum per dominum de Koldicz. Io. Eysteten. Anno 1360 Id. Dec. (Fol. 60 *b*).

Aus dem Registum registrandorum Karoli quarti. Die Handschrift ist Eigenthum des königl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Ein Abdruck derselben erschien in Dresden und Leipzig 1734.

1370. Henstinus de Auspurk pictor ius recepit civile, et pro eo Henstinus Freiberger, Frana de Brunna et magister Ulricus Glasser fideiusserunt. Ob dies der Familienname ist oder Glasmacher, respective Glasmaler bedeutet, bleibe dahingestellt; doch ist das letzte wahrscheinlicher.
1380. Johannes dictus Rogel pictor de Halberstat i. r. c. in die S. Bonifacii (5. Juni); Wenceslaus Leuthomischil pro es f^{t}, dedit XXX grossos.
1383. Henricus pistor, Maler de Patavia (Passau) i. r. c. Petrus Schotter f^{t}. Pistor ist entweder Schreibfehler für pictor oder übersetzt den Beinamen des Malers „Bäcker".
1383. Cunczo glaser f^{t} für Witko de Welcze (Wellisch b. Gitschin?) aurifaber.
1390 Fer 2. proxima post Judica (21. März) Wenceslaus de Glatovia (Klatow?) vitreator et pictor r. i. c., et pro eo f^{t} Nicolaus Mathes aurifaber.

Hierauf folgen hintereinander sechs Maler, die ohne Bürgschaft Bürgerrecht erworben, was bei den Einzelnen durch den Zusatz „quia pictor" motivirt wird. Es hat den Anschein, als seien diese einer besonderen Berufung gefolgt: 1391. Claus de Erfordia (Erfurt), Philippus, Cuncz Pildschniczer, Nicolaus Glaser, Petrus Regenbogen, Georius (sic!), Polan de Munsterberg. Ohne Zweifel ist das schlesische Münsterberg (Regierungsbezirk Breslau) gemeint. Uebrigens findet sich bei *A. Schultz,* Breslauer Malerinnung, 1866, S. 51. 1421 ein Jorge Polaw in Breslau, ohne dass jedoch a. a. O. zu ersehen ist, ob auch dieser ein Maler gewesen. Die Möglichkeit der Identität bleibt natürlich nicht ausgeschlossen.

1391. Thomas pictor. Stephanus pannicida (Tuchmacher) f^{t}.
„ Nicolaus de Chotwors (Chotieborz) pictor. Cuncz sniczer f^{t}.
„ Nicolaus pictor (ohne Bezeichnung der Herkunft).
„ Nicolaus Rotpecher pictor.
„ Michael de Praga. Den Namen Michael bin ich unter den Prager Malern älterer Zeit nur dieses einemal begegnet. Was lag da näher, als auf eine Vermuthung *Seeberg's,* die Juncker von Prag, Leipzig 1871, S. 58 bezugzunehmen, welcher auf Grund der schönen Sage vom „traurigen Marienbilde" im Straßburger Münster in dessen Verfertiger den berühmten Bildhauer Meister Michael Böhme (was sich nach seiner Annahme einfach mit Angabe der Abstammung deckt) den bislang unbekannten dritten der *Juncker von Prag* erblickt. Dass diese auch Maler waren, scheint doch wohl festgestellt. Der Zeit nach könnten die beiden Persönlichkeiten schon zusammenfallen, da die Entstehung jenes Bildwerks in's Jahr 1404 versetzt wird. Ich gestatte mir darum diese Conjectur zur Discussion zu stellen und füge hinzu, dass *A. Klemm* in seinen Württ. Baumeistern und Bildhauern (1882) S. 45 zum Jahre 1383 einen Steinmetzer Michael aus Köln als Schwiegersohn des Peter Arler von Gmund erwähnt und gleichzeitig einen Michael de Gmünd lapicida dictus Parler kennt.
1391. Francz Glaser pictor, Witkonis filius de Praga- (des Goldschmieds v. J. 1383?)
„ Johannes de Vosna (Wosnitz, Kr. Gitschin?) pictor. Christophorus aurifaber f^{t}.
1454. Stephanus pictor; dessen zweiter Bürge ist Sacha pictor.
„ Hanussek pictor; pro eo f^{nt} Procopius et Sacha pictores.
1462. Sigismundus pictor; unter den Bürgen Georgius aurifaber.
1471. Michael pictor.
1472. Matthias pictor. Sigismundes p. f^{t}.
„ Martinus vitr(e)ator. Sigismundus p. et Jeronimus vitr(e)ator f^{nt}.
1477. Valentinus illuminator.
1479. Augustinus pictor. Unter den Bürgen Petrus pictor Slowak.
1487. Simon pictor de Rokyczana suscepit ius civile. Johannes Broz et Joh. mensatista (Tischler) f^{nt}.
1490. Johannes pictor. Stephanus braseator (Brauer) et Simon pictor f^{nt}.
1492. Sigismundus p. bürgt für Clemens aurifaber.
1494. Laurencius illuminator.
1504. Martinus illuminator.
1511. Stanislaus pictor. Unter den Bürgen Simon pictor.
„ Ambrosius vitr(e)ator. Bartholomaeus et Andreas pictores f^{nt}.
1514. Jacobus pictor.
„ Matthias pictor Hasyk dictus.

b) Goldschmiede.

1340. Ulricus aurifaber de Mutha (Hohenmauth) factus est civis Pragensis.
1342. Engelprecht de Lanczhut aur. Ob das baierische oder schlesische Landshut?
1343. Matthias de Jawer (Jauer in Schlesien).
„ Jectinus aurif. de Czaslauia; Pesco Weis (?) aur. f^{t}.
1344. Laurencius aur. de Ratispona (Regensburg).
1345. Dytricus aur. de Greez (Münchengrätz?).
1346. Otto aur. de Wienna; Trenctinus et Wolflinus f^{nt}.
1350. Unter den Geschwornen dieses Jahres Vrowinus aurifaber.
„ Weigel aur.
„ Ulricus Payer aur. de Ratispona.
1351. Johlinus aur. de Znoyma (Znaim) factus est civis. Treuzel aur. f^{t}. Dieser steht 1352 als Ulricus T. unter den Geschwornen.
1352. Laurencius aur.
1356. Heinczel de Egra.
„ Ulricus.

1356. Petrus dictus Silber. Ulricus Treuzel aur. f^{t}. Letzterer bürgt auch als Schwiegervater für Nicolaus aur. dictus Heckler.[1]
1358. Henricus aur. de Ratispona Bürge.
1363. Nicolaus Klaus aur. de Lygnic (in Schlefien) r. i. c.
1364. Jesco aur. de Pilzna.
1368. Jurgo aur.
„ Frenczil
1375. Engelmarus.
„ Henricus Fuger.
„ Claus de Damis.[2]
1376. Jurgo de Wienna.
„ Hans Ehrer de Wienna.
1377. Henricus aur. de Misna (Meiffen); Hensil Sitich, cultellator (Meffersfchmied) de Wratislavia f^{t}. Im älteften Stadtbuche Fol. 146 heißt er im Juli 1419 Goldfchmied in der großen Stadt zu Prag und beftimmt ein Vermächtnis für die Witwe feines Sohnes Wenzlaw. Dabei wird auch der Goldfchmied Michel von Kottbus erwähnt. Uebrigens erlangt auch ein Goldfchmied Henricus de Misna 1424 in Breslau Bürgerrecht.[3]
1378. Bernhardus aur. de Reutlingen.
1381. Bürgen die Goldfchmiede Chriftoph und Niklas Mathes.
1381. in vigilia S. Adalberti (22 April) Petrus Walach de Spremberg sartor r. i. c. Jacobus aurifaber sororius, Frofchmaul f^{t}. Nach einer Signatur desfelben Jahres wohnte der Goldfchmied in platea ferrea.
„ Otlinus de Nurenberg.
„ Heinricus de Egra. Vincetinus aur. f^{t}.

[1] Ein Maler Hannus Heikil in Breslau, 1592—1420 bei *Schultz* a. a. O. S. 47, und Zeitfchrift für Gefch. Schlefiens, X, 139, wo übrigens S. 249 auch ein Hans Heikil von Prag vorkommt.
[2] Damitz im Erzgebirge; ein Richard des Damis in den Regeften z. fchlef. Gefch. 1251. 58 Nr. 752, 1558.
[3] Zeitfchrift für Gefch. Schlefiens, V, 350.

1381. Jesco de Slan (Schlan).
„ Claus Sturczer de Czasslauia. Petrus Silbert f^{t}.
„ Hana aur. Dominicus aur. f^{t}.
„ Johannes de Spira. Wenceslaus politor f^{t}.
1383. Gerhardus aur. de Scuborten.[1]
„ Waltherus de Rotenburg.
„ Petrus de Lintwurm. Christophorus aur. f^{t}.[2]
„ Petrus de Cöln (?).
„ Hannus de Wirczpurg. Hannus Fuger (alias Finger) f^{t}.
„ Otto de Wyenna. Christophorus aur. f^{t}.
„ Jacobus de Culn dictus Pawingarten.
„ Michael de Calaw (Kalau). Fuger f^{t}.
1388. Rupertus de Salczburg. Henricus Fuger f^{t}.
„ Ulricus de Cham.[3] Nic. Mathes (cf. 1381 N. Mache) f^{t}.
„ Otto Hornsdorff. Ottlinus (cf. 1381) f^{t}.
1389. Claus Off de Strasburg. Nic. Mathes f^{t}.
1391. Gaulus Sachs de Hechsberg. Petrus Silbert f^{t}.
„ Conradus Smelczer de Ausperg. Nic. Mathes f^{t}.
1393. Partoldus de Weyda.[4] Pessoldus aur. f^{t}.
„ Nicolaus Brieger de Nysa[5] (Neiffe in Schlefien).
1457. Matthaeus aur.
„ Cuncz.
1462. Ottlik.
1463. Nicolaus.
1481. Symon de Strziebro (bei Pilfen).
„ Johannes Metinpek de Pasow. Georgius aur. f^{t}.
1492. Clemens Sigismundus pictor f^{t}.

[1] Schuttern bei Lahr in Baden? Vielleicht ift ftatt de auch dictus zu lefen, wonach der Goldfchmied Schubert hieße.
[2] An Lintorf oder Lintrup ift wohl kaum zu denken; möglicherweife ift's ein Eigenname, wie ein folcher urkundlich belegt ift. Zeitfchrift II, 241, Baurechnungen des Breslauer Dominicaner Convents: 1492 item 10 gr. Lyntworm, qui formaeem reformavit.
[3] Am Regen.
[4] In Sachfen-Weimar.
[5] Derfelbe Name eines Goldfchmieds 1367—1390 in Breslau Zeitfchrift V 347 ff.

Zur Kunde mittelalterlichen Städtefiegel.

WIR haben bereits S. CLIV, Bd. II n. F. ein Siegel der Gemeinde *Horaždiovic* publicirt. Ein weiteres Siegel derfelben Gemeinde ift in Fig. 1 abgebildet; es ift ein rundes Siegel, Durchmeffer

Fig. 1. (Horaždiovic.)

54 Mm., das im Bildfelde zwei von Wellen befpülte freiftehende Burgthürme zeigt, jeder ein Stockwerk hoch, in diefem ein großes Rundbogenfenfter und als Krönung eine vorkragende Crenellirung. Die Wand des Erdgefchoffes jedes Thurmes ift mit einem Tartfchenfchilde — darin ein gegen fchräg links gerichteter Pfeil — belegt. Der Hintergrund des Bildfeldes ift mit Ranken belegt, oben zwifchen beiden Thürmen ein fechsftrahliger Stern. Die Legende, welche fich auf einem Spruchbande befindet, das fich von rechts nach links am oberen Rande zieht, lautet: Sigillū Civivm In horawicz. Der Stempel mag im 15. Jahrhunderts angefertigt worden fein.

Siegel der Stadt *Königgrätz* (Fig. 2), es ift rund und hat einen Durchmeffer von 53 Mm. Der die Mitte des Siegelfeldes einnehmende wiederholt eingebogene und wieder ausgefchweifte Schild liegt auf einem aus drei Ringen conftruirten Dreipaffe und enthält den gekrönten böhmifchen Löwen in vorzüglicher heraldifcher Ausführung. Ein Schriftband fchlingt fich in zierlichen Windungen durch den Dreipafs. Die in Uebergangs-Lapidaren gefchriebene und durch die häufigen Windungsbrechungen fchwer zu lefende Legende lautet: Sigillvm·civitatis·grecenfis·fuper·albeam. Der filberne Original-Stempel, der aus dem 15. Jahrhun-

dert ſtammen dürfte, ſoll noch in Königgrätz erhalten ſein.

Ein weiteres Siegel der Stadt *Königgrätz* (Fig. 3), klein, rund 25 Mm. im Durchmeſſer. Innerhalb eines

Fig. 2. (Königgrätz.)

Dreipaſſes ein unten abgerundeter Schild, darin der Buchſtabe G, die Vereinigungsecken des Dreipaſſes ſind mit Knorren beſetzt. Um den Schild zwiſchen Röslein vertheilt s.c.—gre—ce. Außen Stufenrand. Das Siegel gehört in das 16. Jahrhundert. Der ſilberne Stempel iſt noch vorhanden.

Fig. 3. (Königgrätz.)

Das in Fig. 4 abgebildete Siegel gehört der Stadt *Krumau*. Es iſt rund, mit 44 Mm. im Durchmeſſer und zeigt im Bildfelde eine crenellirte Quadermauer mit hervortretendem Thorbaue und offenem rundbogigen Thore, darin das halbgeſenkte Fallgitter, innerhalb der Mauer zwei Quaderthürme mit je einem viereckigen

Fig. 4 (Krumau.)

Fenſter, Crenellirung und Satteldache. Zwiſchen beiden Thürmen ein Schild mit der fünfblättrigen Roſe. Beim Thorbogen beiderſeits der Buchſtabe v r; das Bildfeld eng gegittert mit eingeſtreuten Kreuzen. Die Legende befindet ſich auf der Randleiſte, die ſich vom Thurm links nach unten und dann rechts empor zum anderen Thurm wendet, daher das Siegel nicht völlig einfaſst. Sie lautet: Sigillvm civium civitatis crumnow. Der Stempel dürfte in den Anfang des 15. Jahrhunderts gehören.

Das in Fig. 5 abgebildete, aber etwas jüngere Siegel gehört ebenfalls der Stadt *Krumau*. Im Bildfelde des runden Siegels (50 Mm. Durchmeſſer) ein unten abgerundeter Schild, darin eine gezinnte Stadtmauer mit Thorbau, rundbogigem Thore und halbaufgezogenem Gitter, beiderſeits zwei über Eck geſtellte Thürme

Fig. 5. (Krumau.)

mit ſchmalen Fenſtern und Satteldach ſammt Crenellirung. Ueber dem Thor ſchwebt in einem Kranze mit flatternden Bandenden die fünfblätterige Roſe der Roſenberge. Auf dem Schilde der Stechhelm mit flatternden Helmdecken und einer großen fünfblätterigen Roſe als Zimier. Die Legende in deutſchen Minuskeln auf einem verſchlungenen Schriftbande rechts und links, ſie lautet: Sigillum civium civitatis krummlav. Aeußere Stufenlinie mit Röslein belegt.

Fig. 6. (Leitmeritz.)

Siegel der Stadt *Leitmeritz* Fig. 6, dasſelbe iſt ſpitzoval, mit einem Durchmeſſer von 53 Mm. in der Höhe und von 53Mm. in der Breite. Es zeigt innerhalb des Schriftrahmens eine viermal gezinnte Mauer aus Quadern, in der Mitte ein rundbogiges Thor mit Kleeblattöffnung, vor der Mauer leicht gewelltes Waſſer. Aus der Mauer wächſt der gekrönte böhmiſche Löwe in vornehm-heraldiſcher Geſtaltung. Die in Lapidaren geſchriebene Legende lautet: † ſigillvm : civitatis : livt-

mericenſis. Dieſes ſchöne Siegel dürfte in das 15. Jahrhundert gehören.

Das Siegel der Stadt *Leitomiſchl* Fig. 7 iſt rund mit 43 Mm. im Durchmeſſer und zeigt im mit Ranken belegten Bildfelde einen unten abgerundeten Schild mit einer zweimal ſich übereinander entfaltenden heraldiſchen Lilie, die oberen Blumen-Blätter glatt, die

Fig. 7. (Leitomiſchl.)

unteren gewunden. Die Legende in Minuskeln innerhalb des Schriftrahmens, der aus Stufenrand und Perllinie beſteht, lautet: † ſigillvm.civitatis.et.civivm. lutomislenſis. Der Stempelgehört in das 15. Jahrhundert.

Fig. 8. (Melnick.)

Siegel der Stadt *Melnik* Fig. 8. Dasſelbe iſt dreieckig, etwas ausgebaucht und miſst 40 Mm. ſenkrecht und 34 Mm. der Breite nach. Innerhalb des Schrift-

Fig. 9. (Rokycan.)

randes zeigt ſich rechts ein gekrönter rechts gewendeter Löwe, links knapp daran ein links ſchauender gekrönter Adler, doch fehlt der rechte Flügel. Die in Lapidaren geſchriebene Legende lautet: † ſecretvm. melnicenſis. Dieſer Stempel mag in das 14. Jahrhundert gehören, und war noch vor einigen Jahren im Gemeindeamte der Stadt vorhanden.

Das in Fig. 9 abgebildete Siegel der Stadt *Rokycan* iſt rund, mit 60 Mm. Durchmeſſer, enthält im Bildfelde einen ſtark verſchnörkelten Schild, der in ſeiner oberen Hälfte zwei einſtöckige Thürme mit crenellirtem Abſchluſſe, rundbogigem Eingange und je einem Fenſter mit Kreuztheilung zeigt. Zwiſchen den Thürmen der Bindenſchild mit darüber wachſender Biſchoffigur. Im

Fig 10. (Schlan.)

unteren Felde ſieht man eine aus ſechs Quaderſchichten aufgebaute Stadtmauer, die das ganze Feld ausfüllt. Die in Lapidaren geſchriebene Legende lautet: Sigillvm. civitatis.rokycanae maius. Der Stempel iſt laut der im Bildfelde beiderſeits des Schildes getheilt angebrachten Jahreszahl 16—09 entſtanden.

Fig. 11. (Schlan.)

Siegel der Stadt *Schlan,* Fig. 10, rund, mit 62 Mm. im Durchmeſſer. Im Siegelfelde ein gegen rechts gewendeter zugeſpitzter etwas ausgebauchter kräftig gerandeter Schild, darin der böhmiſche Löwe, auf der linken Ecke des Schildes der Sturzhelm mit flatternder Helmdecke und aufgelegtem großen Fluge, der mit Blättern beſtreut iſt. Als Schildhalter rechts eine jugendliche Figur mit entblößtem lockigen Haupte, mit langem Gewande und Spitzſchuhen, ſie hält mit beiden Händen den Helm. Die Legende zwiſchen einer äußeren Perllinie und einem inneren mit Roſetten belegten Stufenrand lautet in Lapidaren geſchrieben:

† Sigillvm . civitatis . flanenfis. Der noch vor einigen Jahren erhaltene Original-Stempel gehört in das 14. Jahrhundert.

Ein weiteres Siegel der Stadt *Schlan* veranfchaulicht Fig. 11, rund mit 53 Mm. im Durchmeffer, im Bildfelde ein tartfchenförmiger Schild mit dem böhmifchen Löwen, darüber ein Stechhelm mit gefchloffenem Fluge, reicher Helmdecke und gegen den Rand der obern Hälfte ein mehrmals verfchlungenes Schriftband mit folgender in Minuskeln gefchriebenen Legende: fecretvm . civit . atis . flanenfis. Aeußerer Stufenrand. Der Stempel mag in das 15. Jahrhundert gehören und war vor einiger Zeit noch in Schlan vorhanden.

Fig. 12. (Soběslau.)

Siegel der Stadt *Soběslau* Fig. 12, rund mit 53 Mm. im Durchmeffer. Im Bildfelde erfcheint in kräftiger Arbeit eine viermal gezinnte Quader-Stadtmauer von je einem gegen links gewendeten Thurme flankirt, diefer zweiftöckig mit Spitzdach, im Erdgefchoffe mit einem rundbogigen Fenfter, im zweiten zwei quadrate kleine, im dritten ein folches großes Fenfter enthaltend. Das Erdgefchofs ift vom erften Stockwerk durch ein kräftiges Gefims getrennt. In der Mauer ein offenes rundbogiges Thor mit rechteckiger Umrahmung und halbgefenktem Fallgitter, davor die herabgefenkte Zugbrücke. Zwifchen beiden Thürmen ein abgerundeter Schild mit der bekannten fünfblätterigen Rofe der Herren von Rofenberg. Die Legende auf einer langs des mit einer Stufe verfehenen Randes

Fig. 13. (Tachau.)

erfcheinenden Schriftrolle lautet: figillvm . civitatis . de . fobieclaw. Diefes Siegel durfte noch im 14. Jahrhundert entftanden fein.

Das Siegel der Stadt *Tachau,* Fig. 13, ift rund mit 63 Mm. im Durchmeffer und enthält im runden Bildfelde den gegen rechts fchreitenden böhmifchen Löwen. Die Legende lautet: Sigillvm . civivm . et . tachovie . civitatis. Aeußerer Kranzrand, innerer Perlrand mit Stufe. Der Stempel ift im 14 Jahrhundert entftanden.

Fig. 14. (Tabor.)

Siegel der Stadt *Tabor* Fig. 14, rund mit 53 Mm. im Durchmeffer. Im Bildfelde eine viermal gezinnte Mauer mit offenem rundbogigen Thore und auf halbe Höhe gezogenem Fallgitter. Beiderfeits confolartig angefchloffen je ein über Eck geftellter viereckiger Thurm mit Pultdach und einem großeren rundbogigen Fenfter auf jeder Seite. Zwifchen den Thürmen drei abgerundete Schilde, im oberen der Reichsadler ohne Krone und Nimbus, in den unteren rechten ein Löwe gegen links im horizontal viermal getheilten Felde und im linken der böhmifche Lowe. Die Legende, den Siegelrand umlaufend, aber ohne innere Leifte lautet: figillvm . civatis . hradifte . dicti . thabor. Außen kräftige Leifte. Das Siegel gehört in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Fig. 15. (Tabor.)

Siegel der Stadt *Tabor*, Fig. 15, rund mit 76 Mm. im Durchmeſſer. Innerhalb des Schriftrahmens auf dem

Fig. 10. (Tabor.)

kreisrunden Bildfelde im unten halbrund geſchloſſenen Schilde eine fünfmal gezinnte Quadermauer mit offenem rundbogigen Thor, darin ein halbaufgezogenes Fallgitter. Hinter der Mauer zwei über Eck geſtellte hohe Thürme mit je einem quadraten Fenſter nach den beiden ſichtbaren Seiten, Zinnenkranz und hohem Satteldache. Im Hintergrunde des Schildes der Reichsadler, die beiden ungekrönten Köpfe nimbirt, im Bruſtſchilde der böhmiſche Löwe; die in neueren Lapidaren geſchriebene Legende lautet: Sigillvm.civitatis.hradiſt.dicti.thabor.et.cetera. Der Schriftrahmen iſt von kräftigen Leiſten eingefaſst. Das Siegel gehört in das 16. Jahrhundert.

Weiteres Siegel der Stadt *Tabor*, Fig. 16, rund, mit 40 Mm. im Durchmeſſer. Im Bildfelde der ungekrönte Reichsadler nimbirt, Bruſtſchild mit dem böhmiſchen Löwen. Die in neuen Lapidaren geſchriebene Legende, die in dem von zwei kräftigen Leiſten umſaumten Schriftrande angebracht iſt, lautet: Sigillvm:minvs:civitatis:hradiſt:dicti:tabor. Der Stempel dürfte zu Anfang des 16. Jahrhundert angefertigt worden ſein.

Einige Notizen über das alte Tribunal-Gebäude in Trient.

ALS man im October 1884 daran ging, an dem gegen den Stadtthurm zu gelegenen Theile des ſogenannten alten Tribunal-Gebäudes (Palazzo Pretorio) in Trient, dort, wo ſich gegenwärtig die Kanzleien der k. k. Genie-Direction befinden, in der Façade des zweiten Stockes gegen die Domgaſſe zu, zur beſſeren Erhellung eines Zimmers ein Fenſter auszubrechen, ſtieß man unter der Mörtelſchichte auf ein dem romaniſchen Style angehöriges Fenſter, offenbar einen Ueberreſt des früheren alten Baues.

In gleicher Höhe mit der übrigen Fenſterreihe kam nämlich ein zwei Meter hoher und einen Meter breiter Blendbogen zum Vorſchein, welcher in ſeiner rechtwinkelig angeſetzten Laibung ein in dieſelbe zurücktretendes, aus zwei einfachen Arcaden-Bögen beſtehendes und von einer Mittelſäule getragenes Doppelfenſter einſchloſs. Das ganze Fenſter war aus behauenen Werkſtücken von rothem Marmor, welcher durch Alter und wie es ſchien auch durch Rauch ſtark geſchwärzt war, zuſammengeſetzt.

Die Mittelſäule von weißgrauem Marmor hatte ein Würfel-Capitäl mit einfacher Blatt-Decoration; an der Baſis der Säule trat an den vier Ecken der Platte das für den romaniſchen Bau-Styl charakteriſtiſche Eckblatt, hier in der Geſtalt einer klauenähnlichen Figur aus dem Wulſte hervor; Der Schaft war in mehrere Fragmente zertrümmert. Man hatte dieſelben als Material bei dem Zumauern des Fenſters benützt, denn die Trümmer ſteckten ohne Ordnung und Zuſammenhang in dem Mauerwerke. Wenn man die Geſchichte des oben benannten Gebäudes, welches ſich vom Dome bis zum Stadtthurme erſtreckt, etwas näher in das Auge faſst, ſo erfahrt man, daſs ſich hier die alte biſchöfliche Reſidenz mit dem Gerichtshofe und dem Amtsſitze des Prätors befand.

Als (nach der Angabe von *Ranzi* in ſeiner Pianta antica della città di Trento) noch die Fersina durch die Via Calepina herabfloſs, gründete Biſchof Vigilius (385—405) an dem Ufer des Baches die Kirche zu den Heil. Protaſius und Gervaſius, indem er einen Theil ſeines Wohnhauſes dazu umgeſtaltete.

Die Kirche lag, wie alte Märtyrer-Acten berichten, infra, unter, nach einer zweiten Lefeart intra muros civitatis, inner den Mauern der Stadt. Beide Lefearten haben eine gewiſſe Berechtigung. *Ranzi* weiſt nach, daſs die alte römiſche Stadtmauer quer über den Domplatz zum Stadtthurme zog, daſs dann in ſpäterer Zeit, jedoch noch vor der Zeit des Oſtgothen-Königs Theodorich eine Erweiterung der Befeſtigung gegen den Borgo nuovo hin platzgegriffen habe. Die kleine Kirche, ſowie das Wohnhaus des Biſchofs Vigil ſtanden auf dem Raume zwiſchen der alten inneren Mauer und der Ferſina, lagen ſomit unter den Mauern der Befeſtigung; anderſeits befanden ſie ſich innerhalb der erweiterten Umwallung.

An dieſer Stelle verblieb nun fortwährend die Wohnung der Biſchöfe und der Canoniker. Im Jahre 845 wird in einer Urkunde, welche ſich auf ein in Trient abgehaltenes Placitum bezieht, ein Palatium Tridentinum erwähnt; es wäre möglich, daſs das Haus, worin die Streitſache des Abtes Audibert von Verona ausgetragen wurde, der biſchöfliche Palaſt geweſen iſt. da auch ſpäterhin ſich immer der Gerichtshof darin befand.

Den biſchöflichen Palaſt möchte ich mir jedoch nicht als ein einziges geſchloſſenes Gebäude, ähnlich dem gegenwärtigen, denken, ſondern als einen Complex von mehreren Häuſern und Höfen, wie ihn noch ein Holzſchnitt von 1580 in der Beſchreibung der vorzüglichſten Städte der Welt von *Georg Braun* und *Franz Hohenberg* zeigt.

In dem Hauptgebäude, dem eigentlichen Palaſte, haben zwei Capellen beſtanden; die eine war dem heil. Blaſius (Biagio), die andere dem heil. Johannes dem Täufer geweiht. Beide wurden im Jahre 1070 conſecrirt und zwar erſtere durch den Trienter Biſchof Heinrich, letztere durch Thiemo Biſchof von Feltre, wie eine Notiz in dem V. Bande Fol. 53 der Miscellanea

Alberti ausdrücklich erwähnt. Dafs die Capelle des heil. Blafius nicht ebenerdig fondern in dem oberen Gefchoffe des bifchöflichen Palaftes und zwar anftofsend an den Chor der Domkirche gelegen war, geht aus einer Urkunde von 1185, welche eine Bergwerksordnung enthält, hervor.

Am Ende derfelben findet fich folgende Stelle: „Actum hoc existentibus et residentibus ipsis silbrariis Tridenti in Curia sedente autem suprascripto Domino Episcopo (sc. Alberto) in finestra, quae est proximior muro sancti Blasii in summitate scalae per quam ascenditur de Choro sancti Vigilii ad eandem Capellam sancti Blasii feliciter." (Miscellanea VI. Band, Fol. 103). Man ftieg vom Dom-Chore über eine Stiege, welche noch befteht, zur Capelle hinauf.

Was die Lage der einftigen Johannes-Capelle betrifft, fo fetzt *Toneati* Saggio d'illustratione del Duomo di Trento, pag. 44, diefelbe unter die alte Sacriftei: „Questa era la pala dell'altare nella chiesa, che stava sotto l'antica sagrestia e fu chiamata ora di San Giovanni Battista ed ora di S. Biagio e di S. Lucia." Beide Capellen find nicht mehr vorhanden, fie waren fchon zur Zeit des Bifchofs *Franz Felix Alberti* (1759—1761) zerftört, denn er fagt in feinen Annali del Principato ecclesiastico di Trento, pag. 6: „Queste due Capelle, state nei tempi piu bássi incorporate alla Cattedrale, oggidi sono distrutte."

Außer diefen befand fich, vielleicht erft in fpäterer Zeit, eine Capelle in dem am Stadtthurme angelegenen Theile des Palaftes, wie aus den Inveftitur-Verhandlungen vom Jahre 1574 zwifchen dem Monte di Pieta (Verfatzamt) einerfeits und den Confulen der Stadt, fowie dem almum Collegium der Doctoren anderfeits hervorgeht. (Miscellanea IV. Band, Fol. 186.) Sie hieß Capella sancti Montis und war ebenfalls im oberen Gefchofse des Palaftes, vielleicht im Thurme felbft gelegen.

Der Palaft verblieb bis in das 13. Jahrhundert die ausfchließliche Refidenz der Bifchöfe in Trient. Bifchof Ulrich II. (1006—1055) von dem das Dyptichon meldet: „Cryptam in Ecclesia Cattedrali fundavit, altare relevavit (revelavit) totamque Ecclesiam in melius mutavit," nahm gewifs auch Einflufs auf die Verfchönerung des bifchöflichen Palaftes; dasfelbe läfst fich vom Bifchof Altmann (1124—1149) behaupten, welcher den Vigilius-Dom neu reftauriren und denfelben 1146 von Pelegrinus, dem Patriarchen von Aquileja, confecriren liefs. Im Jahre 1144 fällt Bifchof Altmann einen Urtheilsfpruch in Palatio Episcopali civitatis Tridenti; 1183 wird der Palaft auch Curia sancti Vigilii und Palatium Canonicum genannt. 1212 ift eine Urkunde in Camera apud turrim Palatii Episcopalis ausgeftellt.

Bifchof Friedrich von Wangen (1207 — 1218), welcher als der eigentliche Erbauer des Domes in feiner gegenwärtigen Geftalt gilt, liefs auch durch Meifter Adam von Arogno an dem bifchöflichen Palafte, welcher durch Alter und Feuersbrunft ftark gelitten hatte, bedeutende Veränderungen vornehmen. Die alten Nachrichten darüber lauten: „Perfecit insuper Palatium Episcopale cum Capella sancti Blasii multisque aedificiis adornari mandavit Tridentinum Cattedrale templum" (bei *Bonelli* monumenta Ecclesiae Tridentinae IV. Band).

Eine weitere Nachricht meldet gewiffermaßen die vorige ergänzend: „Iste Fridericus . . . . et palatium cum capella nimia vetustate et incendio consumptum eminentiori muro reedificavit, et Ecclesiam Sti. Martyris Vigilii muro firmissimo construere desideravit." (Dyptichon Udalricianum.)

Erft Bifchof Egno (1248—1273) verlegte feine Refidenz in das fefte mehr Sicherheit bietende Caftell Buon Consiglio, welches kurz vorher einen umfaffenden Neubau erfahren haben mufs, denn der Proteft Bifchof Egno's gegen die erzwungene Belehnung des Grafen Meinhard ift im neuen Schloffe zu Trient abgefafst: „Anno Domini 1256 die Martis 2. intrante Majo Tridenti in Castro nóvo Domini Egnonis Dei gratia Episcopi Tridentini in camera apud cisternam."

Von diefer Zeit an fcheint der bifchöfliche Palaft neben der Domkirche nicht mehr die vorzugsweife Refidenz der Bifchöfe, fondern vielmehr der bloße Amtsfitz des Gerichtes (Praetura) gewefen zu fein. Egno reftaurirte diefes Gebäude und wies zu diefem Zwecke dem Maffarius Albert von Placentia die Gerichtseinkünfte der Curie zu (*Bonelli* II. Band, pag. 154). Im Jahre 1427 confecrirte Bifchof Alexander nochmals die Johannes-Capelle, welche wie es fcheint immer als zum Dome gehörig betrachtet wurde, und Bifchof Johann von Hinderbach nahm an dem damals wieder baufallig gewordenen Palafte nicht unwefentliche Reparaturen vor, welche fich auch auf die Capelle des heil. Blafius erftreckten. *Innocenz von Prato* fchreibt in feiner Chronik: „(Johann Hinderbach) Palatium Episcopale in bonam partem reformavit" und die Miscellanea, V. Band, Fol. 236, geben folgende, einem Calendarium des Bifchofs Hinderbach entnommene Notiz: „ad 1472. XI Cal. Decembris Dedicatio capellae Palatii Episcopalis ad latus Ecclesiae Tridentinae." Die Blafius-Capelle galt als die eigentliche Palaft-Capelle und von ihr findet fich noch im Jahre 1514 eine Nachricht; bei der Wahl des neuen Bifchofs Bernardus Clefius faß nämlich der Canonicus Ortwin in derfelben und fammelte von den einzeln vorgerufenen Domherren die Stimmen. (Miscellanea VII. Bd., Fol. 80.)

Unter dem Cardinal Ludwig Graf Madruzzo diente die befagte Capelle als Sacrarium oder Ort, um Kirchengeräthe und Reliquien aufzubewahren, denn *Hyppoliti* in feinem Compendium rerum Trident. fagt ausdrücklich von der Capelle des heiligen Blafius: „ubi modo est Sacrarium a Cardinale Ludovico in ea constitutum," und *Bonelli* im IV. Bande der Monumenta Ecclesiae Tridentinae erwähnt eines alten Steines, welcher eine Zeit lang im Friedhofe des Domes lag und folgende Infchrift trug: „Locus hic, cum antea Divo Blasio et Luciae dicatus esset, redactus est in usum Sacrarii impensa Illmi et Remi Dmi Ludovici etc. anno 1584."

Diefer Stein war wahrfcheinlich bei Gelegenheit der fpäteren Zerftörung der Capelle in den Friedhof hinabgeworfen worden, wo ihn Bonelli noch gefehen hat.

Als Bernardus Clefius fich im Jahre 1531 den neuen prächtigen Palaft neben dem Caftelle Buon Configlio erbaut hatte, verödete die alte bifchöfliche Refidenz immer mehr. Nur der Sitz des Gerichtshofes befand fich noch in dem Gebäude, welches nun allgemein Palazzo Pretorio genannt wurde. Es war derart bereits

in ſeinem Bauzuſtande verwahrloſt, daſs Cardinal Chriſtoph Graf Madruzzo den leerſtehenden, gegen den Stadtthurm zu liegenden Theil des Palaſtes als „quoddam Palatium vetus, ruinosum et inhabitabile“ an den Monte di Pietà von Trient überlieſs, worüber die päpſtliche Beſtätigung vom Jahre 1553 im IV. Bande der Miscellanea, Fol. 185, vorliegt.

Im Jahre 1574 ſchloſs der Monte di Pietà mit den Conſulen der Stadt und mit dem Doctoren-Collegium einen Vertrag, wornach die beiden letzteren den zweiten Stock des nunmehr dem Monte di Pietà gehörigen Palaſtantheiles gegen eine jährliche Miethe eingeräumt erhielten. Dieſe ebenfalls im IV. Bande der Miscellanea, Fol. 186, aufbewahrte Vertrags-Urkunde (Location) beſpricht ausführlich die vorzunehmenden Adaptirungen, als Anlagen einer neuen Stiege, Ausbeſſerung des ſchadhaften Daches, Abmauerung der Capelle und andere Verbeſſerungen. Im zweiten Stocke war ein Saal, welcher als disponibel dem Doctoren-Collegium überlaſſen wurde.

Trotz dieſer Arbeiten verblieb der alte Palaſt in einem deſolaten Zuſtande, denn *Mariani*, welcher 1673 ſein Werk Trento con il Sacro Concilio et altri Notabili herausgab, ſpricht ſich ſehr despectirlich über den Palazzo Pretorio aus, und behauptet, daſs das ſchönſte an ihm das Alter (l'antichità) ſei, ſonſt ſei er im Verfalle.

Die zunehmende Baufälligkeit bewog nun endlich den Biſchof Sigmund Alphons Grafen Thun, wahrſcheinlich im Einvernehmen mit den Conſulen der Stadt, den vor Alter zerbröckelnden Palaſt eingreifend im modernen Style zu reſtauriren, und ihm jene Geſtalt zu geben, wie wir ihn heute ſehen. Die an dem Gebäude befindliche, darauf bezügliche Gedenktafel am Domplatze lautet:

Hoc
Episcopale Palatium
Vetustate Collapsum
Restituit
Sigismundus Alphonsus
Episcopus Princepsque
Tridenti et Brixine
Anno Domini
M·DC·LXX·VI.

Bei dieſem Umbau, welcher dem Augenſchein nach ſich damals auf das ganze Gebäude erſtreckt hat, ging der alte Bau-Charakter vollſtändig vorloren. Die romaniſchen doppelbogigen Fenſter muſsten den modernen rechtekigen weichen; die erſteren wurden entweder beſeitigt oder in die Mauerwände einbezogen. Auch der über der heutigen Sacriſtei der Beneficiaten gelegene, hoch über den Palazzo Pretorio ſich erhebende ſüdliche Theil der alten biſchöflichen Reſidenz (das Palatium superius der Urkunden) muſs damals tief eingreifende Veränderungen erfahren haben, und nur im dritten Stocke dieſes Tractes haben ſich die alten romaniſchen Fenſter erhalten. Es iſt wahrſcheinlich, daſs in den breiten Mauerwänden der Façade des alten Tribunal-Gebäudes, ſowohl im erſten als zweiten Stocke noch einige derartige alte Fenſter ſtecken, welche, wie das oben beſprochene, unlängſt aufgefundene uns Kunde von längſt entſchwundenen Zeiten geben. Bei dieſer Metamorphoſe dürften auch die beiden vorerwähnten Capellen, die Johannes-Capelle und die eigentliche Palaſt-Capelle des heil. Blaſius zerſtört worden ſein. Im Jahre 1780 ſcheint der früher in dem Beſitze des Monte di Pietà geweſene Palaſtantheil bereits ganz an die Stadtgemeinde Trient übergegangen zu ſein, denn auf der an der Stirnſeite des Hauſes neben dem Stadtthurme angebrachten Gedenktafel über eine im ſelben Jahre neuerdings bewerkſtelligte größere Reſtaurirung iſt nicht mehr von dem Monte di Pietà, ſondern nur von der Stadtgemeinde die Rede. Die Inſchrift iſt folgende: „Hanc Curiam pene collapsam restituit S. P. Q. T. (Senatus populusque Tridentinus) A.MDCCLXXX.“ Das ganze alte Tribunal-Gebäude, ſoweit es ſich von der Domkirche bis zum Stadtthurme erſtreckt, beſteht aus drei zuſammenhängenden, jedoch ſchon durch den äußeren Anblick ſich von einander unterſcheidenden Theilen. Der ſüdliche Tract über der Sacriſtei erhebt ſich caſtellartig, zinnengekrönt, um ein ganzes Stockwerk über den eigentlichen Palazzo Pretorio. Im dritten Stocke enthält er einen einzigen großen Saal mit romaniſchen Fenſtern, deren Säulen das reichdecorirte Capitäl der Bauperiode unter Biſchof Friedrich von Wangen aufweiſen. Die Fenſter vertheilen ſich zu je zwei auf die Schmalſeiten, zu je drei auf die Langſeiten des Saales.

An den Wänden fanden ſich unter der Kalktünche dürftige Spuren alter Bemalung. An der nordweſtlichen Ecke des Saales tritt aus der Mauer eine Halbſäule hervor, jedoch ohne Baſis und Capitäl. Letzteres befindet ſich wahrſcheinlich in dem Bogen des aus ſpäterer Zeit ſtammenden Tonnengewölbes verborgen.

Der zweite Stock dieſes Tractes, wohin man vom Gange des oberen Stockwerkes des Tribunal-Gebäudes über eine ungefähr 2 Meter hohe Stiege gelangt, iſt direct über der ſogenannten Beneficiaten-Sacriſtei gelegen. Hier finden ſich drei gewölbte Gemächer. Das vierte, eine kleine über der Apſis der Sacriſtei gelegene Kammer, wurde im Vorjahre abgetragen. Die einfachen nüchternen Rundbogen-Fenſter dieſes Stockwerkes ſind allem Anſcheine nach ein Werk des 17. oder 18. Jahrhunderts.

Hier dürfte die alte Capelle des heil. Blaſius, die Capella Palatii Episcopalis, von welcher in den Urkunden ſo oft die Rede iſt, geweſen ſein, denn in dem vom Eingange rechts gelegenen ſaalartigen Raume, welcher an der Weſtwand ein rundes Fenſter enthält, iſt nahe am Fußboden die deutliche Spur einer abgemauerten Thür zu finden, welche nach vorgenommenen Klopfverſuchen zu der in der oben aufgeführten Urkunde von 1185 erwähnten Chorſtiege geführt hat.

Das übrige Tribunal-Gebäude, noch bis zum Jahre 1881 Sitz des k. k. Kreisgerichtes, wird durch den unter dem Hauſe durchfließenden breiten Waſſercanal in zwei Theile geſchieden, wovon der ſüdlich gelegene, an die Sacriſtei anſtoßende, noch gegenwärtig zur biſchöflichen Menſa, der andere bis zum Stadtthurme dem Aerar gehört.

Beide Theile hängen im Innern zuſammen und bilden zwei Reihen von modernen Zimmern und Kanzleien, zwiſchen welchen ſowohl im erſten als auch im zweiten Stocke ein Mittelgang liegt.

Der Stadtthurm, deſſen Innenräume in Kerkerzellen abgetheilt ſind und der mit dem Tribunal-Gebäude in enger Verbindung ſteht, weiſt an dem

knapp an ihm anliegenden Mauerwerke in der Höhe des erſten Stockes die Reſte einer alten ſteilen ſchmalen Stiege auf.

Das Terrain der Domgaſſe iſt gegen jenes des Domplatzes um beiläufig $1^1/_2$ M. erhöht. Daſs in älterer Zeit dieſe Anſchüttung nicht beſtand, laſſen die an der Außenſeite der Sacriſtei-Apſis befindlichen Halbſäulen deutlich erkennen; denn die Baſen derſelben ſtecken tief in dem Boden, ebenſo der Sockel der Apſis.

Was das aufgefundene anfangs beſchriebene Fenſter betrifft, ſo dürfte dasſelbe der Zeit vor Friedrich von Wangen angehören; der ernſte einfache Styl der Mittelſaule des Fenſters iſt der frühromaniſche; das Würfel-Capitäl mit ſeiner dürftigen Blatt-Decoration kennt noch nicht den reichen, faſt phantaſtiſchen Blätterſchmuck des 13. Jahrhunderts, wie wir ihn an den Säulen-Capitälen des Domes ſehen.

Da unter den gegenwärtigen Verhältniſſen an eine Erhaltung des aufgefundenen romaniſchen Fenſters nicht gedacht werden konnte, ſo wurde der Dom-Architekt Herr *Nordio* durch die k. k. Genie-Direction von dem Funde verſtändigt und zur Beſichtigung eingeladen, zugleich wurde eine Aufnahme durch den k. k. Genie-Director veranlaſst.

Dr. *Al. Wözl.*

Die Pfarrkirche zu Hallſtatt.

Beſchrieben und aufgenommen von *Hermann Ritter v. Riewel.*

(Mit 11 Text Illuſtrationen.)

DER Markt Hallſtatt, am Südweſtende des von hohen Bergen umrahmten Hallſtätter Sees gelegen, verdankt ſeine Entſtehung den reichen Schätzen des Salzberges, von welchen auch die Benennung jener Gegend „Salzkammergut“ ſeinen Urſprung hat. Daſs bereits die Römer hier nach Salz gegraben, beweiſt die Auffindung von römiſchen Münzen, Waffen und 1733 der Mumie eines römiſchen Kriegers mit Seitenwehr am Salzberge.[1]

Nach den faſt anderthalb Jahrhunderte, bis 955 dauernden Streifzügen der Ungarn in Ober-Oeſterreich, fingen auch die ſteyeriſchen Markgrafen an, ſich in Hallſtatt mit der Salzgewinnung zu befaſſen.

Hallſtatt wird in alten Urkunden nur „Hall“ und da es noch zu Bayern gehörte „Bayriſch-Hall“ genannt und zwar zum Gegenſatze des im Erzbisthum Salzburg gelegenen Hall.

Markgraf Ottokar V. ſagt in einer Urkunde vom Jahre 1163 die Salzgruben Hallſtatts betreffend „in der bayriſchen Stadt Halla,“ (in bavaria civitate Halla), woraus der Name Hallſtadt oder Hallſtatt entſtanden ſein dürfte.

Ein reges Leben erhielt die Salzgewinnung erſt durch Kaiſer Albrecht I., der ſchon 1284 den ſogenannten Rudolphs-Thurm als Vertheidigungsbau der Salzwerke gegen die Anfälle der Salzburger erbaute und zu Ehren ſeines Vaters „Rudolphs-Thurm“ nannte. Im Jahre 1311 erhielt Albrechts Gemahlin „Eliſabeth“ die Hallſtätter Salzwerke zu ihren Witthume und ſchlug mit eigener Hand eine neue Wand (Neuberg) des Berges zur Salzgewinnung auf.

Kaiſerin Eliſabeth erhob den Ort Hallſtatt zum Markte, was eine größere Pfarrgemeinde nebſt der nöthigen Kirche vorausſetzt, welche letztere an der Stelle der jetzigen ſtand und wovon der alte Thurm theilweiſe noch vorhanden iſt.

Die alte Kirche dürfte im 12. Jahrhundert erbaut worden ſein, weil bereits im Jahre 1145 hier das neunte Salzburger Concilium abgehalten wurde, und ſolche geiſtliche Synoden gewöhnlich nur in Kirchen ſtattfanden.

Eine beſondere Weihe erhielt dieſe alte Kirche im Jahre 1320 durch den Weihbiſchof Hermann von Paſſau,

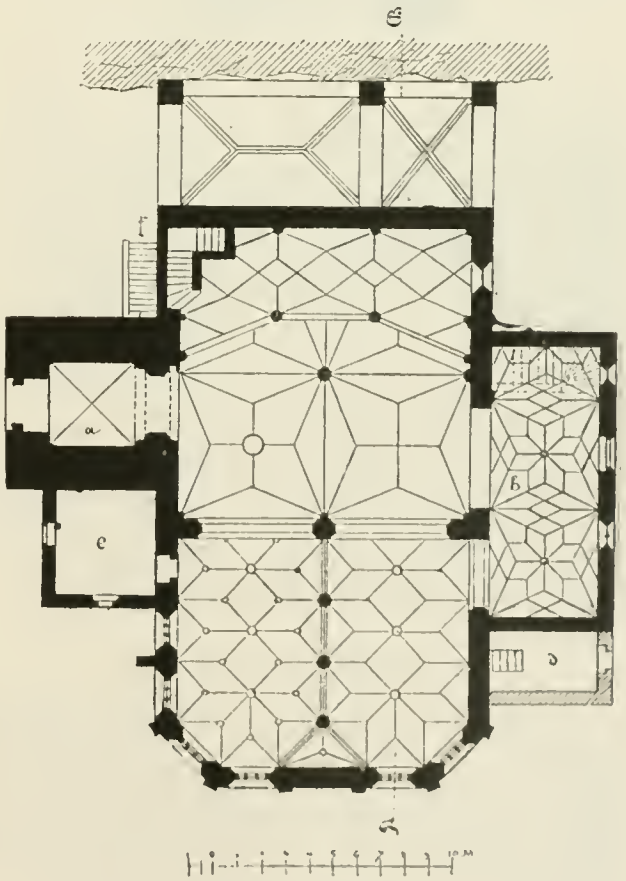


Fig. 1.

worüber es urkundlich heißt: „Consecravimus ecclesiam B. Mar. Virginis in Hallſtadt, nec non reconciliavimus ecclesiam B. Martini in Geusarn, atque ecclesiam St. Nicolai in Ischl.“ (Wir haben die Kirche zur heil.

[1] Topographie von Ober-Oeſterreich von Dechant *Weiſsbacher* und Prof *Hartenſchneider* 1835, III. Bd.

Jungfrau Maria in Hallſtatt eingeweiht, und die Kirche zum heil. Martin in Goiſern, ſowie die Kirche zum heil. Nicolaus in Iſchl verſöhnt). Nach einem im Markte befindlichen Denkſtein beſuchte 1459 Erzherzog Albrecht VI. Hallſtatt und die Salzwerke,[1] 1494 erweiterte Maxmilian I. die Marktfreiheiten von Hallſtatt und verlieh dem Markte ein eigenes Wappen. Dieſes Wappen beſteht in einem ſenkrecht in zwei Theile getheilten Schilde, wovon ſich im rechten Felde ein goldenes Steuerruder auf blauem Grunde befindet, das die Form der Ruder der alten Salzſchiffe hatte. Das linke Feld zeigt den öſterreichiſchen Bindenſchild, nämlich einen weißen Mittelbalken, nebſt zwei rothen Feldern, in welchen ſogenannte Salzpfannen kupferfarbig angebracht ſind, ſomit ſich das ganze Wappen auf die Salzgewinnung bezieht.

Was nun die jetzige Pfarrkirche betrifft, ſo ſteht dieſer hübſche aus dem 15. Jahrhundert ſtammende Bau hoch über den Häuſern Hallſtatts, auf einem Felſenvorſprunge, gegen Weſten direct an die Kalkſteinwand des Salzberges gelehnt, während die Oſtſeite von einer hohen Terraſſen-Mauer umgeben iſt, von wo aus man einen herrlichen Blick über den See genießt.

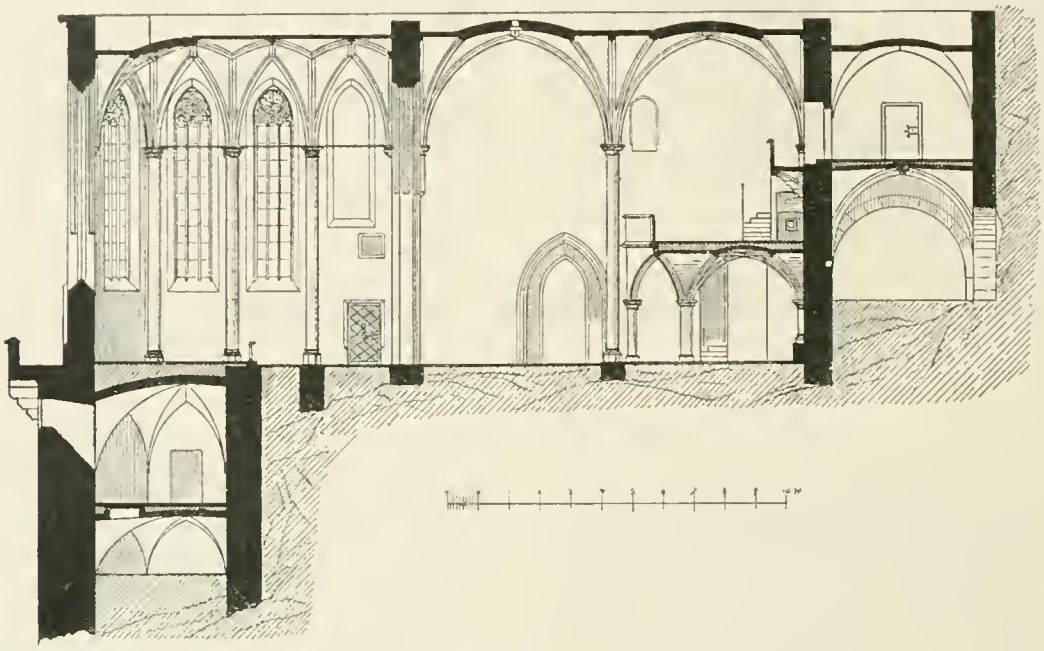


Fig. 2. (Hallſtatt.)

Beſchreibung der Kirche.

Der von der Berglehne abgerungene Bauplatz war für die Geſtaltung des Grund- und Aufriſſes der Kirche von großem Einflufs. Fig. 1 zeigt die eigenthümliche Anlage einer zweiſchiffigen gothiſchen Kirche, wobei ſich das Presbyterium dem Schiffe analog zweitheilig fortſetzt und mit aus dem Achteck entwickelten Sterngewölben abſchliefst.

Der Länge nach iſt der impoſante Innenraum in beinahe zwei gleiche Hälften getheilt, wovon der weſtliche (eigentliche Schiffsraum) genau quadratiſch iſt und durch eine Mittelſäule in vier mit Sterngewölben gedeckte Felder getheilt wird. Das durch zwei ſtarke Gurtbögen vom Schiff getrennte Presbyterium iſt durch drei Mittelſäulen in ſchmale aus den Stern-Figuren der Gewölbe ſich ergebende Felder zerlegt, wobei ſtärkere von Säule zu Säule gehende Gurten die Zweitheilung des Chors markiren.

Beſonders kühn in der Conſtruction und von ſchöner Wirkung iſt die aus dem Längenſchnitt Fig. 2 erſichtliche Wölbung des 11 M. hohen Schiffes, welche in der Mitte von einer ſchlanken, nur 0·40 Cm. ſtarken Säule getragen wird. Die drei das Presbyterium theilenden Säulen, wovon Fig. 3 Capitäl und Sockel zeigt,

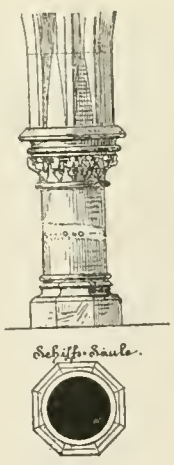


Fig. 3.

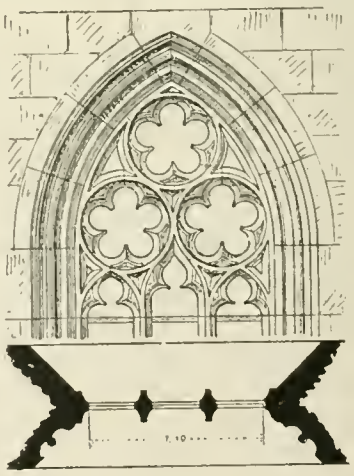


Fig. 4.

ſind mit der Mittelmauer durch eine eiſerne Schließe verbunden, welche Anordnung hauptſächlich in dem abfallenden Terrain des Baugrundes gegen den See ſeinen Grund haben mag. Im weſtlichen Schiffs-Travée iſt eine aus drei Gewölbfeldern beſtehende Orgel-Bühne eingebaut, die ſowohl von einer Stiege im Schiffseck,

wie von der Neben-Capelle zugänglich ist. Genannte Capelle ist mit zweieinhalb Feldern eines reichen Netzgewölbes gedeckt und hat ein besonders hübsches aus Sandstein ausgeführtes Portal mit einer Dreipafsfüllung im Spitzbogenfelde. Der Kirchenraum wird gegen Westen vom Felsen im Parterre mit einer von zwei ungleichen Gewölben überdeckten Durchfahrt getrennt, ober welcher sich die in zwei Hälften getheilte Paramenten-Kammer befindet, wohin man auf der weiter geführten Orgelbühnen-Stiege gelangt, wie in Fig. 2 ersichtlich.

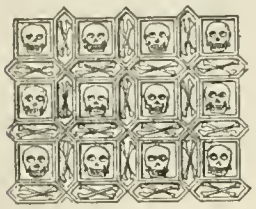


Fig. 5.

Die dreitheiligen Presbyterium-Fenster haben ihre aus verschiedenen Motiven bestehenden Maßwerke erhalten, wovon Fig. 4 ein Beispiel zeigt, bei einem haben sich noch alte Glasmalereireste mit Figuren erhalten.

Unterhalb des Presbyterium-Schlusses befinden sich analog dem Oberbaue zwei aus dem Achteck gebildete und mit einer Thüre verbundene Gruft-Capellen, in die man auf

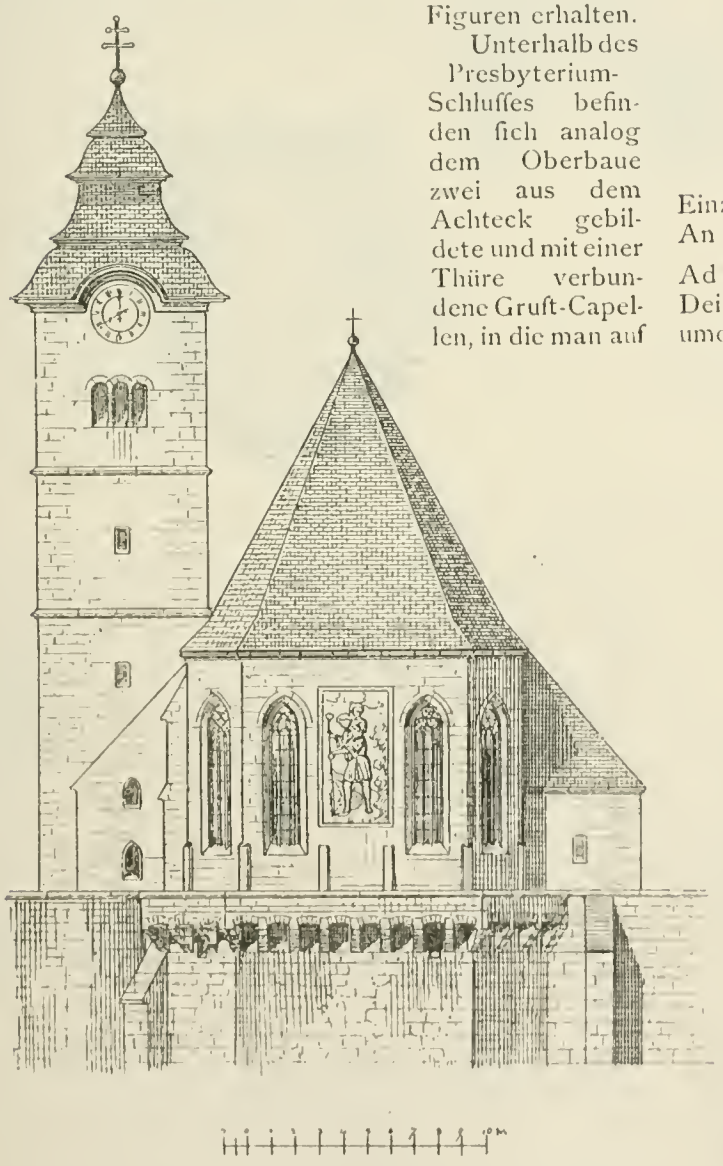


Fig. 6

der in dem später angebauten Raume *d* beginnenden Stiege gelangt, unter welchen Capellen Grüfte liegen.

In einer dieser Capellen steht ein Holz-Altar im Style der deutschen Renaissance mit einem Oelgemälde, den

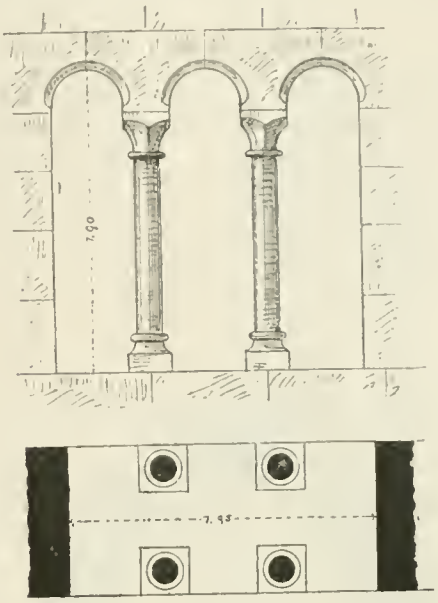


Fig. 7.

Einzug der Heiligen in das Himmelreich darstellend. An der Predella steht folgende Inschrift:

Ad Majorem Dei Optimi Maximi Gloriam Santissimae Deiparae Virginis Mariae De Monte Carmelo Omniumque Santorum Honorem Hoc Altare ad Sacrificandam et Orandamque Liberationem omnium Fidelium Defunctorum, et in Purgatorio adhuc Luentium Animarum erigere atque hoc notum Sacellum Undique exornare Fecit Praenobilis ac Generosus Dominus Christophorus Eysl, Sacrae Caesarae necnon Hungariae Bohmiaeque Maiestatis Saliarium rerum Ischlensium Praefectus MDCLVIII.

Laut dieser Inschrift ließ 1658 der damalige Salinen-Director *Christoph Eysl* in Ischl diesen Altar aufstellen und die Capelle ausschmücken, zu welcher Ausschmückung wohl auch das Ziegelpflaster mit den Todtenköpfen gehört, wovon Fig. 5 eine Abbildung gibt. Die Familie Eysl von Eyselsberg war früher im Besitze des Schlösschens „Grub“ bei Hallstatt, und deren Wappen — vier sich kreuzende weiße Balken im rothen Felde — ist auch am genannten Altare angebracht. Ueber der Sacristei *c* ist in späterer Zeit ein Oratorium aufgeführt worden, weshalb auch das eine große Fenster daselbst eine im Inneren sichtbare Vermauerung zeigt.

Wie früher bemerkt, ist von der alten Kirche der an der Südseite stehende einfach viereckige Thurm *a* übrig geblieben, dessen Alter sich hauptsächlich aus dem dreitheiligen mit romanischen Saulchen versehenen Fenstern des Glockenraumes bestimmen läfst und wovon Fig. 6 eine Ansicht gibt. In Betreff dieser rothen Marmorsaulchen der vier Fenster sind zwar nur bei einem die alten vollständig erhalten und die übrigen im Laufe der Zeit erneuert, doch sind sämmtliche Bogenschlüsse ursprünglich.

Im Jahre 1750 wurde Hallſtatt von einer großen Feuersbrunſt heimgeſucht, wobei auch das Kirchen- und Thurmdach abbrannten und die Glocken ſchmolzen und herabfielen, wonach auch das jetzige in der Anſicht Fig. 7 erſichtliche mit Schindeln gedeckte Thurmdach aufgeführt wurde. [1] Auf den Thurm gelangt man jetzt mittelſt einer bei *f* ſpäter angebauten überdeckten Holzſtiege, welche jedoch nicht den urſprünglichen Aufgang gebildet haben dürfte. Ober der Orgel-Bühne ſieht man im Innern eine vermauerte Rundbogen-Oeffnung als Fenſter oder Thürreſt des alten Baues.

Der Haupteingang zur Kirche führt durch den Thurm und im Jahre 1519 erhielt der letztere ein neues

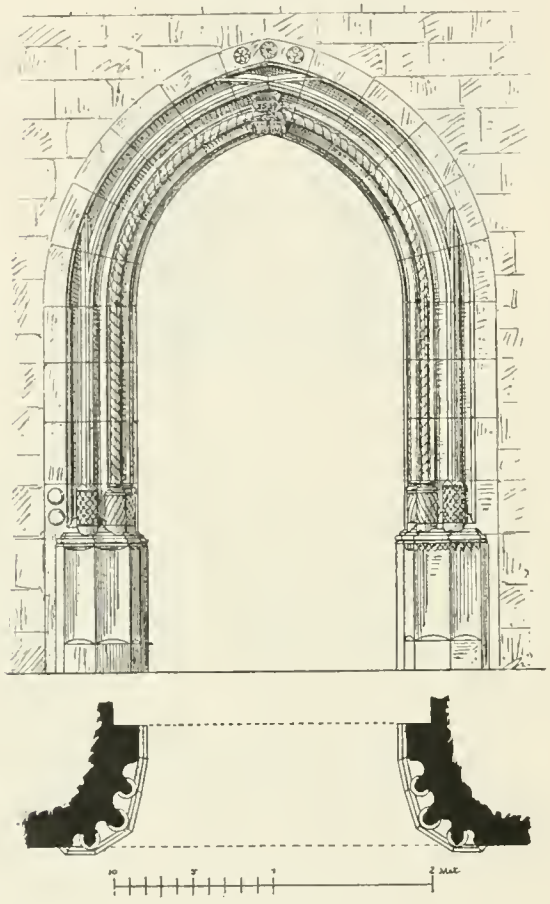


Fig 8.

Portal aus rothem Marmor, wovon Fig. 8 Anſicht und Grundriſs gibt. Die ſpätere Einfügung dieſes Portales läſst ſich ſchon an dem Fugenſchnitt der Seitengewände erkennen, deren Schichten mit dem Thurm-Mauerwerk nur in loſer Verbindung ſtehen. Am Schluſsſtein daſelbſt ſieht man drei Wappenſchilder mit Inſchriften. Am oberen Schilde ſteht „Anno ⁝ dm ·1·5·19· Jar“; auf den zwei unteren Schildern iſt ſchwer zu leſen: „·L· könighprenēr diſer zeyttbe d gich probſt“ dürfte zu leſen ſein: „L. Königprenner (oder prunner) dieſer Zeit bei der Kirche Probſt“. Nach dieſer Inſchrift dürfte dieſer Probſt Königprunner der Widmer des Portals ſein. Am Portal-Sockel ſind zwei Steinmetz-Zeichen von folgender Form eingemeißelt:

Ober dieſem Portale ſieht man unter einem Schutzdache ein breites aus den Jahre 1490 ſtammendes Fresco-Gemälde mit den Darſtellungen der Kreuztragung und Kreuzigung Chriſti. Ein zweites großes Fresco-Bild, mit ſtarker Uebermalung, — den Heiligen Chriſtoph darſtellend — ſchmückt die öſtliche Kirchenwand zwiſchen den Fenſtern, wie in Fig. 7 angedeutet. Wie aus dem einfachen Aeußeren der Kirche zu erſehen, wurde am Presbyterium gegen Oſten wegen Mangel an Raum die Anlage der Strebepfeiler vermieden, welche hier nur durch liſenenartige und bis zur Höhe der Fenſterſohlbank gehende Streifen erſetzt ſind. Der ſchmale Umgang um das Presbyterium iſt durch einen auf Kragſteinen ruhenden Ausbau erweitert.

Als einen ſeltenen Schmuck beſitzt dieſe Kirche noch einen prachtvollen Flügel-Altar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Dieſes herrliche Schnitzwerk, mit ſeinen Doppelflügeln und acht Gemälden wurde bereits durch Baron *Sacken* 1858 in den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion beſchrieben und in Abbildung gebracht. [1]

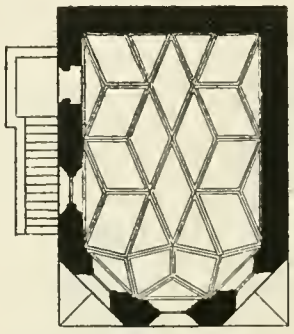


Fig. 9.

In der zweiten Presbyterium-Hälfte ſteht ein zopfiger Altar aus dem vorigen Jahrhundert, der durch einen gothiſchen erſetzt werden ſoll, was hoffentlich nicht nach der dort aufgeſtellten Zeichnung geſchieht. Von anderen alten Einrichtungsſtücken hat ſich nur wenig erhalten und ſind leider die ſchönen Paramenten-Käſten aus der Paramenten-Kammer nebſt den hübſchen Thürbeſchlägen daſelbſt verſchwunden. Nur finden wir in einer der Kammern noch eine alte aus ſich kreuzenden Latten conſtruirte Abtheilungswand mit Bemalung und von guter Zeichnung. In der unteren Durchfahrt hängt an einer Wand ein mit Leinfarbe auf Leinwand gemaltes Bild, deſſen Darſtellungen, ſtark verwittert, nicht mehr erkennbar ſind, doch dürfte daſſelbe Ende des 15. Jahrhunderts gemalt ſein.

Um die Kirche herum finden heute noch die Todten Hallſtatts auf ſehr beſchränktem Felde ihre Ruheſtätte. Dieſer kleine Friedhof hat noch eine beſondere dem heil. Michael geweihte Todten-Capelle, die zugleich mit der jetzigen Kirche erbaut wurde. In den Figuren 9 bis 11 iſt der Grundriſs, die Anſicht und der Querſchnitt dieſer hübſchen Capelle zu erſehen.

[1] Bei dieſem Brande gingen auch die meiſten Urkunden über Hallſtatt zugrunde.

[1] Eine beſonders ſchöne Abbildung dieſes Altares befindet ſich in dem Werke über Altäre etc. von *Jobſt* und *Leimer*.

Unter der Capelle iſt ein zweiter mit einem einfachen Tonnengewölbe überſpannter Raum, welcher als Beinkammer für die wegen Platzmangel nicht lang in der Erde ruhenden Todten dient. Es ſind in dieſer Beinkammer die Todtenköpfe reihenweiſe übereinander geſchichtet und tragen an ihrer Stirn ihren Namen und den Todestag verzeichnet, wobei oft gemalte Blumen und Blätterkränze den Schädel ſchmücken — ein ſchauerlicher Anblick für die Hinterbliebenen und Nachkommen. In den eigentlichen Capellenraum führt eine Freitreppe.

An der Capelle ſind zwei Lichthäuschen (Todtenleuchten) angebracht, wovon das obere vom Innern der Capelle und das untere vom Friedhof aus mit Licht verſehen wurde. Im mittleren Capellen-Fenſter iſt noch eine Tafel alter Glasmalerei vorhanden, worauf der Engel Michael mit Schwert und Wage abgebildet iſt, an deſſen Seite ſich ein mit zwei Helmen geſchmücktes Wappen befindet, im Schilde ein ſenkrechter weißer Pfahl im rothen Felde. Als Helmzier einerſeits ein rother Flügel mit weißem Pfahl, anderſeits ein wachſender Mann mit Kopfband zu ſehen. Dieſes Wappen dürfte daher der Reſt einer Fenſterwidmung ſein.

Ein ähnliches Wappen findet ſich an einem Epitaphium beim Thurmeingange, welches der Familie *Enderle von Bruchſtadt* angehört. In der Thurmhalle und an der Kirche ſind auch noch diverſe alte Grabſteine vorhanden, doch ſind die ſchönen vom Verfaſſer einſt gezeichneten ſchmiedeiſernen Grabkreuze aus dem 16. Jahrhundert zum größten Theil nicht mehr zu ſehen.

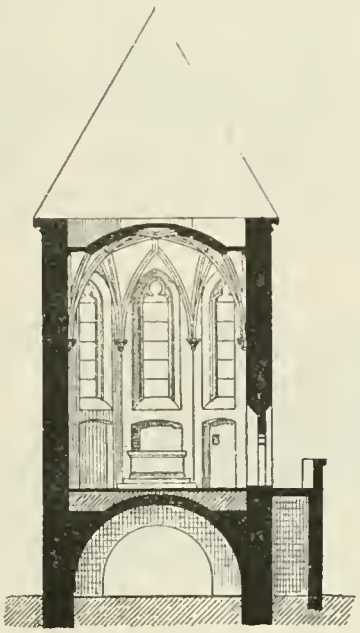


Fig. 10.

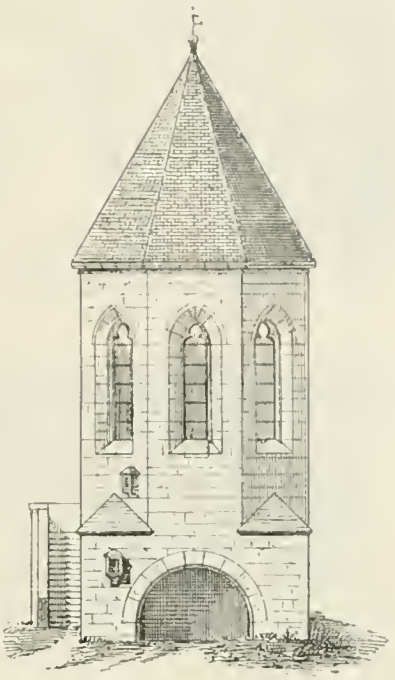


Fig. 11.

Beiträge zu einer Ikonographie des Todes.

Von Dr. *Theodor Frimmel.*

VI.[1]

DIE Todesdarſtellungen des ſpäten Mittelalters und der Neuzeit in den Niederlanden, in Deutſchland und den öſterreichiſchen Ländern bieten manche Analogien mit den oben behandelten Darſtellungen in Frankreich. Nur muß für die erſtgenannten Länder im allgemeinen die Blüthezeit des ſpätmittelalterlichen Todes-Typus ſpäter angeſetzt werden als für Frankreich, von wo aus (höchſt wahrſcheinlich) ſich dieſer Typus erſt in die Nachbarländer verbreitet hat. Auch iſt zu beachten, daſs in Deutſchland ſpäterhin viel zäher an der mittelalterlichen Form feſtgehalten wird als in Frankreich.

In beſonderen Gegenſatz treten aber die deutſchen Todesbilder zu der Auffaſſung des Todes in der italieniſchen Renaiſſance. Konnten wir in Italien ein an die Antike gemahnendes vornehmes Vermeiden von Perſonificationen des Todes unſchwer beobachten, ſchloſs ſich ein Theil italieniſcher Todesbilder deutlich an die Schilderungen claſſiſcher Autoren an, ſo muß die gleichzeitige Kunſt in Deutſchland als die an Todesdarſtellungen vielleicht fruchtbarſte bezeichnet werden. Ein wirkliches Einbürgern jener italieniſchen Auffaſſung hat in Deutſchland gar nicht ſtattgefunden. Im Gegentheil ſteht die deutſche ſowie die niederländiſche Kunſt bezüglich der Todesbilder am Ausgange des ſpäten Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit unter dem Einfluſſe Frankreichs. Erſt im Verlaufe des 16. Jahrhunderts dringt italieniſcher Geiſt nach dem deutſchen Norden. Das vielleicht erſte und dabei wohl Decennien lang vereinzelt bleibende Beiſpiel einer italieniſirenden Todesfigur findet ſich bei *Burckmair*. Erſt ſpäter werden geflügelte Todesbilder häufiger, tauchen die trauernden Kinder, die Fackeln auf. Vorher aber wurde immer und immer wieder der alte Typus wiederholt, der ſeine Formen dem magern Cadaver und dem Skelet entnimmt.

[1] In die heutige Fortſetzung müſſen einige Abbildungen eingeſchoben werden, die ihrem inneren Zuſammenhange nach zu früheren Capiteln gehören. Fig. 1 ſtellt den Todtentanz der Virgilius-Kirche zu Pinzolo in Südtyrol vor und bietet uns ein Beiſpiel eines Todtentanzes in italieniſirender Auffaſſung. Fig. 2 bringt uns den als Mohren gebildeten Tod auf einer Miniatur des Lyoner Gebetbuches der Stiftsbibliothek in Gottweig zur Anſicht. (Vergl. Bericht und Mittheilung des Alterthums Vereines 1877. S. 12 und *Bucher*: Geſchichte der techniſchen Künſte I. 226).

In Bezug auf die große Maſſe von Todesbildern nach ſpätmittelalterlichem Typus erinnere ich hier

Fig. 1. (Pinzolo.)

an die in Deutſchland nicht ſeltenen Todtentänze[1] in verſchiedener Erſcheinungsform und beſonders an die älteſten Kunſtdrucke. So an ein Blatt der anopisthographen *Oratio dominicalis*, auf dem der Tod (als mageres Cadaver) die Freuden eines heiteren Mahles ſtört, ferner an die Todesbilder auf dem ſchon in der Einleitung zu dieſer Arbeit erwähnten Blockbuch-unicum der Pariser National-Bibliothek. Die erwähnten Bilder zeigen den Tod als Cadaver, das übrigens offenbar als Skelet gemeint iſt. Die ganze Figur ſieht aus wie aus Platten von verſchiedener Form und Größe zuſammengeſetzt.

Derartige Figuren von ſehr unvollkommener Ausführung haben ſich in rohen Producten noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten.[2] Nicht zu vergeſſen iſt das Blatt mit dem Glücksrade des Meiſters mit den Bandrollen von 1464 (Pass. II. S. 27, Nr. 48). Es zeigt uns einen als Skelett gemeinten plumpen Tod. (Die Naſe iſt vollſtändig, die bulbi ſind erhalten, dagegen der Jochbogen und die Kiefer ſkeletirt.) Er iſt hier als Bogenſchütz dargeſtellt und zielt nach einem Baume empor, auf welchem wir Perſonen verſchiedenen Standes bemerken. Der Grundgedanke iſt alſo hier derſelbe wie bei den Todtentänzen. Doch erſcheint hier der Tod nur einmal, anſtatt wie in den Todtentänzen jedem einzelnen Stande seinen Beſuch abzuſtatten. Wenngleich die ungezählten Todesdarſtel-

Fig. 2. (Göttweig.)

lungen des ausgehenden Mittelalters in morphologiſcher Hinſicht recht einförmig ſind, ſo gewinnen ſie doch an Intereſſe durch die reiche Abwechselung der

[1] Die eigentlichen Todtentänze werden hier nicht ſpeciell angeführt. Eine Figur die in morphologiſcher Bedeutung von Wichtigkeit ware, iſt mir darunter nicht vorgekommen.

[2] Bezuglich der Oratio dominicalis vergl. *Dutuit:* „Manuel de l'amateur d'estampes" I. Taf. XXXIV und XXXVII. (Facsimiles nach demſelben Bilde in zwei verſchiedenen Ausgaben.) Bezuglich des Unicums der Pariſer Bibliothek „Noti e des Imprimees . . ." Nr. 27. Das in ikonographiſcher Beziehung ſehr lehrreiche Buch zeigt deutſche Inſchriften. Der Tod (der einmal als „ewigtod" und zuletzt als „zeitlichtod' auftritt) iſt nach dem Typus der Blockbuchſkelete gebildet. Als Attribute kommen Geißel, Bogen und Senſe vor. Einmal iſt der Tod beritten. Rohe Producte ſpaterer Zeit ſind abgebildet bei *Becker* und *Derſchau* „Holzſchnitte alter Meiſter" Gotha 1816, z. B. II. Lief. C. 24 „6 Bl. theologiſche Vorſtellung des Urſprungs der Sünde . . . . ." Aeltere deutſche Todesbilder nach gewohnlichem Typus bringen auch *Sotheby*, ſowie *Weigel* und *Zeſtermann*.

Situationen, welche von den einzelnen Künſtlern immer wieder erſonnen werden. Sogar als Schachſpieler in vornehmer Geſellſchaft tritt der Tod auf. So finden wir ihn auf dem ſeltenen Blatte, das *Paſſavant* (II. S. 277 Nr 11) beſchreibt und von dem *Weſſely* in ſeiner Arbeit über Tod und Teufel eine Abbildung gibt (S. 30). In *Woltmann's* Holbein-Biographie (I. 248) wird erwähnt, daſs ſich ein ähnliches Bild ehemals im Kreuzgange des Strassburger Münſters befunden habe. (Nach *Edel* und *Wackernagel.*)

Am häufigſten dürfte die Nebeneinanderſtellung des Todes mit jugendlichen Geſtalten ſein. Der niederländiſche Meiſter von 1480 ſtellt den Unerbittlichen neben einen lebensfriſchen Jüngling (auf dem Blatte Pass. II. S. 261, Nr. 41). Der Künſtler bildet ihn als einen höchſt abgemagerten Mann ohne Spuren der Verweſung. Nur die auf dem Boden beigegebene Schlange und Kröte, ſowie die höchſte Abmagerung kennzeichnen die faſt nackte Figur als eine Perſonification des Todes. Die Haltung iſt eine ruhige. Bewegter erſcheint der Tod auf einem anonymen niederdeutſchen Stiche des 15. Jahrhunderts, der gleichfalls einen Jüngling und den Tod zuſammenſtellt („la mort surprenant la jeunesse" B. X. Bd. S. 54, Nr. 30. — Pass II. S. 240, Nr. 212.) Der Tod erſcheint hier halb als Cadaver, halb als Skelet. Meiſter h w (auf B. VI, p. 312, Nr. 2) bringt den Tod als mageres (ſchlecht gezeichnetes) Cadaver mit macerirtem Schädel zur Darſtellung, wie er mit der erhobenen Rechten einen Pfeil gegen einen Reiter zu ſchleudern im Begriff ſteht.

Notizen.

1. *(Beſchreibung der beim „Neubau der Schießwollmagazine in Fiſella" aufgedeckten antiken Baulichkeiten und ſonſtigen vorgefundenen Gegenſtände.)*

Auf dem für die obigen Magazine beſtimmten Bauplatze nächſt dem Meeresufer zeigten ſich wie Correſpondent *Schram* berichtet, Spuren von alten Mauern, Betongüſſen etc.; ebenſo war an vielen Stellen zu erkennen, daſs in früheren Jahren Nachgrabungen ſtattgefunden hatten. Es wurde daher mit doppelter Aufmerkſamkeit der Erdabtrag und Fundamentaushub für die Magazine begonnen und jedem vorgefundenen Gegenſtande die größte Sorgfalt gewidmet.

Gleich beim Beginn der Erdabtragung für das Schießwollmagazin Nr. I entdeckte man zwei 60 Cm. dicke Mauern, welche gegen das Ufer hin in früherer Zeit abgebrochen wurden. Bei weiterer Ausgrabung wurden zwiſchen den zwei angeführten Mauern Ziegeltrümmer vorgefunden, welche durch ihre Form auf Gefäße ſchließen ließen. Dieſe Ziegeltrümmer, welche anfangs nur einzeln und zerſtreut vorkamen, fand man beim weiteren Graben derart beiſammen, daſs man die Form der Gefäße und die Aufſtellung derſelben genau beobachten konnte. Die Gefäße ſtanden in Reihen zu 3 Stück auf 96 Cm. Entfernung von einander, jede ſolche Reihe enthielt 4 Stück circa 20 Cm. von einander entfernt. Von der einen Mauer waren dieſelben nur 20 Cm., von der andern 96 Cm. entfernt. Die Anſchüttung, in welcher die Gefäße ſtanden, war Mauerſchutt. Die Gefäße ſelbſt waren durch den Erddruck auf kleine Theile zertrümmert ſowie mit Schutt vollgefüllt. In einem Gefäße wurde ein Stück Glas vorgefunden. Von zwei Gefäßen, welche noch am beſten erhalten waren, wurden die Theile behutſam ausgehoben, bezeichnet und ein Gefäß aus denſelben zuſammengeſtellt. Die Gefäße ſelbſt beſtehen aus gut gebranntem Lehm. Die Wände ſind 4 Cm. dick, der Boden etwas ſtärker, die untere Fläche desſelben eben; in der Mitte des Bodens befindet ſich ein 2 Cm. breites rundes Loch, welches mit Blei vergoſſen iſt. Die innere Weite des Bodens iſt 30 Cm. im Durchmeſſer, von welchen ſich die Wände in der Höhe von 80 Cm. bis auf 1·47 M. im Durchmeſſer erweitern und ſodann wieder bis auf 64 Cm. verengen. Der obere Theil des Gefäßes kann nicht genau feſtgeſtellt werden, nachdem einzelne Theile nicht aufgefunden wurden. Nach den in der Anſchüttung unterhalb der Gefäße vorgefundenen 3 Stück Randleiſten (Brüche) und Deckelſtücken, welche einen und denſelben Durchmeſſer haben, zu ſchließen, durfte die angedeutete Form richtig ſein (Fig. 1).

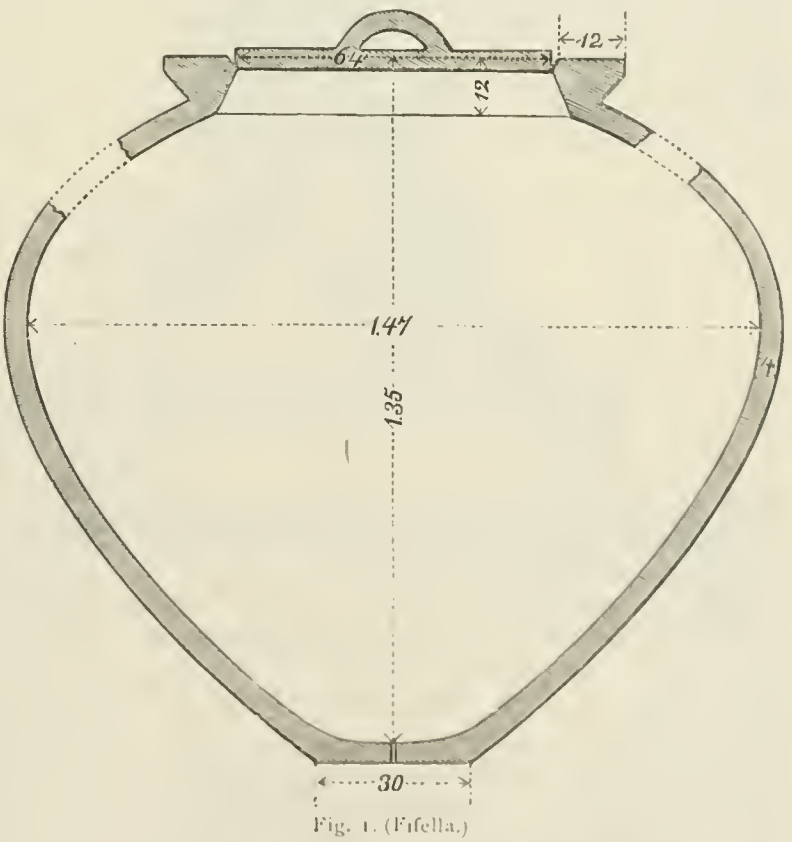


Fig. 1. (Fiſella.)

Die drei vorgefundenen Randſtücke haben das angedeutete Profil und ſind ebenfalls aus gebranntem Lehm. Bei einem Stück iſt das Wort DYGNIS einge-

preſst und gut erhalten. Die Deckelſtücke ſind ebenfalls aus gebranntem Lehm, 3 Cm dick und 64 Cm. im Durchmeſſer. Die untere Fläche iſt vollkommen eben, die obere mit einem Griff verſehen.

Der Raum, in welchem ſich die Gefäße befanden, war rückwärts mit einer ſenkrecht auf die Mauern ſtehenden Mauer abgeſchloſſen. Hinter derſelben befand ſich ein ſchmaler Gang von 96 Cm. Breite und 8·85 M. Länge, welcher ebenfalls mit einer Mauer abgegränzt war.

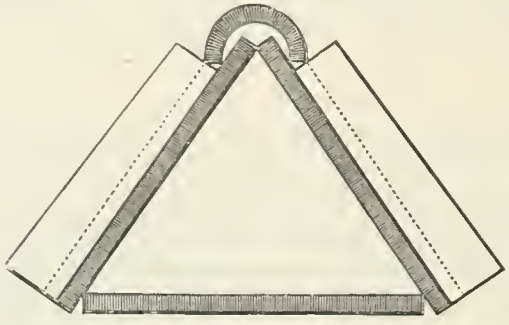


Fig. 2. (Fifella.)

Unter den Gefäßen war noch 50 Cm. Anſchüttung, ſodann gewachſener Felſen. Hinter der Gangmauer wurde ebenfalls nur Felſen und gewachſener Boden gefunden, hingegen lag an dieſer Stelle ein Mühlſtein von 80 Cm. Durchmeſſer und 32 Cm. Dicke, in der Mitte mit einem 23·23 Cm. großen Loche. Der Mühlſtein iſt aus Betonguſs hergeſtellt. Ferner fand man einen Säulenfuß aus Kalkſtein von 31 Cm. Höhe, dann 15 Stück kleine aus gebranntem Lehm erzeugte, circa 4 Cm. große Kugeln, welche in der Mitte mit einem Loche verſehen ſind, nebſt einigen Münzen.

Das Menſchengerippe fand ſich darin noch complet beiſammen. In einem Grabe wurden zwei Armbänder (mit zwei Schlangenköpfen) und ein gebrochener Ring gefunden. Außer dieſen zwei Gräbern wurden noch acht andere Gräber, unregelmäßig aus Bruchſteinplatten zuſammengeſtellt (jenen aus Ziegeln ähnlich) aufgedekt, und in einem, zwiſchen zwei Kindergerippen, ein leeres Fläſchchen aus Thon, circa 20 Cm. hoch und 5 Cm. Durchmeſſer, gefunden.

Die gefundenen Gegenſtände wurden ſorgfältig deponirt und der Leitung des Seeminen-Magazins zur vorläufigen Aufbewahrung übergeben.

2. Conſervator *Gutter* in *Szereth* berichtete, daſs im Jahre 1885 bei den Verſchanzungen der Fürſtenburg in *Suczawa* viele altrumäniſche Silbermünzen und bei *Banilla* römiſche Silbermünzen in größerer Anzahl gefunden wurden. Beide Funde wurden faſt ganz verſchleppt.

3. Bei der Central-Commiſſion ſind ſeit längerer Zeit Verhandlungen zur Ermöglichung einer Conſervirung der Kloſter-Kirche zu *Tyniec* in *Galizien* im Zuge. Um 988 wurde dort eine Benedictiner-Abtei gegründet unter der Regierung des Königs Miecislaus I., d. i. um die Zeit, als das Chriſtenthum an den Ufern der Weichſel feſten Fuß faſste. Seither war dieſe Abtei der Brennpunkt der chriſtlichen und abendländiſchen Cultur, bis endlich der politiſche Verfall des Landes herum auch dieſes Kloſter raſch dem gleichen Schickſal zuführte. Nach dem erſten Zerfall des Königreiches Polen wurde die Gegend von *Tyniec* dem öſterreichiſchen Staate einverleibt. Zahlreiche jenſeits der Weichſel gelegene Kloſtergüter blieben in Folge deſſen dem Kloſter entzogen. In den Jahren 1782—1786 geſchah

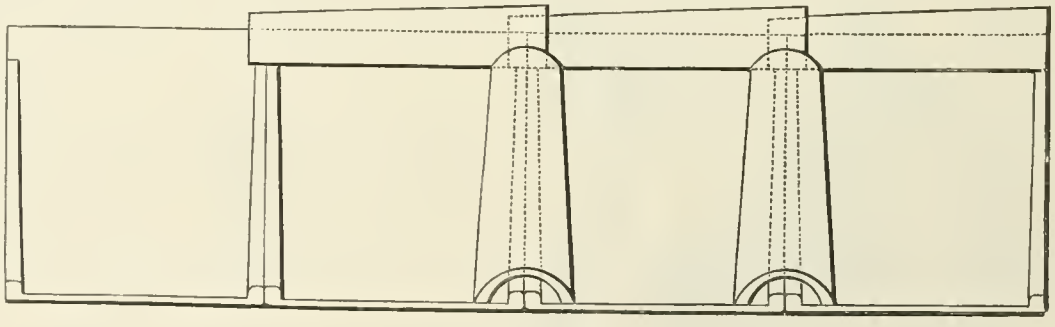


Fig. 3. (Fifella.)

Beim weiteren Erdaushub öſtlich von dem angeführten Magazine entdeckte man eine weitere Mauer und einen Raum mit drei Reihen der früher beſchriebenen Gefäße, von welchen aber nur ein Theil abgetragen wurde, ſo daſs deren Spuren heute noch bemerkbar ſind.

Bei der Abgrabung des Bauplanums für das öſtliche Schießwollmagazin entdeckte man zwei Gräber, welche aus gebrannten Ziegeln in der angedeuteten Weiſe zuſammengeſetzt waren. Der Boden des Grabes beſtand aus Flachziegeln von 60/60 Cm. Größe; auf dieſen ruhten dachförmig aufgeſtellt die Deckziegel, deren Zuſammenſtoß und der Firſt mit Hohlziegeln (den jetzigen Dachhohlziegeln vollkommen ähnlich) eingedeckt waren (Fig. 2 und 3).

daſſelbe mit den diesſeitigen Gütern zu Gunſten des Religionsfondes. Unter Kaiſer Joſeph II. ging das Kloſter in die Jurisdiction des Officialates und ſpäteren Bisthums von *Tarnow* über. Abt Florian Janovicz wurde 1786 Biſchof von *Tarnow* und führte gleichzeitig noch den Titel eines Abtes von Tyniec.

Im Jahre 1806 kamen mit Bewilligung des Kaiſers Franz I. einige Benedictiner aus Waiblingen dahin, doch wurden ſie drei Jahre ſpäter wieder heimgeſendet. Auf dem Wiener Congreſſe 1815 wurde zwar die Stadt *Krakau* mit ihrem Rayon als neuer ſelbſtändiger Staat beſtimmt, doch kam *Tyniec* neuerlich und endgiltig wieder an Oeſterreich. 1817 wurden die reſtlichen Kloſtergüter eingezogen, die Mönche entfernt und ſpäter *Tyniec* zur Reſidenz eines neuen Diöceſans beſtimmt.

Schon 1826 überfiedelte der Bifchof nach *Tarnow*. Nun folgten die Jefuiten als Bewohner der Kloflerräume bis 1831. Am 3. Mai brannte das Gebäude in Folge Blitzfchlages ab und wurde feither nicht mehr aufgebaut. Von der einftigen Herrlichkeit gibt nur mehr die fchon baufallige Kirche ein fchwaches Zeugnis. Der Verfall fchreitet indefs fchnell vor und die letzten Refte der ftolzen Abtei können ohne rafches Einfchreiten eheftens verfchwinden.

4. *(Gothifcher Taufftein in Lautfchütz.)* Im 13. Jahrhunderte hat in der Nähe von *Lautfchütz* bei *Seelowitz* eine Ortfchaft *„Bertolsdorf"* beftanden, über deren damals neue Capelle im Jahre 1263 (über fchiedsrechtliche Entfcheidung aus dem Jahre 1251) das pfarrliche Recht an die Curatie von Lautfchütz übertragen wurde, während bis dahin Bertolsdorf (durch Uebergabe Lesko's Grafen von Borak und Burggrafen von Znaim) zum Ciftercienfer-Stifte Saar gehört hatte, welche Ortfchaft aber fchon lang in Lautfchütz felbft aufgegangen und deren Name und die alte Capelle — verfchwunden find. Es ift daher immerhin möglich, dass diefer gothifche Taufftein nicht für die Lautfchützer Kirche hergeftellt, fondern aus der eingegangenen Bertolsdorfer Capelle in die Kirche von Lautfchütz übertragen worden ift, in welcher er urfprünglich an der Evangelienfeite der Apfide, dem älteften aus dem 13. Jahrhundert ftammenden Theile der Kirche neben dem Johannes-Altare geftanden hat und erft vor kurzem an einen Pfeiler des Schiffes transferirt wurde, welches Kirchenfchiff nebenbei bemerkt, nach der Jahreszahl am Schlufsfteine ober dem Mufik-Chore 1596 erbaut wurde, während die Barbara-Capelle aus dem Jahre 1707, die jüngfte der drei Bau-Epochen, diefes außer dem Taufffteine kein weiteres Intereffe bietenden Kirchleins darftellt. Diefer Taufftein „dürfte" aus rothem Marmor ausgeführt fein und zeigt im Maßwerke Spuren alter aus verfchiedenen Zeiten ftammender Bemalung, von welcher aber nur die jüngfte an den Schildern noch deutlich erkennbar ift. Die übrigen Theile des Steines find aber leider mit einer abfcheulichen grauen Oelfarbe ganz überftrichen (Fig. 4).

A. Franz.

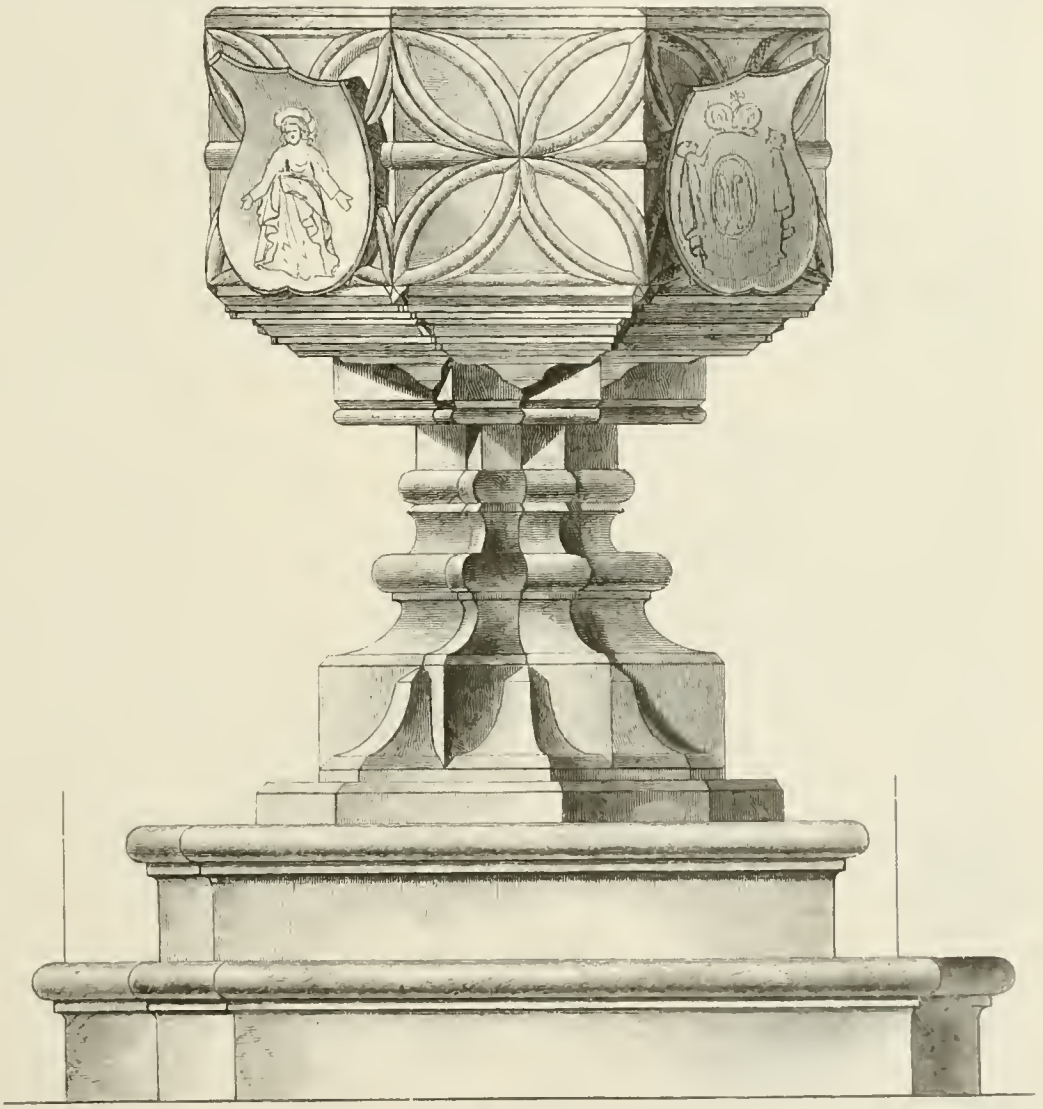


Fig. 4. (Lautfchütz.)

5. Correfpondent Pfarrer *Gröfser* in *Gutaring* berichtete an die Central-Commiffion über das fchmerzliche Brandunglück, welches am 27. Juli die Perle der gothifchen Bauten Kärntens, die *St. Leonhard-Kirche* im Lavantthale, gerade mitten in den Reftaurirungsarbeiten überrafcht hat.

Einige Steinmetzarbeiter liefsen am 27. Juli abends trotz öfteren Verbotes einen Luftballon mittelft in Spiritus getränkter und angezündeter Wolle fteigen. Unglücklicher Weife blieb derfelbe am Dachfirfte des Hoch-Schiffes hangen und gerieth in Brand. Im Nu war die ganze von der Sommerdurre ausgetrocknete Holzbedachung in Flammen. Bald war auch der Thurm vom verzehrenden Elemente erfafst und brannte total aus. Die Spitze, die Kuppel und die Giebel ftürzten herab. Dadurch ward ein Theil des Gewolbes im rechten Seitenfchiffe (¼ Gewolbjoch) und das Gewolbe im Mufik-Chore durchgefchlagen.

Das Innere der Kirche, Altäre, Kanzel, Grabſteine, das neue Pflaſter (Terrazzo), die übrigen Gewölbe ſind gerettet. Die alten Glasmalereien waren bis auf wenige in den hohen Rundfenſtern und Maßwerken, zur Reparatur herausgenommen und entgingen ſo der Vernichtung.

Einen höchſt wehmüthig ſtimmenden Eindruck macht nun die intereſſante Kirche, deren Renovirung ſchon ziemlich weit fortgeſchritten war. Das Terrazzo-Pflaſter war faſt vollſtändig fertig, die Wände und Gewölbe mit Ausnahme des linken Seitenſchiffes gefärbelt, die Sockelgliederungen von Tünche befreit, die Maßwerke in den drei Fenſtern des letztgenannten Schiffes neu eingeſetzt, ein Gewölbeplatzel ebendort neu conſtruirt, die Stufen zum Weſt-Portale vollendet, zum Süd-Portale in Arbeit; letzteres hatte ſchon ſeinen ſchönen Schmuck in einem neuen Giebel mit Kreuzblume erhalten; die Steinmetze bereiteten ſchon die einzelnen Pfeilerkrönungen und Schrägen vor. An der ſchwächſten Seite der Kirche, im erſten Travee des nördlichen Seitenſchiffes wurden mächtige Quadern in den aufgelockerten und ganz ausgewaſchenen Grundmauern der Kirche und der Pfeiler eingefügt, um ſo ſtützend die ausweichenden Hochmauern mittelſt der Strebebögen aufzuhalten. Die Glaſer ſetzten die Nothverglaſungen ein, die Vergolder und Firſtmaler ſchabten und putzten an den alten RenaiſſanceAltären. Mit Freude ſah man der raſch fortſchreitenden Wiederherſtellung eines der ſchönſten Baudenkmale Oeſterreichs entgegen.

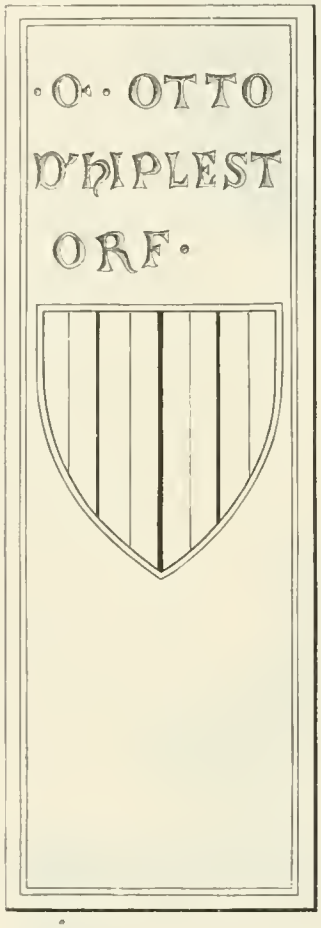


Fig. 5 (Zwettl.)

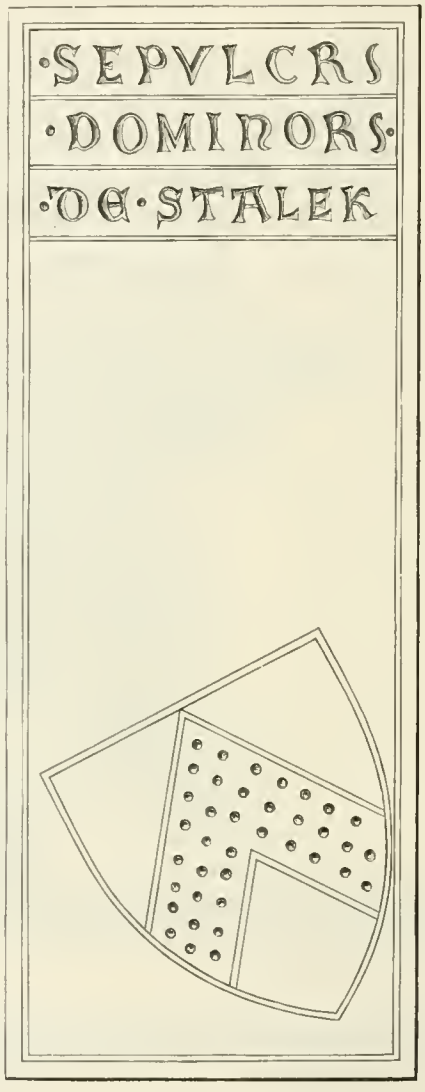


Fig. 6. (Zwettl.)

Nun wurde leider durch obige Kataſtrophe eine vorläufige Siſtirung ſammtlicher Arbeiten herbeigeführt. Nun galt es für den Beſtand des Baues ſchnelle Sorge zu tragen; denn jeder Regenguß bringt neue Gefahr für Gewölbe, Mauern und Streben. Letztere, insbeſondere die vier Strebemauern (je zwei über den Seitenſchiffen), der hohe Strebebogen über der niedrigen Sacriſtei zur Hochwand und deſſen Anſätze an den Pfeilern waren ſogleich zu ſchützen und zu ergänzen; weil erſtere unter Dach waren, haben ſie viel am feſten Verband gelitten und haben nur loſes Steinwerk an der Oberfläche. An der ſchon genannten Stelle ſtrebten ſchon vor dem Brande die Schildkappen der Hochwände über vier Finger vom Gewölbe weg nach außen; hier werden vielleicht Eiſenſchleudern einzuziehen ſein.

Vorgekehrt wurde augenblicklich die Abräumung des alten und neuen Schuttes von den Gewölben; die Leute gingen ſorglos über die heißen Mauern und Kappen. Ein feiner Eſtrich überzieht das ganze Gewölbe. Gegen Regen und Wetter wurden Sägeſpänne aufgeſchüttet und ich habe mich perſönlich am 8. Auguſt nach einer ſtürmiſchen Gewitternacht von der Vorzüglichkeit dieſer Maßregel überzeugt: die Sägeſpänne wurden nicht einmal bis zum Boden naſs; wo man aber ſelbe noch nicht hinbringen konnte, tropfte das Waſſer durch das Gewölbe und rann an den Pfeilern auf's Pflaſter, da Abfluſslöcher nicht vorhanden ſind. Beim Abkratzen der Wände und Gewölbe entdeckte man viele Malereien; leider hat ſelbe niemand copirt. Das ganze Innere war gefärbelt, die Rippen braunroth; hellrothe gothiſche Bordüren begleiteten ſelbe und an manchen Theilen entſproſſen Blumen aus den Ecken; Schluſsſteine und Conſolen waren mit kräftigen rothen und blauen Farben bemalt. Beſonders reich waren das erſte Joch im ſüdlichen Seitenſchiffe, der Schluſs des nördlichen und die Nordwand des Prieſter-Chores geſchmückt. Dort ſcheint die Darſtellung des heil. Michael beim jüngſten Gericht mit verſchiedenen Inſchriften angebracht geweſen zu ſein. Die Apoſtel-Kreuze waren große runde Medaillons mit den Bruſtbildern der Apoſtel dargeſtellt. Ueber dem Frauen-Altare mögen die vier Propheten oder Evangeliſten angebracht geweſen ſein.

Auch einige Grabſteine wurden gefunden, deren nähere Beſchreibung ich ſpäter einmal bringen werde.

6. In dem Kreuzgange des Stiftes *Zwettl* befinden ſich zahlreiche früh-mittelalterliche Grabdenkmale, davon für diesmal zwei einer näheren Betrachtung unterzogen werden ſollen.

Beide Grabmale sind aus Granit angefertigt und im Fußboden eingesenkt. Das erstere (Fig. 5) ist von einer einfachen Leiste umrahmt und enthält etwas aus der Mitte der Platte gegen oben geschoben einen einfachen zugespitzten, seitwärts ausgebauchten Schild, der pfahlweise siebenmal getheilt ist. An dem Kopftheil der Platte stehen folgende Worte in vertieft eingehauenen Buchstaben ausgeführt: „⊕. Otto | d'hipleſt | orf." *Otto von Hypplesdorf* erscheint im Stiftungenbuch des Cistercienser-Klosters Zwettl unter den Wohlthätern dieses Klosters, indem er 1290 das Pheodum zu Zayzenberge dem Kloster gegen Erlangung einer Gräberstätte daselbst schenkt. Dieser Stiftung stimmten auch seine Gattin Agnes und seine Söhne Wernhard und Hermann zu.[1] Wir können daher dieses Grabmal mit einiger Sicherheit als gegen Schluss des 13. Jahrhunderts entstanden annehmen.

Der zweite etwas größere Stein (Fig. 5) hat dieselbe Gestaltung eines viereckigen Oblongums, ebenfalls eine einfache Umleistung, unterscheidet sich dagegen vom ersteren dadurch, dass der gleichgeformte Schild am Fußende der Platte und zwar schief gegen rechts gewendet angebracht ist. Er ist ebenfalls nur durch eingehauene Contouren dargestellt und enthält einen mit kleinen kreisförmigen Vertiefungen bestreuten Sparren. Die in drei durch Linien gesonderten Zeilen lauten: Sepvlcr | · domino | · de · Stalek. Der Familie *Stalek* begegnen wir ebenfalls im Zwettler Stiftungenbuch, nämlich einem Albero de Staleche und seinem Bruder Heinrich de Kyowe als Sohne des Heinrich von Herrenstein (Zeugen im Jahre 1212),[2] einem Otto von Stalekk als Wohlthäter dieses Stiftes (1256, dabei Marquardus de Stalek als Zeuge),[3] einem Albero de Stalek als Zeugen im Jahre 1264,[4] dem Albero und Meinhardus dicti de Stalek als Zeugen im Jahre 1284.[5] Das Urkundenbuch des Stiftes Altenburg nennt ebenfalls diese Familie; wir finden einen Meinhardus de Stalekke,[6] Otto von Stolek und Agnes seine Frau, sowie ihre Kinder Wolfgang und Elisabeth (Verkaufbrief 1322),[7] denselben und seine obbenannten Kinder, aber eine Frau Namens Katharina in einem weiteren Verkaufbriefe vom selben Jahre,[8] die Witwe Katharina auch mit ihren obbenannten Kindern und einer Tochter Marigreten als Wohlthäterin des Stiftes Altenburg 1327, den Wulfing von Stolek in einem Verzichtbriefe von 1354 u. s. w. Das beschriebene Grabmal gehört ebenfalls in die letzten Jahre des 13. Jahrhunderts.

7. Conservator Director *Deininger* hat an die Central-Commission über einen kleinen Holz-Altar berichtet, der sich nächst *Hall* in der *Magdalenen-Kirche* im Hallthale befindet. Dieses gothische Altarwerk ist von nicht geringem Kunstwerthe. Es ist ohne Mensa an der linken Kirchenwand befestigt, hat bei geschlossenen Flügeln eine Länge von 1·70 M. und eine Höhe von 2·44 M., der Mittelthеil ist prächtig geschnitzt, vergoldet und bemalt. Er enthält die Statue der Madonna mit dem Kinde, dann St. Katharina und St. Margaretha. Der Hintergrund mit einem Reliefteppichmuster geziert. Ueber den Figuren reiche in einandergereihte Baldachine. Die Figuren zeigen jene gedrungeneren Körperformen mit reichhaltigen knitterigen Gewändern drapirt, wie sie dem deutschen Style des 15. Jahrhunderts eigen sind. Unter dieser Hauptgruppe befindet sich eine Gruppe, darstellend die Geburt Christi in kleinerem Maßstabe ausgeführt (das Kindlein fehlt). Während der oberste Abschluss des Altarschreines, der wahrscheinlich zinnenartig gebildet war, fehlt, sind alle übrigen Theile des Altars vorzüglich erhalten. Die Malerei auf den Flügeln ist mit reger Empfindung für Form und Farbe ausgeführt und kann zu dem bedeutendsten gezählt werden, was von altdeutschen Gemälden auf derlei Flügeln bekannt ist. An der Innenseite sind dargestalt die Verkündigung und die drei Könige (links), Maria-Heimsuchung und Mariens Tod (rechts). Außen Heiligen-Figuren. Die kleinen Flügel der Predella St. Barbara (links innen), St. Wolfgang (links außen), St. Agnes (rechts innen) und St. Johannes (rechts außen). Dieser Altar dürfte wohl ursprünglich auf der Altar-Mensa gestanden sein und erst 1614, als der jetzige Renaissance-Altar an dieser Stelle aufgebaut wurde, an die Wand gebracht worden sein.

8. *(Notizen aus Kärnten.)*

Die Kirche zum heil. Stephan in *Niedertrixen* ist ein großer einschiffiger Bau, der in seiner Hauptsache aus der früh-gothischen Bau-Periode stammt. Charakteristisch ist nur das gerade geschlossene Presbyterium mit Kreuz-Gewölben und Steinrippen, die in den Ecken auf Consolen ruhen, mit rundem Schlusssteine. Das Schlussfenster spitzbogig, zweitheilig mit Vierpass-Maßwerk. Der Thurm steht links am Presbyterium mit großen Spitzbogen-Fenstern in der Glockenstube, eines dreitheilig, die übrigen mit Maßwerk zweitheilig. Der Helm sehr schlank in eine Spitze zulaufend umgeben, von Giebeln, darin Vierpass-Fenster (Fig. 7). Die Glocken sind alt und hat laut Mittheilung des H. M. *Sunko* die größte derselben folgende Inschrift: got . schitze . dies . Gotshaus . und . alle . die . da . gen . ein . und . aus . der . Segen . des . herrn . macht . reich, per crucem domini fugite partes adversas vicit leo de tribu juda radix david S. Stephane ora pro nobis der erwierdig geistlich herr gaspar Peham dechandt zu Velkermarkt, anno 1603 pin ich gefloſſen Georg Fierring hat mich gegoſſen Balthasar Prandl Andre Erben und Michel Vritsch zu Hattendorf paide Zechmaister zu St Stephan (Munzabdrucke kärntnerscher Pfenninge). Neben der Kirche ein schlecht erhaltener Karner.

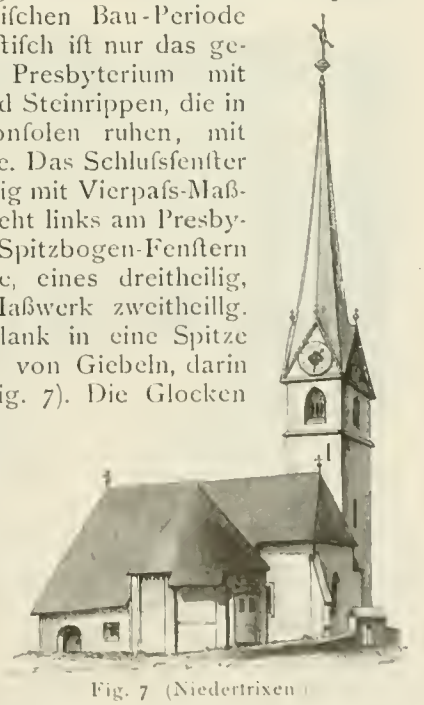


Fig. 7 (Niedertrixen)

[1] *Fries.* Das Stiftungenbuch etc. (S. 175). Im Jahre 1275 erscheint er als Zeuge (S. 197).
[2] Ibidem S. 94
[3] Ibidem S. 298.
[4] Ibidem S 364
[5] Ibidem S. 181. Derselbe ist im Jahre 1291 als Zeuge genannt im Stiftungsbuch des Klosters St. Bernhard.
[6] Ibidem S. 77.
[7] Ibidem S. 155.
[8] Ibidem S. 158. Derselbe Otto erscheint 1315 als Wohlthäter des Frauenklosters von St. Bernhard, dann 1318 als Zeuge und 1412, wobei auch seine Frau Katharina genannt ist

Die Filial-Kirche zum *heil. Martin* bei *Niedertrixen* iſt ein romaniſcher, noch ziemlich unverändert erhaltener Bau von 7·85 M. Breite bei 14·25 M. Schifflänge Fig. 8 *a b*, geben den Grundriſs und Längenſchnitt, Fig. 9, deren Rückanſicht. Man betritt die Kirche durch ein romaniſches Portal innerhalb eines Vorbaues an der Südſeite. Daſſelbe iſt zweimal abgekragt und mit geradem Sturze verſehen, im Bogenfelde ein Kreuz (Fig. 10). Man gelangt unter den Orgel-Chor, der auf drei Bogen ruhet, denen entſprechend zwei viereckige Steinpfeiler und zwei Wandpfeiler angebracht ſind. Die Decke des Schiffes iſt flach, caſſetirt und ſtammt aus dem 16. Jahrhundert. Die Chor-Niſche iſt ſehr klein und mit einer bankartigen Anlage aus Stein verſehen. In der Apſis ſind zwei Fenſter angebracht, die Fenſter im Schiffe ſind theils zugemauert

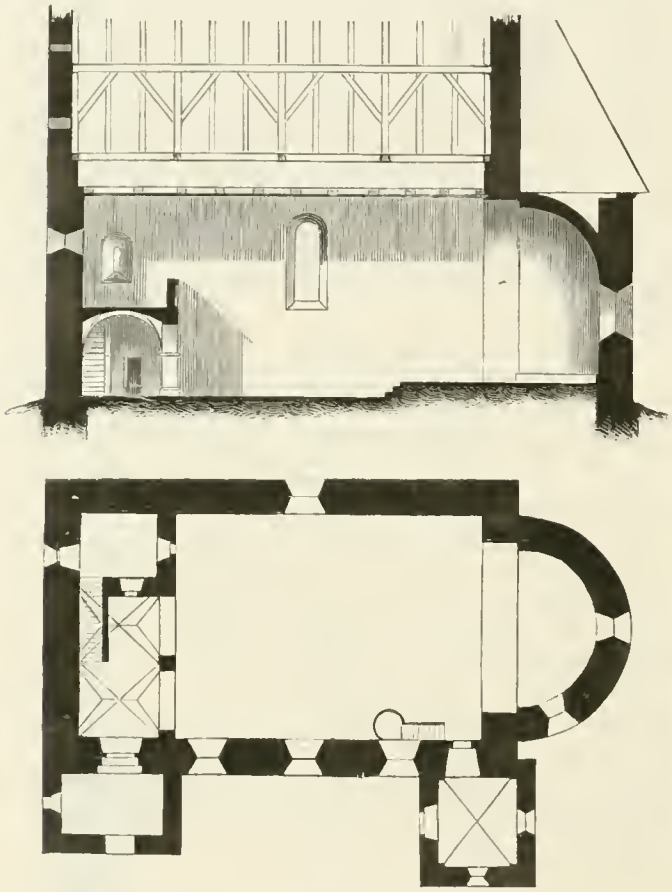


Fig. 8. (Niedertrixen.)

theils modernisirt. Die heutige Decke liegt tiefer als die alte romaniſche, deren Lage durch einen farbigen Bundſtreifen noch heute characteriſirt wird. In dem Giebelrand der Kirche ſind kleine romaniſche Säulen aus weißem Marmor eingemauert. Der Dachreiter, mit einem ſpitzen Helm verſehen, enthält eine alte Glocke ohne Inſchrift. Zu erwähnen iſt die ſechseckige Kanzel aus Stein, die Sacriſtei neben dem Presbyterium. In derſelben ein gothiſches Rauchfaſs aus Meſſing (Fig. 11) und zwei Meſsgewänder aus dem 16. Jahrhundert. Zwiſchen den Fenſtern der Südſeite (Fig. 13) das Gemälde eines rieſigen Chriſtophs, eine wenig bedeutende Arbeit des 16. Jahrhunderts. Der Heilige ſteht, das Chriſtkind auf der Achſel tragend, mit den Füßen in Waſſer, darin allerlei Ungethüme, ein Meerweibchen etc. herumſchwimmen. In der Nähe von *St. Martin* ſteht eine Capelle mit zwei beachtenswerthen Figuren, St. Stephan und St. Laurenz vorſtellend (15. Jahrhundert).

Auf einem Felſenhügel links der Drau liegt die Burg *Neudenſtein*, auch *das ſchwarze Schloſs* genannt. Dieſe wohl erhaltene Burg iſt von nicht geringer Dimenſion, ſie bildet ein unregelmäßiges Polygon, ringsherum mit Befeſtigungsbauten verſehen. Sie ſoll unter den Auffenſteinern im 14. Jahrhundert entſtanden ſein, war ſpäter im Beſitze der Kemeter und Seenuſs, das Wappen der Kemeter iſt noch über dem Thore erhalten. Ein herrliches Bild gewährt der Hof mit ſeinen Bogengängen in allen Stockwerken. Der ſüdliche und öſtliche Tract dürfte zum älteſten gehören, im letzteren befindet ſich die Capelle, die mit ihrer Apſis erkerartig an der Außenwand vortritt. Der Triumphbogen der Capelle iſt ſpitzbogig angelegt, das Schiff iſt mit Wandniſchen verſehen, bildet aber eine Trapezform, da die Seitenmauern nicht parallel laufen, die Fenſter der Apſis ſind ſehr ſchmal und hoch. Die Einrichtung

Fig. 9. (Niedertrixen.)

Fig. 10. (Niedertrixen.)

der Capelle und Sacriſtei beſteht aus ſehr beachtenswerther Tiſchlerarbeit der Barocke. Einige Wohnräume zeichnen ſich durch Stucco-Plafonds und ſchöne Kamine aus.

Die *St. Ulrichs-Kirche* bei *Neudenſtein* iſt ein langgeſtreckter geoſteter Bau, der ſeit ſeinem Beſtehen ganz gewaltige Umſtaltungen mitmachte, und mit nur wenig Reſten ſeiner erſten Anlage, wie ein Fenſter an der Oſtſeite, auf uns gekommen iſt. Das Schiff iſt mit einem Tonnengewölbe überdeckt, daſelbſt einſpringende Strebepfeiler. Im Fußboden der Kirche der ſehr beſchädigte Grabſtein eines Johann Karl Freiherrn von Kemeter. Die Thurmglocke hat folgende Legende: † a . † d . † zzz † cccc † lxxxiii † ore † gloria † veni † cum † pace. In der Thurmmauer eine ſehr beſchädigte Steinfigur des heil. Ulrich aus dem 14. Jahrhundert, polychromirt, ſehr intereſſant.

St. Jacob, Filiale vom Stifte *Griffen* gerettet; gut erhalten. Das Schiff älter mit flacher Decke, Presbyterium mit Sterngewölbe auf Wandconſolen aufruhend. Glatte Schlufssteine, Fenſter im Rundbogen. Altar in

Barock-Styl mit Wappen (Greif), ferner eine Holzſtatue St. Jacobus aus dem Ende 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Hinter dem Altar-Blatt hängt der Rücktheil eines Meſskleides aus gepreſsten Sammt mit breitem Kreuz, deſſen Querbalken aus einer Art geflochtenen Stoffes mit Goldfäden beſteht, darauf Hoch-Relief-Stickerei vorſtellend die Kreuzigung (Chriſtus am Kreuze und Maria und Johannes) mit Spruchbändern (ſehr ſchadhaft). An der Kanzel, die ſpäter als das Presbyterium iſt, wird der Fuß durch ein großes antikes Capitäl in Marmor gebildet.

Die kleine Kirche zu *St. Michael* in *Graben* liegt hoch im Gebirge bei *Diex*, hat ein gothiſches Presbyterium mit ſpitzbogigem Triumphbogen, der Schluſs iſt dreiſeitig angelegt, mit Netzrippen und entſprechenden Wandleiſten verſehen. Die drei Fenſter ſpitzbogig. Das Chor-Joch ziert ein Schluſsſtein mit Wappen, die Sacriſtei-Thüre ſpitzbogig, ebenſo iſt das Haupt-Portal geſtaltet. Ueber der Sacriſtei der Thurm. Er

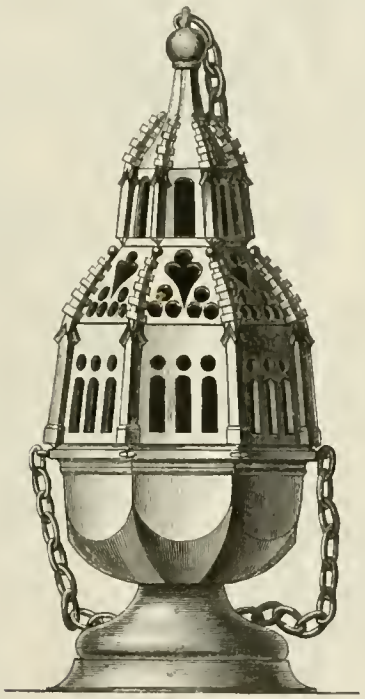


Fig. 11. (Niedertrixen.)

theilt ſich in drei Etagen, iſt mit Giebel und Spitzhelm verſehen.

Die Pfarrkirche zu *Haimburg* iſt ein ſpät-gothiſcher Bau mit vielleicht romaniſcher Grundmauer, iſt geoſtet, das Schiff iſt etwas jünger als das Langhaus; es iſt 14·30 M. lang, und 8·30 M. breit, beſteht aus vier Jochen (Fig. 13). Die Ueberwölbung bildet ein combinirtes Kappengewölbe; die Rippen ruhen auf Wanddienſten. Der Orgel-Chor im erſten Joche ruht auf drei Bögen und wird von zwei Säulen und Halbſäulen getragen. An den Wänden Spuren alter Wandmalerei. Das Presbyterium iſt ungewöhnlich groß und ſchließt mit fünf Seiten des Achtecks, Netzgewölbe mit Wanddienſten, außerdem beſteht es noch aus einem Joche. Die Rippen laufen auf den Auflagern unmittelbar an. Die Rippen und Felder zum Theile bemalt, ein Schluſsſtein mit dem Cillier-Wappen. Die Fenſter theils zwei-, theils dreitheilig (Fig. 14). Die Sacriſtei neben dem Presbyterium alt, mit Kreuzgewölbe. An der Evangelienſeite ein Sacraments-Häuschen auf ſchlankem Fuße. Der Hoch-Altar, eine ſchöne Holzarbeit der Barocke, darauf das Wappen von Griffen. Außen Strebepfeiler, die des Presbyteriums dreimal abgeſtuft, die des Schiffes einfach, die an den Ecken ſchräg geſtellt. Der Thurm an der Weſtſeite trägt eine achtſeitige Spitze. An der Südſeite ein Vorbau für den Eingang.

Zu erwähnen ſind mehrere ſchöne Schloſsbleche und Klopfer am Haupteingange und in einer Kammer ober der Sacriſtei, dann eine ſchone Marien-Statue im Raume ober dem Vorbaue, endlich ein Grabſtein im Schiffe (Fig. 15) mit folgender Legende: anno . dni . m.ccc.lxiiii an ſand agneſentag iſt geſtorben der edelveſt Jorg von Villanders dem got genad †. An der Schwelle des ſüdlichen Einganges ein Grabſtein-Fragment.

Unter dem Presbyterium eine Gruft von viereckiger Grundform mit Kreuzgewölbe. An der Oſtwand eine Menſa. Früher führte eine Stiege aus der Kirche hinab, jetzt vermauert.

Das alte Schloſs Hainburg ſteht nahe der Kirche auf einem Felſen. Es war noch

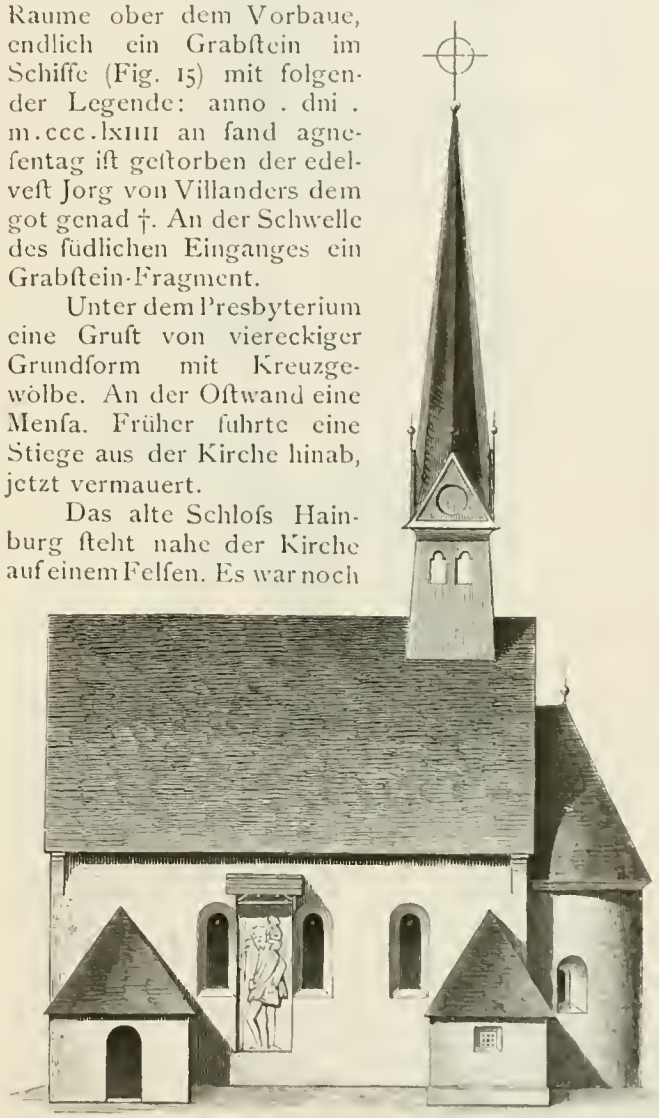


Fig. 12. (Niedertrixen.)

in dieſem Jahrhundert bewohnt. Der weſtliche Theil iſt der ältere. Man erkennt daſelbſt noch die Capelle, die durch zwei Stockwerke reichte, Stucco-Decorationsreſte ſind noch erhalten.

Die alte Hainburg, jetzt *Rautenburg*, liegt nordweſtlich vom Orte hoher am Berge auf dem Rücken des Gebirgszuges Wandelizen, in einer Höhe von 270 M. über der Haimburger Ebene. Die Burg ſteht mit der Hauptfront gegen Süden, von wo aus man, da das Terrain im Süden und Weſten ſehr ſteil abfällt, unbehindert faſt das ganze Jaunthal überblickt. Die

nördliche und öſtliche Front iſt gegen den Wandelizen- und Haimburger Berg gerichtet.

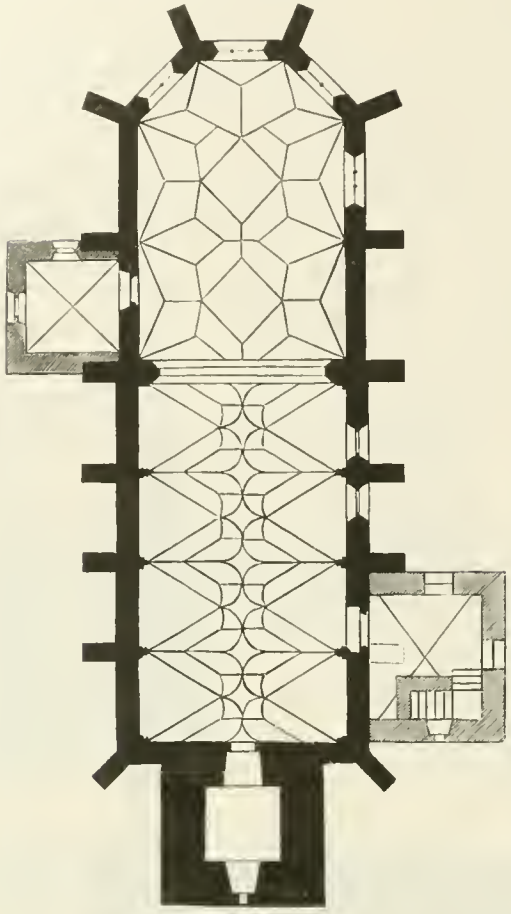


Fig. 13. (Haimburg.)

Von der Burg, die in Trümmern liegt, ſind gegenwärtig nur wenige Mauern vorhanden (Fig. 16); außerdem noch einige Fundament-Mauern, ſo daſs man ſich leicht den ganzen Grundriſs vorſtellen kann. Von den vorhandenen vier Räumen ſcheint der größere Raum ein Saal, zwei Räume ſchienen Wohnzimmer und einer ein Stiegenhaus geweſen zu ſein. Alle Mauern ſind ohne Verputz aus Steinen mit einem ſehr feſten, guten, ſteinartigen Mörtel gebunden in beſonders ſolider Weiſe hergeſtellt und iſt die Lagerung der Steinſcharen horizontal, dann nach rechts geneigt, hierauf wieder horizontal, endlich nach links ſchräg geſtellt (Fig. 17). Die weſtliche Mauer iſt 17·3 M. lang, 1·55 M. dick und 15 M. hoch, außen ſehr ſchön, an den Ecken abgerundet, erhalten. Innerhalb derſelben Mauern ſind im unteren Theile zwei Reihen untereinandergeſtellte Oeffnungen (Fig. 18) in der Mauer ausgeſparrt, in welche ein doppelter Tramboden eingelaſſen war. Gegen links hören die Oeffnungen auf und wird ſich der Tramboden an das natürliche felſige Terrain angeſchloſſen haben. An einigen Stellen der Auſsenſeite der Mauer finden ſich Buckelquadern. Im oberen Theile iſt die Mauer auf 1·5 M. Breite außen und innen an einer Stelle parapetartig ſchmäler. Fenſteröffnungen ſind gegenwärtig keine erſichtlich; dieſe werden meiſt nur an der Süd- und Weſtſeite geweſen ſein. Der Zugang zur Burg dürfte nördlich geweſen ſein, da das Terrain an den übrigen Theilen ſehr ſteil iſt.

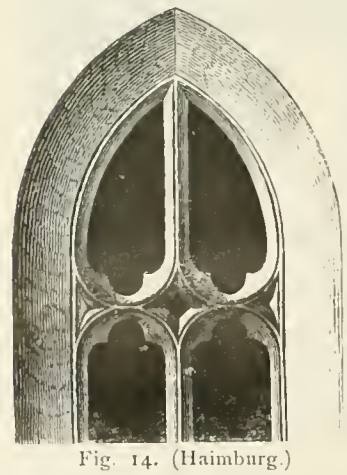


Fig. 14. (Haimburg.)

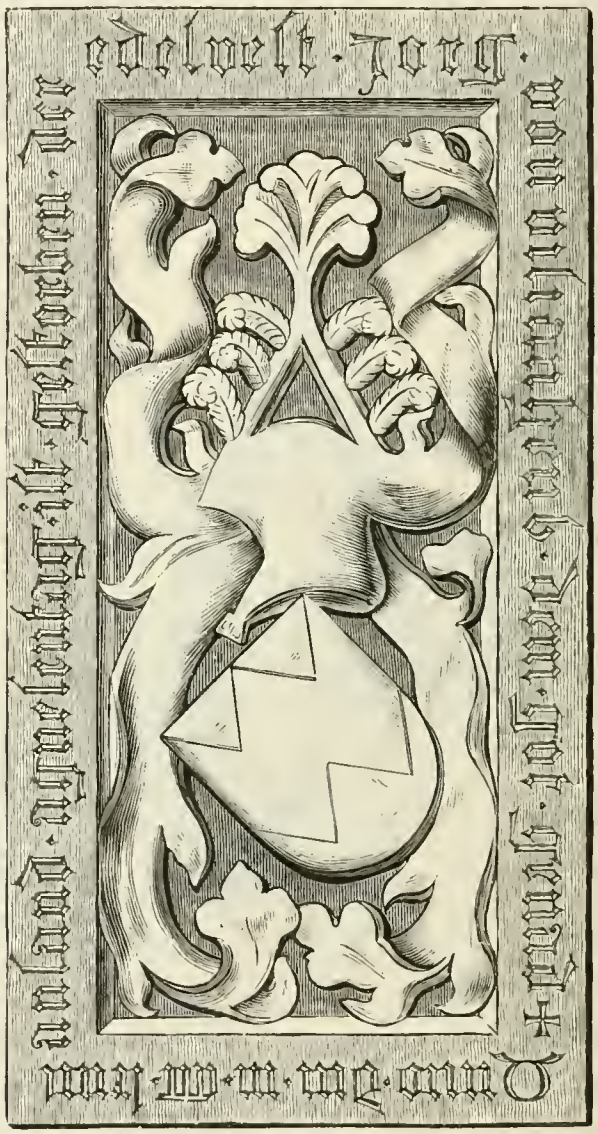


Fig. 15. (Haimburg.)

Die Kirche zu *St. Margarethen* bei *Töllersberg* iſt eine bis ins 11. Jahrhundert zurückreichende Stiftung die noch der heil. Hemma zugeſchrieben wird.

Man betritt die Kirche durch die Halle des vorgebauten Thurmes, Fig. 19, die mit einem complicirten Netzgewölbe überdeckt iſt. Das Portal hat profilirte Laibung, geraden Sturz und im Bogenfeld Blendmaßwerk. Das Schiff beſteht aus vier Jochen und iſt mit Netzgewölben überdeckt, die Rippen laufen ohne Vermittlung in die Wandfläche. Der Orgel-Chor iſt in das letzte Joch eingebaut, wird von drei ſtumpfen Spitz-

bogen getragen, die auf zwei Pfeilerchen ruhen, die Gewölbe ſind netzförmig conſtruirt. In der Ecke links iſt die Chor-Stiege angebracht Der Triumphbogen iſt dreiſeitig profilirt und im Spitzbogen conſtruirt. Das Presbyterium beſteht aus einem Joche und dem fünfſeitigen Chorſchluſſe mit Netzgewölbe-Ueberdeckung deren Rippen auf Dreiviertel-Dienſten mit rechtwinkeliger Unterlage ruhen. Etliche Dienſte ſind abgeſtutzt und andere mit einem Schilde verſehen. Die Gewölbe-Felder ſind mit Farben ornamentirt, alte Arbeit. Die Presbyterium-Fenſter ſind zweitheilig, einige mit Maßwerk.

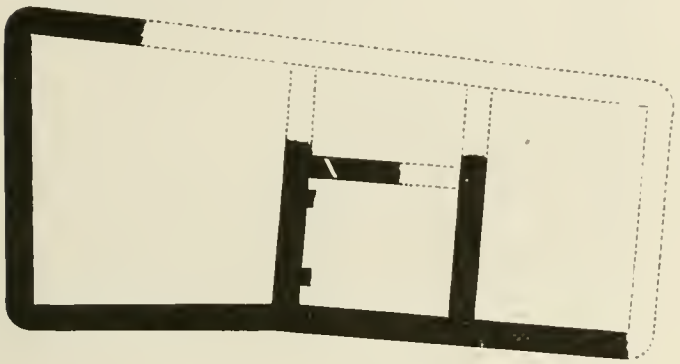


Fig. 16. (Rautenburg.)

Außen entſprechen der Schiff- und Presbyterium-Eintheilung einfache einmal abgetreppte Strebepfeiler. Was nun die Entſtehungszeit der Kirche betrifft, ſo ſtellen die wiederholt angebrachten Jahreszahlen die Bauzeit außer Zweifel, wenngleich es nicht unmöglich

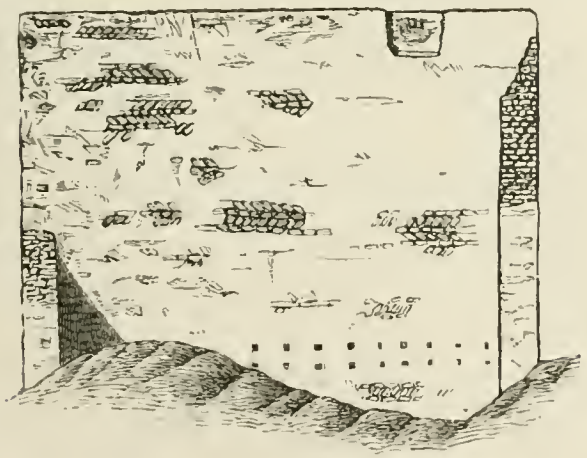


Fig. 17. (Rautenburg.)

iſt, daſs Theile älteren Baues in den ſpätgothiſchen Bau übernommen wurden. Wir finden nämlich die Jahreszahl 1538 dreimal angebracht, an einem Dienſtſchilde dabei Fig. 20, dann mit „pinxit“ im Gewölbefelde gemalt und mit dem Steinmetzzeichen am Dachfaume. Ueber dem Presbyterium die Sacriſtei.

Der Thurm charakteriſirt ſich durch ſeine hohe gewundene Spitze, Seitengiebel und durch ſeine Höhe, da er in vier Etagen aufſteigt. In der Glockenſtube mächtige Fenſter im ſtumpfen Spitzbogen (Fig. 21).

Rechts neben dem Langhauſe ſteht ein einfacher runder Karner mit Gruft und Concha in ſehr herabgekommenem Zuſtande. Spuren von Bemalung wie eine heil. Communion, das jüngſte Gericht, St. Michael, St. Oswald.

In dem runden Karner zu *Deinsberg* hat Correſpondent Pfarrer *Gröſser* einen Cyclus von alten Wandmalereien, wohl aus dem 14. Jahrhundert, blosgelegt.

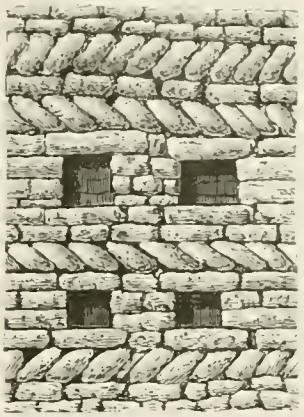


Fig. 18. (Rautenburg.)

In zwei Reihen höchſt einfache, leider auch ſtark beſchädigte Bilder, die Verherrlichung Chriſti darſtellend.

9. *Die Filial-Kirche zum heil. Johannes dem Täufer in Bilkov (Mähren).* Etwa $^1/_2$ Stunde oſtwärts

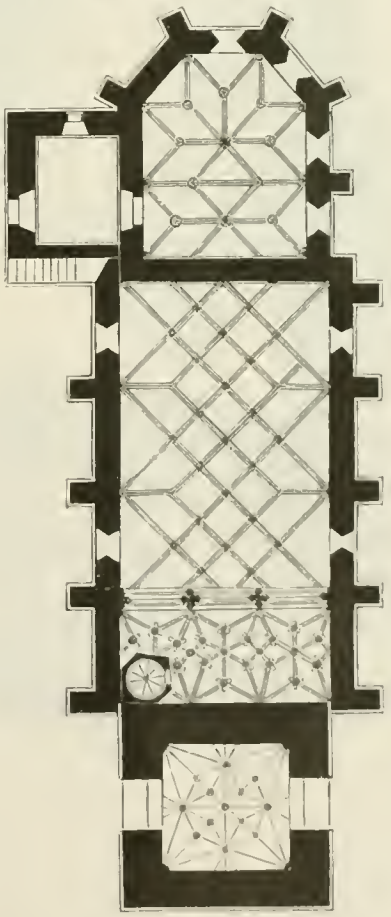


Fig. 19 (Tollersberg.)

von *Dačic* über dem Dorfe Bilkov, erhebt ſich oberhalb eines nach Südweſt ſich hinziehenden Thales, ein bedeutender felſiger Hügel, deſſen Gipfel die alterthüm-

liche vom Friedhofe umgebene Kirche zum heil. Johannes den Täufer trägt.

Diefe Kirche gehört zu den wichtigften der Gegend, da fie in der jetzigen Sacriftei die Ueberrefte der urfprünglich in Früh-Gothik gebauten Kirche bewahrt. Der Bau-Styl deutet daher auf ein hohes Alter der Pfründe, über die bis zum Jahre 1371, wo derfelben fchon als Pfarre gedacht wird, jede verläfsliche Nachricht mangelt (Mähr. Landtafel, Brünn I. Lib. V. f. 20). In diefer Eigenfchaft erhielt fich diefelbe bis in die Zeit der Schlacht am weißen Berge (bei Prag 1620), in welcher Zeitperiode auch hier in der ganzen Umgegend die Lehre der böhmifch-mährifchen Brüder profperirte. (*Wolný*, Kirchl. Top. Br. D. 3 Th., S. 264.)

Fig. 20. (Töllersberg.)

Fig. 21. (Tollersberg.)

Nach der Wiedereinfuhrung der katholifchen Religion erfcheint diefe Kirche fchon als Filiale der Mutterkirche in Dačic, in welchem Verhältniffe fie bis zum heutigen Tage befteht.

Das Patronatsrecht wurde dafelbft vermuthlich zuvor von den Herren der benachbarten Burg Bilkov ausgeübt, welch letztere mit acht umliegenden Dörfern und zwei Maierhöfen ein befonderes Gut bildete, und der Stammfitz der Herrn Pražma von Bilkov war, von welchen unter anderen Smil von Bilkov, Burggraf zu Bitov, [1] aus der Unterhandlung zwifchen Přemysl Ottokar II. und Rudolph von Habsburg rühmlich bekannt ift.

Sodann überging Gut Bilkov fammt Pfarre an die Herrn von Neuhaus und fiel nach dem Tode Ulrichs des III. (1316 † 1348) deffen Sohne Hermann von Neuhaus (1354—1399 † 1404) zu, welcher nach dem Tode feines Bruders Ulrich, mit feinem Onkel Heinrich von Neuhaus die Güter gemeinfchaftlich befaß.

Als fodann der Sohn des erfteren, Mainhard, verftorben war, trat er alle feine Befitzungen in Mähren feiner Tochter Elsbeth ab, welche an Johann von Kravař — Krumau verheirathet war. (*Sedláček* „Hrady a zámky české" IV. Th. S. 35—36.) (Brünner Landt. IV. f. 18.) Als aber beide Ehegatten kinderlos verftarben, fiel Bilkov fammt Zugehör wieder den Herren v. Neuhaus zu. (Volný Mähr. Top. VI. S. 126—127.) Im Jahre 1460 verkaufte Heinrich der VII. von Neuhaus Bilkov, Dačic und andere Befitzungen an Wolf Krajíř von Krajk und auf Neubystřic von welcher Zeit an das Gut Bilkov fammt Pfarre zur Domaine Dačic gehört. Dies zur näheren gefchichtlichen Beleuchtung.

Was den Bau der Kirche betrifft, fo mufs derfelbe in zwei von einander mit Rückficht auf den Bau-Styl fich unterfcheidende und gemeinfam nur unorganifch verbundene Theile abgefondert werden. Der erfte und älteft Theil umfafst die gegenwärtige Sacriftei — urfprünglich ein felbftändiges Kirchlein — das bisher unverkennbare Spuren der Früh-Gothik (13. Jahrhundert) unverfehrt an fich trägt.

Diefe Sacriftei ift 10·80 M. lang, 5·50 M. breit und 6·16 M. hoch, ift mit einem gothifchen rippenlofen Gewölbe gedeckt, deffen Profil aber jetzt mehr ovalförmig als fpitzig erfcheint.

Das einfchiffige Langhaus hat einen Chorfchlufs von gleicher Breite, der aus drei Seiten eines Achteckes gebildet ift. Das Gewölbe tragen beiläufig ein Meter ftarke Mauern, außerdem fünf einfache Strebepfeiler mit einem Abfatz, von denen zwei an der Oftfeite des Presbyteriums und drei auf der Nordfeite des Langhaufes in der Entfernung von 4 M. wahrzunehmen find. Diefe Strebepfeiler find beiläufig 2·50 M. hoch und treten $^1/_2$ M. aus der Fläche der Wand hervor. Zwifchen diefen Strebepfeilern befinden fich jetzt 2·0 M. hohe und 0·71 M. breite Fenfter, die fich nach Innen bis zur Breite von 0·17 M. fchräg verengen, wo fie mit einfacher fpitzbogiger Granit-Umrahmung verfehen find. Auf ähnliche Art erweitern fie fich auch nach Innen. Solche Fenfter find drei, das vierte an der öftlichen Wand des Chor-Schluffes ift aus der Zeit der letzten Renovirung. Es läfst fich vermuthen, dafs hier urfprünglich auch ein Fenfter derfelben Conftruction wie die übrigen fich befand, trotz dem, dafs unterhalb diefer Stelle der Eingang in eine kleine Gruft führte, die gegenwärtig fchon fehr fchwer zugänglich ift.

Das Gemäuer der Südfeite war, wie aus dem Grundriffe erfichtlich ift, beim Baue des Presbyteriums der anfchliefsenden Kirche abgetragen worden und wurde das Kirchlein auf eine fehr oberflächliche Art mit dem Neubau verbunden. Dies ift insbefondere an der Stelle des Chor-Schluffes wahrzunehmen und in einem noch größeren Maße am Giebel der Sacriftei, wo die

[1] Smil v. Bilkov kommt an mehreren mährifchen Urkunden vor. Boček Codex dipl. Mor. 3. B., pag. 205., 249.

beſtandene Front durch den Ziegelbau verlängert und die Bedachung der Sacriſtei mit der Bedachung der eigenen Kirche in eine Fläche verbunden wurde.

In Anbetracht des allzubeſchränkten Raumes der Sacriſtei, ſowie auch des Umſtandes, daſs die engen Fenſter nur ein ſpärliches Licht in's Innere leiteten, liegt die Vermuthung nahe, daſs die Sacriſtei urſprünglich eine Friedhofs-Capelle ſein mochte. Dies bekräftigt die ſchon oberwähnte Gruft. Dieſe iſt einfach gewölbt und umfaſst nur einen geringen Raum. Urſprünglich war dieſe Gruft durch Stufen zugänglich, welche jedoch von hier weggenommen und anderwärts benützt worden ſind. Dazumal wurde die Oeffnung mit einem herbeigewälzten Stein bedeckt, worauf der Ort nach und nach mit Gras und Geſtrüppe verwuchs.

Von der Sacriſtei kommt man gegenwärtig durch einen ſpitzbogigen Eingang an der Südſeite über vier Stufen herab in das Presbyterium der gegenwärtigen Filial-Kirche, deren Bau aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts ſtammt.[1]

An der Südſeite der Kirche iſt der Thurm angebaut, durch deſſen Halle man ebenfalls in die Kirche gelangt. Der alte Thurm war ein Holzbau und zwar in dieſer Geſtalt noch im Jahre 1662 vorhanden (Viſitations-Bericht vom Jahre 1662). Der gegenwärtige Thurm wurde erſt in der neueren Zeit angebaut.

Beim Eintritt in die erwähnte Vorhalle erblickt man zuvor den urſprünglichen gothiſchen mit gleichſeitigem Spitzbogen gedeckten Eingang, welcher 2·25 M. hoch und 1·30 M. breit iſt.

Man gelangt unter den auf zwei ſtarken Pfeilern ruhenden Muſik-Chor und dann weiter in das Schiff der Kirche, welche ſammt dem unter dem Muſik-Chor befindlichen Raume 13·10 M. lang und 7·60 M. breit iſt. Das einſchiffige Langhaus hat noch die alten Mauern und erhält ſein Licht durch vier neu durchbrochene im Rundbogen geſchloſſene Fenſter. Das Schiff war urſprünglich mit Brettern flach gedeckt, desgleichen war das Muſik-Chor von Holz. Im Jahre 1844 wurde, als die ſchon ſchadhafte Eindeckung mit Einſturz drohte, das Schiff mit einem Tonnengewölbe verſehen und der Muſik-Chor von Stein aufgebaut. Um das Gewölbe noch mehr zu ſtützen, wurden, wie dies in der Zeit der Geſchmackloſigkeit oft geſchah, die alten gothiſchen Fenſter des Schiffes vermauert und an dieſer Stelle das Mauerwerk verſtärkt.

Das Presbyterium iſt um eine Stufe über das Niveau des Schiffes höher gelegen, öffnet ſich mit einem gleichſeitigen Spitzbogen und miſst dieſelbe Höhe wie das Schiff, iſt 11·50 M. lang und 5·65 M. breit und hat einen aus dem Achteck geſchloſſenen Chor. Die Wölbung beſteht aus einem Kreuzgewölbe. Die ſteinernen Rippen, welche in zwei Schlufsſteinen zuſammenlaufen, treten von den aus 3 bis 5 Wülſten zuſammengeſetzten Conſolen hervor. Der erſte Schlufsſtein trägt einen fünfſeitigen Stern, während den zweiten, oberhalb des Hoch-Altars das Monogramm ꝛhs ziert.

Das Presbyterium wird durch fünf gothiſche Fenſter mit gut erhaltenem Granit-Maßwerk[1] beleuchtet. Dieſe Fenſter ſind nur durch einen Pfoſten getheilt. Ihre Maßwerke haben außerſt einfache, meiſt auf geometriſchen Geſetzen ruhende Conſtruction.

An der Evangelium-Seite des Hoch-Altars befindet ſich ein einfaches Sanctuarium mit geſchmackvollem Eiſengitter geſchloſſen, und an derſelben Seite näher zur Kanzel führen vier Stufen zur ſpätgothiſchen Pforte der höher liegenden Sacriſtei.

Von außen finden wir am Presbyterium Strebepfeiler mit einem Abſatz, die mit den Mauerflächen des Presbyteriums durch einen gemeinſamen Sockel verbunden ſind. Die Oſtſeite des Chores hat zwei und die Südſeite ebenfalls zwei Strebepfeiler. Auf der Weſtſeite befindet ſich kein Strebepfeiler, was nur durch die Nähe der Sacriſtei zu erklären iſt. Da das Schiff urſprünglich flach gedeckt war, ſo waren hier Strebepfeiler nicht nothwendig.

Sämmtliches Geſimſe der Strebepfeiler iſt von Granit, ſowie auch das Kranz-Geſimſe, deſſen Spuren ſich bisher am Schiffe erhalten haben; dieſes Kranz-Geſimſe endigt an der Weſtfront des Schiffes rechts mit einer Kugel, links mit einem Stierkopf.

Die Bedachung der Kirche ſtammt größtentheils aus neuerer Zeit, doch wurde der urſprüngliche Styl beibehalten. Im Presbyterium verlängert ſich der Dachſtuhl in hölzerne Tragſtücke, von welchen erſt das Satteldach ſich erhebt. Dieſe Tragſtücke erinnern

Fig. 22. (Bründl.)

uns an jene der alterthümlichen Dorfkirche in *Koči* in Böhmen[2] (¾ Stunden öſtlich von Chrudim) und ſind die einzigen Ueberbleibſel der alten holzernen Conſtruction, welche ehemals vielleicht zur nicht geringen Zierde dieſer Kirche mehr vertreten war.

Jar. Janoušek.

10. Conſervator *Redlich* machte die Mittheilung, daſs im Laufe des Sommers 1885 der obere Theil des *ſchwarzen Thurmes in Eger* einer Reſtaurirung unterzogen wurde. Bei dieſer Gelegenheit fand man zwei alte zehnpfündige Metallkugeln, die in das Mauerwerk (eine an der Südſeite, die andere an der Nordſeite), eingedrungen waren.

11. Das Unterrichts-Miniſterium machte die Mittheilung, daſs es ſich bei der *St. Peters-Kirche in Wien* vorläufig um die Eingerüſtung handelt, wofür bereits

[1] Das architektoniſche Detail dieſer Kirche deutet in dieſen Gegenden auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und ſtimmt mit einer ganzen Reihe von Gründungen überein, welche ſowohl in Böhmen als auch in Mähren in dieſer Periode ihren Urſprung hatten.

[1] Dieſelbe Conſtruction der Conſolen und ähnliches Granit-Maßwerk finden wir bei der St. Geiſt-Kirche in *Zeh*, deren Bauzeit das ſpätgothiſche Netzgewölbe im Presbyterium gehörig beſtimmt.

[2] Gegründet durch Königin Sophie, Gemahlin Wenzel IV., im Jahre 1395, 28. Februar und bis zum heutigen Tage gut erhalten.

10.000 fl. finanzgefetzlich für das Jahr 1885 genehmigt wurden. Erft durch Zuhilfenahme des Gerüftes wird es möglich werden, den Umfang der baulichen Schäden zu überblicken und die Reftaurirungs-Nothwendigkeit zu conftatiren.

12. Die nebenftehende Abbildung veranfchaulicht eine dunkelfarbige Thonurne, welche in den der Hallftätter Periode angehörenden Hügelgräbern bei Boviše in *Bründl* bei Chrum, zwei Wegftunden von Gurkfeld nördlich gelegen, gefunden wurde. Sie befindet fich jetzt im Landes-Mufeum zu *Laibach* (Fig. 22).

13. Confervator *Graus* hat über einige Denkmale im Küftenlande an die Central-Commiffion Nachftehend berichtet.

Pontcba ift der äußerfte deutfch-gothifche Kirchenbau des 15. Jahrhunderts mit Netz- und Sterngewölben in feinem Chore und in den drei Schiffen, deren mittleres überhöht und mit Oberlicht verfehen ift. Eben wurde das Schiff um ein und ein halbes Joch verlangert, wobei man achteckige Pfeiler durch eine ungerechtfertigte Vorlage verdarb. Der Hoch-Altar ift ein prächtiger Flügel-Altar von 1517 von einem Tiroler „Haller" erbaut.

Gemona hat noch buchmäßig fchön gefchriebene Taufmatriken des 15. Jahrhunderts und ein mufterhaft geordnetes Stadt-Archiv, in dem die Befchlüffe des Rathes die ganze Dombaugefchichte feftftellen.

In *Udine* belehrte mich der Verkehr mit einem wohlunterrichteten Sacriftan des Domes und dem Bibliothekar Dr. *Joppi,* dafs der Dom noch in feinem urfprünglichen gothifchen Bau mit drei Schiffen und niederen Capellenreihen, dem Petronio in Bologna vergleichbar, befteht, wofür auch ein alter Kupferftich in der Bibliothek, vor der Umwandlung in den Barock-Schmuck geftochen, eingefehen werden kann.

In *Görz* befuchte ich die Jefuiten-Kirche, einen mäßig großen einfchiffigen Barock-Bau mit oblongem Presbyterium, Capellenreihen zu Seiten des Schiffes, darüber Emporen und mit zwei Thürmen an der Weft-Façade.

Der *Dom* hat noch ein gothifches Presbyterium, im halben Achteck wie gewöhnlich gefchloffen, mit diefem Achteckfchluffe in drei Joche organifirt und mit einem Rautengewölbe des beginnenden 16. Jahrhunderts gedeckt. Daran ward 1680 ein dreitheiliges Schiff gefügt, inmitten mit flacher Decke verfehen, die niederen und fchmalen Abfeiten mit Kreuzgewölben bedeckt. Säulen je drei mit einem Pfeiler fondern die Schiffe und über ihnen trägt eine weitere Säulenftellung zwifchen durchbrochenen Balluftraden die Decken der Emporen über den Seitenfchiffen und die flache Decke des Mittelfchiffes. An der Schiffdecke find Malereien in Fresco von Julius Gualeus de Larno (?) Comensi. Zwei fchöne Marmor-Tabernakal, eine Marmor-Kanzel bilden den geringen bemerkenswerthen Inhalt diefes etwas enttäufchenden Baues.

S. Vito ift noch unbedeutender, ein einfchiffiger kleiner Bau mit je zwei Altar-Nifchen zu des Schiffes Seiten.

Intereffanter aber ift am Schlofsberge alldort ein kleiner Kirchenbau *S. Spirito,* vielleicht die Heil. Geift-Capelle eines Spitales, ein viereckiger Raum, modern flach gedeckt, 5·80 M. breit und 7·70 M. lang, nach Often mit einem kleinen erkerartig vorgelegten gothifchen Chörlein und einem Sterngewolbe im halben Achtecke. Außen kennzeichnet den Bau noch ein gothifches Flach-Thürmchen mit zwei fpitzbogigen Glocken-Fenfterchen am Giebel aufgebaut.

Die Klofterkirche von *Caftagnavizza* ift ein kleiner einfchiffiger Bau, deffen Seitenwände fich auf Corridore öffnen. Eben werden die fchönen Stucco-Ornamente mit neuem Gold- und Farbenfchmuck erhöht. Unter dem Fußboden des Kircheninnern verlauft der fchmale und niedrige Gang, der auf die kleine niedere Kammer der Bourbonengruft führt, die eben nur Raum für fechs Särge hat.

Dreiviertel Stunden außer der Stadt, am Fuße des heil. Berges, liegt das Dorf *Solcano,* deffen Kirche in der Hauptfache der Zeit des romanifchen Styles zuzurechnen ift. Auf ein oblonges nun im Barock-Styl gewölbtes und erneuertes Schiff, in deffen füdweftlichem Innenraume der romanifche Thurm fich einbaut, folgt ein fogenanntes Chor-Quadrat als Altar-Raum.

Die Kirche *Monte santo* ift ein bedeutender und intereffanter Bau, ganz von Quadern aufgeführt, von 42·15 M. lichter Länge und 19·08 M. lichter Breite in den drei Schiffen, gebaut von 1539 bis 1560, an den verfchiedenen Bautheilen durch mehrere Jahreszahlen (1545, 1547, 1560) feftdatirt. Die Zeit des Baues zwifchen Gothik und Renaiffance, ferner die Begegnung nordifcher und füdlicher Traditionen geben dem Bauwerke einige Eigenthümlichkeiten, die nicht häufig vorkommen. Die polygone Ausgeftaltung der Kreuzarme, das Kreuzrippen-Gewölbe des Presbyteriums, die fchlicht achteckigen Pfeiler (je fünf in den Schiffen, denen am Querfchiffe ein kreuzförmiger folgt), die Profilirung der halbkreisförmigen Arcaden-Bögen find noch nordifch-fpätgothifche Styl-Motive; der offene Dachftuhl hingegen, der fehr flach alle drei Schiffe überfpannt, das Renaiffance-Portal an der Weft-Façade erinnern zu deutlich an den Süden mit feiner Weife. Das Portal weifet noch den gothifchen Efelsrücken innerhalb einer Umrahmung der Renaiffance und die Jahreszahl 1545 auf. Darüber fteht eine noch gothifch bewegte Marienfigur zwifchen zwei knieenden Engel-Statuetten und der Spruch: „Ego autem steti in monte sicut prius. Deut. cap XV. 10^{h} MDCCXCIII G. C. S. G^{h}." Zur Anlage der Kirche ift noch zu bemerken, dafs der Altar-Raum in der Breite des Mittelfchiffes gehalten faft quadratifch ift, das darauf folgende Kreuzfchiff nach Norden und Süden polygone Abfchlüffe hat; darauf folgen die drei Schiffe, durch je fünf Pfeiler getrennt, alles unter dem einen offenen flachen Dache. Auf der Nordfeite des Chores liegt noch eine kleine quadratifche dem St. Michael geweihte Capelle von 1560.

Laibach befuchte ich zuletzt und befichtigte in der Nähe diefer Stadt $2^1/_2$ Stunden Fußweges davon entfernt die Filial-Kirche *S. Peter in Dvor,* die jedenfalls zu den kunftgefchichtlich intereffanteften Bauten des Landes gehört. Ihr Presbyterium, bei 11 M. lang, in drei Joche (das Schlufsjoch aus dem halben Achtecke mitgerechnet) gegliedert, ift mit einem Rautengewölbe verfehen. Daran ftöfst füdlich der Thurm, deffen unterftes Gefchofs in ein Chörlein verlängert als Sacriftei dient. Weftlich öffnet fich das dreitheilige

Schiff, 22·34 M. lang, 19·36 M. breit, durch zwei Reihen von je drei Pfeilern in drei faft gleich breite Räume gefondert. Die Pfeiler oblongen Grundriffes mit abgefaçten Ecken verbinden fich oben im Spitzbogen und tragen eine Holzdecke von caffettengleichen quadratifchen Feldern. Köftlich ift nur die Unbefangenheit, mit der der Meifter — er nennt fich am Weft-Portale: Gregorius Rukhenstain magister operis anno Domini MDXLIII — von den gothifchen Formen Gebrauch macht und Renaiffance-Motive darunter mifcht. Das Presbyterium hält fich verhältnismäßig rein in der Spät-Gothik. Die Caffettenfelder der Schiffe find jedoch mit Sterngewölbe-Einzeichnungen verziert. Die Färbelung an den Schiffpfeilern und fpitzen Arcaden-Bögen imitirt die Ruftica. Die Fenfter haben einen Theilungspfoften, der unter den Spitzbogen oben ftatt in Maßwerk-Figuren in die Aefte eines Baumes, in ein dreifaches (Patriarchen-)Kreuz, in ein gewöhnliches Vortrag-Kreuz, in Mufchelbildung, ja auch in eine Paftoralkrümmung übergeht. Ein Superplus von Styl-Mifchung kommt am Weft-Portale vor. Noch im Spitzbogen gefchloffen und mit einem Friefe von italienifch-gothifch gefinnten fich durchdringenden Rundbogen überkreift, verzichtet es auf die Einziehung feiner Laibungen und ift mit caffettenähnlichen vertieften Feldern verziert, die außer manchen Renaiffance-Motiven wieder mit flachen Maßwerk-Muftern gefüllt find, während ein Horizontal-Gefimfe nach oben den Abfchlufs bildet. Unter andern Abfonderlichkeiten zählen zwei Emporen im Presbyterium auf flachen Rundbogen erkerartig vorgekragt und nach oben mit einem flachen Dache wie Logen eines Theaters abgefchloffen, ferners zwei Portiken an den Oftenden der Seitenfchiffe, jeder aus drei Arcaden beftehend, nach oben gerade abgefchloffen, die Sterngewölbe aber von regelmäßig verjüngten Säulen mit jonifchen Capitälen, jedoch mit kurzem Unterfchafte und der romanifchen Eckblatt-Bafis getragen. Außen am Chor-Schluffe ift zu bemerken, dafs das Kaffgefims ftatt an der Fenfterfohlbank in der Höhe ihrer Bogenfchlüffe verlauft, über diefen rechtwinklig aufftleigt und die Streben mehr an ihrem oberften Abfchluffe umkröpft. Ein mittelalterliches Marienbild (Statue), aufgehängt im Schiffe, ein großer Seiten-Altar von 1714 und zwei andere kleine aus dem 17. Jahrhunderte, hübfche Arbeiten der Barocke, die originale Bemalung des gothifchen Sacriftei-Gewölbes find die hervorragendften Einrichtungsftücke diefes Kirchleins.

In *Krain* fcheint überhaupt die Gothik fich länger im Gedächtniffe der Bauleute erhalten zu haben und manche intereffante Mifchungen mögen fich hier aus diefer Veranlaffung finden. Die Stadtkirche in *Krainburg*, die von *Bifchoflaak* und dem nahen *Ehrengrub* haben die gleiche Art complicirter, fehr fpäter Stelz- und Sternrippen-Gewölbe mit einem der krainerifchen Spät-Gothik eigenthümlichen Aufwande von fchon ausgeführten figurirten Schlufsfteinen auf jeder Rippen-Durchdringung, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Chor und Thurm find in Krainburg aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; letzterer ift beim Umbau des Schiffes in das Weftende desfelben einbezogen worden.

14. Sehr abfeits vom gewöhnlichen Wege, zwei Stunden ober Nals (Station Vilpian der Bozen-Meraner Bahn), liegt die kleine Parzelle St. Jacob, zum Dorfe *Priffian* gehörig (Fig. 23). Die Kirche, auf einem felfigen Hügel reizend gelegen, dürfte zu den älteften des Thales gehören; dafür fprechen der Grundrifs fowie die hier und da noch erhaltenen zum Theil vermauerten, überaus fchmalen weitausladenden Fenfterchen. Wahrfcheinlich im 17. Jahrhundert wurde fie einem durchgreifenden Umbau unterworfen, indem man die alte Eindachung durch ein Lattengewölbe erfetzte und ihr in ganz eigenartiger Weife den heutigen Thurm einbaute. Derfelbe ruht mit zwei Seiten auf dem Mauerwerk der Kirche, während die beiden anderen von einer Säule getragen werden, welche frei in der Kirche aufftleigt und für den linken Seiten-Altar (Epiftel-Seite) eine Art Nifche bildet. Steigt man die fehr fteile Leiter im Thurm empor auf den Dachboden, fo bemerkt man unter und über dem Einfatz des Lattengewölbes leidlich erhaltene Refte alter Gemälde (ein Opfer Abrahams, darüber zwei roh gearbeitete Kopfe) etwa aus der Zeit um 1500. Wahrfcheinlich war das ganze Innere bemalt. Auch an der Aufsenwand, oberhalb der Thüre, befindet fich ein altes, ohne Zweifel

Fig 23 (Priffian.)

übermaltes Fresco: Chriftus und die Apoftel vorftellend, welches in der Compofition byzantinifchen Charakter verräth.

Größtentheils fehr gut erhalten find die Gemälde, mit welchen die *kleine Capelle unten am Fufse des Hügels* bedeckt war. Das Hauptbild in der Nifche zeigt Chriftus am Kreuz, neben ihm die heil. Maria und Johannes und zwei knieende Donatoren; in dem die Nifche überwölbenden Bogen: oben das machtige Haupt Gottvaters, unten rechts die heil. Elifabeth von Thüringen und Katharina, links nicht mehr kenntliche Heilige. Aufsen, im Dreieck unter dem Dache, Chriftus in der Kelter (oder im Grab? die Darftellung ift nicht völlig erkennbar) zwifchen zwei fchwebenden Engeln. Die Bilder darunter find zerftört. Kein großer Kunftler, aber ein tuchtiger Handwerker fpricht aus diefen Gemälden, die an ein Bildftöckchen in *Gufidaun*, deffen Darftellungen die Jahrzahl 1504 oder 5 tragen, erinnern.

Vollig vereinzelt dürfte das dritte Object diefer Baugruppe daftehen, *die Capelle neben der Kirche*. Ein kleiner quadratifcher Bau mit Kreuzgewölbe, drinnen

an der Oſtſeite eine gemauerte Menſa. Die übrigen Wandflächen mit großen Oeffnungen im Halbkreiſe, eine davon, die der Kirche zugewandte, zum unverſchließbaren Eingang erweitert. Von Malereien keine Spur. Der Geiſtliche erzählte, daſs in dieſem eigenartigen Altar-Bau zur Zeit der Peſt (im 17. Jahrhundert?) das Meſsopfer dargebracht wurde; die Beter lagerten auf den umliegenden Hohen.

Karl Domanig.

15. *(Die Ambraſer Sammlung in Grätz.) A. Primiſſer* ſagt in ſeiner Geſchichte der Ambraſer Sammlung:[1] „Im Junius des Jahres 1703 drangen unter dem Churfürſten Max Emanuel bayeriſche und franzöſiſche Kriegsvölker in Tyrol ein. So viel man in der Eile von der Sammlung zu Ambras verpacken konnte, wurde ſammt dem Archive gegen Steiermark geführt, und nur die abgebrochene Eiſackbrücke vermochte beides vor dem verfolgenden Feinde zu retten. Bald darauf wurden auf Befehl des Siegers die meiſten noch übrigen Alterthümer aus dem Schloſſe nach Hall abgeführt, um von da nach Bayern geſchifft zu werden," wozu es aber nicht kam. Ueber die Geſchicke des „gegen Steiermark" geführten Theiles der Sammlung dürfte bisher

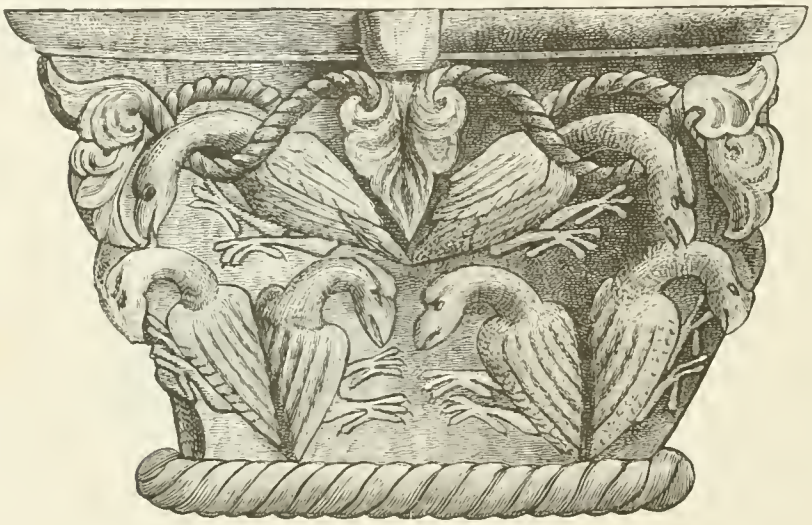


Fig. 24. (Zara.)

kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen ſein, und da zwei Acten-Convolute der i. ö. Hofkammer-Acten bei der k. k. Statthalterei in Grätz darüber Auskunft geben, ſo dürfte bei dem Intereſſe, das die weltberühmte Sammlung in Anſpruch nimmt, ein kurzer Auszug aus den Acten hier am Platze ſein.

Wir finden im erſten Convolut[2] zunächſt einen Erlaſs des Kaiſers Leopold vom 24. Juli 1703 mit dem Befehl, daſs: „bey den vnverhoften Einfahl der feindlichen trouppen in Tyroll die Archivs acten vnd der Schaz von den Schloſs Ambras ſalvirt werden müße." Der ſalvirte Schatz gelangte zunächſt nach Klagenfurt. Weil im Erlaſs des Kaiſers der Wunſch ausgeſprochen war, da Klagenfurt der Nähe des Feindes halber nicht die nöthige Sicherheit biete, den Schatz in die Burg von Grätz zu bringen, ſo richtete der Landes-Vicedomb von Steiermark eine Anfrage nach Klagenfurt und erhielt von dem L. V. Domb daſelbſt die Auskunft, daſs „mit beſagten Salvirten Acten vnd archiv vnd Schaz fünf Cameraliſche Officier ſammt 40 gemaine Leith vnd 47 pfert nach clagenfurth ankommen währen, welche von der Tyroll'ſchen Cammer 1000 fl. par gelt zu Zohrung empfangen, dieſe aber bereits aufgezohrt heten."

Hierauf erfolgte vom ſteiriſchen Vicedome der Auftrag, den Schatz mit denſelben Leuten und Officieren nach Grätz abzuſchicken und letzteren ſoviel Geld zu geben, als ſie zur Reiſe dahin brauchen würden. Das geſchah aber nicht, wahrſcheinlich weil die Geldmittel hiezu nicht flüſſig gemacht waren, und es folgt nun eine lange Correſpondenz zwiſchen Grätz und Klagenfurt, in welchen der Vicedomb von Steiermark auf dem Befehle des Kaiſers beſteht, der Videcomb von Kärnten aber findet, daſs Klagenfurt ohnedies genug Sicherheit biete und die Rückſendung von dort aus eine kürzere und minder koſtſpielige ſei.

Am 18. Auguſt erfolgt eine neuerliche kaiſerliche Reſolution des Inhaltes, daſs der Schatz, die Acten, das Archiv und die Officiere mittelſt „Landt Robath" alſobald nach Grätz abgeführt werden ſollen. Die fünf Officiere (*Narciſſus Zoller,* Schatz-Commiſſarius *Fried. v. Lachemayr,* Archiv-Commiſſarius *Joh. Ant. Eyſenſtainer,* die beiden andern ungenannt) ſollen mitgehen, die gemeinen Leute und Pferde aber ſollen wieder nach Tyrol zurück geſchickt werden. Nochmals zögert der Vicedomb von Kärnten, bis endlich einem kaiſerlichen Erlaſſe vom 23. Auguſt Folge gegeben wird. Wann der Schatz in Grätz ankam, iſt aus den Acten nicht zu entnehmen. Er blieb bis zum Sommer 1705 in der Burg von Grätz.

Ueber die Zurückführung nach Tyrol handelt dann das zweite Acten-Convolut,[1] welches mit einer Reſolution des Kaiſers vom 27. Februar 1705 beginnt: „Wir haben gnädigſt reſolvirt, daſs der Aufs Tyroll nacher gräz Salvirte Schaz vnd Archiv bey nunmehro genüſſenden Ruheſtand vnd Sicherheit Selbigen Landts dahin wiederumb abgeführt werden ſoll." Den Schluſs bildet eine der Hofkammer präſentirte Rechnung ddo. 26. Auguſt 1705: „für den Transport ſind 460 fl. angeloffen und dem Schatzamts Officier Friedrich v. Lachemayr zur Beſtreitung ſeiner Rückreiſe 150 fl."

Joſ. Waſſler.

16. Durch materielle Unterſtützung ſeitens der Central-Commiſſion wurde es in neueſter Zeit möglich, dem Muſeum *S. Donato* in *Zara* einen hübſchen Gegenſtand romaniſcher Styl-Periode zuzuführen. Es iſt ein Säulen-Capitäl, das bisher in der St. Anna-Kirche zu Zara, und zwar in umgekehrter Stellung als Unterlage für einen Weihwaſſerbecken diente. Dieſe ſchöne antikiſirende Sculptur wurde nunmehr, nachdem auf Koſten der Central-Commiſſion eine andere Unterlage für den

[1] Die k. k. Ambraſer Sammlung von *Alois Primiſſer,* Wien 1819, S. 22.
[2] Hofkammer Acten, Juli 1703, Nr. 42.

[1] Hofkammer-Acten, März 1705, Nr. 35.

Weihwafferſtein beigeſtellt wurde, dem genannten Muſeum einverleibt (Fig. 24).

17. *(Ein Steinkiſtengrab bei Zliv.)* Am 18. April 1885 ackerte, wie Conſervator *Schneider* berichtet, der Häusler Fišera aus dem nahe bei Libáň gelegenen Dorfe *Zliv* ſein ſchmales, gerade über den Gipfel einer zwiſchen dem Jägerhauſe und dem Fahrwege nach *Ledkov* ſituirten Anhöhe von Nord nach Süd ſtreichendes Feld, als auf dem höchſten Punkte desſelben die Pflugſchaar an einen Stein ſtieß und beinahe gebrochen wäre. Fišera wollte das Hindernis beſeitigen, umſomehr als er zum Bauen einer Scheuer Steine brauchte, entfernte deswegen das Erdreich um den Stein herum und entblößte ſo einen großen, zwiſchen Steinplatten eingebetteten Block von Plänerkalk, welcher erſt durch gemeinſame Anſtrengung von 10 Mannern herausgehoben werden konnte.

Den erſtaunten Blicken der Anweſenden zeigte ſich eine aus großen Kalkſteinplatten zuſammengeſetzte Kiſte, welcher jener Block, bevor die in naſſen Baculitenletten eingeſetzten Platten nachgegeben hatten, als Deckſtein gedient hatte — und am Boden derſelben in den blaugrauen Letten eingeſunken und zerbrochen mehrere theilweiſe mit Knochen gefüllte Bronzegefäße. Da es bereits Abend geworden war, riſs der Beſitzer des Feldes die Gefäße und ihre Scherben aus dem Grunde und am frühen Morgen plünderten Neugierige und Habgierige das Grab vollends aus. Auf dieſe Weiſe wurde ein Theil der Gegenſtände im Dorfe zerſtreut und wanderte durch Verſchenken und Verkauf einzelner Stücke immer weiter, während zahlreiche kleine Bruchſtücke in den naſſen Letten eingehüllt ſammt den calcinirten grüngefärbten Knochen wieder in die Grube wanderten. [1]

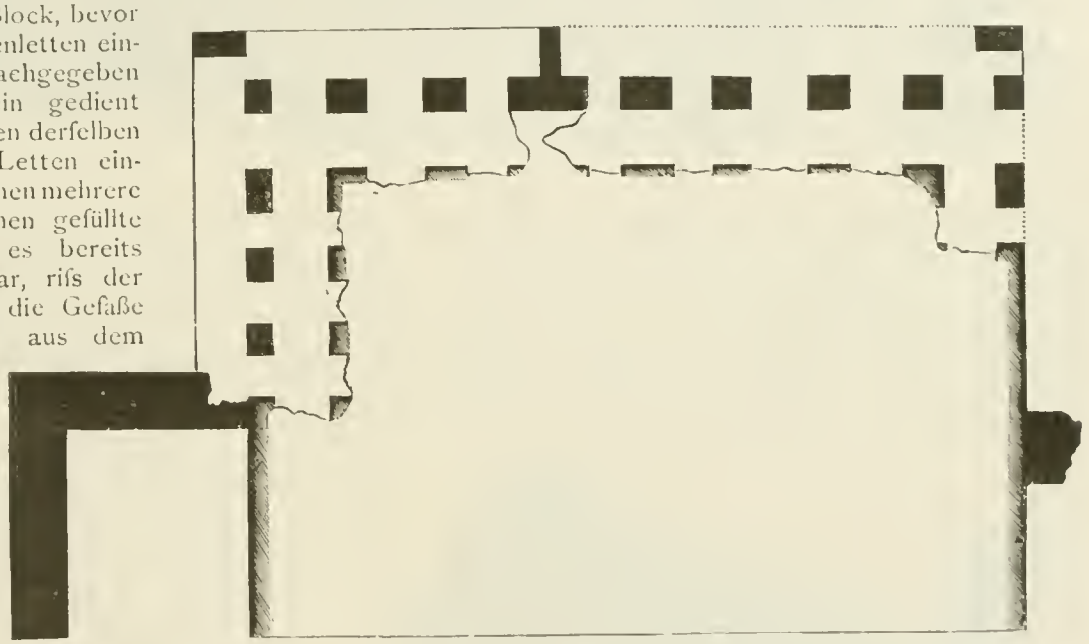


Fig 25 (Matfee.)

Dunkle Gerüchte von der Entdeckung eines gemauerten Grabes mit Gefäßen (ohne Angabe des Materials) brachte in der nächſten Woche ein junger Maurer aus dem Dorfe Veliš, welcher in Zliv bei einem anderen Baue beſchäftigt war, in ſein Heimatsdorf und von da verbreitete ſich die Nachricht weiter. Der genannte Conſervator fuhr am 28. April nach Zliv und forſchte dem Funde nach. In dem Hofe des Häuslers Fišera fanden ſich noch die 25 bis 100 Mm. dicken Platten vor, aus welchen die vierſeitige etwa $1^1/_2$ M. tiefe Kiſte gebildet war, aber der Deckſtein war bereits in die Fundamente der Scheuer verbraucht worden. Der Inhalt des Grabes war zum großen Theile noch in den Händen des rechtmäßigen Beſitzers.

Vorhanden waren: ein großes Gefaß aus Bronzeblech, ziemlich erhalten, 230 Mm hoch, in der Mündung 175 Mm., in der größten Weite 220 Mm. und im Boden 160 Mm. und die Scherben eines zweiten ganz gleichen Gefäßes.

Von den einfachen Tragbügeln der beiden Gefaße fanden ſich zur Stelle nur zwei Oeſen und beide Endhacken des einen Bügels mit alten Bruchflächen (das Mittelſtück war entwendet worden).

Ein Bronze-Topf mit großem bandförmigen Henkel, die Höhe beträgt 95 Mm., der Durchmeſſer der Mündung circa 230 Mm., der Durchmeſſer des mit concentriſchen Kreiſen verzierten Bodens 140 Mm.

Eine Bronze-Schüſſel oder vielleicht ein Seihegefäß (der Boden fehlt) ſammt der abgelosten gegoſſenen cylindriſchen und canellirten Handhabe. Durchmeſſer der Schüſſel in der Mündung circa 230 Mm., Höhe circa 50 Mm.

Ein Bronze-Krug mit eingeſchnürter Mündung, an welchem der Henkel fehlte Der Krug hat eine Höhe von 160 Mm., der Durchmeſſer des Bauches beträgt 115 Mm., des Halſes 50 Mm. und des Bodens 70 Mm. Die eine Hälfte der Mündung iſt kreisförmig (Durchmeſſer 50 Mm.), die andere elliptiſch (Achſenlänge 80 und 55 Mm.).

Mehrere Scherben von einem Gefäße mit weit ausgelegtem Rande.

Zwei Beſchläge von Trinkhörnern (80 Mm. Durchmeſſer im Lichten), beide ſchwer beſchädigt, von einem fehlt der obere umgeſchlagene Reif und an beiden faſt ſammtliche Zacken. Die beiden gegoſſenen Fuße ſind wohl erhalten.

Die beiden großen Gefaße hatten verbrannte Knochen enthalten und allerlei Beigaben, von denen nur *a)* eine bandförmige römiſche Bronze-Fibel mit abgebrochener Rolle und Nadel, *b)* ein maſſiver Bronze-Ring (Riemenbeſtandtheil?) von 42 Mm. reſpective 28 Mm. Diameter, und *c)* ein Bronze-Plattchen (Riemenbeſatz?) vorhanden waren, während *d)* ein langes gerades Bronze-Meſſer und *e)* eine angebliche Statuette,

[1] Stückchen von Bronzeblech und zahlreiche calcinirte Knochentrümmer fanden ſich in den Lettenknollen, welche an die Oberfläche der Grube gerathen waren.

von welcher ſich ſpäter herausſtellte, daſs es eine bärtige Maske war, welche den unteren Theil des abgelosten Henkels vom Kruge 5 gebildet hatte, in Libáň ſich befanden.

Der Fund iſt zum größten Theile geborgen und für das Landes-Muſeum in Prag erworben.

In der Folge gelang es noch folgende Objecte für das Landes-Muſeum zu erwerben: den mit einer Roſette verzierten Boden und die flache Handhabe einer Caſerole (die Handhabe der Caſerole iſt jener von Vrutice und der von Obřiſtvi ähnlich, trägt aber den etwas verwiſchten Stempel: PAPIRIE FELIC); das fehlende Mittelſtück des einen Tragbügels; den oberen Theil des Krughenkels, eine weibliche Büſte darſtellend, welche die größere Krugmündung zum Theil umfaſste; ein kleines gekrümmtes Meſſer mit langer Griffangel und Oeſe von Bronze; eine kleine krumme Meſſerklinge ohne Griffangel aus Bronze; drei Stück

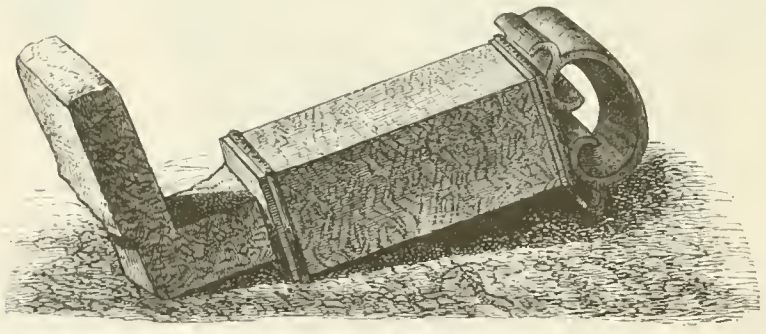


Fig. 27. Matſee.

von den zu beiden großen Gefaßen gehörigen maſſiven Füßen; zwei lange Riemſchnallen aus Bronze; eine größere Bronze-Fibula mit durchbrochenem Fuß wie die Fibeln; eine von den zwei gefundenen aus Silber verfertigten Fibeln; ein Sporn aus Bronze; ein langer Bronzenagel nach beiden Enden in Spitzen (eine lang, die andere kurz) auslaufend, derſelbe ſtammt vielleicht von einem Schilde, von deſſen Belag zahlreiche Bronze-Blechſtückchen, darunter doppelte, von einer flachen Scheibe (Umbo?) herrühren mögen; verſchiedene Stücke von Riembelag, Pendeloquen etc.; einige Stücke geſchmolzene Bronze.

18. Im dritten Hefte des XI. Bandes der Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion berichtet Herr Conſervator *Richter* über ein Mauerwerk, welches in *Obernberg* nächſt *Matſee* blosgelegt wurde. Die weiteren Grabungen, welche Herr Gutsbeſitzer *A. Breitner* von Matſee mit großer Umſicht und unermüdlichem Eifer leitete, unterſtützt von der hier zu Lande ſo ſeltenen Bereitwilligkeit des Grundſtück-Eigenthümers Herrn *Jacob Moſer*, haben ſeither mit voller Gewiſsheit dargethan, daſs die Baulichkeit römiſchen Urſprungs ſei.

Conſervator *Petter* berichtet, daſs der Grundriſs des aufgedeckten Mauerwerkes ein Rechteck bildet

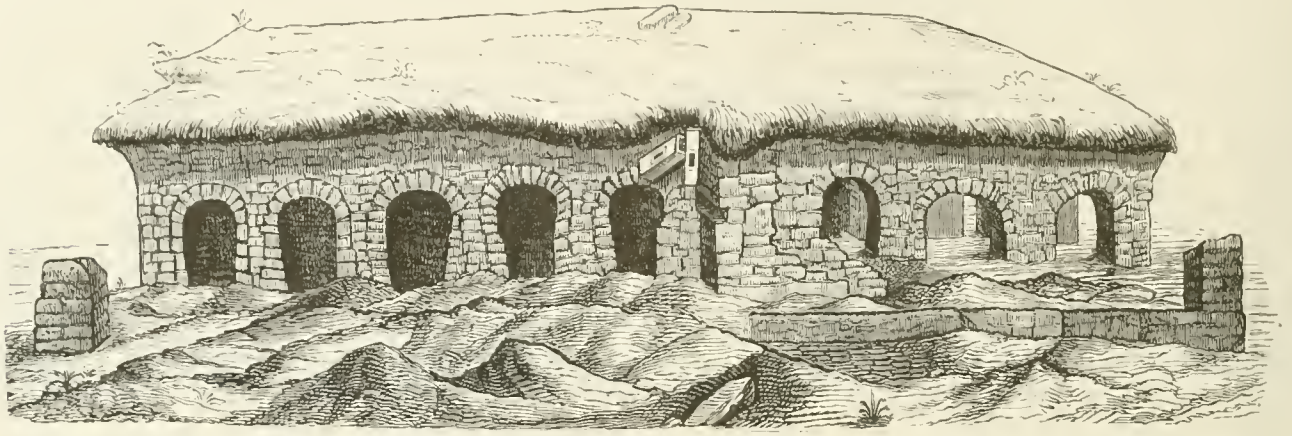


Fig. 26. (Matſee.)

(Fig. 25). Vor der Aufdeckung ſtellten ſich dieſe Mauerreſte als ein gegen das öſtlich gelegene Wohnhaus des Beſitzers verflachender niederer Hügel dar. Außerdem fanden ſich Spuren einer Mauer, welche vor einigen Jahrzehnten noch zu ſehen geweſen ſein ſoll, jetzt aber nur wenig mehr erkennbar iſt, da die Steine davon zum Baue des gegenwärtigen Wohnhauſes verwendet wurden.

Der Grundplan zeigt ſüdlich einen kleineren und nördlich einen größeren Vorſprung; letzterer dürfte, nach dem Ausſetzen der Mauer zu ſchließen, der Eingang geweſen ſein. Nach Niederlegung der Umfaſſungsmauer, deren Eckſteine, um den Umfang zu kennzeichnen, belaſſen wurden (Fig. 26), ſtieß Herr *Breitner* an der Oſtſeite auf eine Anzahl (8) gemauerter Bogen, welche durch eine nach innen reichende Quermauer unterbrochen ſind.

Die Richtung, Zahl und Lage der darüber angebrachten Heizungs-Röhren laſſen die Anlage eines Hypocauſtums ſowie den Ziegeleſtrich-Boden deutlich erkennen.

Auf einer Seite ſtützte den Eſtrich-Boden eine Reihe Pfeiler aus viereckigen, übereinander geſchichteten Ziegelplatten, deren Seiten 16—18 Cm. bei 4 Cm. Dicke meſſen. Auch größere Ziegel-Deckplatten wurden hier gefunden und in das Salzburger Muſeum hinterbracht. Eine vollſtändige Hypocauſtum-Anlage iſt ſomit außer Zweifel. Der noch hier und da vorhandene Mauerverputz der Wände oberhalb des Eſtrich-Bodens iſt glatt, graulichweiß, ohne Malerei.

Bei Abgrabung des Hügels an der Oſtſeite, 7 M. vom Mauerwerke entfernt, wurde noch eine freie Feuerſtelle blosgelegt. Der mit Ziegelkleie durchſetzte Mörtel, die Heizanlage, die Heizröhren theilweiſe mit Furchung, die Thonſcherben, darunter ein kleines Stück von terra sigillata, nicht decorirt, Eſtrich-Boden

und Maueranwurf, Glasscherben, Eisennägel und eiserne Hafthaken für die Heizröhren, sowie vorzüglich auch ein Bronzeschlüssel mit Eisenhaken (Fig. 27), lassen, wie Conservator *Petter* berichtet, nicht zweifeln, dass man ein römisches Gebäude vor sich habe; doch war es zu Folge der bisherigen Funde nur eine einfache, nach den gefundenen Schlacken etc. zu urtheilen durch Feuer zu Grunde gegangene Behausung.

19. Wir haben S. XXII eine Abbildung des Todtentanzes beigegeben, der sich an der Aussenseite der Virgilius-Kirche zu *Pinzolo* in Süd-Tyrol befindet. Wir wollen hier mit wenig Worten dieses Gemälde etwas erläutern. Dasselbe, das unterhalb des Dachgesimses wie ein breites Band die Wand abschliesst, veranschaulicht uns die im 15. bis 16. Jahrhundert so beliebte Darstellung, wie der Tod keinen Stand und kein Alter schont, um die Menschen meist unerwartet und unversehens aus dieser Welt abzuführen. Den Reigen beginnt eine Gesellschaft von drei Skeletten, die zum Tanze aufspielen, sie blasen Schalmeien, zwei in tänzelnder Stellung, eines gekrönt und mit einem Scepter sitzt auf einem einfachen Throne; denen reihet sich das Kreuzesbild, zu dem in langer Reihe die zum Tode Berufenen heranziehen an. Jede einzelne Figur mit dem Verderben bringenden Pfeile in der Brust ist von einem Skelette geführt oder geleitet. Auch in der Brust des Heilandes haftet der Pfeil. Zuerst erscheint der Papst, das Skelette mit einem abgeschossenen Bogen, dann ein Cardinal, den das Skelet stützt, dann ein Bischof, das Skelet schwingt die Haue, ein Domherr, an dem das Skelet zerrt, ein Mönch, das Skelet mit einer Schaufel, ein Priester, ein König, die Königin, ein Bürger, ein Arzt, ein Ritter, ein Geizhals, ein junger Mensch, ein Krüppel, eine Nonne, eine Bürgersfrau, eine Alte und ein Kind, die begleitenden Skelette meist mit Fähnchen; dann folgt ein krokodilartiges Thier von zwei Pfeilen getroffen, endlich ein Reiter, dessen aufspringendes Pferd mit Fledermausflügeln versehen. Der Reiter sendet eben einen Pfeil in die vorausziehende Schaar. Den Schluss machen zwei Engel. Unter den einzelnen Figuren sind erläuternde Verse in italienischer Sprache angebracht. Ein ähnliches Todtentanzbild findet sich an der St. Stephanskirche bei Pinzolo, das die Jahreszahl 1519 trägt.

20. Die *steierische Ausstellung culturhistorischer Gegenstände zu Grätz* im Jahre 1883, welche ein selbst für die an der Zusammenbringung derselben Betheiligten überraschend reiches Bild des Besitzes der Steiermark an Werken der großen und kleinen Kunst entrollt hatte, ist nicht ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen. Es schien nämlich einer Anzahl von sich für das Musealwesen in Steiermark interessirenden Persönlichkeiten unverantwortlich, wenn all' die aufgewandte Mühe nur zu einer flüchtigen Schaustellung geführt hätte, wenn das eminent culturelle und historische Moment, welches in einer solchen Ausstellung liegt, durch die kurze Dauer derselben und die wissenschaftlichen Arbeiten ungünstige Unruhe während derselben nicht gehörig ausgenützt würde. Zugleich drängte sich die Befürchtung auf, dass manches bisher unbekannte, oder doch wenig bekannte werthvolle Stück jetzt, da es allgemeiner Besichtigung zugänglich gemacht war, die Begehrlichkeit ausländischer Sammler und der Händler reizen und so dem Lande entfremdet werden konnte.

So wurde noch kurz vor Beginn der Ausstellung ein steiermärkischer Landesmuseums-Verein in's Leben gerufen, in der constituirenden Versammlung am 30. Juni 1883 das Statut en bloc angenommen und ein Executiv-Comité gewählt, bestehend aus fünf Mitgliedern, den Herren Excellenz Grafen *Franz v. Meran*, Grafen *Heinrich Attems-Petzenstein*, Grafen *Gundacker-Wurmbrand*, Professor *C. Lacher* von der k. k. Staats-Gewerbeschule und dem Universitäts-Professor Dr. *Gurlitt*. Diesem Comité wurde aufgetragen, sich durch Cooption bis zur Zahl von 11 Mitgliedern zu verstärken, den hohen Landesausschuss von Steiermark zur Delegirung eines Mitgliedes zu ersuchen und sonst alle geeignet erscheinenden Schritte zur Förderung des Vereinszweckes zu unternehmen.

Seine Majestät der Kaiser, welcher allergnädigst geruht hatte, die culturhistorische Ausstellung zu eröffnen, gab auch diesem Verein durch die huldvollen Worte, welche Allerhöchstdieselben bei einer huldvollen Audienz auf eine Ansprache des Herrn Grafen *Wurmbrand* zu erwiedern geruhte, die eigentliche Weihe. Das Comité hat dann bei Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Baron *Kübeck*, bei Sr. Excellenz dem damaligen Landeshauptmanne *Moriz v. Kaiserfeld*, bei Sr. fürstbischöflichen Gnaden Herrn Fürstbischof Dr. *Johannes Zwerger*, bei dem damaligen Bürgermeister der Stadt Grätz Dr. *Kienzl* seine Aufwartung gemacht und es kann mit Genugthuung darauf hinweisen, dass seine Bestrebungen von Anfang an sich der thatkräftigen Unterstützung der genannten hohen Behörde zu erfreuen gehabt haben.

Se. Excellenz der Herr Statthalter hat eine Currende an alle Landesbehörden erlassen, welche dieselben auf die Vereinszwecke aufmerksam machte, und bei der Abnahme des Maria-Schutzbildes von der Dom-Façade persönliche wie pecuniare Unterstützung gewährt, der hohe Landesausschuss hat den Referenten für Kunst- und Schulangelegenheiten Herrn Dr. *Moriz Ritter v. Schreiner* zu den Berathungen delegirt und 2000 fl. zum Ankauf von Objecten der Ausstellung gewährt, der Herr Fürstbischof hat alle Ordinariate und Decanate von den leitenden Absichten unterrichtet und selbst Geld für diese Zwecke gespendet, der löbliche Gemeinderath hat kostenfrei Räume in der städtischen Franz Joseph-Schule zur vorläufigen Unterbringung des Vereins-Besitzes überlassen und von 1880 ab für 10 Jahre eine Subvention von 100 fl. jährlich bewilligt.

Die erste Aufgabe des Executiv-Comites, welchem die Herren Professoren Dr. *Hoernes*, *Luschin v. Ebengreuth*, *v. Mojsisovics*, die Herren *Hans v. Rebenburg*, *Geyza R. v. Wachtler*, *Baron Sefsler-Herzinger* beigetreten waren, bestand darin, soviel als möglich von den Gegenständen der culturhistorischen Ausstellung, sei es geschenkweise, sei es durch Kauf zu erwerben. Erst nach Abschluss dieser Action, welche nothwendigerweise einen etwas lebhaften Charakter hatte, konnte an eine systematische Arbeit gegangen werden.

Vor allem galt es einerseits im engsten Anschluss an das landschaftliche Joanneum vorzugehen, jenes

hochherzige Geſchenk weiland *Erzherzog Johann's*, deſſen erlauchter Name mit allen geiſtigen und künſtleriſchen Beſtrebungen in Steiermark für alle Zeiten unauflöslich verbunden iſt, anderſeits einen Einfluſs zu gewinnen, um die Fortbildung und Reorganiſirung dieſer ehrwürdigen Anſtalt zu einem wahren ſteieriſchen Landes-Muſeum anzubahnen.

Es wurde daher in der erſten auſserordentlichen General-Verſammlung vom 15. December 1883 beſchloſſen, daſs ſich auch dieſer Verein den Ehrennamen „*Joanneum*“ beilege, und §. 2 der Statuten in folgender präciſen Faſſung angenommen: „Der Landes-Muſeum-Verein hat den Zweck, entgeltliche und unentgeltliche Erwerbungen für alle Fächer des durch Reorganiſirung des Joanneums vom Lande zu errichtenden Landes-Muſeums in Grätz zu machen und ſie zu conſerviren. Er hat nach jeder Richtung hin das Zuſtandekommen eines ſolchen Landes-Muſeums zu fördern.

„Sämmtliche Erwerbungen werden Eigenthum des Landes, und, ſobald die Art der Aufſtellung, Erhaltung und Vereinigung ſowohl der zu den bereits beſtehenden Abtheilungen des Joanneums hinzukommenden Objecte, als der neu zu bildenden Abtheilungen mit dem Landes-Ausſchuſſe feſtgeſetzt iſt, dieſem als integrirende Beſtandtheile des Joanneums übergeben.“

In Erfüllung der hier angedeuteten Aufgabe hat der in der erwähnten Verſammlung gewählte Ausſchuſs von 15 Mitgliedern, welchem die oben angeführten Herren und Prof. Dr. *Dölter*, Hochwürden Domherr Dr. *Kahn*, Prof. Dr. *Leitgeb*, Prof. Dr. *v. Zwiedinek* angehören — für Herrn *Hans v. Rebenburg* iſt in der General-Verſammlung vom 17. Februar 1885 Herr Baron *Zſchock* gewählt worden — bereits am 31. März 1884 dem hohen Landes-Ausſchuſs einen Entwurf zur Reorganiſirung des Joanneums ſammt Motiven-Bericht eingereicht. Er war dabei in der angenehmen Lage ausſprechen zu können, daſs es ſich eigentlich um ein Zurückgreifen auf die Ideen und Pläne des erlauchten Gründers, in zweiter Linie erſt um eine Neuordnung handle. Sowohl in der Schenkungs-Urkunde vom 16. Juni 1811, als in den vom Erzherzog Johann ſelbſt ausgearbeiteten Statuten vom 1. December 1811 iſt das Joanneum, oder wie es damals bezeichnet wurde, „das Muſeum in Grätz“, im Weſentlichen als eine inſtructive Schauſammlung betrachtet worden, einestheils durch Anſchauung fördernd und anregend zu wirken, anderntheils durch die Vereinigung von Büchern, von Urkunden, von Objecten aus den drei Reichen der Natur, das Studium, ſpeciell der ſteiermärkiſchen Geſchichte und Bodenbeſchaffenheit in Aufnahme zu bringen, alſo eine allgemeine Bildungsanſtalt im weiteſten und großherzigſten Sinne, deren ſegensreiche Wirkungen ſich auf jeder Seite der Geſchichte der geiſtigen Entwicklung in Steiermark bis heute fühlbar machen. Da aber bei dem damals kläglichen Zuſtande der philoſophiſchen Facultät der Univerſität oder des Lyceums, wie man es nannte, bei dem Fehlen jeder techniſchen Unterweiſung ſich die Unmöglichkeit herausſtellte, das neugegründete Inſtitut ohne directen Unterricht zur Wirkung zu bringen, ſo wurden allmälig in immer bedeutenderem Ausmaße damit regelmäßige Curſe, dann feſtangeſtellte und beſoldete Lehrer mit allen Abtheilungen des Muſeums, welche ſich für eine ſolche Behandlung eigneten, verbunden. Das Joanneum erſcheint alſo, wie es *Göth* (Das Joanneum in Grätz, Vorrede S. VI) ausdrückt, „in der erſten Zeit als naturhiſtoriſches und geſchichtliches Muſeum“ und iſt jetzt (1861) vorzugsweiſe auch eine techniſche Lehranſtalt. Als ſolche wurde es im Jahre 1828 durch Ernennung eines Studien-Directors definitiv gekennzeichnet. So ſind daraus hervorgegangen:

Die k. k. techniſche Hochſchule in Grätz, die k. k. Bergakademie in Leoben, die landſchaftliche Ackerbauſchule in Grottenhof, die landſchaftliche Weinbauſchule in Marburg.

Alle dieſe Anſtalten, ſowohl die ſtaatlichen als die landſchaftlichen, führen jetzt ein vollkommen ſelbſtändiges Daſein, keine derſelben hat in ihren Titel den Namen des eigentlichen Gründers aufgenommen, und wenn die techniſche Hochſchule, welche jetzt noch Räumlichkeiten in dem Joanneums-Gebäude inne hat, in ihr vom Staate zu errichtendes neues Gebäude überſiedelt ſein wird, wird ſich dieſe Trennung, welche ſich ſchon längſt innerlich vollzogen hat, auch bei dieſer Anſtalt äußerlich ſcharf ausprägen.

Das Joanneum kann alſo unbehindert jetzt zu ſeinem urſprünglichen Zweck, welcher zugleich ſein Lebensprincip iſt, zurückkehren und mit Hilfe der vom Landesmuſeum-Vereine gebildeten Sammlungen ſich zu einem vollſtändigen ſteiermärkiſchen Landesmuſeum fortentwickeln.

Dieſer Reorganiſations-Entwurf iſt der ſchon vor einer Reihe von Jahren gewählten Muſeal-Enquête-Commiſſion, beſtehend aus den Herren Grafen *Meran*, Profeſſor *Rumpf*, Landes-Ausſchuſs Dr. *v. Schreiner*, Graf *Wurmbrand*, Baron *Zſchock*, zugewieſen worden und hat die letztere dann dem hohen Landtage unterm 26. Auguſt 1884 „Vorſchläge zur Reorganiſation des Joanneums und zur Errichtung eines ſteieriſchen Landes-Muſeums“ erſtattet, in welchen ſie ſich principiell auf den bezeichneten Standpunkt ſtellt und nur das Weſentliche nicht berührende Aenderungsvorſchläge macht. Das Elaborat gipfelt in dem Antrage, daſs die Enquête-Commiſſion ihre Aufgabe hiemit für erledigt anſehe und den ſteieriſchen Landes-Ausſchuſs zum Behufe der praktiſchen Ausführung der hier aufgeſtellten Grundſätze an den Landesmuſeum-Verein verweiſe. Dieſer Act iſt im ſteieriſchen Landtage eingebracht und von demſelben dem Finanz-Ausſchuſſe zur Berichterſtattung zugewieſen worden. Der letztere hat den Antrag der Muſeal-Enquête-Commiſſion zu dem ſeinigen gemacht, der Landtag aber hat, da bei der kurzen Zeit in eine meritoriſche Berathung nicht mehr eingegangen werden konnte, in der 11. Sitzung vom 27. September 1884 über Antrag des Herrn Baron *Zſchock* das Elaborat an den Landes-Ausſchuſs zurückgeleitet mit dem Auftrage, „in der nächſten Seſſion über die Vorſchläge der Muſeal-Enquête-Commiſſion eingehenden Bericht zu erſtatten und geeignete Anträge zu ſtellen“, und wurde durch den Antragſteller ſowie in der Debatte betont, daſs der Landes-Ausſchuſs ſich direct mit dem Landes-Muſeums-Vereine ins Einvernehmen ſetzen möge. Weitere Verhandlungen haben gezeigt, daſs zwiſchen dem ſteieriſchen Landes-Ausſchuſſe und Muſeums-Vereine keine weſentlichen Differenzen beſtehen und wird das revidirte Statut vorausſichtlich im Herbſt dem Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden.

Die wichtigſten Beſtimmungen ſind: 1. Das künftige Landes-Muſeum Joanneum wird von einem dem Landes-Ausſchuſſe verantwortlichen Curatorium verwaltet. 2. Die ſpeciell ſteieriſchen Sammlungen ſowohl der naturwiſſenſchaftlichen als culturhiſtoriſchen Abtheilungen ſollen vorwiegend gefördert, die vorhandenen allgemeinen Sammlungen, unter denen die mineralogiſche einen hervorragenden Platz einnimmt, nur ſoweit gepflegt werden, daſs ſie nicht an effectivem Werth einbüſsen. 3. Es iſt eine von der bisherigen unorganiſchen Verbindung mit dem Münz- und Antiken-Cabinete losgelöste beſondere Abtheilung für culturgeſchichtliche und hiſtoriſch wichtige Objecte des Mittelalters, der Renaiſſance und Neuzeit zu gründen.

Ohne die andern Collectionen zu vernachläſſigen, ſammelt der Verein hauptſächlich für die letztgenannte Sammlung (culturhiſtoriſche Abtheilung im engeren Sinne). Sein Beſtreben geht, immer mit Beſchränkung auf das in Steiermark befindliche Material, namentlich dahin, geſchloſſene, einheitliche Räume in ihrer Gänze zu erwerben, welche in ihrer urſprünglichen Größe, ferner mit der originalen Ausſtattung und den urſprünglichen Mobilien, ſoweit es irgend erreichbar iſt, zur Aufſtellung gelangen und ſo ein unverfälſchtes Bild des Lebens der Vorzeit gewähren ſollen. Ausgeſchloſſen iſt dabei ausdrücklich jede Erweiterung oder Zuſtutzung, jeder rein maleriſche Aufputz, welcher für die Geſchmackbildung unſerer Zeit nur üble Folgen haben würde. Der Ausſchuſs hofft auf Grund der gemachten Erfahrungen und der im Lande befindlichen Objecte mindeſtens zwölf Räume, welche die Wohnungseinrichtungen der verſchiedenen Styl-Perioden und der einzelnen Stände während derſelben zur Anſchauung bringen, in der angeführten Weiſe aufſtellen zu können. Er beſitzt bereits die vollſtändigen Vertäfelungen, ſowie alle Zubehöre von drei Zimmern, aus Schöneberg vom Jahre 1568, aus Geisthal vom Jahre 1596, aus Neumarkt vom Jahre 1607, die ganze Einrichtung einer Bauernſtube und einer Bürgerſtube, beide mit bemalten Möbeln aus dem 18. Jahrhunderte, und eines Salons der Empire-Zeit. Sie werden ſammtlich der Spürkraft Profeſſor *Lacher's* verdankt.

Neben dieſen geſchloſſenen Räumen ſollen dann die kleineren Objecte und alles, was, um das Bild der betreffenden Styl-Periode nicht zu trüben, in den erwähnten Zimmern nicht aufgeſtellt werden darf, in wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſcher Weiſe nach Material und Technik und in chronologiſcher Reihenfolge in eigenen Muſealräumen exponirt werden. Dieſe wichtige Trennung wird ſich nicht nur in der culturhiſtoriſchen Abtheilung im engeren Sinne, ſondern auch in der prähiſtoriſchen Abtheilung und im Münz- und Antiken-Cabinet als fruchtbringend erweiſen. In beiden Sammlungen ſoll neben einer Zuſammenordnung von Funden, welche das Culturleben der betreffenden Zeiten veranſchaulichen, eine ſyſtematiſche Ausſtellung der vereinzelten Objecte hergehen.

Ferner iſt der Verein bemüht, ſoviel wie möglich dem Untergang beſtimmte Objecte, ſei es im Original, ſei es im Bilde zu erhalten. Die Statuen und Proben der Ornamente vom Dettelbach'ſchen Hauſe in der Herrengaſſe, ſowie die Sculpturen, die den Giebel der Mandell-Villa ſchmückten, kamen als Geſchenke des Herrn *Dettelbach* und als Zuwendung der hohen k. k. Statthalterei in Vereins-Beſitz, indeſs Herr *Leopold Bude* von beiden Objecten über Veranlaſſung des Vereines Photographien aufnahm und dem Vereine als Geſchenke überlies. Das Maria-Schutzbild an der Dom-Façade, welches dort einer unaufhaltbaren Zerſtörung entgegenging, iſt durch die Bemühungen des Vereines, dem die hohe k. k. Statthalterei ihre Unterſtützung lieh, gerettet. Director *H. Schwach* hat die Bauſe nach dem Originale gefertigt und die echten Theile des Bildes ſind, von der Wand losgelöſt, jetzt im Beſitze des Vereines Es ſei hier bemerkt, daſs dies das erſte Fresco-Gemälde iſt, welches, ſo viel bekannt, in Oeſterreich, gewiſs in Steiermark, in dieſer Weiſe conſervirt worden iſt, und bedurfte es eines ſehr umfangreichen und zeitraubenden Briefwechſels, ehe es — beſonders durch die Güte des Herrn *G. Malſs*, Inſpectors des Städel'ſchen Inſtitutes in Frankfurt a. M. — gelang, eine genaue Kenntnis von den hiezu nöthigen Manipulationen zu erlangen. Herr *Franz Barazutti* hat die Arbeit ausgeführt.

Die Privatdocenten Dr. *Huszak* und Dr. *Hilber* haben im Auftrage des Vereines und von ihm ſubventionirt Mineralien und paläontologiſches Material zur Ausfüllung gewiſſer Lücken in den Joanneums-Sammlungen aufgeſammelt, das mit Ende 1884 ausgegebene „Verzeichnis der im Beſitze des Landes-Muſeum-Vereines „Joanneum" befindlichen Gegenſtände" gibt bereits für die kunſt- und culturhiſtoriſche Abtheilung 1155 Objecte im Werthe von 12.015 fl. 85 kr. an.

21. Conſervator Profeſſor *Lepkovski* machte die Mittheilung, daſs über ſeinen Antrag der galiziſche Landtag beſchloſſen hat, aus dem Dispoſitions-Fonde des Landes-Ausſchuſſes 650 fl. für dringende Dach-Reparaturen der Kirche in *Tyniec* vorzuſtrecken; gegen ſeinerzeitige Refundirung ſeitens der zur Erhaltung des Gebäudes verpflichteten Factoren (ſ. Notiz 3).

22. Die Central-Commiſſion hat mit Beſchluſs vom 29. Jänner 1886 die Herren *Julius Deininger*, Profeſſor an der k. k. Staats-Gewerbeſchule in Wien, M. Dr. *Theodor Frimmel*, Cuſtos-Adjunct der kunſthiſtoriſchen Sammlungen des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und den Profeſſor an der k. k. Staats-Gewerbeſchule in Grätz, *Karl Lacher*, zu Correſpondenten ernannt.

23. Im Monat November des vorigen Jahres wurde in *Palterndorf*, Bezirks-Hauptmannſchaft *Miſtelbach*, gelegentlich der Reparatur einer Düngergrube in anſtoſsenden Erdreich ein irdener Topf gefunden, der mit Münzen vollgefüllt war. Ein Theil des Fundes wurde vom Grundeigenthümer verſchenkt, der Reſt kam zur wiſſenſchaftlichen Prüfung an die I. Gruppe der kunſthiſtoriſchen Sammlungen des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Derſelbe beſtand aus kleineren und größeren durch Grunſpan zuſammengehaltenen Klumpen Silberpfennigen und Silberkreuzer aus dem 15. Jahrhundert und mußte zunächſt einer länger dauernden Procedur unterzogen werden, um die Münzen loszulöſen und zu reinigen. Es ergaben ſich alsdann circa 1000 Stücke, darunter einige von Albert V., Herzog Sigismund von Tyrol, Mathias Corvinus, Ladislaus Poſthumus, Friedrich III., Leonhard von Görz u. ſ. w.

Der Schatz dürfte vor Ende des 15. Jahrhunderts vergraben worden fein.

24. *(Die Sammlung Wachsmann im Mährifchen Gewerbemufeum zu Brünn.)* Seit 1. Janner l. J. ift im Mährifchen Gewerbe-Mufeum die im Sommer 1885 vom

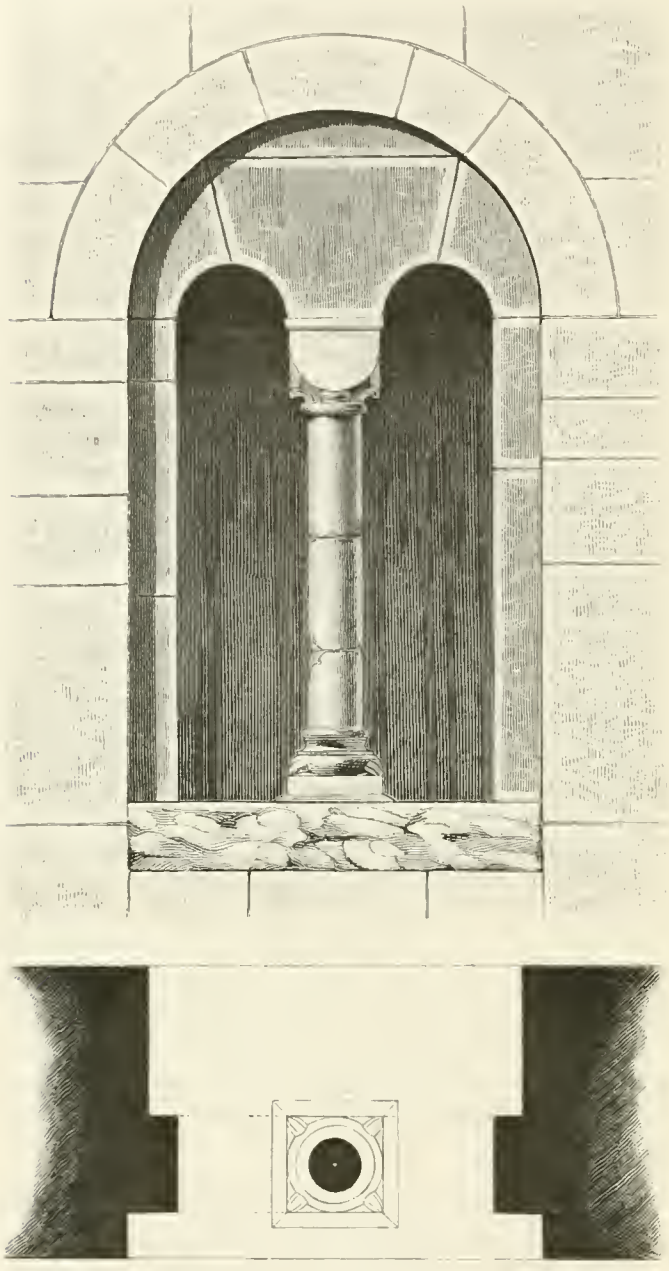


Fig. 28 (Trient.)

Maler *Wachsmann* durch den Curator *Theodor Rit. v. Offermann* für obiges Mufeum angekaufte Sammlung kunftgewerblicher Objecte zur Ausftellung gebracht. Die Sammlung erregt allgemeines Intereffe, gleichviel durch die Reichhaltigkeit, wie auch Vielfältigkeit der einzelnen Stücke, unter denen fich einige von bedeutendem künftlerifchen, beziehungsweife kunftgewerblichen Werthe vorfinden.

Die *Wachsmann*'fche Sammlung zählt über 600 Objecte, die fich auf die einzelnen Gebiete nachftehend vertheilen:

1. Eine Gruppe der Keramik enthält 120 Objecte, darunter allein über 30 prächtige deutfche Krüge, viele von feltenem Vorkommen, über 40 fchone Majoliken, befonders folche von iftrianifcher Provenienz, 23 alte Gläfer, darunter Nürnberger Arbeiten und altdeutfche Wappengläfer, 21 Stück chinefifcher, Alt-Wiener und Meiffener Porzellane.

2. In der Gruppe der Metallarbeiten finden wir bei 70, freilich nur kleine Objecte aus Edelmetall, 18 Bronze- und Meffing-Gegenftände, worunter eine befonders fchöne antike Venusftatue (Fragment) aus Aquileja; an Zinngegenftänden enthält die Sammlung 10 Stück, worunter wir eine große Zunftkanne der Leitmeritzer Fifcherzunft befonders hervorheben wollen.

3. Die Gruppe der Eifen-Objecte führt uns an 60 Stück kleinere Schmiedearbeiten, eine Collection von Efsbeftecken und bei 100 Waffen vor.

4. An Holzarbeiten weift die Sammlung 10 Stück Möbel und Käftchen, von denen wir befonders 2 Auffatzfchränke, weiters 2 Käftchen mit Speckftein-Decoration, gravirter Meffingplatten-Decoration nennen, fodann finden wir 10 gothifche Sculpturen, Schnitzwerke und Schnitzwerk-Fragmente.

5. In der Gruppe der Elfenbeinarbeiten 12 Stück, fehen wir mittelalterliche Diptychen franzöfifchen Urfprungs und 3 vollftändige Schachfpiele.

6. Die Gruppe der Textilien zählt 9 Lederarbeiten (bedruckte und gepreffte Tapeten), 50 Stickereien, 40 Stoffmufter aller Art, bei 20 Spitzenmufter, 2 Mefsgewänder etc., 6 Teppiche, worunter 1 Gobelin und 1 geftickter Teppich, letzterer aus Hildesheim ftammend, der in kunftgefchichtlicher Beziehung und wegen feiner Seltenheit einen befonders großen Werth repräfentirt.

Weiters fehen wir in der Ausftellung an 20 Urkunden, worunter eine von Karl IV. und Karl V., 20 Urkundenfiegel und Petfchaften, eine größere Zahl alter Drucke, Einbände, Buchdeckel, endlich noch einige alte Gemälde, 2 Gebetbücher mit Miniaturen (burgundifch-franzöfifch), mehrere lofe Blätter und Miniaturen etc. etc.

25.[1] **c) Maurer und Steinmetzer.**

1393. Hannus Sestrer de Strasburg recepit ius civile. Pro eo fideiussit *Petrus lapicida de castro Pragensi*. Factum sabbatho proximo post festum S. Jeronimi (4. Oct.) Dafs mit dem Bürgen nur Peter Arler gemeint fein kann, fteht doch außer Frage. Die Perfönlichkeit des Seftrer ift mir unbekannt.

1453. Wenceslaus murator[2] 1454. Gregorius lapicida. 1460. Mauricius murator de Glatorcia.

1466. Daniel latomus. 1470. Johannes Lapicida de nova domo (Neuhaus). 1480. Wenceslaus lapicida 1497. Bohuslaus lapicida de Obora Strahoviensi (bei Brünn).[3] 1508. Petrus latomus; Martinus latomus. 1512. Bartholomaeus murator, Wenceslaus Laceramus latomus.

(Wernicke.)

[1] Aus Verfehen vom Artikel Seite IX zurückgeblieben.

[2] Wahrfcheinlich jener Meifter Wenzel aus Prag, der nach *Lubke*, Renaiffance II, 124 den Pulverthurm 1475 zu bauen begonnen hat.

[3] Vorher fteht 1495 Antonius Mutinensis de Capellis Italicus susc. i. civ. Joh. Humpolecz et Georgius ab Unicorne. Ein Italiener war muthmaßlich auch der 1513 Bürger gewordene Matthias Wlachy.

Die Pfarrkirche in der Stadt Eferding und die Pfarrkirche zu Altmünſter.

(Mit 1 Tafel und 16 Text-Illuſtrationen.)

Beſchrieben und aufgenommen von *Hermann Ritter v. Riewel.*

Zu den Städten im Lande ob der Enns, deren Gründung gegen Anfang der zweiten Hälfte des Mittelalters fällt, gehört die im Hausruck-Viertel, eine halbe Stunde vom rechten Donauufer gelegene Stadt *Eferding,* in welcher ſich die impoſante Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhunderte, als eine der größten und ſchönſten gothiſchen Kirchenbauten Ober-Oeſterreichs, erhalten hat.

Ob an der Stelle Eferdings zur Zeit der Römer-Herrſchaft in der Donau-Provinz „Ufer-Noricum“ ein römiſcher Sitz, oder wie man vermuthet, die Ortſchaft „Marinianis“[1] gelegen war, iſt noch zweifelhaft, doch läſst die Auffindung vieler römiſcher Münzen bei verſchiedenen Grabungen daſelbſt auf eine längere Anweſenheit der Römer ſchließen.

Infolge der Beſetzung der von den Römern verlaſſenen Ländern zwiſchen Inn und Donau im Jahre 530 durch die Bojuvarier und durch das Erſcheinen des heiligen Severinus fand auch die Verbreitung des Chriſtenthumes in jener Gegend ſtatt.

Nach der reichen Dotirung des Bisthumes Paſſau durch Kaiſer Otto III. im Jahre 999, wobei die Biſchöfe daſelbſt zugleich zu ſouveränen weltlichen Fürſten erhoben wurden, fielen auch große Ländereien im Lande ob der Enns der Diöceſe Paſſau anheim, zu welcher auch die Gegend von Eferding gehörte.

Urkundlich erſcheint der Ort Eferding bei der Gründung des Chorherrenſtiftes St. Nicola bei Paſſau durch den Biſchof *Altmann* Grafen zu Pütten, wo in dem bezüglichen Stiftsbriefe vom 30. September 1067, Eferding zur Dotirung des Stiftes veranlaſst wurde und *Euerdinge* genannt wird.[2]

Im Nibelungenliede erſcheint die burgundiſche Königstochter Kriemhilde auf ihrer Brautfahrt in das Hunnenland in Begleitung des Biſchofs Piligrin von Paſſau in Eferding, indem es heißt:

„Nu was din Humiginne ze *Everdingen* komen
„genuoge uz Beierlande folten han genomen
„den Raup uf der Strazen nâch ir gewoncheit
„ſo héten ſi den geſten dâ getân vil lihte leit.“

Stammen die Grundlagen für das Nibelungenlied wirklich von Biſchof Piligrin und ſeinem Schreiber Conrad, ſo hätte Eferding bereits im 10. Jahrhundert beſtanden.

Im Jahre 1144 übergab der Biſchof Riginbert von Paſſau die Kirche von Eferding an das Kloſter St. Nicola, und im Jahre 1209 erſcheint Eferding urkundlich als Pfarre, welche zum Sprengel des Archidiaconates Lorch gehörte und deren damaliger Pfarrer Leutold hieß, woraus auf das Vorhandenſein einer romaniſchen Kirche daſelbſt in damaliger Zeit zu ſchließen iſt.

Als Stadt erſcheint Eferding zum erſtenmal in einer im Codex trad. patav erhaltenen Urkunde vom Jahre 1210 aus der Periode des Biſchofs Manegold, deſſen Nachfolger Ulrich II. Graf v. Dieſſen, zu Eferding 1215 von einem Theile der Domherren und Bürger Paſſaus zum Biſchofe gewählt wurde. Auch den Streit dieſes Biſchofs mit der Stadt Paſſau ſchlichtete man 1216 in Eferding in Gegenwart vieler Fürſten.

Zwei Jahre früher ſtellte Herzog Leopold II. auf ſeinem Krönungszuge nach Aachen in Eferding eine Urkunde aus, womit eine Schenkung Hadmar's von Kuenringen zu Gunſten des Stiftes Zwettl beſtätigt wurde, und 1293 fand daſelbſt eine Friedensverhandlung wegen des durch den Grafen Ulrich v. Hainburg verübten Raubes des Prinzen Ludwig von Kärnten ſtatt, wobei der Herzog von Bayern, die Biſchöfe von Salzburg, Paſſau, Freiſing, Regensburg und viele Edle verſammelt waren.

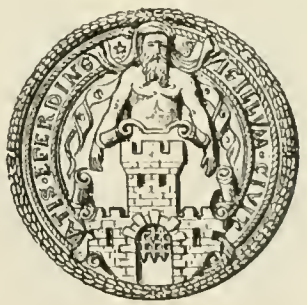


Fig. 1. (Eferding.)

Dieſe wenigen hiſtoriſchen Momente beſtätigen das Aufblühen und die Entwicklung Eferdings zu jener Zeit, die ſchon dadurch von Bedeutung zeugt, daſs König Otakar dem Biſchof Pertold ſchon 1253 die Befeſtigung ſeiner Stadt Eferding zugeſtanden hatte, welche Genehmigung dem Nachfolger Pertold's, dem Biſchofe Petrus von Paſſau, in einer Urkunde vom 13. December 1276 durch Kaiſer Rudolph erneuert wurde.

Daſs die Paſſauer Biſchöfe bereits im 13. Jahrhundert in ihrer befeſtigten Stadt Eferding neben der Kirche auch ihre Burg hatten, iſt anzunehmen und wir finden, laut einer Urkunde von 1281, als biſchöflichen Burgvoigt und öſterreichiſchen Landpfleger, den Edlen Wernhart von Schaunberg. Wernhart ſtammt aus der Familie der Herren von Julbach, aus welcher die Brüder Heinrich und Gebhart zwiſchen 1160 und 1161 die in der Nähe Eferdings und der Donau liegende

[1] Geſchichte der Stadt Eferding von *W. Kopal* in den Berichten des Muſeums „Francisco-Carolinum“ 1876, S. 29.

[2] Biſchof *Altmann* ſtarb am 28. Auguſt 1091 zu Zeiſelmauer und wurde in dem von ihm gegründeten Kloſter Gottweich begraben.

Feſte „Schaunberg“ erbauten, nach der ſie ſich Herrn von Schaunberg nannten.[1]

Dieſes Geſchlecht beſaß bereits zu jener Zeit viele Ländereien in jener Gegend, und laut einer Urkunde vom 4. November 1367 verkaufte der Biſchof Albert III. von Paſſau die Stadt Eferding ſammt allem

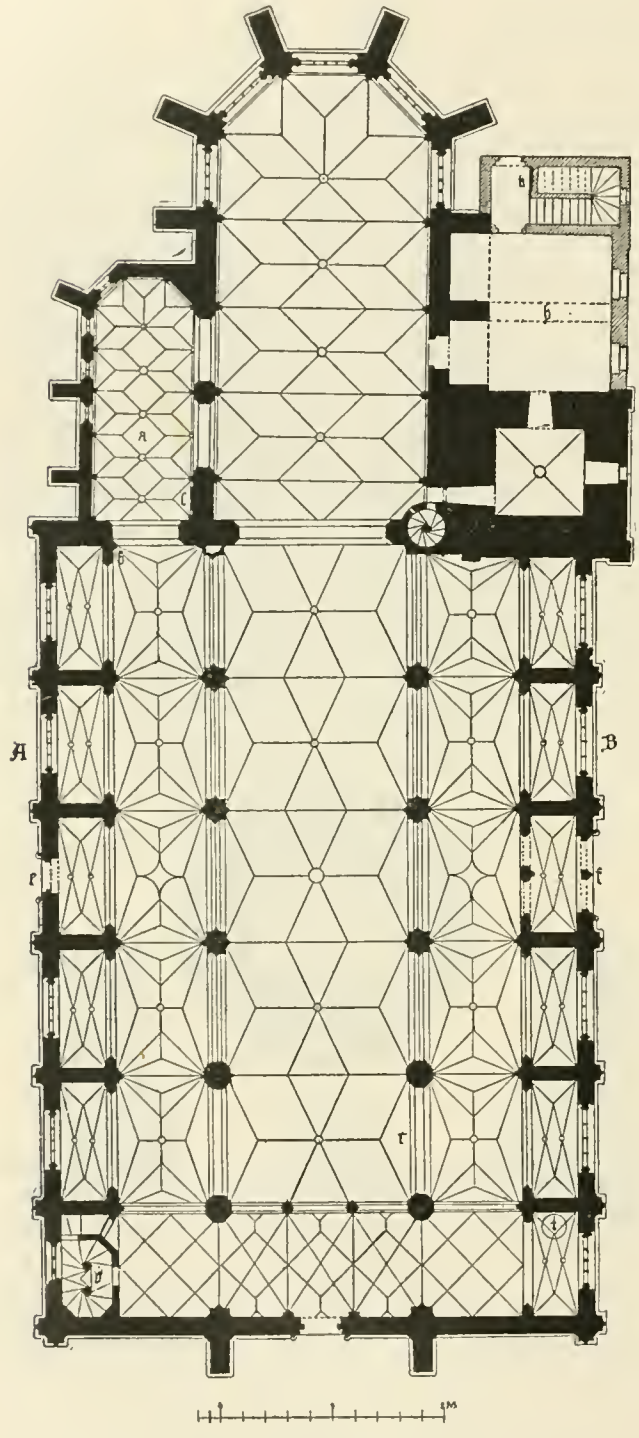


Fig. 2. (Eferding.)

Zubehör an die Grafen Ulrich und Heinrich v. Schaunberg um 1000 Pfund Pfennige. Von dieſer Zeit blieben die in den Grafenſtand erhobenen Herrn v. Schaunberg über 300 Jahre im Beſitze der Stadt und Herrſchaft Eferding und trugen zur Entwicklung der Stadt viel bei.

Im Jahre 1416 vollendete Graf Johann II. von Schaunberg ein neues und noch beſtehendes Schloſs zu Eferding und Graf Sigmund 1464 das Rathhaus — jetzt Bezirksgericht — worin ſich ein Denkſtein über die Gründung mit dem Wappen der Schaunberger befindet.

Die durch Mauern und Gräben einſt befeſtigte Stadt hatte vier Thore; das Burg-, Linzer-, Schaunberg- und Peuerbach- oder Fleiſcherthor; letzteres iſt nach einem vorhandenen Denkſtein 1444 erbaut und 1827 zum Abbruch gekommen. Die anderen drei Thore dürften zu gleicher Zeit entſtanden ſein und fielen in den Jahren 1828—1830 der Demolirungswuth zum Opfer, wobei auch der größte Theil der Stadtmauer verſchwand.

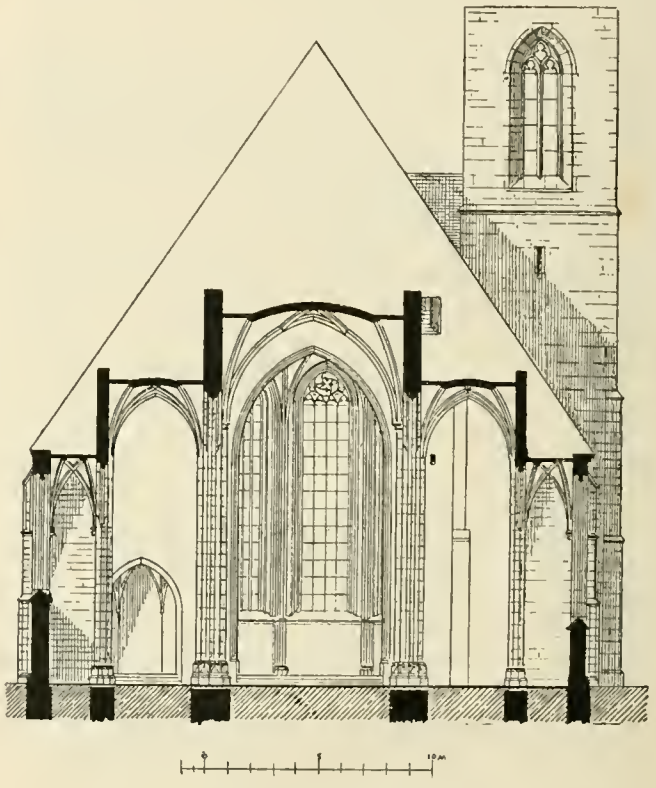


Fig. 3. (Eferding.)

1451 begann unter der Herrſchaft Johann II., Grafen von Schaunberg, der Bau der neuen Pfarrkirche, welcher nach deſſen Ableben von deſſen Söhnen Ulrich III., Wernhart, Sigmund, Wolfgang und Albrecht gefördert wurde. Durch die Vermittlung des Grafen Georg (Jörg) III., eines Sohnes Ulrich III. und der Margaretha Kreyg, erhielt die Stadt Eferding durch den Kaiſer Maximilian mittelſt Urkunde ddo. Augsburg vom 5. Juli 1510 ein eigenes Wappen, welches aus der Siegelabbildung in Fig. 1 erſichtlich.

Das Wappen zeigt im Schilde einen mit Zinnen verſehenen Stadtthurm, an welchen ſich Stadtmauertheile anſchließen. Durch eine ſenkrechte und horizontale Mittheilung iſt das Wappen farbig in vier Felder getheilt, wovon das rechte untere und linke obere weiß ſind und die zwei anderen roth. Ein wilder Mann erſcheint als Schildhalter, deſſen Kopfbund auch weiß

[1] Die Herren und Grafen von *Schaunberg* von D. J. *Stülz*, Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines, X. Bd., 1866.

und roth ift. Im Original-Wappenbrief ift der Waldmenfch behaart und von grauer Farbe.

Graf Georg war der kirchlichen Reformation Luther's zugethan und ftellte nach dem Tode des im Jahre 1544 verftorbenen Pfarrers Wolfgang Albrechtsheim den erften lutherifchen Prediger an der Pfarrkirche an, der aber auf Veranlaffung des Erzherzogs Ferdinand dem katholifchen Pfarrer Kafpar Sandböck bald weichen mußte.

Auch diefer wurde wieder von einem evangelifchen Prediger verdrängt, der die Kirche bis zum Jahre 1630 inne hatte, in welchem Jahre der katholifche Pfarrer Conrad Mutfchler eingefetzt wurde. [1]

Am 12. Juni 1559 ftarb in der Burg zu Eferding Graf Wolfgang II. von Schaunberg als der letzte männliche Sproffe feines Gefchlechtes, und die Stadt und Herrfchaft kamen an die Grafen Starhemberg, welche als Fürften noch im Befitze der Herrfchaft find. Durch die infolge der Reformation entftandenen Bauernkriege hatte Eferding viel zu leiden und Erasmus II. von Starhemberg mußte 1630 Schulden halber die Herrfchaft Eferding an die Familie Füll von Grüerzhofen verkaufen, doch kam diefelbe bald darauf wieder in den Befitz der Starhemberg zurück. [2]

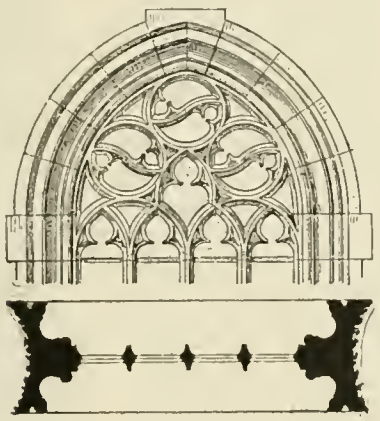


Fig. 4. (Eferding.)

Im fürftlichen Schloffe zu Eferding befindet fich eine hiftorifche Sammlung, worunter auch intereffante Gegenftände aus dem Befitze des Vertheidigers von Wien gegen die Türken „Rüdiger von Starhemberg" zu fehen find. Leider ift das Fähnlein, das diefen tapferen Feldherrn auf feinen Kriegszügen begleitete und fpäter der Kirche zu Eferding gewidmet wurde, nicht mehr vorhanden.

Befchreibung der beftehenden Kirche.

Wie oben bemerkt, wurde die dem heiligen Hypolit und der Krönung Mariens geweihte Kirche 1451 begonnen. Fig. 2 zeigt den Grundrifs. Der an und für fich impofante dreitheilige Raum des Schiffes ift durch die Verlängerung der Strebepfeiler und das Hinausrücken der Seitenfchiffmauern noch verbreitert und erfcheint gleichfam fünffchiffig, doch find die zwifchen den Strebepfeilern gewonnenen Räume zu Capellen beftimmt, durch welche Anlage die Strebepfeiler nach außen nur wenig vorfpringen.

Wie aus dem Querfchnitt *A*, *B*, Fig. 3 erfichtlich, bildet das in fechs Joche getheilte Schiff eine dreifchiffige Hallenkirche von fchlanken Verhältniffen mit wenig erhöhtem Mittelfchiff. Die Capellen fchließen fich den Seitenfchiffen organifch an und der ganz mit Sterngewölben überdeckte Raum wird durch zehn-, drei- und viertheilige Fenfter beleuchtet. Ein fchwerer und holzreicher Dachftuhl überfpannt die ganze Schiffsanlage.

Auffallend ift die fchiefe Stellung des nach Often gerichteten Presbyteriums gegen das Schiff, fowie der theilweife Einbau des zwifchen Chor und Schiff liegenden Thurmes in das Seitenfchiff, welche unorganifche Anlage fich nur aus den verfchiedenen Perioden des Baues erklären läfst.

Der Kirchenbau begann 1451 mit dem Presbyterium und der Allheiligen-Capelle, wobei der Thurm von der alten Kirche noch vorhanden war, was fich

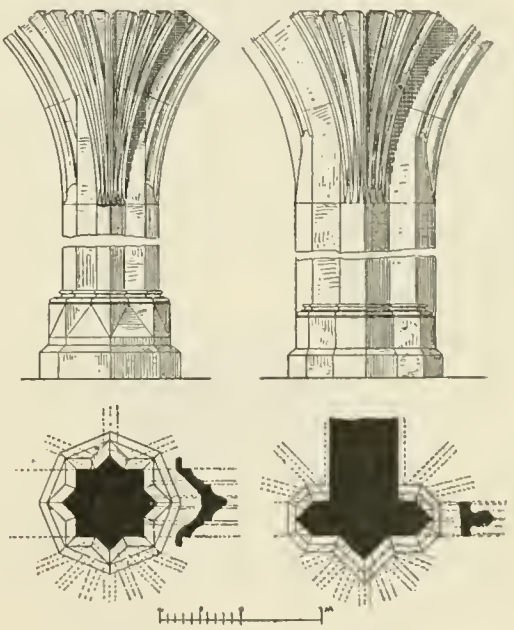


Fig. 5. (Eferding.)

aus dem einfachen Thurmfockel-Profil der wenig vorfpringenden Strebepfeiler und der Ifolirung des Thurmes von der Presbyterium-Mauer leicht erkennen läfst.

Am nördlichen Capellenpfeiler bei *b* findet fich die gothifche Infchrift: „Anfang des lankhaus 1466" und am Schlufsfteine der Mittelfchiffgurte bei *c* die Jahreszahl 1493, zu welcher Zeit der Bau feiner Vollendung nahte. Die lange Bau-Periode des Schiffes von 27 Jahren läfst eine Unterbrechung des Baues vorausfetzen. In diefer Bau-Periode finden wir noch verfchiedene Jahreszahlen neben Steinmetz-Zeichen, worüber fpäter Näheres. Das 21·3 M. lange, 9·65 M. breite und 17 M. hohe, mit drei Achteckfeiten fchließende Presbyterium, zeigt in feiner Gewölbejoch-Eintheilung den außergewöhnlichen Fall, dafs dasfelbe beim Anfchlufs an den Triumphbogen mit einem halben

[1] Während der Reformations-Periode wurde im Jahre 1613 der berühmte Aftronom Johann *Keppler* mit der Tochter Sufanna des Eferdinger Bürgers *Reuttinger* in der Pfarrkirche dafelbft getraut.

[2] Gefchichte des Haufes Starhenberg von Johann *Schwerdling*, erfchienen 1830.

Gewölbefelde abfchließt, wo fich auch die Differenz der Achfenabweichung zwifchen Presbyterium und Schiff bemerkbar macht.

Die Gewölberippen des Presbyteriums gehen ohne Capitälvermittlung bis zur Fenfterfohlbank herab und fitzen hier auf je drei Dienftfäulchen auf, um welche fich das Sohlbankgefims herumkröpft.

Die fünf fchlanken viertheiligen, 2·7 M. breiten Presbyterium-Fenfter haben reich profilirte Seitengewände und noch ihre fämmtlichen Maßwerke von verfchiedener Form, wovon Fig. 4 ein Beifpiel gibt. Leider wurden die alten Glasmalereien diefer Fenfter vor 200 Jahren von dem damaligen Pfarrer entfernt und durch gewöhnliches Glas erfetzt.

Die 1 M. vorfpringenden Strebepfeiler des Presbyteriums find außen nach der Höhe durch Gefimsvermittlungen zweimal abgefetzt und fchließen mit einfachen Giebeln ab. In der Heiligengeift-Capelle *a* entwickeln fich die Gewölberippen aus kurzen capitällofen Dienften, die in halber Höhe der zweitheiligen Fenfter confolenartig enden.

Fig. 6. (Eferding.)

Das Kirchenfchiff ift 35·5 M. lang, fammt den Seitenfchiffen und Capellen 23·3 M. breit, wovon auf die Mittelfchiffbreite 9·2 M. kommen; während die Seitenfchiffe nur halb fo breit find. Das Mittelfchiff hat die mächtige Höhe von 17·2 M. Von den zehn Schiffpfeilern find die erften vier weftlichen einfach achteckig, während die andern fechs aus zwei fich diagonal kreuzenden Quadraten gebildet werden, wie auf Fig. 5 erfichtlich.

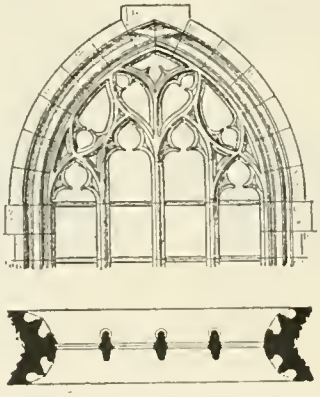


Fig. 7. (Eferding.)

Aus diefen 1·19 M. in der Diagonale meffenden und mit einem hübfchen Doppelfockel verfehenen Pfeilern entwickeln fich die profilirten großen Gurtbögen durch einfaches Einfchneiden des Profiles in die Pfeilerflächen. Für die Entwicklung der Seiten- und Mittelfchiff-Gewölberippen find je zwei Pfeilerflächen dafelbft abgerundet und bei den correfpondirenden Capellenpfeilern, wachfen die Rippen direct aus den Flächen. Die Capellen-Gewölberippen fitzen zum Theil auf einfach profilirten, fowie auf mit Laubwerk gefchmückten Confolen auf und jedes Gewölbefeld zeigt bei der Durchkreuzung der Rippen Schlufsfteine in Dreipafsform, die meift mit Figuren aus den Wappen der Grafen Schaunberg gefchmückt find, wie Fig. 6 ein Beifpiel gibt.

Von den eilf viertheiligen Schifffenftern find die füdlichen breiter und höher als die nördlichen, was wohl in der nöthigen Beleuchtung des großen Schiffsraumes feinen Grund hat. Die vollftändig erhaltenen Maßwerke diefer Fenfter wechfeln in vier Motiven, wobei die fpäten Fifchblafenformen vorherrfchend find, wie Fig. 7 ein Beifpiel vorführt.

Eine an der Weftfeite eingebaute Orgelbühne hat gegen die Seitenfchiffe eines und gegen das Mittelfchiff drei Gewölbefelder, welche letztere gegen das Schiff durch zwei kleine Zwifchenpfeiler getragen werden, deren Querfchnitt jenen der reicheren Schiffspfeiler entfpricht. Die Spitzbogen-Gurten find dafelbft gegen das Schiff mit gefchweiften Giebelgefimfen überfpannt, zwifchen denen fich zwei Figuren-Nifchen mit Confolen und Badalchinen befinden. Das Ganze fchließt nach oben mit einer durchbrochenen Maßwerk-Galerie ab.

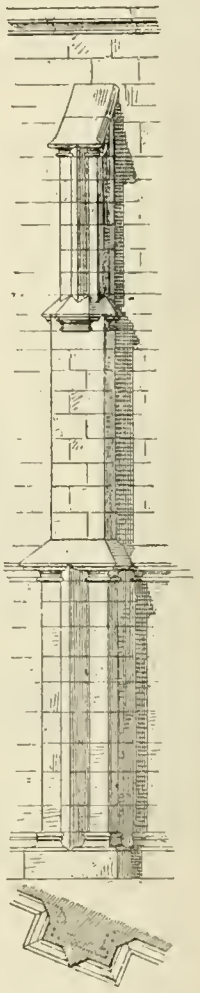


Fig. 8. (Eferding.)

Ein befonders intereffanter Theil der Orgelbühne ift die im nördlichen Eck bei *d* angebrachte Doppel-Wendeltreppe mit zwei Eingängen, wovon befonders der mittlere mit einem Fenfter darüber fehr fchön geftaltet ift. Ober diefer Eingangsthür befindet fich ein Spruchband mit der Jahreszahl 1505, in welchem Jahre fonach die Stiege als letzter Theil des Baues vollendet wurde.

Am Aeußeren des Schiffes haben die nur wenig vorfpringenden Strebepfeiler eine aus Fig. 8 erfichtliche originelle Form. Diefelben zeigen im Grundrifs wie die Schiffspfeiler die fich durchkreuzenden Quadrate und find in ihrer Höhe zweimal abgefetzt. Nur die an der einfachen Weft-Façade in der Achfe der Schiffspfeiler liegenden zwei großen Strebepfeiler haben den conftructiv nöthigen Vorfprung nach außen, find aus Granit ausgeführt und viermal nach oben abgefetzt.

Eine Hauptzierde des Schiffsäußeren find die aus Sandftein ausgeführten Portale. Jenes auf der Nordfeite bei *l* befindliche Portal ift das kleinfte und fchließt das reiche Gewänd im Spitzbogen, worüber fich ein gefchweifter Wimberg gegen zwei feitliche Fialen anfchließt, die auf Säulchen ruhen. Diefes Portal trägt die Jahreszahl 1466, müßte fomit bereits im erften Baujahre des Schiffes vollendet worden fein, woraus jedoch der Schlufs gezogen werden muß, dafs nach dem früher erwähnten Beginn des Langhaufes (1466) die Fundamente desfelben zu diefer Zeit bereits fertig waren.

Das Haupt-Portal an der Weſtſeite, Fig. 9, hat in ſeiner reichen Gewändegliederung zwei mit Baldachinen überdeckte Figuren-Niſchen und über dem von Conſolen getragenen geraden Sturz befindet ſich im Relief das Schweißtuch Chriſti von Engeln gehalten. Am rechten Portal-Sockel ſteht die Jahreszahl 1467 neben einem Steinmetz-Zeichen, wonach die Ausführung des Portals in das zweite Baujahr des Langhauſes fällt. Beſonders ſchön iſt das an der Südſeite bei *f* befindliche große Portal mit zwei Eingängen. Dieſes aus Fig. 10 erſichtliche Portal führt zunächſt in eine Vorhalle, die durch die über den Eingängen befindlichen Fenſter beleuchtet wird. Dieſe ſchöne Conception hat nur den Fehler, daſs die Mittel der oberen geſchweiften Giebel nicht mit den Fenſtermitten ſtimmen, welcher Uebelſtand durch das Hinausrücken der zwei Seiten-Fialen verurſacht wurde. Von den drei unter den Baldachinen befindlichen Figuren iſt jene links der Kirchenpatron St. Hypolit in der Rüſtung mit Fahne und Schild, worauf der Buchſtabe Y; rechts der Heilige Leonhart. Am Mittelpfeiler ſteht die Mutter Gottes, zu deren linker Seite ein Mann auf einem Betſchemel kniet, welche Beigabe auf eine Widmung der Figuren ſchließen läſst. Einer der rechtſeitigen Saulenſockel trägt die Jahreszahl 1468 und hinter dem mittleren Figuren-Capitäl findet ſich ein Spruchband, worauf 1471 zu leſen iſt. An der Plinthe der Marien-Figur ſteht 1497 und an der Vorderſeite des Betſchemels iſt ein Schild mit dem alten Theile des Wappens der Grafen von Schaunberg angebracht, nämlich das rothe und weiße Feld. Es iſt ſomit die kniende Figur einer der Grafen von Schaunberg und Donator der Figuren.

Von der Portal-Vorhalle führen auch zwei ſpitzbogig überwölbte Eingänge in die Kirche, wo ſich am Mittelpfeiler eine bemalte Figur des heiligen Hypolit befindet, die ſeltſamerweiſe mit den darunter befindlichen Capitälen und dem rückwärtigen Thürbogenſtücke aus einem Stück Stein beſteht.[1]

Was nun den in ſeiner Anſicht aus dem Querſchnitt der Kirche erſichtlichen Thurm betrifft, ſo wurde derſelbe im Jahre 1762 um circa ein Drittel erhöht, mit einem zopfigen, mit Blech gedeckten Dache verſehen und iſt jetzt von dem Geſimſe *g* bis zum Dachbeginn, auf allen vier Seiten mit je drei im Halbkreis geſchloſſenen Fenſtern übereinander verſehen. Nun hat man glücklicherweiſe bei dieſer Umgeſtaltung die vier oberen alten Thurmfenſter nur auf die halbe Mauerſtärke von außen vermauert und in deren Mitte vier kleine Rundbogenfenſter angebracht, zu welchem Zwecke nur der gothiſche Mittelpfoſten entfernt wurde. Die Gewände, ſowie die noch gut erhaltenen ſtarken Maßwerke dieſer Fenſter ſind aus Granitſtein und dieſe 5·9 M. hohen Fenſter waren früher die Schallöffnungen der Glocken, welche bei Erhöhung des Thurmes um eine Etage höher gehängt wurden.

Die Form des alten Thurmdaches läſst ſich nicht genau beſtimmen, doch findet ſich im Oratorium-Stiegenhauſe ein Epitaphium-Relief aus dem 16. Jahrhundert, worauf die Stadt Eferding mit ihren alten Ringmauern und Stadtthoren ſowie die Kirche zu ſehen iſt, wobei der Thurm auf zwei Seiten mit Giebeln abſchließt, daher ein einfaches Satteldach gehabt haben dürfte, welches in der Höhe, wie die Thurmanſicht in der Zeichnung abſchließt, begonnen hat.

Der untere Thurmraum war einſt die Sacriſtei, die jedoch im 18. Jahrhundert durch den Anbau *h* eine Vergrößerung erfuhr, zu welcher Zeit auch oberhalb dieſes Zubaues ein geräumiges Oratorium entſtand, das von der zweiarmigen Stiege zugänglich iſt. Auf den Thurm und Dachboden führt die im Grundriſs erſichtliche Wendeltreppe, die zum Theil in's Presbyterium eingebaut iſt und von dort auch Licht bekommt.

Von der alten Einrichtung der Kirche ſcheint in der Reformationszeit das meiſte entfernt worden zu ſein; an den darauf im 17. Jahrhundert in den Capellen

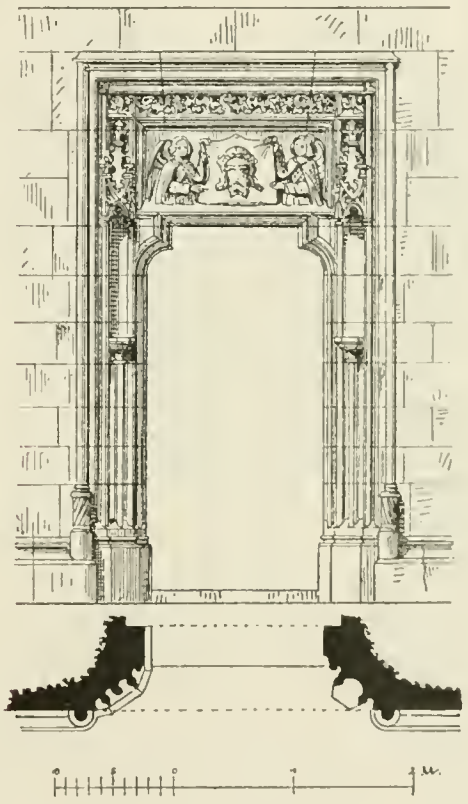


Fig. 9. (Eferding.)

aufgeſtellten hübſchen Renaiſſance-Altären finden wir noch Figuren und Reliefs alter gothiſcher Flügel-Altäre ſehr geſchickt verwendet.

In der ſüdweſtlichen Capelle ſteht bei *i* ein Taufſtein mit der Jahreszahl 1508, der aus rothem Marmor einfach rund geformt iſt.

Der 1663 vollendete noch ſtehende Hoch-Altar mit einem ſtark beſchädigten Gemälde, die Himmelfahrt Mariens darſtellend, iſt von rohen Formen, dagegen die Kanzel aus dieſer Zeit beſſer. Von hiſtoriſchem und künſtleriſchem Werthe ſind die noch im Beſitze der Kirche befindlichen Stein-Sculpturen, wie ein Epitaph bei *k* in der Stiegenhaus-Vorhalle mit einem Oelberg-Relief, Wappen und Figurenbilde nebſt Schrifttafeln aus Kehlheimerſtein, welche Theile in eine reizende architektoniſche Umrahmung aus feinem

[1] Die alten Eiſenbeſchläge der inneren Eingangsthüren ſind in dem Werke über Altäre etc., von *Jobſt* und *Leimer*, abgebildet.

Kalkſtein eingefügt ſind. Die Inſchrifttafeln führen folgende Namen und Jahreszahlen an: Johann Schaunberg, 1571; Graf Starhemberg, 1561 und Regina Polheim,

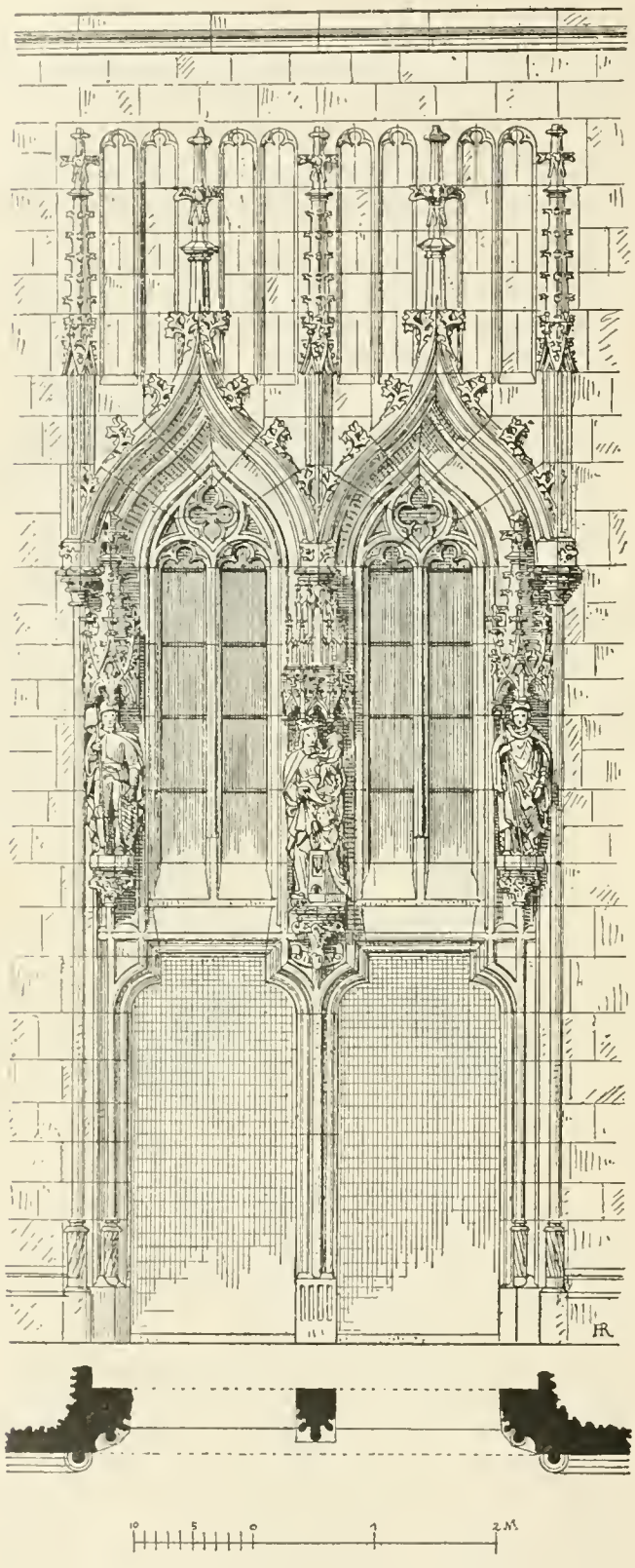


Fig. 10. (Eferding.)

1582. Außer den knieenden Figuren ſind noch zwei Porträt-Medaillons angebracht.

Ein zweites größeres Epitaph befindet ſich im erſten Stock des Oratorium-Stiegenhauſes, ähnlich wie erſteres im Material behandelt und die Jahreszahl 1559 tragend. Hier kniet *Wolfgang v. Schaunberg* als letzter Sproſſe ſeines Stammes in voller Rüſtung vor dem gekreuzigten Heiland. Im Hintergrunde ſieht man die Stadt Eferding, worauf ſchon bei Beſprechung des Thurmes hingewieſen, nebſt der auf dem Berge liegenden Stammfeſte „Schaunberg".

Unterhalb der Presbyterium-Fenſter ſind vier Flach-Reliefs mit bibliſchen Darſtellungen aus dem 17. Jahrhundert ſtammend, angebracht, welche, in Kehlheimerſtein ausgeführt, wahre Meiſterwerke, einer Abformung werth ſind.

An der ſüdlichen äußeren Schiffswand ſind zwei Station-Reliefs aus Sandſtein (Geißelung und Kreuztragung Chriſti) eingemauert, eines trägt die Jahreszahl 1501 nebſt einem Wappenſchilde mit Steinbockkopf. Dieſe Reliefs dürften von einem damals geſtifteten Kreuzweg übrig geblieben ſein.

Im Jahre 1842 drohte der Pfarrkirche eine große Gefahr, indem durch die Trockenlegung des nahen Stadtgrabens die Köpfe der Fundament-Piloten angefault waren, was eine Setzung des Baues verurſachte, wodurch ſich an den Gewölben und Mauern viele Riſſe zeigten.[1]

Schon hatten berufene Fachmänner an der Rettung der bereits für den Gottesdienſt geſperrten Kirche gezweifelt, bis endlich der Landes-Ingenieur *Alois Buchberger* aus Linz eine Untermauerung der Kirchen-Fundamente vorſchlug, welche auch unter der Leitung des Baumeiſters *Anton Höhne* aus Währing, nach Abſchluſs eines Vertrages mit der Vogteiherrſchaft, in 16 Monaten um die Koſten von 23.000 fl. durchgeführt wurde.

Am 8. Juni 1844 wurde endlich die vom Einſturze gerettete ſchöne Kirche vom Linzer Biſchof *Gregor Ziegler* feierlich eingeſegnet und wieder der erſte Gottesdienſt abgehalten.

Bei dieſer Reconſtruction und Aufreifsung des Kirchenpflaſters — wohl auch bei der Auflaſſung des Friedhofes um die Kirche — iſt ein großer Theil der alten Grabſteine (es ſind über 40) in den nahen Schupfen hinterlegt worden, welche jetzt endlich durch die Fürſorge des kunſtſinnigen Herrn Dechanten *Grienberger* ihre Auferſtehung feiern werden und wo möglich an ihren alten Platz kommen ſollen.

Wahrſcheinlich wurden bei Gelegenheit genannter Reconſtruction die früher erwähnten zwei Epitaphien und der Grabſtein des 1551 verſtorbenen Grafen *Johann v. Schaunberg* in dem Oratorium-Stiegenhauſe aufgeſtellt.

Auch in der Kirche zu Eferding hatten die Schaunberger ihre Begräbnisſtätte. Grabſteine ſind von Johann Georg[2] und Wolfgang vorhanden, vorher fanden ſie ihre Ruheſtelle in Wilhering.[3]

Jener von Wolfgang, als dem letzten ſeines Geſchlechtes, geſtorben 1559, wurde ihm von ſeiner Gattin Anna Gräfin von Ortenburg errichtet und ſteht jetzt an einer Wand in der Heiligen-Capelle bei *I.* Daſs die

[1] Die Donau ſoll in uralter Zeit nahe bei Eferding gefloſſen ſein, was wahrſcheinlich die Fundirung der Kirche auf Piloten verurſachte.

[2] Abbildung des Grabſteines *Georg's* († 1554) in den Mittheilungen der k. k. Centr.-Com. 8. Bd., N. F., röm. 42.

[3] Näheres über dieſe Monumente und die Grafen von *Schaunberg* in den Mittheilungen des Alterthums-Vereines 1866 von Jodocus *Stülz*.

Gräfin Anna diefen Grabftein zugleich auch für fich felbft beftimmte, zeigt die Grabplatte aus rothem Marmor, worauf das Schaunberg und Ortenburg'fche Wappen mit reicher Cartouchen-Umrahmung in prachtvoller Zeichnung und Ausführung angebracht ift. Bei den darunter befindlichen Grabfchriften ift bei jener der Gräfin für das Alter und den Sterbetag Raum gelaffen, aber nie ausgefüllt worden; diefelbe ftarb am 26. Juli 1569.[1]

Die Eferdinger Kirche hatte auch ein Grabmonument der Schaunberger in Tumbenform, wovon leider nur noch Refte vorhanden find. Es find dies fechs fitzende, 60 Ctm. hohe Löwen aus rothem Marmor, welche Wappenfchilder halten und jetzt im Sockel der äußeren Sacriftei-mauer mit ihren Hinterkörpern in Nifchen ftecken. In Fig. 11 ift ein folcher Löwe erfichtlich, an deffen Anfatz am Rücken deutlich zu erkennen ift, dafs diefe fechs Löwen die Füße einer Tumba waren, die nach der Form der Wappen zu fchließen, im 16. Jahrhundert ausgeführt wurde.

Fig. 11. (Eferding.)

Diefe Löwen halten nun Schilder mit den verfchiedenen Wappentheilen des Schaunberg-Wappen, welches aus vier Theilen befteht, und zwar das alte Stammwappen mit der fenkrechten Theilung eines weißen und rothen Feldes; dem alten Julbach'fchen Wappen mit den drei rothen und drei filbernen horizontalen Balken, über welche fich ein blauer Sporn legt; dazu das fpäter dazugekommene Pettau'fche Wappen, mit dem filbernen Anker im rothen Felde, und eine gekrönte Schlange im goldenen Felde.

Einige der fpäteren Familienglieder find in der Kirche des von ihnen mitgegründeten und 1481 vollendeten Franciscaner Klofters zu Pupping begraben, deren Grabfteine bei der Auflaffung des Klofters verkauft wurden.[2]

Außer der Pfarrkirche befitzt Eferding noch ein zweites größeres gothifches Monument in der Spitalkirche, die nebft dem Spitale laut einer Urkunde vom 24. Juni 1325 von Rudolph Freiherrn von Schifer gegründet wurde.[3] Der hübfche und nach der Gründung noch ältere Bau als die Pfarrkirche wurde leider bei dem großen Stadtbrande 1762 ftark befchädigt, worauf das Schiff erhöht und mit einem modernen Gewölbe verfehen wurde. Von den alten Theilen der Kirche ift befonders der in der Mitte der Weftmauer eingebaute achteckige Thurm intereffant und gut erhalten. Deffen acht Seiten fchließen oberhalb des Kirchendaches durch mit Kreuzblumen gekrönte Giebel ab, hinter welchen fich der fteinerne Dachhelm erhebt, der mit einer Kreuzblume endet. Diefe Kirche benützte man feit Anfang diefes Jahrhunderts bis 1839 als Getreidemagazin, in welchem Jahre diefelbe jedoch vom Bifchof *Ziegler* neu eingeweiht und dem Gottesdienft wieder übergeben wurde. Trotz diefer profanen Benützung haben fich die meiften Grabfteine im Innern der Kirche erhalten.

[1] Die Grabfchriften finden fich in *W. Kopal's* Gefchichte von Eferding im Berichte des Francisco-Carolinum in Linz 1866, S. 79.

[2] Nach der Aufftellung der Grabfteine in Eferding wird der Verfaffer diefes Näheres über diefelben berichten.

[3] Der Grabftein des Stifters ift in den Mittheilungen der k. k. Centr.-Com. III., N. F., S. 64, abgebildet und befchrieben.

Der Decanats-Pfarrort *Altmünfter*, in der weftlichen Bucht des fchönen Traunfees gelegen, erfcheint fchon im 11. Jahrhundert als weit ausgedehnte Pfarre, zu welcher felbft bis 1776 die Vorftädte von Gmunden und die Gemeinden Weyer, Traunftein etc. gehörten.

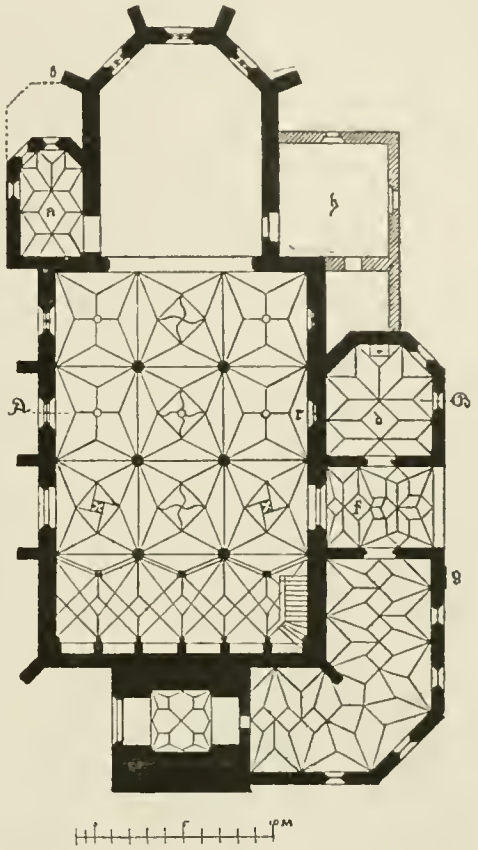


Fig. 12. (Altmünfter.)

Als Gründer oder Wiedererrichter diefer alten Pfarre dürften die Markgrafen von Steyermark als einftige Befitzer der nahen Herrfchaft Ort oder deren

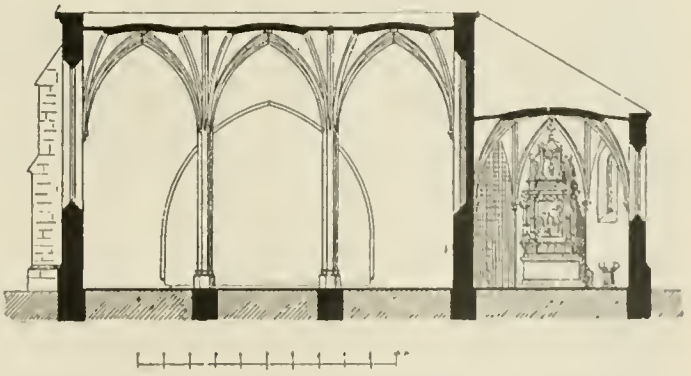


Fig. 13. (Altmünfter.)

Dienftmanen, welche gedachte Herrfchaft und mit derfelben auch die Pfarre Altmünfter zu Lehen erhielten, anzufehen fein.

Schon im Jahre 900 ftiftete der Markgraf Ottokar von Steyr, zum Andenken eines Sieges über die Ungarn, ein Benedictinerinen-Klofter in dem

nahegelegenen Traunkirchen, woſelbſt ſeine Tochter Agatha die erſte Aebtiſſin wurde.[1]

Zur Geſchichte der Pfarre Altmünſter vom 13. bis 18. Jahrhundert liefern die jetzt noch im Pfarrhauſe daſelbſt befindlichen vier hiſtoriſchen Porträts mit den lateiniſchen Randſchriften wichtige Anhaltspunkte. Es ſind dies die Abbildungen des Albertus von Veldsberg und ſeiner Gemahlin Gisla von Ort; des Fürſtbiſchofes Leopold Ernſt von Paſſau und endlich das Bild Kaiſer Joſeph II.

Die Randſchriften dieſer Bilder lauten in der deutſchen Ueberſetzung:

1. Bild: Albert von Veldsberg, Truchſeſs von Oeſterreich und Ehegemahl Gisla von Orth, Stifter des Kloſters Imbach und dieſer alten Pfarre in Minſter zu ſelben Einverleiber den 1. März 1269.

2. Bild: Gisla von Orth und Ehefrau Albert's von Veldsberg, Stifterin des Imbach'ſchen Kloſters und dieſer uralten Pfarre in Minſter zu ſelben Einverleiberin den 1. März 1269.

3. Bild: Leopold Ernſt, der exemten Kirche zu Paſſau Biſchof und des G. R. R. Fürſt, aus dem Geſchlechte der Grafen von Firmian hat, um den Fußſtapfen ſeines Vorgängers zu folgen, eben dieſe Pfarre gegen Ende des Jahres 1764 von den Nonnen zu Imbach gegen bezahlten Kaufſchilling eingelöſt, damit er deſto

Fig. 14. (Altmünſter.)

leichter ſeine biſchöflichen Rechte in dieſen Gegenden gegen verwegene Anfälle ſchützen könnte.

4. Bild: Joſeph II., römiſcher Kaiſer, hat endlich dieſe Pfarre, als im Jahre 1786 nach geſchehener Trennung des Bisthums über deren Vergebung ein Streit entſtand, im Beginn des Jahres 1787 dem Ordinariate zurückgeſtellt, und ſich hierüber wie bei den übrigen Pfarreigen ſeiner Erblande das Ernennungsrecht vorbehalten.

Nach den zwei erſten Bildern ſtiftete 1269 Albert von Veldsberg und ſeine Gattin Gisla von Orth das Dominicaner-Frauenkloſter zu Imbach in Nieder-Oeſterreich, welche als Lehensträger der Herrſchaft Ort ihr Patronatsrecht über die Pfarre Altmünſter an genanntes Kloſter übertrugen und von nun an das Kloſter die Pfarrer für Altmünſter den Biſchöfen von Paſſau präſentirte, in welchem Jahre dem dritten Bilde zufolge der Fürſtbiſchof von Paſſau, Leopold Ernſt Graf von Firmian, die Pfarre Altmünſter von den Nonnen zu Imbach um 6000 fl. ankaufte. Nach dem vierten Bilde trennte Kaiſer Joſeph II. nach der 1784 erfolgten Gründung des Linzer Bisthums die Zehentpfarre Altmünſter vom Bisthum Paſſau und wies ſie 1787 dem Linzer Kirchenſprengel zu, wobei der Profeſſor der Kirchengeſchichte, Joſeph Himmelreich, als erſter landesfürſtlicher Decanats-Pfarrer in Altmünſter angeſtellt wurde.

Was nun die Kirche dieſer alten Pfarre betrifft, ſo gehört dieſes dem heiligen Benedict geweihte Gotteshaus zum größten Theile der Mitte des 15. Jahrhunderts an; doch iſt der Thurm der Reſt einer ſpätromaniſchen Kirche, die einſt denſelben Platz einnahm.

Auf dem Thurme befand ſich noch vor 13 Jahren eine alte Glocke, die 1872 bei der Anſchaffung eines neuen Geläutes umgegoſſen wurde. Dieſe Glocke ſoll die Jahreszahl 1379 nebſt der Inſchrift: „Campana iſta feria quinta poſt Jacobi diem anno dom ..... facta eſt“ getragen haben. Da jedoch Glocken mit Jahreszahlen aus jener Zeit äußerſt ſelten vorkommen, dürfte die Jahreszahl richt 1379, ſondern 1579 gelautet haben.

Beſchreibung der Kirche.

Aus dem Grundriſs Fig. 12, und dem Querſchnitt Fig. 13, erſieht man die Anlage einer vollſtändigen dreiſchiffigen gothiſchen Hallen-Kirche mit gleich breiten und hohen Schiffen.

Durch die gleiche Schiffshöhe treten an die Stelle der Trennungsgurten der einzelnen Schiffe nur Rippen, die ſich nebſt den anderen Rippen der Stern-Gewölbe aus den einfachen achteckigen Schiffs-Pfeilern ohne Capitälvermittlung entwickeln, während die Rippen der Seitenſchiffe an den Schiffsmauern auf Conſolen aufſitzen. Das in vier Gewölbe-Joche getheilte Schiff iſt 21·1 M. lang, 14·2 M. breit und 11·0 M. hoch. Im weſtlichen Schiffstravée iſt eine mit hübſchen Netz-Gewölben verſehene Orgelbühne eingebaut, deren äußere Gurtbögen in ſchräger Richtung aus den zwei Schiffs- und drei kleinen Zwiſchenpfeilern entwachſen, wie es der Grundriſs zeigt.

Die nördlichen Schiffsfenſter waren zweitheilig, doch fehlen jetzt die Maßwerke, deren Formen ſich aus den Blindfenſtern — welche wahrſcheinlich beim Anbau der Capelle *d* vermauert wurden — in der ſüdlichen Schiffsmauer bei *c* annehmen laſſen und in der äußeren Kirchenanſicht wiedergegeben erſcheinen.

Das ſich gegen Oſten in zwei Drittel der Schiffsbreite anſchließende Presbyterium, wird vom Langhaus von einem ſehr gedrückten Triumphbogen getrennt, deſſen niederes Verhältnis durch den Anſchluſs der Gewölberippen in der Schiffspfeilerrichtung motivirt erſcheint. Das Presbyterium hat im 17. Jahrhundert auf Veranlaſſung des damaligen Landeshauptmannes von Ober-Oeſterreich Grafen Adam von Herbersdorf, als Beſitzers der Herrſchaft Ort und Patron der Kirche, eine große Umänderung erfahren, indem es zwiſchen 1625 und 1627 verlängert und mit einem Tonnen-Gewölbe verſehen wurde, dem entſprechend auch die Wände eine Pilaſter-Decoration im Renaiſſance-Styl erhielten. Zur Beſtimmung der urſprünglichen Presbyteriumlänge iſt glücklicherweiſe der in der Achteckrichtung ſtehende Strebepfeiler *b* noch

[1] Siehe Topographie von Ober-Oeſterreich von Dechant *Weiſsbacher* und Ulr. *Hartenſchneidor* 3. Bd.

erhalten, wodurch ſich der alte Chorabſchluſs von ſelbſt ergibt, wie er auch im Grundriſs ergänzt erſcheint, wobei nur das fehlende ehemalige Gewölbe nicht angegeben werden konnte. Beſagter Strebepfeiler *b*, iſt im Jahre 1875 durch die Verlängerung der ehemaligen Schifer'ſchen jetzt Frauen-Capelle — mehr verſteckt worden, welche Verlängerung im Grundriſs durch punktirte Linien bezeichnet iſt. Glücklicherweiſe iſt dieſe Capellen-Verlängerung dem alten Theile entſprechend durchgeführt worden, auch hat die Capelle einen neuen gothiſchen Altar erhalten.

Der an der Weſtſeite ſich erhebende alte Thurm geht beim Anſchluſs des Schiffdaches in's Achteck über und iſt mit einen einfachen Pyramiden-Dache

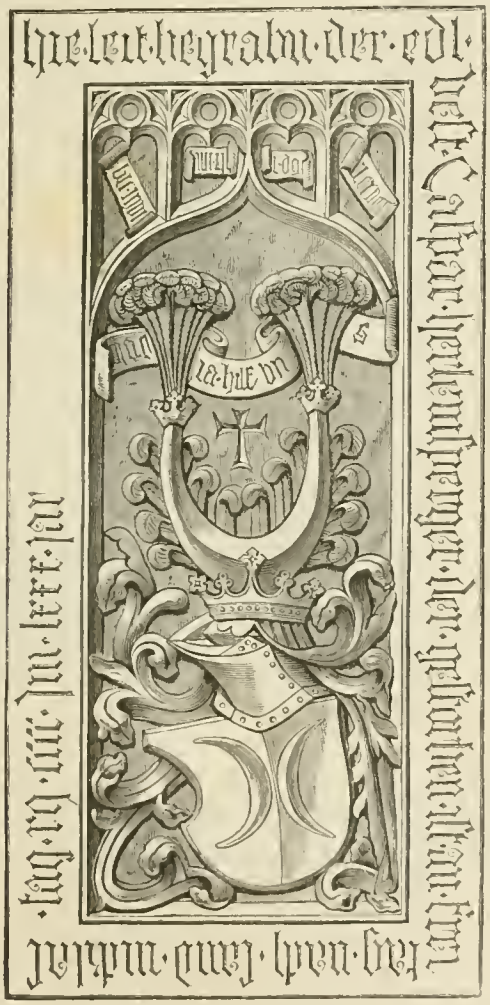


Fig 15. (Altmünſter.)

aus Holz gedeckt. Im oberen Thurmgeſchoſſe befinden ſich vier romaniſche Rundbogen-Fenſter als Schallöffnungen der Glocken (ſiehe Fig. 14). Am Thurm und an die ſüdliche Schiffsmauer anſchließend, befinden ſich zwei angebaute Capellen *d* und *e*, zwiſchen welchen ſich die Vorhalle *f* befindet. Von der Vorhalle führt ein in rothem Marmor ausgeführtes Portal in die Kirche, deſſen reichprofilirtes Gewände oben mit ſchweren Conſolen zur Aufnahme des horizontalen Sturzes verſehen iſt, der die Jahreszahl 1473 trägt, womit die Bauzeit der Kirche beſtimmt erſcheint. Ein ähnliches nur kleineres Portal aus Marmor, führt in die Allerheiligen-Capelle *d*, die im Jahre 1517 durch den Vicar *Sigmund Steinfelder* erbaut worden ſein ſoll, deſſen Grabſtein ſich an der Capellen-Mauer bei *g* befindet.

Die mit reichem Netzgewölbe überdekte Capelle *e*, ſoll ſchon früher, zwiſchen 1490 und 1497 erbaut worden ſein, mit welcher ſonach die Vorhalle mit ihren analogen Gewölbe entſtanden ſein müſste, was etwas zweifelhaft erſcheint. Dieſe Capelle früher Annen- oder Todten-Capelle genannt, dann zum Taufen benützt,

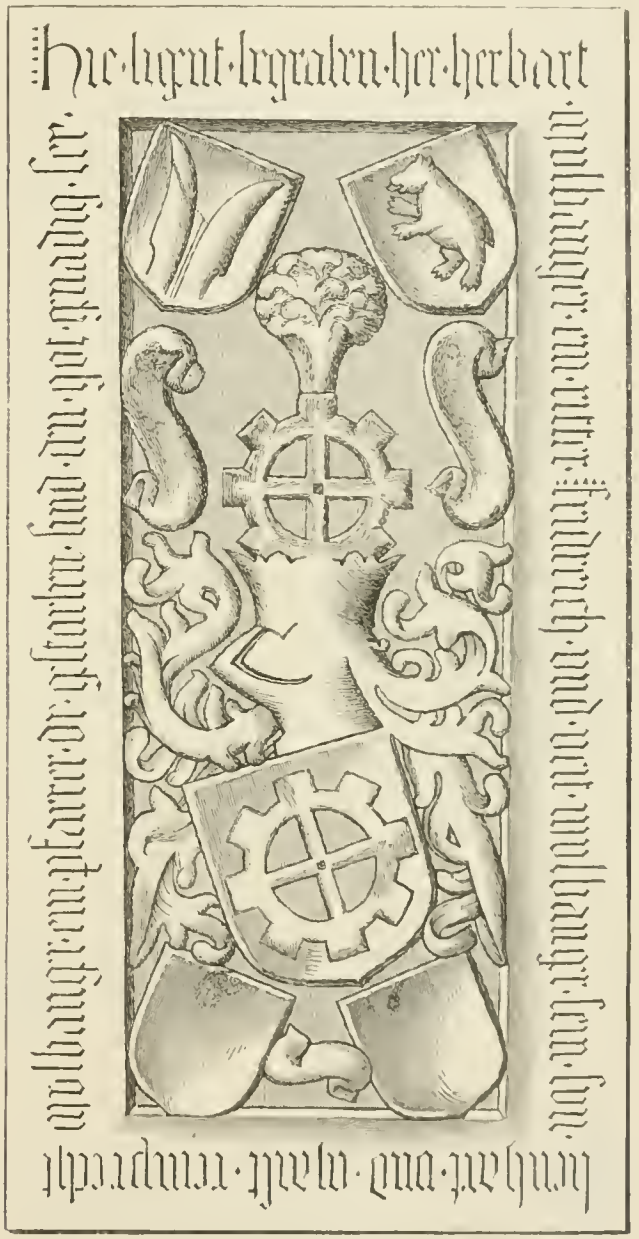


Fig. 16. (Altmünſter.)

wurde erſt vor zwei Jahren zur Beicht-Capelle umgeſtaltet, mit neuen Glasmalereien in den vier Fenſtern verſehen; der Eingang erhielt der Symmetrie wegen eine Einfaſſung von rothem Marmor, jedoch nur in Cement-Imitation.

An Stelle der alten Sacriſtei, wurde im Jahre 1690 bei *h* eine neue, mit einem Oratorium darüber erbaut.

Ein intereſſantes altes Einrichtungsſtück beſitzt die Kirche in der Allerheiligen-Capelle *d*; dies iſt der

allen Heiligen geweihte Altar, wovon Tafel I eine Abbildung gibt. Bei diesem seltenen Werke im Style der deutschen Renaissance aus dem Jahre 1518 erscheint besonders das große Hoch-Relief mit den leicht kennbaren 27 Heiligen-Figuren von reizender Composition und Ausführung, dessen Meister leider nicht zu eruiren ist. Unterhalb dieses Reliefs befindet sich die Inschrift: „Hoc altare cōsecrtū est in honorē omiū sanctor" und am Sockel, der mit den vier Kirchenlehrern geschmückten Predella, „anno dm. 1518." Ober den Engeln mit den Schildern in den Predella-Postamenten, ist die Verzierung der Deckgesimse abgeschlagen, die nach den vorhandenen Resten aus Fruchtschnüren bestand. Seltsamerweise ist dieser schöne Altar nicht aus echtem Stein- oder Holzmateriale, sondern aus sogenannter Steinmassa (Gyps und Sand) gefertigt, mit einem farbigen Steinton angestrichen und theilweise vergoldet. Die alte steinerne Mensa ist unter der modernen Holzverkleidung noch vorhanden.[1]

Wie aus dem Querschnitt der Kirche Fig. 13 ersichtlich, befindet sich neben genanntem Altar ein Taufstein, dessen oberes achteckiges Becken noch aus der alten romanischen Kirche stammen dürfte. Derselbe zeigt auf den acht senkrechten Flächen das Brustbild eines Menschen und drei symbolische Thiergestalten, abwechselnd in rohem Relief dargestellt, und zwar die Taube, den Bock und Fisch. Die Taube stellt die Unschuld, der Bock die Sünde und der Fisch das Wasser der Taufe dar, während die Schlange an der unteren schrägen Fläche die Versuchung des Menschen zur Sünde symbolisirt.

Unter dieser Allerheiligen-Capelle befindet sich auch die Gruft, in welcher die im Jahre 1883 zu Arco verstorbene Prinzessin Amélie von Württemberg ihre Ruhestätte fand.

Der Hoch-Altar und der Seiten-Altar der Kirche sind aus späterer Zeit. Das Gemälde des ersteren, die Beerdigung des heil. Benedict vorstellend, ist von *Joachim Sandrat*, und jenes des Seiten-Altars von *Karl v. Röslfeld* 1697 gemalt. Nebst den vielen Grabsteinen, welche sich in und an der Kirche erhalten haben, befindet sich auch ein in der äußeren Sacristei-Mauer eingelassener Römerstein.

Folgende Grabsteine sind vorhanden: von Casper Herleinsberger 1480 (Fig. 15); Ritter v. Schacher 1438; Starhemberg 1544, Smidberger 1647 und 1740; Kaschmitz v. Weinberg 1694 und 1709; sowie Epitaphien der Grafen Schärfenberg zu Ort. In der Marien-Capelle fanden in alter Zeit die Ritter v. Schifer und die Herren v. Muhlwang (Mulbanger) ihre Ruhestätte, Fig. 16 zeigt den Grabstein. Das historisch interessanteste Grabmonument ist jenes des früher erwähnten und aus den Bauernkriegen des 17. Jahrhunderts in Ober-Oesterreich her bekannten und damals gefürchteten Grafen Adam zu Herbersdorf. Diese im Presbyterium an der Wand befindliche, 2·21 M. hohe und 1·60 M. breite Marmor-Monument zeigt die Figur Herbersdorfs in voller Rüstung; hat an den vier Ecken sein Wappen und folgende Inschrift:
„Adam Graf v. Herbersdorf, Ritter, Herr der Grafschaft Ort am Traunsee, Röm. Kais. Kön. Majestät geheimen Raths und Landeshauptmann in Oesterreich ob der Enns, auch seiner fürstl. Durchlaucht in Bayern gewesten General-Wachtmeister, und Obrist zu Ross und Fuß etc. etc. Starb anno 1629 den 11. Sept. zwischen 7 und 8 Uhr Abends sanft und selig in Christo Jesu unserem Erlöser und Seligmacher, seines Alters im 46. Jahr. Welcher eine große Seyln und Beschützer der heiligen Kathol. Kirche gewest, dem Gott gnad."

In der Reformationszeit war die Kirche nach dem im Jahre 1550 erfolgten Tode des Pfarrers Johann Freisinger bis zum Jahre 1599 durch lutherische Prediger besetzt, zu welcher Zeit die katholische Seelsorge durch den Pfarrer Anfatius Schmid wieder aufgenommen wurde.

[1] Dieser Altar wurde in den Sechziger-Jahren durch den Bildhauer *Unterberger* renovirt, respective frisch angestrichen und vergoldet (r.)

Beiträge zur österreichischen Künstlergeschichte aus Geschichtsquellen schlesischer Provincial-Städte.

Von Dr. *E. Wernicke.*

Dass zwischen Landestheilen der österreichischen Monarchie und Preußisch-Schlesien in kunstgeschichtlicher Hinsicht wechselseitige Beziehungen stattgefunden haben mußten, war aus der Jahrhunderte langen politischen Zugehörigkeit der Provinz zur Krone Böhmen wohl zu vermuthen, und die Arbeiten namhafter Kunstforscher haben diese Annahme vollauf bestätigt. Auch mir ist es gelungen, bildende Künstler nachzuweisen, welche aus Kronländern des gegenwärtigen Oesterreich stammend in schlesischen Städten dauernde oder vorübergehende Beschäftigung gefunden haben, und vice versa solche, die bei uns einheimisch im Nachbarstaate zu berufener Thätigkeit gelangt sind. Die Resultate früherer Untersuchungen sind von mir seit 1875 im Organ des Germanischen National-Museums niedergelegt worden. Fortgesetzte Forschungen — namentlich in dem so reichhaltigen Archive der Oberlausitzischen Hauptstadt — haben neue Eröffnungen ergeben, die es zweckmäßig erscheinen lassen, wenn auf Grund des bereits veröffentlichten und frisch gefundenen Materials eine Zusammenstellung von Künstlern obiger Kategorie versucht würde. Meine Quellen bilden vorzugsweise die Sammlungen von Brief-Concepten (libri missivarum), welche Görlitz in archäologischen Kreisen einen gewissen Ruf verschafft haben. Sie sind benutzt, sobald nicht etwas anderes citirt wird, wogegen auf ältere Publicationen einfach nur hingewiesen werden soll. Dass die Künstler, deren nunmehr Erwähnung geschieht, in der Mehrzahl sich über die Mittelmäßigkeit erhoben

haben, darf ich zu erklären wohl wagen. Woher ſonſt die Aufträge und Anerbietungen, von denen die Rede ſein wird? Ein Görlitzer Goldſchmied *Hans Pletzel* hat bereits 1434 ein Meſſer und einen Ring für Kaiſer Sigismund gearbeitet und ſich ſelber in Prag vorſtellen dürfen; das Bild dieſes Herrſchers ſelbſt hing noch 1533 in der Görlitzer Staatsſtube. Als König Ferdinand I. in Görlitz weilte (1538), machte der herrliche Bau der Peterskirche einen ſo mächtigen Eindruck auf ihn, daſs er für ſich ein Conterfei derſelben beſtellte, welches denn auch, nach mehrfachem Monieren „auf's reinlichſt abgemalet Ihrer Majeſtät zugeſchickt iſt worden.“ Meiſter's Annalen berichten zum Jahre 1581: „Effigies nova Chriſti in cruce pendentis ex argilla confecta ab aurifabro Joſepho Metzker ſuspenditur e regione ſubſelliorum ſenatus in locum alterius ligneae, quae *imperatoris matri* donata in *Hiſpaniam* transportatur.“ Der Verfertiger war jener Meiſter, welcher 1565 im Vereine mit Georg Scharffenberg „der Stadt Contrafait abzureißen“ beauftragt worden iſt. Das Jeſuiten-Collegium in Schweidnitz unterhielt bis zur Zeit der preußiſchen Beſitzergreifung lebhaften brieflichen Verkehr mit Wien und beſtellte 1696 dort eine ſilberne Lampe und ſechs weißgetriebene Altar-Leuchter. Eines „Galanterie-Tiſchlers“ *Aug. G. Lamb* in Wien gedenkt ein Brief vom 12. Februar 1721 im Staats-Archiv zu Bunzlau; er hatte Forderungen an eine Familie Faber daſelbſt. Allein dies ſind nur dürftige Notizen im Vergleich zu der Mehrzahl der folgenden, welche ich damit eröffne, wovon ſie eben am reichhaltigſten handeln.

1. Baumeiſter und Steinmetzer.

Meiſter Conrad von Krakau der Maurer. Unter dieſer Bezeichnung oder ſchlechtweg Cunrad mouwerer genannt findet ſich der Architekt in mehreren Signaturen des älteſten Stadt- und Schöppenbuches von *Liegnitz* innerhalb der Jahre 1378—1390. Darunter iſt diejenige die wichtigſte, worin er dem Kirchenvorſtande von St. Peter, der ſogenannten Oberkirche, die Auszahlung der ihm contractlich zuſtehenden Summe für den Weiterbau derſelben bezeugt, 12. Februar 1388. Es ſteht zu vermuthen, daſs er auch an Privatbauten in derſelben Stadt Beſchäftigung gefunden; nachzuweiſen iſt nur, daſs er um 1388 für den Patricier Peter von der Heide gebaut und gemauert hat. Die urkundlichen Mittheilungen über ſeine äußeren Lebensumſtände ſind dürftig und ziemlich irrelevant. Seine Hausfrau hieß Agnes, mit der er unter, wie es ſcheint, günſtigen Vermögensverhältniſſen bis etwa 1390 lebte, von welchem Jahre ab die Nachrichten über beide aufhören.[1]

Thomas Neukirch wird 1486 als Steinmetz in *Görlitz* angeführt. Im folgenden Jahre ſteigt er zum Range eines Stadtbaumeiſters daſelbſt auf.[2] Neben techniſcher Befähigung hat auf dieſe Beförderung wohl die Heirat mit Margaretha, Tochter des ſtädtiſchen Werkmeiſters Stephan Aldenburg, Einfluß gehabt. Durch ſeine Schwägersleute, die im Rathe ſaßen, gewann Neukirch Connexionen in maßgebenden Kreiſen und hat während etwa ſechsjähriger Amtsführung jedenfalls reichlich Arbeit erhalten, wenn auch aus den ſtädtiſchen Rechnungsbüchern nicht hervorgeht, auf welche Bauwerke ſeine Thätigkeit ſich erſtreckt hat, ſo iſt doch anzunehmen, daſs gewiſſe Partien der Görlitzer Frauenkirche, welche zur Zeit ſeiner Wirkſamkeit ihrer Vollendung entgegenging, von ihm herrühren. Um 1494 hat der Künſtler einen Ruf nach *Krems* (Kreis unter dem Manhartsberg) angenommen. Von dort aus urkundete im gedachten Jahre Freitag nach Lucie (14. December) Frau Margaretha, daſs ſie „ihrem lieben Hauswirte, Mitbürgern zu Krems“, alle ihre Anſprüche auf väterliches und mütterliches Erbtheil abgetreten habe. Die Mutter (Dorothea) lebte damals noch und wohnte in dem maſſiven Hauſe bei der alten Bauhütte am Frauenthore, welches der Vater auf einem vom Magiſtrate verliehenen Grundſtücke errichtet hatte. 1493 begaben ſich beide Gatten nach Görlitz, um die Erbſchaftsangelegenheit perſönlich zu erledigen. Das letztemal wird Neukirch's 1502 gedacht, wo er die Hilfe der Stadt Görlitz in Anſpruch nimmt, um den Rath von Krems zur Herausgabe des beſchlagnahmten Erbtheils ſeiner in Görlitz weilenden Kinder zu nöthigen.

Von den Schülern des Meiſters Thomas ging *Veit Lempnik* (auch Leimpig geſchrieben, vielleicht ein wendiſcher Name), der ſeit 1487 in *Görlitz* thätig war, ebenfalls nach Oeſterreich, indem er 1494 nach *Weißenkirchen* als Baumeiſter berufen wurde. Seine bisherige Obrigkeit gab ihm ein empfehlendes Leumundsatteſt in den neuen Wirkungskreis mit.[1]

Neukirch's Nachfolger als Stadtbaumeiſter war *Conrad Pfluger*, 1490 dazu ernannt.[2] Sein Hauptwerk in Görlitz iſt der Ausbau der Pfarrkirche zu St. Peter, den er im Verein mit den Steinmetzen Blaſius Borer von Leipzig und Urban Lubaniſch (alias Lauriſch) beſorgte. Außerdem finden wir ihn im Dienſt der Gebrüder Friedrich und Johann von Kurſachſen und des Biſchofs von Meiſſen,[3] in welcher Stellung er wahrſcheinlich an der Stiftskirche zu *Wittenberg* und an den kirchlichen Bauten bei der *Albrechtsburg* beſchäftigt geweſen iſt. An dieſer Stelle macht ihn erwähnenswerth ein Paſſus in ſeiner Beſtallungsurkunde. Nachdem er verwarnt worden iſt, außerhalb von Görlitz ohne Erlaubnis, Wiſſen und Willen der Stadt Bauten zu übernehmen, heißt es weiter: den Bau „zu der Eiche“ mag er verſorgen wie er zuvor gethan hat. Ich irre wohl kaum, wenn ich dieſe Localbeſtimmung auf *Böhmiſch-Aicha* bei Turnau beziehe und an die dortige Pfarrkirche denke, die allerdings, Erkundigungen zufolge, ein ſo wenig alterthümliches Gepräge tragen ſoll, daſs von Pfluger's Bau nichts mehr vorhanden zu ſein ſcheint. Vielleicht gelingt es trotzdem einem Sachverſtändigen, auf dieſe Notiz hin den Nachweis vom Gegentheile zu erbringen.

Hanns Olmützer, Maler, Holz- und Steinbildhauer, iſt von mir in möglicher Ausführlichkeit im 52. Bande des „Neuen Lauſitziſchen Magazins“ behandelt worden. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Breslau, wo er 1483 Bürgerrecht erwirbt, iſt er von 1488—1503 in Görlitz thätig und leidet vielfach unter den Anfeindungen dortiger Steinmetzen, welche die Unzulänglichkeit ſeiner Papiere bemängelten. Wahrſcheinlich war es

[1] Anzeiger 1877, S. 210.
[2] Anzeiger 1876, S. 362 ff.

[1] Anzeiger 1877, S. 97.
[2] Stadtbuch d. J.
[3] Anzeiger 1877, S. 98 ff.

der pure Neid, welcher ſich in dem gehäſſigen Verhalten ſeiner Berufsgenoſſen äußerte, die dem vielſeitigen Künſtler einträgliche Beſtellungen misgönnten. Von dieſen kennt man die „goldne Marie“, einen geſchnitzten Flügel-Altar in der Barbara-Capelle der ehemaligen Minoriten-Kirche (1488), eine Grablegung Chriſti von Stein, ſüdlich am Eingange zum Chor desſelben Gotteshauſes (1492), und muthmaßlich iſt Olmüzer Verfertiger des Marien-Altars von Steinau, jetzt im Provincial-Muſeum zu Breslau. Der königliche Werkmeiſter zu *Prag*, die Dombaumeiſter von *Wien* und Paſſau hatten beruhigende Gutachten abgeben müßen, um Meiſter Hans vor Feindſeligkeiten zu ſchützen, die ſich auch auf deſſen Schüler *Georg Radiſch* — dem Namen nach kaum ein Deutſcher — übertrugen, als dieſer auf der Magdeburger Hütte ſich um Aufnahme bewarb. Zuvor (1497) hatte derſelbe in *Prag* gearbeitet. Von dort erfahren wir auch die letzte Nachricht, die von Olmüzer überhaupt vorhanden. 1518 (Dominica Antonii = 13. Juni) richteten nämlich die Görlitzer an Meiſter Hans, Bildſchnitzer *auf dem königlichen Schloſſe zu Prag*, ein Schreiben mit dem Erſuchen, „dem edlen, wohlgeborenen und großmächtigſten Herrn Laslawen von Sternberg, auf ſeiner Gnaden Begehr, eine Wildſchur, ſo gut wie ſie Gott beſchert,“ einhändigen zu wollen. Obige Titulatur iſt den Görlitzer Urkundenbüchern ſo ſehr geläufig, daſs ein Zweifel an der Identität mit Olmüzer kaum zu befürchten. Ob dies ſein wirklicher Familienname oder nur eine Benennung nach ſeiner Herkunft geweſen, ſteht dahin. Die lateiniſch ſchreibenden Annaliſten von Görlitz ſcheinen das letztere angenommen zu haben, indem ſie ihn bei gelegentlicher Erwähnung „Joannes Olomucensis“ nennen.

Albrecht Stiglitzer, Erbauer der gegenwärtig zu profanen Zwecken benutzten Annen-Kirche in Görlitz, an deren Gewölbe ſein Monogramm zu ſehen, während er am äußeren Chor ſein Bruſtbild mit Zirkel ausgehauen hat, ſtirbt den 4. Februar 1514 als Stadtbaumeiſter daſelbſt.[1] In Böhmen hat er 1507 für „Gretz“, worunter wohl *Münchengrätz* (Königingrätz?) zu verſtehen iſt, gearbeitet, wie aus folgendem Briefe an den dortigen Magiſtrat hervorgeht:

Accepimus litteras quinque, in quibus nobis ſignificatis, quod Albertus lapicida vobis *precioſum quoddam opus*, fontem videcilet lapideum, conſtruxiſſet cum adiecta promiſſione, quod eiusmodi opus ad futura tempora in oportuno valore foret duraturum, provide ex nobis deſiderantes, ut eundem admonere dignaremur, quatenus pollicitationes vobis factas tale opus expenſis suis ita reficiat, ut durabilitatem oportunam ad eternitatis tempora valeat conſervare. Quae ſcripta quinque eidem Alberto perlegenda obtulimus. Qui nobis ſuper eisdem ſubſequens reſponſum dedit quod . . . non idem opus ad certam pecuniae ſummam, ſed ad ſimplicem hebdomadalem mercedem ad deſiderium veſtrum perfecerit . . . 1507 ipſo die feſto Virginis criſtiferae viſitacionis (2. Juli).

Meiſter Albrecht hat alſo um Wochenlohn den Bau eines „fons“ (Fontäne, Brunnen oder Röhrkaſten) übernommen, der möglicherweiſe in „Gretz“ noch ſteht Daſs ſtatt „fons“ etwa „pons“ geleſen werden müßte, iſt wohl nicht anzunehmen. Auffällig erſcheint die Wahl der lateiniſchen Sprache, da in den Miſſionen der Gebrauch des deutſchen Idioms nach überall hin die übliche iſt.

Kaſpar Oeſterreicher, Steinmetzgeſelle bei dem Görlitzer Werkmeiſter Jacob Horn (Bürger ſeit 1515). Der Rath ſchreibt an jenen unterm 22. Mai 1516, es werde darauf gehalten werden, daſs das bei ſeinem Lehrherrn eingelegte Geld (13 Mark) in guten Händen verwahrt bleibe.

Joſt Möller, Bau- und Zimmermeiſter in Görlitz, wird im Juni 1520 beurlaubt, um einem Auftrage des Raths von *Böhmiſch-Leipa* folgeleiſten zu können; es wird jedoch dringend erſucht, ihn nicht lang aufzuhalten, da man wegen nothwendiger Bauten daheim — es handelte ſich um Errichtung des Rathsthurms — ſeiner nicht gut entbehren könnte.

Thomas Brogmoller, Steinmetz aus der Gegend von *Linz*, deſſen Vater Stephan noch im Februar 1532 am Leben war. Die Görlitzer wandten ſich damals dorthin, um die Nachlaſsſachen des bei *Wendel Roſskopf* verſtorbenen Geſellen in Beſitz der Angehörigen folgen zu laſſen. Dieſer Brogmoller iſt der einzig mit Sicherheit nachweisbare Schüler des renommirteſten Renaiſſance-Künſtlers von Schleſien. Seine Ausbildung verdankte er dem ſogenannten *Beneſch von Laun*, deſſen vollſtändigen Namen *Benedict Ried von Pieſting* ich ſo glücklich war aufzufinden und in einer vielgeleſenen Fachſchrift veröffentlicht habe. Im Görlitzer Archive befinden ſich zwei Briefe an Benedict von 1516 mit der Adreſſe: An Benedict von Pieſting, Werkmeiſtern zu Prag vnd Cuttenberg reſpective An Benedict Ryed von Pyesting, wergmeiſtern zu Prag vnd zu Kutten vffem berge und betreffen den ſtädtiſchen Werkmeiſter Jacob Horn, der ſich um Michaelis d. J. in Prag „vor dem Handwerke“ wegen einer Beſchuldigung verantworten will. Unter Benedicts Einfluſſe ſtand Roſskopf noch 1519, als er die Görlitzer Nikolai-Kirche umbaute. Wo er bei ihm in Böhmen gearbeitet haben ſollte, habe ich mich beinahe refultatlos feſtzuſtellen bemüht. Denn es iſt wenig mehr als Vermuthung, wenn ich in einem viermal wiederkehrenden Werkzeichen, welches ich vor 4 Jahren an Pfeilern der Nikolai-Kirche zu *Laun* wahrnahm, das Monogramm erblicke, deſſen ſich Meiſter Wendl dann in vergrößerter Form an Görlitzer Bauten bediente, von denen ſeine Urheberſchaft verbürgt iſt.

Es hat die Geſtalt und tritt ganz auffällig an der Baluſtrade des Rathhauſes und über dem Haupt-Eingange zu demſelben hervor. Freilich fehlt ihm die Einfaſſung in heraldiſcher Art und die erhaben gearbeitete Darſtellung, welche man für die charakteriſtiſchen Merkmale der Meiſterzeichen ſonſt anzuſehen geneigt iſt.

Obwohl ſelbſt nicht von Geburt ein Böhme, ſondern eher ein Bayer, worauf das mehrfache Vorkommen ſeines Namens im heutigen Nürnberg zu ſchließen berechtigt, ſo doch aus einer böhmiſchen Bauſchule hervorgegangen, wo er freilich die Kenntnis der italieniſchen Bauweiſe kaum gründlich erworben haben dürfte, verdient es *Wendel Roſskopf* wohl an dieſem Orte mit ein paar Worten weiter beſprochen zu werden. Da er ſich 1548 bei Aufſetzung ſeines Teſtaments einen hochbetagten Mann nennt, ſo wird er um 1480 geboren ſein. In Görlitz erwarb er 1520

[1] *Wolf*ſche Grabſchriften und Sammlung der Oberlauſ. Geſellſchaft.

das Bürgerrecht, nachdem er bereits zwei Jahre vorher einer Werkſtätte daſelbſt vorgeſtanden. Alles was vor dieſen Jahren aus ſeiner Lebensgeſchichte zu wiſſen von hohem Werthe wäre, harrt leider noch der Aufklärung. Beſſer ſind wir über ſeine Thätigkeit ſeit 1519 unterrichtet und *Lübke* hat in einer Lebensſkizze des Künſtlers das, was ſich davon in Erfahrung bringen ließ, überſichtlich zuſammengeſtellt. Dem ließe ſich zufügen, daſs entweder von dem Meiſter ſelbſt oder von Zöglingen ſeiner Schule herrühren die unteren Theile des Rathhauſes von Löwenberg (1523), des Rathhauſes von Bunzlau (zwiſchen 1525—1535), Baulichkeiten vom Schloſſe in Warſchau (Kreis Bunzlau, 1540—1541). In Görlitz errichtet er (nach Martin Meiſters Annalen) 1540 eine ſteinerne Ciſterne auf dem Neumarkte.

Seine letzten Lebensjahre fallen in die Unglückszeit von Görlitz, welches ſeine Betheiligung am ſchmalkaldiſchen Bunde mit ſtrenger Buße zu ſühnen hatte. Auch er hat der Stadt „zum königlichen Strafgelde" eine namhafte Summe geliehen, von der ſein Teſtament ſagt, daſs er es dem Rathe willig geſchenkt und erlaſſen habe. Von ſeinen Söhnen *Wendel* und *Nickel* hat erſterer den Beruf des Vaters eingeſchlagen und 1568 das Stadtbaumeiſteramt angetreten. Am 15. Juli 1582 iſt er bei Beſichtigung des ſchadhaften Thurmes am Reichenbacher Thore vom Blitze erſchlagen worden.[1]

Ein Enkel des alten Meiſters iſt vermuthlich der Geiſtliche *Wendel Roſskopf* in Tiefenfurt, Kreis Bunzlau, 1591 geweſen.[2]

Die Renaiſſance-Denkmäler von Görlitz ſind in der Mehrzahl nach 1525 entſtanden. In dieſem Jahre war bei einem Bäcker auf der Neiſſeſtraße Feuer ausgekommen, bei deſſen Umſichtgreifen 172 Häuſer in Aſche ſanken. Wegen der nothwendigen Neubauten hatte ſich der Magiſtrat aus *Prag* einen Ziegelmeiſter Namens *Klaus* verſchrieben, der ſich darauf verſtand, Werkſtücke zu Mauern, Thüren, Simſen zu brennen und zuzurichten, jedenfalls alſo kein ſimpler Ziegelſtreicher geweſen iſt. So wenigſtens wurde 1545 an den Herzog von Liegnitz berichtet, als dieſer zu ſeinem Schloſsbau einen ebenſo geſchickten Arbeiter zu bekommen wünſchte. Man konnte ihm aber nicht mehr behilflich ſein. Derſelbe Klaus war übrigens auch 1525 auf kurze Zeit nach Bunzlau beurlaubt worden, um das dortige Rathhaus unter Dach bringen zu helfen.

Eines Werkmeiſters *Ulrich von Prag* gedenken Görlitzer Rathsrechnungen im Januar 1561, wonach er eine „Verehrung" von 6 Thalern empfangt. Es iſt zu bedauern, daſs weder der Familienname des Architekten angegeben noch vermerkt wird, zu welchem Bau man ſeine Hilfe in Anſpruch genommen.

Jacob Weſtphal und *Hans Zerr* aus *Jägerndorf* erweitern 1589—1592 das Schloſs zu Falkenberg in Oberſchleſien.[3]

Hans Jüngling, Zimmermeiſter, und *Eſaias Fleiſcher*, Gürtler, beide aus Schweidnitz, arbeiten im Juli 1613 am Thurme der weltgeſchichtlich gewordenen Kirche von *Braunau*, nachdem ſie zwei Monate vorher den Pfarrthurm ihrer Vaterſtadt vollendet haben.[4]

Julius Simonetti aus *Roveredo*, geboren 1659, † den 4. Mai 1729 in Bunzlau, wo er 1689 Bürger geworden war. In dieſer von vielen Feuersbrünſten verheerten Stadt eröffnete ſich ſeiner Thätigkeit als Baumeiſter ein ergiebiges Feld. Sein Hauptwerk daſelbſt bildet die vollſtändige Renovation der 1642 von den Schweden in Brand geſchoſſenen katholiſchen Pfarrkirche, an deren Orgel-Empore die Jahreszahl 1692 zu leſen iſt. Ein beſonderer Kunſtwerth iſt ſeiner Arbeit nicht eben zuzuſprechen, nur darf bei ihm anerkannt werden, daſs er die übernommenen gothiſchen Baureſte mit möglichſter Schonung der Formen wiederhergeſtellt und ſich auch im ganzen der Styl-Richtung untergeordnet hat. Zwiſchen zwei Strebepfeilern auf der Nordſeite hat er einen Anbau hineingezogen, welcher der Kirche ſchwerlich zur Zierde gereiht. Von ſeinen ſonſtigen Arbeiten ſind mit Sicherheit folgende feſtzuſtellen geweſen: 1690 baut er das Schloſs zu Wehrau (Kreis Bunzlau) für den Grafen Erdmann von Promnitz, die evangeliſche Kirche bei Sagan, 1700—1702 vollzog er mit dem Zimmermeiſter *Kaſpar Müller* aus Tillendorf den Erweiterungsbau der Kirche in Probſthain und hat muthmaßlich auch an der zu Harpersdorf (beide Kreis Goldberg) gebaut. Auch ſcheint er das Haus umgebaut zu haben, welches er von 1723 bis zu ſeinem Tode bewohnte. Es liegt an der Ecke der Zoll- und Kupferſchmiedſtraße und gehört ſeinen Ornamenten zufolge wohl jenem Zeitraume an. In ſeinem Nachlaſſe fanden ſich eine Menge von Zeichnungen, Riſſen und Baucontracten, die den vielbeſchäftigten Mann documentirten; eine Specification derſelben wird leider in dem dieſe Notiz bringenden Protokoll-Buche vermiſst. In gewerblicher Beziehung hielt ſich *Simonetti* wie der bei ihm arbeitende Stuccaturer *Elias Scholtz*, welcher 1707 mit einem belobigenden Atteſt über vollzogene Beſtellungen bei hohen und höchſten Herrſchaften Bunzlau verließ, zu der dortigen Maurerzunft, in geſellſchaftlicher zu der Beamtenwelt, zu welcher er ſeit ſeiner Ernennung zum Rathmann gehörte. In der Stufenleiter der ſtädtiſchen Aemter hat er es zum Proconſul (1726—27) und zum Stadtvogt (1728) gebracht. Seine Familienverhältniſſe anlangend, war er verehelicht mit Urſula Marianna geb. Steinberg, welche 1692 in einem Gerichtsbuche „die Frau Structurin" genannt wird. Von ſeinen Kindern kennen wir außer einem Töchterchen († 1692) einen Sohn Simon Johannes, welcher 1725 in Erfurt promovirte und dann in Leisnig in Sachſen als Doctor juris praktiſirte und zwei Töchter. Ueber *Simonetti's* pecuniäre Lage ſpricht ſich am deutlichſten das Inventarium ſeiner Hinterlaſſenſchaft aus, das wir ſchließlich zu Rathe ziehen wollen. Demnach hat der Verſtorbene beſeſſen außer ſeinem Wohnhauſe (mit fünf darauf haftenden Braugerechtigkeiten) einen Baum- und Grafegarten in der Niedervorſtadt beim Töpfer Elias Ender und ein Vorwerk Bachen „auf der Lauſitzer Seite in Sachſen unter der gräflich Promnitz-Tiefenfurt'ſchen Herrſchaft", welches *Simonetti* den 30. Juni 1714 um 2500 fl. erkauft hatte. Schmuck und Silberwerk hatte Defunctus bereits ſeinen verheirateten Töchtern Maria Conſtantia Erneſti und Juliana Faber übergeben, darunter waren befindlich 1 goldener Ring mit 7 Diamanten, 1 ditto Anhangekreuz mit Diamanten verſetzt, 1 großer Diamantring, 1 in Silber gefaſste indianiſche Nuſs, Dutzende von ſilbernen Knöpfen und dergleichen Kleinode mehr. Unter den hinterlaſſenen Kleidungsſtücken wären erwähnens-

[1] Anzeiger 1881 Mai.
[2] *Meiſter's* Annal. Görl. S. 43.
[3] *Dewitz*, Geſchichte des Kreiſes Bunzlau 1885.
[4] Anzeiger 1879, S. 77.

werth: 1 grüntuchener Pelz mit 26 großen ſilbernen Knöpfen, 1 grautuchener Reiſemantel mit ſilbernen Haken und Treſſen, 2 Paar tuchene Beinkleider mit 28 ſilbernen Knöpfen. Unter „Mobilia“ wird angeführt 1 ſpaniſche Wand von Staub-Arbeit, 1 gemalter Schreibtiſch; unter den Brieffchaften: des Defuncti Natales auf Pergament geſchrieben, item des † Bruders Geburtsbrief“ desgleichen. Nun, das muß man ſagen, die Baumeiſterei hat ihm etwas eingebracht! — Ein Monogramm oder Wappen von ihm iſt nicht aufzufinden geweſen; ſein Petſchaft enthält einfach die verſchlungenen Anfangsbuchſtaben ſeines Namens.

Die Geſchworenen, Aelteſten und andere Meiſter des Maurer-, Steinmetz-, Schiefer- und Ziegeldecker-Handwerks in *Leitmeritz* ſprechen bei offener Lade den *Martin Nöblitz* aus Baufchowitz in Böhmen, welcher bei Meiſter *Jacob Mitthoffer* fünf Jahre gelernt, des Handwerks frei, 1692 26. Mai. Der Betreffende hat ſpäter in *Brieg* in Schleſien gearbeitet, wo ſich dieſes Atteſt in der ehemaligen Bauhandwerker-Lade vorgefunden.

2. *Maler und Bildſchnitzer.*

Georg Burchart, Maler in Görlitz, wo er ſeit 1473 in Urkunden und Rechnungen zu finden, fertigt für den Ritter Wilhelm Zupy von Landſtein auf *Friedſtein* bei Böhm. Aicha ein Schnitzwerk (toffel), das er 1495 nach *Liebenau* (Böhm. Turnau) ablieferte.

Der Beſteller war ein ſäumiger Zahler, der den Meiſter, welcher nach dem Urtheil Unparteiiſcher das Werk künſtleriſcher, als es verlangt war, hergeſtellt hatte, lange auf den wohlverdienten Lohn (24 ungariſche Gulden) warten ließ[1] Die Arbeit ſelber ſcheint verſchollen. In Liebenau hat ſich keine Spur von ihr entdecken laſſen, 1503 war der Maler bereits verſtorben.

Seine Witwe Dorothea, geb. Schwatz, lebte damals mit ihrer Tochter Anna in Görlitz und ernährte ſich von dem Betrieb eines Kramladens.

Hans Freyenfuß, Bildſchnitzer in *Salzburg*, wird 1505 brieflich erſucht, ſeinem Sohne Wolfgang, der ſich in Görlitz niederzulaſſen und zu verheirathen beabſichtigte, die dazu verlangten Papiere zu beſorgen.

Albrecht von Kolowrat Herr auf Liebſtein, oberſter Kanzler von Böhmen, ſchickte 1506 ſeinen Diener Bernhart nach Görlitz, mit dem Erſuchen, dieſem beim Einkauf von *Lafurſtein* förderlich zu ſein. Der Magiſtrat entledigte ſich dieſes Auftrages, indem er den Maler *Lukas Hahn* anwies, bei Sigmund von Zedlitz auf Neukirch (bei Goldberg), wo 1505 Meiſter Hanns der Lafurer in Arbeit ſtand[2], für 10—20 Gulden Einkäufe zu machen. Goldberg war nämlich die einzige Stelle in Schleſien, wo jener theuere Stein gewonnen wurde. Wegen anderer Malerutenſilien pflegte man ſich nach Breslau zu wenden, wo Meiſter Jacob Beinhart neben ſeiner Kunſt ſolchen Handel trieb.

Peter Timmerer ſchließt am 10. Mai 1676 mit P. Georg Roſenmüller ſoc. Jeſu in *Kuttenberg* einen Contract, demzufolge er für die Todten-Capelle der dortigen Barbara-Kirche einen Altar von 22 Schuh Höhe und 12 Schuh Breite neu anfertigen, beziehungsweiſe renoviren ſoll. Das Honorar beſtand in 90 Gulden und mehrmaligen Bierſpenden. Der Maler ſtammte vorausſichtlich aus *Schweidnitz*, da ſich im Pfarr-Archive daſelbſt der in „Schleſiens Vorzeit“ 1875 vollſtändig abgedruckte Contract vorfand. Das demſelben anhaftende Siegel zeigt das bekannte allgemeine Malerwappen als Helmſchmuck ein Geweih und eine weibliche Figur dazwiſchen.

Johannes Riedel von Freudenthal (öſterr. Schleſien) arbeitet an dem gegenwärtigen Hoch-Altar in der katholiſchen Pfarrkirche zu Schweidnitz nach einem Muſter in Val de Grâce in Paris.

Eine handſchriftliche Geſchichte des Jeſuiten-Collegs mit der Ueberſchrift: ad capeſſendam pleniorem notitiam almae confraternitatis nennt das Werk, „ara maior ab *admirando illo architecto et statuario* fratre noſtro Joanne Ridel Sileſio Freydenthalenſi, Pariſis ad Brunenſe noſtrum tirocinium ſuscepto iuxtaque exemplar Pariſienſis arae in templo Sanctae Crucis de Gratia ex aere puro fuſae elaborata et anno 1694 in ipſo feſto corporis Chriſti prima vice detecta“.

Johann Hiebel, 1681 zu Ottobeuern im Algau geboren, lernt 1706 bei Pozzo in *Wien*, kommt 1709 nach *Prag*, wo er 1716 ſtirbt.[1] 1709 malt er in der Schweidnitzer Jeſuiten-Kirche Fresken für eine der ſüdlichen Capellen.

In derſelben Kirche hat *Etgens* aus *Brünn* 1739 das Gewölbe des Mittelſchiffes al fresco gemalt.[2]

Georg Wilhelm Neunherz, ein Enkel des ſchleſiſchen *„Agelles“* Willmann fertigt 1736 das gemalte Crucifix über dem Schwibbogen in der Bunzlauer Pfarrkirche; † um 1750 in Prag.

3. *Gießer.*

Mathias Haubitz von *Brünn* gießt 1472 für die Peterskirche in *Görlitz* die große Glocke Suſanna. Dieſelbe trug außer der bekannten Legende: O rex glorie, veni cum pace! noch folgende, auf die Vertreibung Kaſimir's von Polen aus Ungarn bezügliche Hexameter:

Cernite campanam; genuit me fuſio gratam,
Pannonia dum bella movet inviſa Polono;
Pro regni throno concurram, pretia ſcindam
Et terris dulcem pulſabo ſeduta pacem.
Anno MCCCCLXXII.

Matthia Haubi(z) fuſore de Bronne.[3]

Mit dieſer Glocke, heißt es in meiner Quelle weiter, ſind zwei andere und alle drei mit einander auf der Viehweide gegoſſen. Auf der erſten (1598 umgegoſſen) ſtand:

Me voluit fundi rectrix et gloria mundi
Et regina poli, igitur me rumpere noli.
MCCCCLXXII Mathia Haubitz fuſore.
Regina celi letare. Alleluja.

Das Umgießen der „Suſanna“ beſorgten 1598 Urban Schober und Martin Weigel.[4]

Haubitz unterhielt noch weitere Beziehungen zu Görlitz, wohin er im Herbſt 1477 berufen wurde, um „das waſſer ausz der Neiszen in Köpperen. roren zcu furen vff den Kyrchbergk.“ Jedenfalls hat er dieſe Waſſerleitung in Angriff genommen, da er ein Auf-

[1] *Wernicke*, Baugeſchichte der Pfarrkirche zu Schweidnitz 1874, S. 32.
[2] Anzeiger 1875. S. 75 ff.

[1] *Sammler*, Chron. v. Liegnitz, II, 270.
[2] *A. Schultz*, Unterſ. zur Geſchichte der ſchleſiſchen Maler 1882, S. 77
[3] *Görlich*, Geſchichte der Kirche 1830, S. 92, 93.
[4] *Hoffmann*, ſcript. rer. Luſat. 1719, S. 387. — *Meißer's* Ann. Görl. S. 18.

geld von 4 ungar. Gulden erhalten,[1] aber nicht zur Vollendung gebracht; denn von der ganzen Anlage iſt ſpäter überhaupt nicht mehr die Rede.

Dem *Hans Roſtolack*, „Glockengießer und Mitbürger in der neuen Stadt zu *Praga*“, theilt der Rath im Frühjahr 1512 mit, daſs er ihm eine Glocke zu gießen vergönnt habe, ihm aber augenblicklich, da die Speiſe nicht geſchickt“, nichts gewiſſes ſchreiben könne.

Donatus von Arn (Arnau in Böhmen) gießt 1544 eine große Glocke auf dem Pfarrkirchhofe zu *Schweidnitz*.

[1] Ebenda S. 64.

Franz Ljesfeld von *Olmüz* iſt Verfertiger einer Glocke für den Pfarrthurm derſelben Stadt 1552, wie die Inſchrift mit dem Diſtichon:[1]

Ad res divinas populo pia claſſica canto,
Fulmina diſcutio, funera ploro pia —

bezeugte.

Im Juli des folgenden Jahres bekannte er vor den Stadtſchöppen, daſs er von den Kirchenvätern vollkommene Bezahlung ſeines verdingten Lohnes erhalten habe.[2]

[1] Anzeiger 1877, S. 103
[2] *Wernicke* a. a. O, S. 33.

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much*.

III.

DER in Rede ſtehende Fund bietet aber auch noch in manch anderer Beziehung vieles Intereſſante. Vor allem nehmen die zahlreichen verſchiedenartigen Spiralgewinde unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ſind von zweierlei Art, denn entweder bewegt ſich die Spirallinie in einer Fläche und bildet in immer kleiner werdenden Umgängen eine Scheibe (Spiraldiscus) oder ſie bewegt ſich in gleichen aufſteigenden Kreisumgängen und bildet einen hohlen Cylinder oder eine Art Locke. Der Draht iſt bei den Spiralſcheiben gewöhnlich rund und verjüngt ſich in ſeiner Dicke nach dem Verhältniſſe des Abnehmens der Umgänge, bei den Spiralröhren iſt der Draht zumeiſt etwas geplättet und zwar ſo, daſs er auf der Innenſeite flach, auf der Außenſeite mehr oder weniger halbrund erſcheint. Die Spiralgewinde der erſten Art ſind häufig doppelt und miteinander durch einen Querbügel derartig verbunden, daſs der Draht aus der einen Scheibe ohne Unterbrechung lediglich eine verſchieden geſtaltete Schleife bildend in die andere Scheibe übergeht; doch kommen auch einfache Spiralſcheiben vor. Von Doppelſpiralſcheiben fanden ſich bei Stallhof nicht weniger als acht; ihre ſowie die Ausführung der übrigen Spiralgewinde dieſes Fundortes iſt eine ſehr ſorgfältige und es möchte von dieſem Standpunkte aus faſt ſcheinen, als ob ſie einer ſpäteren Zeit angehören, umſo mehr als eine ähnliche Doppelſpirale aus Domahidy[1] in Ungarn in Geſellſchaft von Bronzeſachen gefunden worden iſt. Allein über die Zeitſtellung kann dennoch kein Zweifel ſein, denn der Fund von Domahidy iſt ein durchaus gemiſchter, aes collectaneum, in welchem ſich Stücke jüngerer Zeit mit uralten Dingen zuſammenfanden, die ja auch ſchon damals der Zufall an den Tag bringen konnte, wie es beiſpielsweiſe mit dem in das etruskiſche Grab gelegten Flachbeile der Fall geweſen iſt. Zudem gehört das Spiralgewinde in ſeinen verſchiedenen Arten zu den früheſten Erſcheinungen der Metallzeit überhaupt, es begegnet uns dreimal als Spiralſcheibe im Pfahlbau im Mondſee, fünf ähnliche, nur etwas größere kupferne Spiralſcheiben befinden ſich im Muſeum zu Budapeſt,[1] eine ſechſte ebenfalls ungariſcher Herkunft im Züricher Muſeum; eine den Doppelſpiralſcheiben von Stallhof vollkommen gleichende nur kleinere und rohere wurde im ſteinzeitlichen Pfahlbau von Eſtavayer gefunden; hieher gehören auch die kupferne Spirale aus der Liszkowaer Höhle, der Spiralring von Olmüz, ein kupfernes Spiralarmband unbekannten Fundortes in meiner Sammlung, die kleinen röhrenförmigen und größeren armbandähnlichen Spiralgewinde von Skarbnice und der krausgewundene Kupferdraht, deſſen *Freih. v. Ledebur* gedenkt.

Ich möchte hier gleich einen anderen verwandten Fund zweier merkwürdiger Schmucknadeln einreihen, welcher Profeſſor *Maška* in einer der Stramberg-Höhlen (Šipka) bei Neutitſchein in Mähren machte. Wie die nebenſtehende Zeichnung zeigt, lauft das Kopfende der Nadel gleichfalls in eine Spiralſcheibe aus, unterhalb welcher zu beiden Seiten Doppel-Spiralſcheiben angeheftet ſind, ſo daſs der Kopf eigentlich aus fünf derartigen Scheiben beſteht (Fig. 34). Zufolge einer freundlichen Mittheilung des Herrn Profeſſors *Maška* ergab die chemiſche Analyſe 99·15% reines Kupfer; der Reſt entfällt auf natürliche Beimengungen, eine Spur von Zinn wurde nicht gefunden. In der Form verwandt, doch einfacher ſcheint die ſchon erwähnte Nadel von Fulda zu ſein, deren Kopfende in eine oder zwei Spiralſcheiben ausgeht. Es hat daher auch gar nichts Ueberraſchendes an ſich, wenn wir das Spiralgewinde ſowohl als Spiralſcheibe wie als Spiralröhre ſofort in dem älteſten Abſchnitte der Bronze-Zeit — Pfahlbau von Peſchiera im Garda-See —

Fig. 34

[1] *Franz v. Pulszky*, a. a. O. S. 27.

[1] *Franz v Pulszky*, a a. O S 83 u. .

in einer weiteren und mannigfaltigen Entwicklung auftreten ſehen. [1]

Ein beſonderes Intereſſe erhalten die Stollhofer Funde auch durch die Gegenwart der Goldſcheiben, womit ſie ſich den Kupferfunden in der älteſten Stadt von Troja, der Inſeln Thera-Therafia und von Saint-Père-en-Retz an die Seite ſtellen, wodurch aber auch fünf andere vollkommen gleichartige Goldzierſcheiben des Budapeſter Muſeums [2] als Einzelnfunde ihre ſichere Zeitſtellung erhalten. Außer dieſem reichen Kupferfunde iſt in Niederöſterreich noch ein Einzelnfund zu verzeichnen, nämlich ein kupfernes Flachbeil, „eine nach einem Steinbeil geformte Kupferwaffe,“ welche *Graf Gundaker Wurmbrand* in der vom *Freih. v. Engelshofen* zuſammengebrachten Sammlung zu ſehen Gelegenheit hatte. [3] Da *Freih. v. Engelshofen* ausſchließlich im Gebiete der, der jüngeren Steinzeit angehörigen Anſiedlungen am Manhartsberge ſammelte, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daſs dieſes Kupferbeil in einer dieſer Steinzeit-Anſiedlungen gefunden worden iſt. Ein Erztropfen reinen Kupfers wurde zu Bruck in Pinzgau gefunden; er enthielt nach der Analyſe von *Fellenberg* (Nr. 177) 99·58 Theile Kupfer und 0·42 Theile Eiſen, Nickel und Kobalt, ſtellt ſich alſo ebenfalls als unvermiſchtes Metall dar. Es ſoll nicht beſtritten werden, daſs rohe Metallklumpen wenig beweiskräftig ſind; immerhin verdiente der Fund einer Erwähnung. In derſelben, lediglich ergänzenden Weiſe ſei auch eines anderen Fundes aus dem Salzburgiſchen (Paſs Lueg) gedacht; derſelbe, wie es ſcheint ebenfalls ein rohes Gußſtück, enthielt nach der von *Freih. v. Sommaruga* mir zur Verfügung geſtellten Analyſe an:

Kupfer	98·37%
Eiſen	0·98%
Schwefel	0·43%
Schlacke	0·14%
	99·92%

und erweiſt ſich ſomit das Material ebenfalls als abſichtlich nicht gemiſchtes Kupfer. Leider iſt die Publication über dieſes Fundſtück infolge des Todes des *Freih. v. Sacken* unterblieben und nun nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln, von welcher ſonſtigen Beſchaffenheit dasſelbe iſt.

Freih. v. Sacken erwähnt endlich noch eines kupfernen Beiles, welches bei Vinařic in Böhmen gefunden wurde, eine ſehr primitive Form ohne Vorrichtung zum Schäften hat und ſo augenfällig an die Steinkeile erinnert, aus denen dieſe Kupferbeile hervorgegangen zu ſein ſcheinen. [4] Einer freundlichen Mittheilung des Herrn *L. Schneider* verdanke ich die Kenntnis eines anderen Fundes in Böhmen, nämlich den einer Sichel, welche bei Jinec an den Tag kam und einer angeblich gleichzeitig gefundenen Sichel aus Bronze gleich ſein ſoll. Ihr Kupfergehalt wird von *Wocel* auf 100% angegeben.

Einen dritten Kupfergegenſtand aus dieſem Lande ſah ich im Muſeum zu Prag, nämlich ein der Geſtalt der bügeleiſenförmigen gebohrten Steinhämmer ſich annäherndes Hammerbeil mit Schaftloch. Es ſtammt aus der Šárka, einer in der Nähe Prags befindlichen an Funden der jüngeren Steinzeit ſehr reichen Fundſtätte.

Auf zwei kupferne Flachbeile, welche vor einiger Zeit aus der Umgebung von Olmüz an Dr. *Wankel* geſendet waren und ſich jetzt im naturhiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien befinden, habe ich ſchon an an früherer Stelle aufmerkſam gemacht; eines derſelben ſtammt von Mutenic.

Hieher gehören endlich die ungemein zahlreichen und mannigfaltigen Funde von Kupfergegenſtänden, welche in den verſchiedenen Theilen Ungarns zu Stande gebracht wurden, und ſich nun zumeiſt im Muſeum zu Budapeſt befinden. Sie ſind in ihrer Geſammtheit in dem ſchon genannten Werke *Pulszky's* [1] angeführt und in erſchöpfender Weiſe beſchrieben, ſo daſs mir nichts anderes erübriget, als auf dieſes Werk ſelbſt zu verweiſen. Es genüge hier an dieſer Stelle die Bemerkung, daſs in Ungarn allein, obwohl, wie ſchon erwähnt worden iſt, in früherer Zeit wie faſt überall die Herkunft der Funde unbeachtet blieb und daher in Vergeſſenheit gerieth, dennoch 56 Fundorte ſichergeſtellt und trotz der äußeren Unſcheinbarkeit der Fundſtücke mehr als 300 Kupfergegenſtände angeſammelt werden konnten. Etwa 100 weitere Kupferobjecte aus Ungarn mögen ſich in den verſchiedenen Sammlungen zu Wien befinden; eine ausgezeichnete Collection von Kupfergegenſtänden ebenfalls ungariſcher Provenienz bewahrt auch das Muſeum in Zürich. [2]

In der nachfolgenden Tabelle finden ſich die Kupferfunde nach Orten und Ländern überſichtlich zuſammengeſtellt; es wird zugegeben, daſs viele Funde eine genauere Angabe wünſchenswerth erſcheinen laſſen und manche eine Berichtigung erfahren werden, dafür iſt es ebenſo außer Zweifel, daſs noch viele Kupferſachen in den Muſeen ruhen, ohne daſs von denſelben Kenntnis erlangt wird. Aus dieſem letzteren Grunde kann auch im Vorhinein kein Anſpruch auf Vollſtändigkeit geſtellt werden.

Die Fundorte, an denen das gleichzeitige Vorkommen von Kupfer- und Steingeräthen oder ſtatt der letzteren von gleichwerthiger Thonwaare nachgewieſen worden iſt, ſind mit fetter Schrift hervorgehoben; das beigeſetzte † ſoll ausdrücken, daſs ſich das Material eines oder mehrerer Objecte des betreffenden Fundortes durch chemiſche Analyſe oder in einigen wenigen Fällen durch Ermittlung des ſpecifiſchen Gewichtes als reines (unvermiſchtes) Kupfer ergeben hat.

Ober-Oeſterreich.

Fundort.	Gegenſtand.
Mondſee. † Pfahlbau See. Pfahlbau Scharfling.	Beile, Dolche, Nadeln Fiſchhaken, Spiralſcheiben, (zuſ. 29 Stück). Schmelztiegel.
Atterſee. † Pfahlbau Atterſee. Pfahlbau Weieregg.	Dolche, Kupferklumpen, (zuſ. etwa 8 Stück). Schmelztiegel.

Salzburg.

Mitterbergalpe. †	3 Pickel, Hammer, Metallkuchen, Erze, Erzgruben, Schmelzöfen, Kupferſchlacke.

[1] *Freih. v. Sacken*, Der Pfahlbau im Gardaſee. Sitz.-Ber. d. phil. hiſt. Cl. d. Akad. d. Wiſſ. in Wien. Bd. XXXXVIII, Fig. 33, 34, 35, 41. *Keller*, Pfahlbauten V. Ber., Taf. V, Fig. 18, Taf. VI, Fig. 4, 7.

[2] *Franz v. Pulszky*, a. a. O., S. 90.

[3] *Graf G. Wurmbrand*, Ergebniſſe d. Pfahlbauunterſuchungen III. Mittheil. d. Wien. Anthrop. Geſ. Bd V, S. 121.

[4] *Freih. v. Sacken*, Die Funde a. d. langen Wand, a. a. O., S. 25.

[1] *Franz v. Pulszky*, Die Kupferzeit in Ungarn *F. Keller*, Pfahlbauten. V. Ber., Taf. VII.

7
6
1
4
2
3
8
5
12
11
13
14
15
9
10
16
17
18
19
20
21
22
23

Fundort.	Gegenſtand
Götſchenberg.	Kupferſchlacke.
Paſs Lueg. †	Kupferklumpen.
Bruck. †	„
	Tyrol.
Kelchalpe.	Erzgruben.
	Nieder-Oeſterreich.
Stollhof. †	Beile, Spiralſcheiben, Spiralröhren, Beſchlägreif, (zuſ. etwa 20 Stück). **Goldſcheiben.**
Manhartsberg. (unbekannter Fundort).	Flachbeil.
	Krain.
Laibacher Moor.	Flachbeile, Nadeln, Gußmodel, (zuſ. 14 Stück).
	Böhmen.
Zámka.	Pfeilſpitze.
Vinařic.	Kelt.
Šarka.	Hammerbeil.
Jinec.	Sichel.
	Mähren.
Olmüz.	Spiralring.
Olmüz (?)	Flachbeil.
Mutenic.	Flachbeil.
Stramberg. † (Šipka-Höhle).	Nadeln mit Spiralſcheiben
	Ungarn.
Dorog.	Schmalmeißel.
Aszód.	2 flache Meißel, Hammer.
Hárashegy.	Meißel.
Kud.	Zweiſchneid. Streitbeil.
Lapujtö.	Meißel.
Szent-Abraham.	Hammer.
Szász-Ugra.	Streitbeil.
Verde.	4 Streitbeile.
Bisztricz.	Streitbeil.
Daroszma.	3 Gegenſtände.
Ovcsarskó.	Dolch.
Tövisfalu.	Hammer.
Taksony.	2 Streithämmer.
Kápolna.	Meißel.
Békésmegyer.	Verſchiedene Gegenſtände, Beil.
O-Bars.	Streithammer.
Lippa.	„
Sámſon.	„
Kisköze.	„
Murány.	„
Trauendorf.	„
Tószeg.	Nadel.
Waitzen.	Flachmeißel.
Aba.	Beil.
Tura.	„
Altofen.	Angel, Flachmeißel.
Peſt.	Streithammer.
Mirhogád.	„
Schemnitz.	Doppelbeil.
Maros-Vásárhely.	2 Beile.
Ó-Szöny.	Verſchiedene Gegenſtände.
Neutra.	Flachmeißel.
Preſsburg.	„
Varasdin-Tepliz.	45 Aexte.
Szegedin.	Barren, Pfriemen, Meißel, Flachbeil, Doppelaxt, Hammer.
Tordos.	Ringe.
Domahida.	Spiralſcheiben.
Viſegrád.	Beil.
Miskolcz.	„
Komorn.	2 Meißel,
Turcz.	Meißel.
Ete.	Breitmeißel.
Puszta-Tóth.	Hammerbeil.
Tápió-Szécsö.	„
Balaſſa-Gyarmat.	„
Taksony.	Doppelbeil.
Szilvás.	Zweiſchneidiges Beil.
Tótgyörk.	Keilhaue.
Mezökeresztes.	„
Duno-Földvár.	Dolch.
Csorvás.	„
Uj-Szöny.	„
Szent-Gál.	„
Karlsburg.	Schwert (?)
Miskolcz.	Blechſtücke.
Lucska.	Hammerbeil.
Liszkovaer Höhle.	Spirale.
Andere Orte.	**Goldſcheiben.**
	Nord-Deutſchland.
Janiſchewek. †	Unbeſtimmbarer Gegenſtand.
Cujavien. †	Verſchiedene Gegenſtände.
Bythin.†	Flachbeile, Stierfiguren.
Geiersberg. †	Flachbeil.
Skarbnice. †	Spiralgewinde.
(?)	„
Leiha.	Verſchiedene Gegenſtände.
Schellrode.	Flachbeil.
Rügen.	„
Sarauer-Kreis.	2 Flachbeile.
Eldagſen	Hammerbeil.
Blengow. †	Flachbeil.
Stubbendorf.	„
Kirch-Jeſar.	„
Neu-Strelitz (?)	„
	Rheingebiet
Steinfurt.	Flachbeil.
Mainz (Umgebung).	Flachbeil.
Balve.	Ring.
Schmerlecke.	Sichel.
Stallberg.	(?)
Rothenditmold.	(?)
Mühlberg.	(?)
Langendiebach.	Zwei Ringe.
Hochſtadt.	Kelt (?)
Hanau.	Haarnadeln, Arm und Halsringe
Friedberg.	Beil.
Finkenberg.	(?)
Freda.	Schmuckſtücke.
Erpolsheim.	Beil.
Schlettſtadt.	Ringe.
Heidolsheim	(?)

Fundort.	Gegenſtand.
Hardhauſen.	Platte.
Oberjeuz.	Sonnenräder.
Metz.	„
Grau.	„
Daſpich.	„
Ell.	Armbänder.
	Südliches Deutſchland.
Grafrath.	Meißel.
Bodmann.	Unbeſtimmt.
Haltman.	Spatelförmiges Beil.
Mindliſee.	Dolche.
Rickelshauſen.	Flachbeil.
Radolfzell.	„
Petershauſen.	„
Kornweſtheim. †	„
Hohentwiel.	Meſſer.
Wafferalfingen. †	Palſtab.
Seehauſen (?)	Flachbeil.
Maurach. †	6 Beile, Guſsform.
Sipplingen.	Flachbeil in der Guſsform.
	Schweiz.
Lüſcherz. †	Doppelaxt, Dolche, Pfriemen.
St. Blaiſe.	5 Dolche, Beil.
Sutz.	Unbeſtimmt.
Latringen.	Pfrieme, Pfeilſpitze, Dolch.
Oefeli.	Dolch, Meſſer, Perlen, Meißel, Schmelztiegel.
Finelz.	Dolche, Nadeln, Perlen, Beile, Meißel, Pfriemen, (zuf. 30 St.)
Robenhauſen.	Schmelztiegel.
Mänedorf,	„
Auvernier.	Unbeſtimmt.
Chardonne.	„
Bafel.	„
Cortaillod.	Zwei Kupferplättchen.
Yvorne.	„
Eſtavayer.	Perlen und Doppelſpiralen
Gerlafingen.	5 Meißel, Dolch, Beil.
Meikirch.	Schmelztiegel.
Montreux.	Unbeſtimmt.
Mt. de Charpigny.	„
Siſſach.	„
Tſchugg.	Kupferkuchen.
Wartenberg	Unbeſtimmt.
Heuſtrich.	Kupferkuchen.
Obere Zihl.	Dolch.
Altenſtadt.	Kupferkuchen.
Stein (auf d. Hof.)	Kupferbeil.
Niederwil.	Guſsſchalen.
Irgenhauſen.	Kupferring, Guſsſchalen.
Zuger-See (a. der Lorze.)	Kupferbeil.
Mörigen.	Vier Dolchklingen.
Préfargier.	Kupferperlen.
Bevaix.	Zwei kupferne Meſſer.
Treytel.	Mehrere Kupfergegenſtände.
Font.	Kupferne Dolchklinge.
Hallau.	Beil.
Hinweil.	Großes Beil.
Katzenſee.	Beile, Meißel, Dolch und Nicte.
Wollishofen.	Beile, Pfriemen.
Zürich. („großer Hafner.")	Pfrieme.
Zürich, (in d. Limmat).	Nagel.
Dietikon.	Beil.
Oberweil bei Bremgarten.	Beilhammer.
Ehrendingen.	Großes Beil.
Greng.	Beile.
Vallamand.	Dolch.
Champréveyres.	Kupferdolch.
Monruz.	Kupferdolch, zwei Meſſerchen.
Portalban.	Beil, Dolche, Lanzen- und Pfeilſpitzen.
Concise.	Großer kupferner Meißel.
Chevroux.	Zwei Spitzen.
Zürich (Canton, unbekannter Fundort).	Beil.
Zürich (Canton, unbekannter Fundort).	Kupferdolch.
La Raiſſe.	Kupferne Dolchklinge.
	Dänemark.
Unbeſtimmte Orte.	Flachbeile.
	England.
Kenthöhle.	Kupferſchmuck und Kupferkuchen.
Waterford.	Flachbeil.
Guernſey.	Armband.
	Irland.
Derinſallagh.	Beil.
Andere Orte.	Etwa 30 Flachbeile.
	Belgien.
Habay la Neuve.	Waffe.
	Frankreich.
Durfort.	Perlen.
Sempesseure.	Beile.
Port-Saint-Père.	„
Saint-Père-en-Retz.	Beile, **Gold.**
Blaye.	Beil.
St. Jean de Mac.	„
Arvieux.	Unbeſtimmt.
	Portugal.
Ceſereda.	Flachbeil, Pfeilſpitze.
Andere Fundorte.	Flachbeile, Dolche.
	Italien.
St. Leo. †	Flachbeil.
Siena.	„
Motanto.	„
(?) (etrusk. Grab)	„
Casinalbo.	„
Andere Orte.	„
	Kypern.
Alambra.	Flachbeile, Lanzenſpitzen, Sicheln, Doppelbeile und andere.

Griechiſche Inſeln.

Fundort.	Gegenſtand.
Thera.	Kupferne Säge. Gold.
Therafia.	„ „ „

Kleinaſien.

Troja. †	Flachbeile, Nägel, Bolzen, Nadeln, Spangen, Meſſer, Armband, Ohrring, Schmelztiegel. Gold.

An dieſe Tabelle dürfte noch ein kurzer Ueberblick über die Art der verſchiedenen Kupferfunde paſſend angeſchloſſen werden können; es wird ſich daraus ergeben, daſs neben der großen Zahl der Fundorte und der Fundſtücke im allgemeinen auch die Verwendung des Kupfers eine ſehr mannigfaltige geweſen iſt und wir dürfen annehmen, daſs ſie allen damaligen Gebrauchszwecken entſprochen hat, wenn wir auch nicht für jede einzelne Verwendung einen Beleg in Händen haben.

Am häufigſten begegnet uns das Flachbeil ganz der Natur des Steinbeils entſprechend, von dem es die Form entlehnt hatte und in deſſen Stelle es eintrat. Seine Länge beträgt gewöhnlich das Zwei- bis Dreifache der Breite (an der Schneide gemeſſen); es verbreitert ſich in ſeinen Abarten entweder ſo, daſs Länge und Breite einander faſt gleichkommen, oder verſchmälert ſich in allmäligen Uebergängen zum Meißel und Schmalmeißel, deſſen Breite ſich bis zum zehnten, ja zwanzigſten Theile der Länge verjüngt. Andererſeits geht es ebenſo allmählig in den Palſtab mit Schaftgraten oder Schaftlappen über, die anfänglich nur durch Austreiben der Schmalſeiten hergeſtellt worden ſind.

Entſprechend den Steinhämmern finden ſich auch kupferne Geräthe mit einem Schaftloche, die verſchiedene Formen annehmen, entweder zweiſchneidig ſind, oder einerſeits eine Schneide, andererſeits eine Platte, einen Knopf, oder einen abgerundeten Nacken haben und dem entſprechend Hämmer, Streithämmer, Hammerbeile, Doppeläxte, Streitäxte u. ſ. w. genannt werden, wobei allerdings eine ſtrenge Einheitlichkeit in der Nomenclatur, wie in allen urgeſchichtlichen Dingen, zu wünſchen wäre. Sehr häufig begegnen uns die Dolche mit einer kurzen Platte, an welche der Griff mittels Nieten befeſtigt wurde; ſeltener iſt der Griffdorn und die Griffzunge, die durch den ganzen Griff hindurchgehen. Sehr vereinzelt zeigt ſich das Meſſer, und nur wenig häufiger ſcheinen die Lanzenſpitzen, die Pfeilſpitzen und die Fiſchhaken zu ſein.

Zu den Werkzeugen zählen wir noch den Pickel, den Hammer, die ſeltener vorkommende Nähnadel, wofür umſo häufiger die Pfrieme eintritt. Auch kupferne Sicheln ſcheinen ſchon allenthalben im Gebrauche geweſen zu ſein. [1]

Ebenſo mannigfaltig wie die Werkzeuge und Waffen iſt der Schmuck; wir finden darunter einfache und doppelte Spiral-Scheiben, Spiral-Armbänder, Spiral-Rohren oder Locken, Armbänder, Ohrringe, Perlen und Haarnadeln: die kleinen Räder aus Elſaß-Lothringen, als Sonnenräder bezeichnet, mögen wohl ebenfalls als Zier gedient haben, wohin auch die Stierbilder von Bythin zu rechnen ſind, wenn wir ſie nicht etwa als Votiv-Bilder zu betrachten haben.

Von der Verarbeitung des Kupfers erübrigten Gußklumpen und Gußtropfen, Gußformen, Schmelztiegel und die zahlreichen Steinwerkzeuge, welche in den Kupfergruben und Schmelzſtätten bei der berg- und hüttenmänniſchen Gewinnung des Kupfers im Gebrauche waren, wovon noch die Rede ſein wird.

III. Alter der Kupferfunde.

Gegenüber der allgemein verbreiteten Meinung von der geringen Menge urgeſchichtlicher Kupfergegenſtände und der noch geringeren Zahl und Ausbreitung der Fundorte müſſen die vorſtehenden Reihen — es ſind in runder Summe *zweihundert benannte Fundorte* — gerechter Weiſe überraſchen. Berückſichtiget man, daſs für eine große Zahl ungariſcher Funde, dann für die meiſten Funde der iberiſchen Halbinſel, von Irland und Dänemark nur das Land angegeben werden konnte und bringt man auch für dieſe Funde eine verhältnismäßige Zahl von Fundorten in Anſchlag, ſo ſteigern ſich dieſelben noch um ein Namhaftes über die oben angegebene Summe; ſie verbreiten ſich — von dem ruſſiſch-ſibiriſchen Fundgebiete ganz abgeſehen — über den größten Theil von Europa.

Man kann nun nicht mehr einwenden, daſs dieſe Funde nur vereinzelte, hie und da in abgelegenen Gebieten zum Vorſchein kommende Ausnahmen ſeien, welche noch nicht zu dem Schluſſe berechtigen, daſs ſich die Menſchen eine Zeit lang des unvermiſchten Kupfers zur Anfertigung ihrer Geräthe bedient hätten. [1] Denn was die örtliche Verbreitung der Kupferfunde betrifft, ſo ſteht ſie jener der Bronze- oder Steinfunde nicht nach, dagegen mag zugegeben werden, daſs die Zahl von nicht ganz tauſend Gegenſtänden aus Kupfer im Verhältniſſe zur Menge der Bronze- und Steingeräthe zu gering ſcheinen kann, um darauf die Exiſtenz einer ganzen Periode zu gründen. Allein es muß ausdrücklich bemerkt werden, daſs ich mit dem Begriffe einer Kupferzeit nicht die ausſchließliche Verwendung von Kupfer zur Anfertigung des geſammten Bedarfes an Werkzeugen, Waffen und Schmuck verſtehe, ſondern zugebe, daſs Anfangs der Gebrauch von Steingeräth, ſpäterhin die Kenntnis der Bronze nebenher gegangen iſt.

Sodann muß bedacht werden, daſs die Umſtände für die Erhaltung der Kupferſachen weitaus ungünſtigere geweſen ſind, als für jene aus Stein und ſelbſt für jene aus Bronze. Das Kupfer iſt ja anfänglich überhaupt nicht in großer Menge zur Verfügung geſtanden und nur ganz allmälig vermochte ſich der Menſch in den Beſitz desſelben zu ſetzen. Dem natürlichen Gange der Entwicklung gemäß ſind daher die Kupfergeräthe überhaupt wenig zahlreich geweſen; ſie waren gewiſs auch ſehr koſtbar und wurden demnach auch ſorgſamer in Acht genommen und vor Verluſt bewahrt, als die leicht erſetzbaren Steingeräthe oder ſpäterhin die ſchon häufigeren Bronze-Geräthe. Die Kleinheit der Gegenſtände und ihre geringe Zahl ermöglichten deren Rettung auch bei einem hereingebrochenen Unglücke, z. B. bei einer Feuersbrunſt, die ſo viele urgeſchichtliche Anſiedlungen zerſtörte und mit ihrem Inhalte dem Seegrunde oder dem Erdboden über-

[1] In meiner Sammlung allein befinden ſich drei Stück.

[1] *Lubbock*, Die vorgeſchichtliche Zeit Bd. I, S. 55.

lieferte. Gräber aus dieſer Zeit mit Beigaben für die Verſtorbenen ſind ebenfalls ſehr ſelten. Aber gerade die Dinge, die verloren oder ſonſt irgendwie dem Beſitze der Lebenden entzogen wurden, ſind es, welche unſere Sammlungen füllen.

Es iſt ferner zu berückſichtigen, daſs unbrauchbar oder auch nur ſchadhaft gewordene Kupfergeräthe nicht, wie das zumeiſt mit den ſteinernen geſchah, weggeworfen wurden. Auch eine kleine Menge Kupfer behielt ihren Werth und die aus dieſem Metalle verfertigten Dinge ſind, ſobald ſie abgenützt waren, ſicherlich durch Umſchmelzen wieder erneuert worden.

Dieſem Schickſale des Umſchmelzens ſind endlich alle noch im Beſitze der Menſchen befindlich geweſenen Gegenſtände aus Kupfer überhaupt verfallen, als die Kenntnis der Bronze-Miſchung ſich verbreitete, da ſie nunmehr bei Zuſatz von Zinn oder ſelbſt nur von ſchon gemiſchter Bronze durch den nicht ſchwierigen Umguß in Geräthe von unvergleichlich beſſerer Beſchaffenheit verwandelt werden konnten. Auf dieſe Weiſe iſt ſicherlich nicht das geringſte Stückchen Kupfer, über das man verfügen konnte, erhalten geblieben; alle Kupfergeräthe, auch die noch brauchbaren, wurden nach und nach in Bronze-Geräthe umgewandelt, wogegen man ſich in demſelben Maße, als man ſich mit letzteren verſehen konnte, der Steingeräthe geringſchätzig entäußerte.

Während auf dieſe Art alle Kupfergeräthe verſchwanden und uns nur die wenigen erhalten werden konnten, welche ſchon vor der Kenntnis der Bronzelegirung dem Beſitze der Menſchen entzogen waren, ſind umgekehrt von den Steingeräthen nur ſehr wenige wirklich vernichtet worden, und während wir jetzt in den Wiederbeſitz von Tauſenden der letzteren kommen, können wir dem natürlichen Vorgange gemäß überhaupt nur eine verhältnismäßig geringe Zahl kupferner Gegenſtände wieder zu erlangen hoffen.

Dazu kommt endlich, daſs die Bedeutung der anſcheinend geringen Zahl von Geräthen aus Kupfer durch die Mannigfaltigkeit der Verwendung dieſes Metalles ergänzt wird. Der Mondſee lieferte allein, wie bereits angeführt wurde, Beile, Dolche, Spiral-Scheiben, Pfriemen, Fiſchhaken; andere Fundorte ergaben Beile, Meißel, Meſſer, Sicheln, Dolche, Pfeilſpitzen, Lanzenſpitzen, Pfriemen, Nadeln, Armbänder, Armſpiralen, Spiralperlen, Ohrringe, Pinzetten, Schalen und Kupferkuchen, alſo einen der damaligen Entwicklungsſtufe entſprechenden und für die Lebenszwecke ausreichenden Beſtand von Handwerksgeräth, durch den die allgemeine und über ein großes Ländergebiet verbreitete Verarbeitung des Kupfers zu Werkzeugen, Waffen und Schmuck aller Art, damit aber zugleich auch die nicht mehr ſo ganz geringe Menge desſelben, welche zur Verfügung geſtanden war, nachgewieſen wird.

Ueberblicken wir die im Vorſtehenden aufgeführten und näher beſprochenen geſammten Funde von Gegenſtänden aus ungemiſchtem Kupfer, ſo zeigt ſich, daſs die Völker Mittel-Europas noch vor dem Ende der ſogenannten jüngeren Steinzeit — es bleibe noch unentſchieden, ob ſchon von deren Beginn an oder erſt im Verlaufe derſelben — in der Kenntnis und im Beſitze des Kupfers geweſen ſind, welches ſie zur Anfertigung von Werkzeugen, Waffen und Schmuck verwendeten. In dieſer Zeit ſcheint in den bisher genannten Ländern, alſo von den Ufern des Bosporus und von den Inſeln des griechiſchen Meeres bis zur Oſtſee und zum großen Ocean hin, in den Alpen, auf der kimbriſchen, wie auf der italiſchen und iberiſchen Halbinſel ein ziemlich gleichartiger Culturzuſtand geherrſcht zu haben, der ſich nicht blos durch den gemeinſamen Gebrauch des ungemiſchten Kupfers, ſondern auch durch eine nahe Uebereinſtimmung der daraus verfertigten Gegenſtände und ganz insbeſondere durch die über die inneren Theile dieſes Gebietes verbreitete Verwandtſchaft der Thongefäße charakteriſirt.

Das hohe Alter des Kupfers im Haushalte des urgeſchichtlichen Menſchen in Europa und deſſen Priorität vor allen übrigen Metallen, ſowie die zeitliche Gemeinſamkeit aller daraus verfertigten Gegenſtände werden indeſs nicht blos durch deren örtliche Vereinigung mit Steingeräthen oder anderen Objecten der Steinzeit an der Fundſtelle, wie ſie für viele Funde nachgewieſen worden iſt, ſondern auch durch die Eigenſchaften der Funde ſelbſt unzweifelhaft gemacht.

Eine der charakteriſtiſchen und faſt allen Kupfergegenſtänden gemeinſame Erſcheinung iſt der Mangel der Ueberarbeitung (Ciſelirung). Wenn man eine Reihe dieſer Kupfergegenſtände vor ſich hat, ſo fällt zunächſt auf, daſs weitaus die meiſten von ihnen, ſelbſt kleinere Gegenſtände z. B. Nadeln, mögen ſie im Waſſer oder im Erdreich gelegen ſein, keine oder doch nur eine ſchlechte Patina haben. Alle aufmerkſamen Beobachter, wie *Liſch, Wilde, Freih. v. Sacken, Virchow* heben dieſe Erſcheinung hervor. Sie iſt zum großen Theile dem Umſtande zuzuſchreiben, daſs die Kupferſachen noch die Gußhaut an ſich tragen, welche bekanntermaßen alle Metalle gegen die Oxydirung widerſtandsfähiger macht. Die Gußhaut verräth ſich aber auch durch alle ihre übrigen Merkmale, insbeſondere durch die unebene, abwechſelnd glattere und rauhere, zuweilen ſelbſt wie gefaltete und auch härtere Oberfläche.

Daſs ſämmtliche Kupfergeräthe mittels des Gußes erzeugt worden ſind und nicht wie die nordamerikaniſchen durch Treiben aus formloſen Klumpen, iſt kaum zu bezweifeln. Dies bezeugen ſchon die zahlreichen Schmelzſchalen oder Gußlöffel und die Kupferſchlacken aus den Anſiedlungen, ſowie das in ſeiner Gußform ſteckende Beil von Sipplingen. Erſtere waren nicht zum Schmelzen und Gießen eines großen Quantums beſtimmt; ihr Faſſungsraum war eben hinreichend für ein Beil oder zwei bis drei kleinere Stücke. Wäre die Formgebung durch Schmieden erfolgt, ſo müßten wir in jenen Anſiedlungen, wo ſich die Verarbeitung des Kupfers nachweiſen läſst, auch zum Schmieden vorbereitete Stücke finden, wovon jedoch keine Spur vorhanden iſt. Es ſoll damit nicht beſtritten werden, daſs der anfänglich ſicher auch recht unvollkommenen Formgebung durch den Guß mit dem Hammer nachgeholfen worden iſt. Es finden ſich in der That häufig die Merkmale der Hammerſchläge und es ſcheinen in dieſer Weiſe die mitunter gut gebildeten Kanten nachgearbeitet worden zu ſein; allein durch das Hämmern wurde die Gußhaut nicht entfernt, ſondern nur flach gefchlagen und geglättet.

Was zur Unterlaſſung der Ciſelirung bewogen haben mochte, iſt nicht vollkommen klar, da es ja die

Steinzeitleute ſchon trefflich verſtanden hatten, ihre ſonſtigen Geräthe und ſelbſt ſo ausnehmend harte und zähe Steine, wie den Flint, Jaſpis, Jadeit, Nephrit, u. ſ. w. zu ſchleifen und zu poliren. Es hat alſo nicht am Wiſſen und Können gefehlt und mögen ſonach andere, vielleicht Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend geweſen ſein. Die Schneide der Kupferbeile ſcheint öfter durch Hämmern als durch Schleifen erzeugt und erneuert worden zu ſein, wobei die Wahrnehmung beſtimmend ſein mochte, daſs die gehämmerte Schneide dauerhafter war. Man hat ſicher auch beobachtet, daſs die Gußhaut härter und gegen Schläge und Oxydirung widerſtandsfähiger iſt, als das reine Metall und hat ſie aus dieſem Grunde belaſſen, vielleicht auch zum großen Theile durch die Erwägung veranlaſst, daſs durch die Ciſelirung immer auch eine beſtimmte Menge des noch ſo koſtbaren Stoffes verloren gehen mußte.

Da jedoch die Bronze-Geräthe mit wenigen Ausnahmen nach dem Guße überarbeitet worden ſind, ſo wäre es geradezu unerklärlich, warum man das bei den Kupfergeräthen unterlaſſen haben ſollte, wenn dieſe einer ebenſo ſpäten oder noch ſpäteren Zeit angehören würden, in welcher ein in jeder Richtung vollſtändiger Apparat zur Bearbeitung der Metalle dem Menſchen zur Verfügung ſtand. Wir dürfen alſo mit einigem Rechte aus der Unterlaſſung der Ciſelirung gegenüber den ciſelirten Bronze-Geräthen auf eine primitivere Art der Metallurgie überhaupt und daher auch auf eine frühere, der Bronzetechnik im allgemeinen vorangehende Zeit ſchließen.

Der Mangel der Ciſelirung zeigt ſich ferner nicht blos bei den kupfernen Flachbeilen, auch die complizirteren Doppeläxte und Hammerbeile wurden in dem Zuſtande belaſſen, in welchem ſie aus der Gußform gekommen waren. Die auf dieſen Mangel gegründete Schlußfolgerung auf eine noch nicht völlig ausgebildete Bearbeitung der Metalle und auf eine der entwickelten Bronzetechnik vorhergehende Zeit darf daher ſelbſt vor den hübſchen Doppeläxten nicht Halt machen und muß ſie eben derſelben Zeit zuweiſen wie die einfachen Flachbeile.

Eine weſentliche Stütze findet dieſe Folgerung durch die weitere Thatſache, daſs die Kupfergegenſtände, ohne Unterſchied ob Werkzeug oder Waffe oder Schmuck, gleichwie ohne Ciſelirung ſo auch ohne Ornamentirung belaſſen worden ſind.

Wenn man mit den völlig ſchmuckloſen Kupferſachen der oberöſterreichiſchen oder krainiſchen Pfahlbauten, der unterſten Städte von Troja, der Gräber von Alambra, ja ſelbſt mit den ſchönen ungariſchen Aexten den Reichthum der Ornamente an den gleichzeitigen Thongefaßen vergleicht, ſo muß deren Mangel bei jenen in hohem Grade auffallen und dies umſo mehr, als viele der älteren Bronze-Gegenſtände z. B. jene aus den ſchweizeriſchen Pfahlbauten ſofort wieder in mannigfaltiger Weiſe verziert ſind. Halt man dazu, daſs die Liebhaberei, ſich ſelbſt und ſein Geräth herauszuputzen, bei weniger cultivirten Volkern und in primitiven Zuſtänden überhaupt eine große iſt, wie dies ſpeciell für die in Rede ſtehende Zeitperiode durch den Reichthum an Schmuckſachen nachgewieſen wird, ſo darf man die Unterlaſſung der Ornamentirung der Kupfergerathe nicht dem Mangel am Wollen, ſondern muß ihn dem Mangel am Konnen zuſchreiben.

Es iſt durch die neueren Unterſuchungen hinlänglich erwieſen und bekannt, daſs die Anbringung der Ornamente an den Bronze-Gegenſtänden mit bedeutenderen Schwierigkeiten verbunden war, als es den Anſchein hat. Sie wurden nämlich entweder angegoſſen, mußten alſo vorher ſchon in die Gußform eingezeichnet ſein, oder ſie wurden nach dem Guße durch Einſchlagen mittels bronzener Punzen oder Graviren mittels ſtählerner Stichel hervorgebracht.[1] Die erſte Ornamentirungsweiſe ſetzt eine vorzügliche Fertigkeit im Modelliren voraus, einerlei, ob die Ornamente in die Gußform eingezeichnet oder am Wachsmodell angebracht werden, welches zur Anfertigung der Form dient, und in gleichem Maße erfordert der Guß derartig ornamentirter Gegenſtände eine große Geſchicklichkeit und Erfahrung. Die nach dem Guße auszuführende Ornamentirung aber verlangt ſehr vollkommene Werkzeuge, wozu nur Bronze, die ſich ſchon durch bloßes Hämmern in verſchiedenen Härtegraden herſtellen läſst, oder Stahl geeignet erſcheinen. Die Ueberwältigung der mit beiderlei Vorgängen verbundenen Schwierigkeiten war den Leuten, die ja hauptſächlich doch nur ſteinerne und knöcherne Werkzeuge zur Verfügung hatten, umſo weniger möglich, als ſie auch ihrem vorzüglichſten Materiale, dem reinen Kupfer, keinen höheren als den natürlichen Härtegrad zu geben vermochten und ſo blieben ihre Beile, ihre Dolche, ihre Armſpiralen unverziert. Und in der That entſprechen der Mangel der Ciſelirung und des Ornamentes, ſowie das im allgemeinen einfache Aeußere der aus ungemiſchtem Kupfer verfertigten Erzeugniſſe nach dem natürlichen Gange der Entwicklung weitaus mehr einem früheren Stande der Metallurgie; in einer ſpäterenZeit, etwa während der Blüthe der Bronze-Aera oder gar am Ende derſelben, wohin einige Gelehrte die Kupfergegenſtände verſetzen, wären ſie unerklärlich. In dieſer jüngeren Zeit beherrſchten die Menſchen nicht nur die ganze Gußtechnik, ſie verfügten auch über einen Schatz von Ornamentmuſtern, ſowie über eine große Zahl vortrefflicher und mannigfaltiger Werkzeuge, mit denen die Bearbeitung und insbeſondere die Herſtellung der Verzierungen der Kupfergerathe eine Leichtigkeit geweſen wäre. Es bliebe ſonach ganz räthſelhaft, warum das weiche, leicht zu bearbeitende Kupfer ohne Verzierung geblieben iſt, während man in derſelben Zeit die Bronze-Gegenſtände mit reichen Ornamenten zu bedecken verſtanden hat.

Einzelne Fälle von Ornamentirung mogen wohl bei den, in der Ausbildung der Form vorgeſchrittenſten kupfernen Doppelaxten vorkommen, doch ſind dieſe außerhalb des ruſſiſch-ſibiriſchen Fundgebietes wahrſcheinlich äußerſt ſeltene Erſcheinungen, die ſicherlich ſchon einer entwickelteren Betriebsperiode und demnach ohne Zweifel jenem Zeitabſchnitte angehoren, in welchem die Bronze ſchon einige Verbreitung gefunden hatte. In dieſer Zeit des Ueberganges vom Kupfer zur Bronze mögen immerhin einzelne Stucke nach dem Muſter der bronzenen ornamentirt worden ſein; es ſind aber jedenfalls ſehr ſeltene Ausnahmen,

[1] Dr. *Otto Fiſchler*, Mittheil der Wiener Anthrop. Geſ. XII Bd., S. 50. Graf *Wurmbrand*, ebenda S. 53.

welche das entſcheidende Gewicht der allgemein giltigen Thatſache nicht vermindern können. [1]

Das hohe Alter der Kupferfunde ergibt ſich ferner nicht blos aus äußeren Umſtänden, nämlich aus dem vielfach nachgewieſenen gemeinſamen Vorkommen mit Steingeräthen an den Fundorten und aus der in mehrſeitiger Richtung noch unentwickelten metallurgiſchen Technik; es läſst ſich auch ein beſtimmt ausgeſprochener innerer, d. i. geiſtiger Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Steingeräthen nachweiſen. Er liegt in der Gemeinſamkeit der Formen, welche der Menſch beiden verliehen hat.

Faſt Alle, welche von dem Funde kupferner Beile berichten, machen auf die auffallende und ihnen oft ſonderbar vorkommende Erſcheinung aufmerkſam, daſs dieſelben vollkommen die Geſtalt der Steinbeile haben, und wie dieſe jeder beſonderen Vorrichtung zum Schäften, alſo insbeſondere eines Schaftloches oder ſeitlicher Schaftlappen entbehren. Dieſes Verhältnis iſt ſchon ſo oft beobachtet worden, daſs es als eine allgemein bekannte und ſichergeſtellte Thatſache betrachtet werden darf. Es iſt alſo nicht nothwendig auf die Gegenſtände dieſer einfachſten Art im einzelnen einzugehen. Die Formenverwandtſchaft zwiſchen Stein- und Kupfer-Erzeugniſſen läſst ſich aber auch bei Gegenſtänden anderer Art nachweiſen und hierbei möchte ich in Folge des Widerſpruchs Einzelner, insbeſondere *Evan's*, welcher beim VIII. internationalen Anthropologen-Congreſſe — wohl im Anblicke der zahlreichen kupfernen Doppeläxte und Hammerbeile des Budapeſter-Muſeums — dieſe Formenverwandtſchaft beſtritt, etwas länger verweilen.

Wenn von einer Gemeinſamkeit der Formen von Gegenſtänden aus Kupfer und Stein geſprochen wird, ſo iſt ſelbſtverſtändlich, daſs man ſie nur bei jenen Objecten erwarten darf, die aus beiden Stoffen erzeugt werden konnten. Es iſt begreiflich, daſs das Kupfer wegen ſeiner großen Geſchmeidigkeit und Zähigkeit ſofort nach ſeiner Aufnahme in den Gebrauch und alsbaldigen Erkenntnis dieſer Eigenſchaften zu ganz neuen Typen führen mußte; für dünn ausgehämmerte Bleche und Drähte, alle ſpiralförmig gerollten und gedrehten Gegenſtände, wie z. B. Arm-Spiralen, lockenartige Spiralperlen, oder Röhren, Spiral-Scheiben werden wir vergeblich analoge Stücke aus Stein oder Knochen ſuchen. Aber ſchon zwiſchen den kupfernen Dolchen und den zahlreichen aus Feuerſtein geſchlagenen Dolchen und Lanzenſpitzen läſst ſich eine nähere Uebereinſtimmung nicht verkennen; freilich geſtatteten auch hier die Eigenſchaften des Kupfers ſofort eine vollkommenere Ausführung bei weitgehender Erſparung an Material.

Mit aller Entſchiedenheit tritt jedoch die Verwandtſchaft zwiſchen den kupfernen Beilen und den polirten Steinbeilen hervor. Die Steinbeile laſſen ſich nach ihrem weſentlichſten und auch für ihren Zweck maßgebenden Merkmale in gebohrte und ungebohrte unterſcheiden; letztere, kurzweg Steinbeile genannt, haben die bekannte keilförmige, alſo phyſikaliſch einfachſte Geſtalt aller Werkzeuge, entbehren einer beſonderen Vorrichtung zum Schäften, ſind aber trotzdem die wirkſamſten, wichtigſten und darum verbreitetſten und zahlreichſten aller Steingeräthe. Weil bei ihnen einzig ein zweckentſprechender Gebrauch beabſichtiget wurde, ſo war die Rückſicht auf ihre Wirkſamkeit die maßgebende, und deshalb vermiſſen wir, von der oft ſehr vollſtändigen, oft aber auch nur theilweiſen Glättung abgeſehen, nicht nur jede Verzierung an ihnen, ſondern auch einen weiter, als durch ihren Zweck bedingten Wechſel der Form, in der ſie verharren, bis ſie durch die metallenen Beile ganz und gar außer Gebrauch geſetzt werden.

Anders iſt es bei den gebohrten Steinbeilen, die wir im allgemeinen als Hämmer bezeichnen. Während die Geſtalt der einfachen Steinbeile ihres Gebrauchszweckes willen nicht nur durch die beabſichtigte Wirkſamkeit, ſondern auch durch die nothwendige Widerſtandsfähigkeit bedingt war, tritt bei den Steinhämmern die Rückſicht auf dieſe letztere Eigenſchaft augenſcheinlich zurück, da durch die Bohrung des Loches der Körper dieſer Geräthe geſchwächt und umſo gebrechlicher wurde, als für ſie eben der Bohrung halber keine ſo harten oder zähen Geſteinsarten, wie etwa Feuerſtein, Nephrit, Jadeit und andere verwendet werden konnten, welche die einfachen Beile faſt unverwüſtlich machen.

Aus dieſem Grunde hat es den Anſchein, als ob die gebohrten Steinhämmer nicht als Geräthe für Arbeitszwecke, als Werkzeuge, ſondern als Waffen gedient hätten, was umſo wahrſcheinlicher iſt, als bei denſelben nur in ſehr ſeltenen Fällen Spuren einer eigentlichen Abnützung nachzuweiſen ſein werden. Bei der allen Völkern gemeinſamen Neigung, die Waffen in einem viel größeren Maße formſchön zu geſtalten, als es bei Werkzeugen geſchieht, wird es dann klar, warum auf die Verfertigung der Steinhämmer eine ganz beſondere Mühe verwendet worden iſt. Den meiſten derſelben wurden nicht nur auf der ganzen Oberfläche eine ſorgfaltige Glättung gegeben, es offenbart ſich an ihnen auch im Gegenſatze zu den Steinäxten eine ſolche Mannigfaltigkeit, Schönheit und ſelbſt Zierlichkeit der Form, daſs ſie unſer gerechtes Staunen erregen; ja das Streben nach einer ſchönen und ſelbſt abſonderlichen Geſtaltung geht ſehr oft ſo weit, daſs manche Hämmer, abgeſehen von ihrer nunmehrigen gänzlichen Unbrauchbarkeit als Werkzeug, ſchlieſslich wegen ihrer allzu künſtlichen Geſtalt und der dadurch bedingten Gebrechlichkeit auch nicht mehr als wirkliche Kriegswaffen, ſondern nur als Prunkwaffen gedient haben konnten.

Es iſt nun im vorhinein klar, daſs die weitaus überwiegende Zahl der menſchlichen Geräthe Werkzeuge ſind und deshalb treten uns auch auf allen urgeſchichtlichen Fundſtätten der jüngeren Steinzeit die einfachen keilförmigen Beile, die wir einem vorangehenden Beiſpiele folgend wegen des ſchon angedeuteten Mangels der Schaftlappen oder der Schaftröhre Flachbeile nennen wollen, am häufigſten entgegen. In demſelben Verhältniſſe ſind auch unter allen Kupferfunden die Beile und unter dieſen die Flachbeile am häufigſten vertreten, das heißt die meiſten kupfernen Beile haben

[1] Als ſolche Ausnahmen ließen ſich die beiden Goldſcheiben aus dem Seite VII angeführten Stollhofer Funde bezeichnen; wie jedoch dort bemerkt wurde, iſt die Art dieſer Verzierung eine ſehr primitive und in der Steinzeit nicht ſelten vorkommende. (Man vergl. Dr. *R. Klebs*, Der Bernſteinſchmuck der Steinzeit in Beiträgen zur Naturk. Preußens, 1882, Taf. II. Fig. 22, 23, Taf. III, Fig. 21. *Much*, Pfahlbau im Mondſee. Mitth. der Wiener Anthrop. Geſ. VI. Bd., Taf. IV, Fig 1.) Eine reiche Verzierung trägt auch eine aus Ungarn ſtammende Doppelaxt; (*Gabr. et Adr. de Mortillet*, Musée préhist. pl. XCIV. Fig. 1171), von der übrigens, da eine chemiſche Analyſe nicht vorliegt, nicht mit Sicherheit geſagt werden kann, daſs ſie aus unvermiſchtem Kupfer beſtehe.

ſowenig wie die einfachen Steinbeile Schaftröhren oder Schaftlappen oder eine andere Vorrichtung zum Befeſtigen der Handhabe, ahmen alſo in aller und jeder Beziehung die Form der Steinbeile nach.

Es iſt natürlich, daſs ſich hierbei die beſonderen Eigenſchaften des Kupfers unabweislich geltend machen, indem insbeſondere deſſen Zähigkeit geſtattete, den Körper des Beiles dünner als den der gewöhnlichen Steinbeile herzuſtellen, wodurch nicht nur Material erſpart, ſondern ſelbſt die Wirkſamkeit des Werkzeuges erhöht wurde. Wie ſehr das in der Natur der Dinge liegt, zeigen ſchon die Feuerſteinbeile, noch mehr aber die aus Jadeit und Nephrit verfertigten Beile, welche letztere insbeſondere wegen der außerordentlichen Zähigkeit dieſer Geſteinsarten ſofort um vieles dünner werden, als die in unſeren Pfahlbauten gewöhnlichen Steinbeile aus Serpentin. Abweichungen von der einfachen Form der Flachbeile aus ungemiſchtem Kupfer ſind außerhalb des ruſſiſch-ſibiriſchen Culturkreiſes äußerſt ſeltene Vorkommniſſe. Nur in Ungarn iſt eine etwas größere Anzahl von Kupferbeilen mit Schaftgrat und mit Schaftlappen geſammelt worden, [1] es muß aber ſofort beigefügt werden, daſs ſowohl die Grate als die größeren Lappen durch Hämmern der ſchmalen Seiten des Beiles ausgetrieben, nicht zugleich mit dem Guße hergeſtellt worden ſind, eine Thatſache, welche für ſich allein ſchon für ein höheres Alter als das der ähnlichen Bronze-Beile ſpricht. Von Kupferbeilen mit Schaftröhren (Dülle) ſind bis jetzt überhaupt nur zwei Stücke bekannt, von denen eines ſich im Muſeum zu Budapeſt, das andere in Dublin befindet.

Gabriel de Mortillet, Chantre und andere Gelehrte ſind der Meinung, daſs die prähiſtoriſchen Kupfergeräthe und ganz insbeſondere die kupfernen Flachbeile in Europa einer ſehr ſpäten Zeit angehören, ja ſogar noch jünger ſeien, als ſelbſt die jüngſten Formen der Bronzebeile. [2] *Gabriel de Mortillet* ſtellt nämlich für Frankreich, die Schweiz und Belgien folgende Entwicklungsreihe der Beile auf: [3]

Haches à bords droits, les premières employées.
Haches à talons.
Haches à ailerons.
Haches à douille.
Haches votives, déjà de l'âge du fer.
Haches plates plus récentes encor.

Die Flachbeile (haches plates) ſtänden alſo als jüngſte Erſcheinung in dieſer Reihe. Zur näheren Erklarung fügt *Mortillet* wörtlich folgendes bei: „Ces haches plates sont, sinon toutes, au moins presque toutes en cuivre au lieu d'être en bronze. — Enfin, que les objets en cuivre d'Europe sont de beaucoup postérieurs à ceux de l'âge du bronze. Ce n'est donc pas en Europe, qu'a eu lieu la découverte et le premier emploi du métal.“ In gleicher Weiſe wie für die genannten Länder erklärt er die kupfernen Flachbeile auch in Italien als jüngſte Erſcheinung unter allen Beilen mit den Worten: „Comme en France elles sont généralement en cuivre et paraissent bien plus récentes que les haches de bronze“.

Wie man ſieht, gründet ſich die aufgeſtellte Reihenfolge auf das Fortſchreiten von der einfachſten zur vollkommenſten Form, ein Vorgang, gegen den ſich nichts einwenden läſst, wenn er folgerichtig durchgeführt wird. Allein indem *Mortillet* die an primitiver Geſtaltung alle Bronze-Beile übertreffenden kupfernen Flachbeile tief in die Eiſenzeit herabrückt, geräth er im Gegenſatze zu *Wilde*, welcher ihnen ihrer Einfachheit wegen das hochſte Alter zuweiſt, mit ſeinem eigenen, der aufgeſtellten Entwicklungsreihe zu Grunde liegenden Principe in Widerſpruch.

Die Behauptung *Gabr. de Mortillet's*, [1] daſs die kupfernen Flachbeile in jener ſpäten Zeit, die er ihnen zuweiſt, die Stelle von Münzen vertreten haben, hat weder er ſelbſt begründet, noch läſst ſie ſich überhaupt begründen. Wir müßten ſie in dieſem Falle öfter, namentlich bei Sammelerzen (aes collectaneum) oder verborgenen Schätzen (Dépôts) gefunden haben; es ſpricht dagegen auch noch insbeſondere bei den Stücken aus den Pfahlbauten die ſorgfältig hergeſtellte Schneide und die im Pfahlbaue vom Mondſee zahlreich gefundenen hölzernen Beilſchäfte, [2] die nur für die dünnen Kupferbeile, nicht aber für Steinäxte geeignet waren, weil keine der letzteren in dem ſchmalen Einſchnitte Platz gefunden hätte, und die ſonach beweiſen, daſs die Kupferbeile wirkliche Werkzeuge waren. Ueberdies zeigen hunderte von Pfählen und anderen Stücken bearbeiteten Holzes Hiebflächen von ſolcher Tiefe und Glätte, daſs ſie unmöglich mit Steinbeilen und nur mit den ſchneidigeren und wirkſameren Kupferbeilen hervorgebracht ſein konnten.

Ebenſo entſchieden gegen *Mortillet's* Meinung ſprechen natürlich alle anderen in Geſellſchaft der Flachbeile gefundenen Kupfergegenſtände mit beſtimmtem beſonderen Gebrauchszwecke, oder ſind die kupfernen Dolche, Nadeln, Fiſchhaken, Sicheln und andere Dinge, die in örtlicher Gemeinſamkeit mit den kupfernen Flachbeilen in den Gräbern Kyperns wie in den Pfahlbauten der Alpen ſich fanden, auch Münzen geweſen?

Man muß aber auch fragen, wie es komme, daſs man dieſe Kupferbeile, mögen ſie nun Werkzeuge oder Münzen geweſen ſein, noch niemals mit Gegenſtänden aus der Blüthezeit der Bronzetechnik, alſo mit getriebener Bronze oder mit Eiſen zuſammen gefunden hat, während ſie in Geſellſchaft von Steingeräthen doch ſchon ſo oft wirklich gefunden worden ſind.

Wenn *Lubbock*, [3] der die Kupferäxte ebenfalls einer ſpäteren Zeit zuweiſt, meint, daſs die Einfachheit derſelben eine Folge der ſchwierigen Arbeit des Kupfergießens ſei, durch die ſich die Arbeiter an eine möglichſt ungekünſtelte Form gebunden ſahen, ſo vergiſst er, daſs ſie ja in der angeblich ſpateren Zeit auch ſchon die complicirten, mit einem Schaftloche verſehenen, wirklich kunſtvollen und ſchon geformten

[1] *Palszky*, a. a. O. Taf. Seite 47 und 87.

[2] Näheres hierüber in dem Berichte von *Schaafhauſen* über den IX. internationalen Congreſs für prähiſt. Anthropologie zu Liſſabon. Archiv, Bd. XIII und *Virchow*. Ueber den intern. prähiſt. Congreſs zu Liſſabon. Zeitſchrift für Ethnologie, Jahrg 1880, S. 352. Ferner *Gabr. et Adr. de Mortillet*. Musée préhiſtorique. Fl. XCIII et XCIV.

[3] *Gabr. de Mortillet*, Claſſification et chronologie de haches en bronze. Materiaux, V. p. 450. Revue, An. 1881, p. 71.

[1] Mir ſind nur zwei Kupferfunde bekannt, welche ſich hiergegen anführen ließen u. z. das ſchon erwähnte, angeblich aus einem etruskiſchen Grabe ſtammende Flachbeil und eine Doppelſpiralſcheibe von Domahid. (*Freih. v. Palszky*, a. a. O. S. 27.) Erſteres iſt, wie ſchon bemerkt wurde, ohne Zweifel als damals ſchon unverſtandener alter Fund und facitaler Gegenſtand in's Grab gegeben, aber auch die Spiral Scheibe von Domahid iſt als ein altes zufalliges Fundſtuck zu betrachten, das zu anderen offenbar zum Umſchmelzen beſtimmten Stücken als Sammlung gelegt worden war.

[2] *Much*, Pfahlbau im Mondſee. Mitheil. d. Wiener Anthr. p. Geſ. Band, VI. Taf. II, Fig. 19, 20.

[3] *Lubbock*, Die vorgeſchichtliche Zeit. Bd. I, S. 26.

Doppelaxte aus Kupfer hergeſtellt haben, alſo in dem Guſs der einfacheren Beile mit einer Dulle keine Schwierigkeit hätten finden können.

Wenn endlich andere Forſcher, wie z. B. *Evans* ſagen, daſs das reine Kupfer nur aushilfsweiſe, alſo nur in augenblicklicher Ermanglung von Zinn verwendet worden iſt, ſo würde man damit, weil wir vernünftiger Weiſe aus der gleichen Form aller über einen großen Theil Europas zerſtreut gefundenen kupfernen Flachbeile auf deren Gleichzeitigkeit ſchließen müſſen, auch ausſprechen, daſs das Zinn überall in der gleichen Zeit gefehlt habe und auf dieſe Weiſe eben das zugeben, was man beſtreiten will, daſs man nämlich faſt in ganz Europa zu einer gewiſſen Zeit ſich ausſchließlich des reinen Kupfers zur Anfertigung von Werkzeugen bedient habe; *Evans* läſst uns eben nur darüber in Zweifel, in welcher Periode dies geweſen ſei. Da nun die Gleichzeitigkeit ſo vieler Kupferbeile mit den Steingeräthen überhaupt eine zweifelloſe iſt, wie z. B. in den Pfahlbauten nachgewieſen wurde, ſo würde ſich dieſe zugleich abgelehnte und unbewuſst doch zugeſtandene Periode der Verwendung ungemiſchten Kupfers unmittelbar an die Zeit der Steingeräthe anſchließen, was ja auch unſere Meinung iſt.

Wollte man dagegen doch an der Behauptung feſthalten, daſs das Zinn an den verſchiedenen Fundorten der Kupfergeräthe nicht gleichzeitig gefehlt habe, ſondern bald da bald dort, bald früher bald ſpäter, dann müßten wir mit Entſchiedenheit Antwort auf die Frage verlangen, wie es ſich erkläre, daſs man an all' dieſen über einen ſo großen Kreis zerſtreuten Orten und in all' dieſen verſchiedenen Zeiten immer wieder auf den Gedanken gekommen iſt, Kupferbeile gerade in der primitiven Form der, der Erinnerung der Menſchen längſt entſchwundenen Steinbeile und nicht in der Form der zur Zeit gerade im Gebrauche befindlichen viel vollkommeneren Beile aus Bronze oder Eiſen zu verfertigen?

Man wird uns bei der Beantwortung dieſer Frage vorausſichtlich auf eine ganze Reihe von kupfernen Beilen verweiſen, welche nicht nur eine ſehr vorgeſchrittene Fertigkeit in der Kunſt des Gießens, ſondern auch ſehr entwickelte Formen zeigen, denen die mancher Bronzeobjecte in der That, wie *Evans* behauptet, ziemlich nahe ſtehen, doch nicht, wie ſofort bemerkt werden muß, als identiſch an die Seite geſtellt werden können. Es ſind dies überhaupt ſeltener und nur auf beſchränkteren örtlichen Gebieten, vorwiegend in Ungarn und Rußland vorkommende Beile, deren gemeinſames Merkmal ein quer durch den Körper gehendes Schaftloch iſt. Die Kupferbeile dieſer Art entſprechen den mit einem Schaftloche verſehenen Steinhämmern und verhalten ſich zu den Flachbeilen, wie die Steinhämmer zu den gewöhnlichen keilförmigen Steinbeilen. Man kann zwei Grundtypen unterſcheiden. Einige haben nämlich einerſeits eine mit dem Schaftloche parallel laufende Schneide, und ſchließen andererſeits mit einem der Rundung des Schaftloches ſich anſchließenden Nacken oder mit einer ſtumpfen oder etwas hinausgezogenen Platte ab; man könnte dieſe Formen unter dem Namen Hammerbeil zuſammenfaſſen. Andere haben auf den entgegengeſetzten Seiten zwei parallele oder rechtwinklich ſich kreuzende Schneiden; die in dieſe Form zuſammenfallenden Stücke werden meiſtens Doppelbeile oder Doppeläxte genannt.[1] Es läſst ſich nicht leugnen, daſs die Kupferbeile dieſer Art in ihren verſchiedenen Variationen eine höhere Kunſtfertigkeit im Modeln und Gießen und einen entwickelten Formenſinn bezeugen und auf den erſten Blick den verwandten Doppeläxten aus Bronze viel näher zu ſtehen ſcheinen, als den Steinbeilen. Führen wir jedoch die kupfernen Doppeläxte auf ihre Grundform zurück, ſo haben wir den gebohrten Steinhammer vor uns. Wir haben aber bereits Gelegenheit gehabt zu bemerken, daſs ſchon die Steinhämmer in den mannigfaltigſten und dem widrigen Materiale zum Trotze ſelbſt zierlichſten Formen hergeſtellt wurden, ſo daſs wir namentlich in den nordiſchen Funden für die in der That ſehr vorgeſchrittenen und oft ſehr gefälligen kupfernen Doppeläxte die entſprechenden Vorbilder aus Stein aufzufinden vermögen, deren Umriſſe von denen mancher kupferner kaum unterſchieden werden können.

Aber auch Ungarn ſelbſt, vielleicht das reichſte Fundgebiet der letzteren, und benachbarte Fundorte, insbeſondere die oberöſterreichiſchen Pfahlbauten, lieferten Steinhämmer in ſo ſchönen und ſchwungvollen Formen, daſs auch dieſe ganz gut als Vorbild gedient haben können; einige derſelben braucht man ſich nur etwas ſchlanker geſtaltet zu denken, wozu das Kupfer wegen ſeiner Zähigkeit und Geſchmeidigkeit und wegen ſeiner anfänglichen Seltenheit naturgemäß führen mußte, um ſie den ſchönſten ungariſchen kupfernen Doppelbeilen an die Seite ſtellen zu können.

Die nebenſtehenden Abbildungen zeigen dies auf das Deutlichſte. Fig. 35 ſtellt einen bei Damme (Oldenburg) gefundenen Steinhammer dar, dem ſich ſeiner

Fig. 35.

Form nach ein in Ungarn gefundener Beilhammer aus Kupfer (Fig. 36) an die Seite ſetzen läſst. Dasſelbe

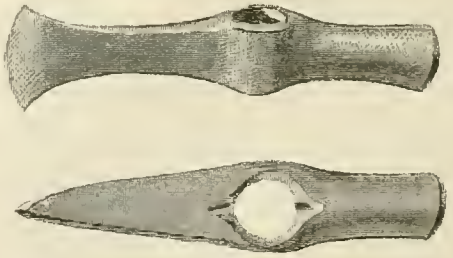


Fig. 36.

läſst ſich von einem bei Friedberg gefundenen Hammer (Fig. 37) (mit ſcharfen Kanten der Seitenflächen im Gegenſatze zu der abgerundeten Form des vorigen)

[1] Alle hieher gehörigen Abänderungen der complicirten Kupferbeile ſind in erſchöpfender Weiſe zur Anſchauung gebracht in *Franz v. Pulszky's* mehrfach bezogenem Werke über die Kupferzeit in Ungarn, dann bei *Ferd. Keller*, Pfahlbauten V. Ber., Taf. VII. *L. Lindenſchmit*, Die Alterthümer unſ. heidn. Vorzeit. Bd. I, Heft IV. Taf. 2, Fig. 2, 4, Bd. II, Heft III, Taf. 2, Fig. 3, 4, 5, 6, 15, 16. *Gabr. et Adr. de Mortillet*, Musée préhistorique. Pl. XCIV, Fig. 1167, 1170, 1171, 1174, 1175. Die Fig. 1169, 1172 und 1173. ſtellen analoge, jedoch eigentlich nicht dem örtlichen Gebiete unſerer Betrachtungen angehörige ruſſiſche und ſibiriſche Typen dar, auf die wir übrigens noch zurückkommen werden.

und einem gleichfalls aus Ungarn ſtammenden kupfernen Beilhammmer (Fig. 38).

Fig. 39, zeigt eine bei Kladow (Mecklenburg-Schwerin) gefundene ſteinerne Doppelaxt im Vergleich zu einer kupfernen Doppelaxt aus Ungarn (Fig. 40).

Welch' weitgehender Entwicklung die Form der Steinhämmer fähig war, iſt an den neben abgebildeten däniſchen Fundſtücken (Fig. 41 und 42) erſichtlich. Solchen in ihrer Art durchaus nicht ſeltenen Stücken ſteht eines der formvollendeten ungariſchen Beilhämmer (Streithämmer) aus Kupfer (Fig. 43) keineswegs fremd gegenüber, ja bei Figur 41 zeigt ſich ſogar ein Anſatz zu einer über das Schaftloch hinausgehenden Dülle.

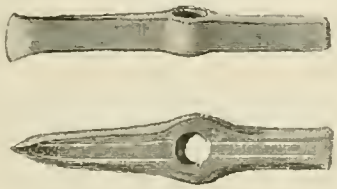


Fig. 37.

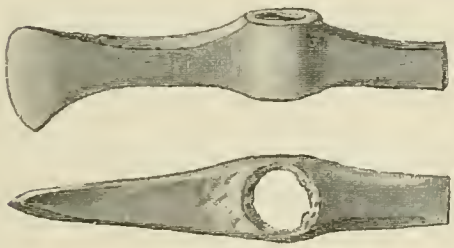


Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 40.

Bei dieſer Gegenüberſtellung iſt ausdrücklich zu bemerken, daſs es ſich hierbei keineswegs um ſeltene Erſcheinungen handelt, es könnten vielmehr dieſe Belege um ein vielfaches vermehrt werden.

Gleichgeartet den Verhaltniſſen in Europa ſtellen ſich die Funde im öſtlichen Rufsland und in Weſt-Sibirien. Hier ſcheint ſich ſchon frühe ein beſonderes Gebiet der metallurgiſchen Technik abgegränzt zu haben, deren Mittelpunkt die reichen Kupfergruben im Ural geweſen ſein mogen. Sowie in den weſtlichen Ländern, ſchließen ſich auch in Sibirien nicht Bronze oder Eiſen, ſondern Kupfer und Gold an die Steinzeit an [1] und zwar nicht als etwas in jeder Beziehung fremdes, ſondern in innerer organiſcher Verbindung. Während der Steinzeit hat ſich dort der eigenthümliche Gebrauch eingeſtellt das eine Ende der Steinhämmer in einen Thierkopf umzubilden, und nun ſehen wir dieſe Uebung auch in der Zeit der Verarbeitung des Kupfers noch in Fortdauer und weiterer Entwicklung, wie die nachfolgenden Beiſpiele deutlich zeigen (Fig. 44, Fig. 45).

Jene Archäologen, welche mit *Evans* der Anſicht ſind, daſs die ungariſchen Kupferbeile den Steinwaffen der Steinzeit nicht zu vergleichen ſeien, machen ſich die Sache freilich dadurch leicht, daſs ſie die gebohrten Steinhämmer ganz oder zum großen Theile der Bronzezeit zurechnen, was aber erſt des Nachweiſes der Berechtigung hiezu bedarf. Bis jetzt hat man ſelbſt kunſtvollere Steinhammer wohl ſehr haufig in Geſellſchaft von zweifelloſen Gegenſtanden der neolithiſchen Zeit, wie z. B. in unſeren Pfahlbauten gefunden, aber es iſt ſehr fraglich, ob ſie jemals in genügender Anzahl unter vorgeſchrittenen Bronze-Gerathen gefunden worden ſind. Der Grund der Zuweiſung der Steinhämmer in die Bronze-Zeit iſt vielmehr ein rein theoretiſcher und

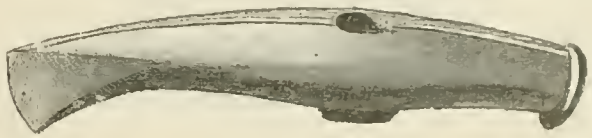


Fig. 41.

Fig. 42.

Fig. 43

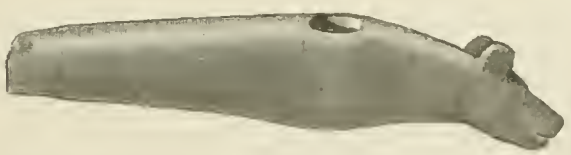


Fig. 44. (Streithammer aus Stein, gefunden im Gouv. Olonetz, Rufsland.)

Fig. 45. (Streithammer aus Kupfer, gefunden am Ufer der Kama, Gouv. Rufsland.)

[1] *Kohn v. Andree*, Sibirien und das Amurgebiet. I 6.

liegt in der Vorausſetzung, daſs ihre Bohrung ohne metallene Werkzeuge nicht möglich geweſen oder daſs ſie, wie man ſagt, Formen zeigen, die urſprünglich nicht in der Natur des Steines gelegen ſind und erſt durch die Muſter, welche die Bronze-Beile gewährten, auf ihn übertragen worden ſeien. Das ſind aber doch nur einfache Schlußfolgerungen, die ohne Werth ſind, ſo lang ſie nicht durch Thatſachen geſtützt werden, die Thatſachen ſcheinen vielmehr gegen ſie zu ſprechen. Die von *Charles Rau*, *Ferd. Keller*, Graf *Gundaker Würmbrand* und neueſtens von *J. Heierli* vorgenommenen Verſuche haben nämlich erwieſen, daſs die Steine leicht ohne metallene Werkzeuge gebohrt und gefägt werden konnten und viele Gegenſtände, welche uncultivirte Völker vor ihrer Berührung mit den Europäern verfertigten, wie beiſpielsweiſe die „Mere-mere“ von Neu-Seeland und die „Patu“ der Chatam-Inſeln, ganz insbeſondere aber die merkwürdigen Steingeräthe der prähiſtoriſchen Bewohner Nordamerikas, und vornehmlich deren Tabakpfeifen mit ihren geſchwungenen Umriſſen und ihren oft trefflich nachgebildeten plaſtiſchen Thiergeſtalten,[1] zeigen unwiderleglich, daſs auch die Verleihung einer ſchwungvollen, ſelbſt graciöſen, dem ſtarren Steine angeblich widerſtrebenden Form ohne Vorbilder aus Metall keine beſondere Schwierigkeit bildet.

Zudem hat man ja augenſcheinlich in der erſten Zeit der Bearbeitung des Kupfers gar nicht den Verſuch gemacht, mit der Herſtellung der ſchwierigſten Stücke zu beginnen, ſondern ſich, wie das die Funde aus den Pfahlbauten der oberöſterreichiſchen Seen und von Finelz und St. Blaiſe im Bieler See zeigen, auf die einfachſten Formen beſchränkt und iſt erſt allmälig zur Erzeugung complicirter Objecte übergegangen. Von höchſtem Intereſſe iſt in dieſer Beziehung die kupferne zweiſchneidige Doppelaxt aus dem, ſeiner Weſenheit nach der Steinzeit angehörigen Pfahlbau von Lüſcherz,[2] welche zum Typus der zweiſchneidigen Doppeläxte gehört, aber noch einen primitiven Stand der Technik bekundet, insbeſondere der Schaftröhre ermangelt. Etwas vorgeſchrittener ſind die wichtigen Kupferfunde von Alambra, unter denen eine Axt mit quer durch den Körper und parallel mit der Schneide gehenden, beiderſeits mit einem erhobenen Rande verſehenen Schaftloche als Uebergangsform zu den zierlichen ungariſchen Doppeläxten betrachtet werden darf.

Trotzdem war man noch während des allgemeinen Gebrauches von Steingeräthen auch ſchon zur Erzeugung ſchwieriger herzuſtellender Objecte vorgeſchritten, wie das Vorkommen eines kupfernen mit einem Schaftloche verſehenen Hammerbeiles inmitten von zahlreichen Meſſern und Splittern aus Feuerſtein und von polirten Steinbeilen und gebohrten Hämmern zu Lucska in Ungarn unwiderleglich beweiſt.

Aus dem bisherigen ergibt ſich, daſs auch die eine größere Geſchicklichkeit im Formen und Gießen bekundenden, oft ſogar wirklich ſchönen und zierlichen Doppeläxte und Hammerbeile derſelben frühen Zeit angehören, wie die einfachen Flachbeile. Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Gattungen von Geräthen löſt ſich durch den Hinblick auf ihre Vorbilder aus Stein, nämlich auf das einfache Steinbeil einerſeits und den gebohrten Steinhammer mit ſeinen wechſelnden Formen anderſeits. Das einfache Steinbeil iſt Werkzeug, und zwar das wichtigſte Werkzeug ſeiner Zeit, und bewahrt ſeine Form mit jener conſervativen Kraft, die zunächſt ſeiner phyſikaliſchen Natur, dann überhaupt vielen menſchlichen Geräthen (z. B. dem Meſſer, dem Dolche, dem einfachen Pfluge u. a.) eigen iſt; ſeine Form iſt gewiſſermaßen erſtarrt, ſo daſs ſie auch das neue ſo außerordentlich ſchmiegſame und bildſame Material, das Kupfer, nicht ſogleich zu erweichen und umzugeſtalten vermag, und ſo verharren auch die kupfernen Flachbeile wie ihre unveränderlich gebliebenen Vorbilder aus Stein vielleicht noch Jahrhunderte lang in der alten einfachen Geſtalt des Keiles.

Ganz anders iſt es dagegen bei den gebohrten Hämmern; ihnen hat ſich ſchon von Beginn an, vielleicht zum Theile in Folge des größeren Arbeitsaufwandes, den ihre Herſtellung wegen des Bohrens erheiſchte, ſicherlich aber auch in Folge ihrer Beſtimmung als Waffe eine beſondere Neigung, an ihnen zu beſſern und zu verſchönern, zugewendet; ihre Form iſt in beſtändigem Fluſſe und wenn ſich auch manche Geſtaltungen zu Typen feſtſtellen, ſo iſt ihre Veränderlichkeit ſelbſt innerhalb der typiſchen Umriſſe eine ununterbrochene, ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit deshalb eine große. Die im Gegenſtande einmal liegende Entwicklungsbewegung wird nun durch das neue hiefür unvergleichlich geeignetere Material begreiflicher Weiſe nicht gehemmt, ſondern gefördert; ununterbrochen geht der Zug fort und ſo übernimmt die Metallurgie ſchon in ihren Kindheitsſtadien unmittelbar und unvermerkt nicht blos einen Schatz von Vorbildern für die Erzeugniſſe dieſer beſonderen Art, ſondern auch die Befähigung und die Neigung ihre Formen weiter zu entwickeln.

So erklären ſich uns die Exiſtenz der einfachen wie der complicirteren Kupfergeräthe überhaupt und ihr ſcheinbarer Gegenſatz auf einfache Weiſe durch die Thatſachen ſelbſt und durch den natürlichen Gang der Dinge und ohne eine andere Vorausſetzung als die, daſs dieſelben Hände, welche früher die Steinhämmer bohrten und vielgeſtaltig formten, nun zum Schmelztiegel und Guſsmodel greifen, d. h. daſs das Volk der Steinzeit in ſeinen bisherigen Wohnſitzen ſeſshaft bleibt und ſelbſt zur Verarbeitung des Kupfers ſchreitet.

IV. Verarbeitung des Kupfers.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daſs im Pfahlbau von Robenhauſen zwar kein metallenes Geräth, wohl aber eine Anzahl von Schmelztiegeln gefunden worden iſt, durch welche auf indirecte Weiſe der Gebrauch der erſteren nachgewieſen wird.[1] Dieſe Schmelztiegel liefern aber zugleich den Nachweis, daſs die urgeſchichtlichen Bewohner von Robenhauſen es ſchon verſtanden haben, Bronze und Kupfer zu verarbeiten zu einer Zeit, als ſie ſich noch vorwiegend ſteinerner Werkzeuge bedienten. Der berühmte Begründer der Pfahlbautenforſchung ſpricht ſich hierüber folgendermaßen aus: „Im IV. Berichte findet man auf Seite 24 die Beſchreibung und auf Taf. III, Fig. 23 die Abbildung eines irdenen

[1] *Charles Rau*, The archaeological collection of the United States national museum.

[2] Zeitſchr. für Ethnologie. Jahrg. 1879, S. 336 u. Taf. XVII, Fig. 2, *a*, *b*. *Gross*, Les Protohelvètes. Pl. X Fig. 1.

[1] *Keller*, Pfahlbauten VI. Ber., S. 250.

Gefäßes, welches für eine Schöpfkelle angegeben wurde. Die Auffindung von ein halb Dutzend ähnlichen Gefäßen in jüngſter Zeit haben die wahre Beſtimmung dieſer Dinge, die augenſcheinlich einer heftigen Hitze ausgeſetzt geweſen waren, deutlich erkennen laſſen. Alle haben am Rande einen ſchlackenartigen Ueberzug, deſſen Farbe der Kupferlage und ſtellenweiſe dem Buntkupfererz ähnlich iſt. Bei drei Stücken finden ſich Klümpchen von geſchmolzener Bronze, bei einem Klümpchen von ungeſchmolzenem reinen Kupfer. Es ſind mithin Tiegel, in welchen kleine Portionen dieſes Metalles geſchmolzen wurden. An der Handhabe, die faſt bei allen vorkommt, wurde das Geräth aus der Glut herausgezogen. Da auf dem ganzen Pfahlbau auch nicht eine Spur von Metall gefunden wird, wenigſtens bis jetzt nicht gefunden wurde, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daſs wir hier ein Zeugnis der erſten Verſuche der Verarbeitung der genannten Stoffe, der erſten Berührung der Stein- und Bronze-Cultur vor uns haben, die freilich nicht von unkundiger Hand ſondern von jemand vorgenommen wurde, der in dieſer Arbeit Erfahrung beſaß. Die Materie, aus welcher nämlich die Tiegel verfertiget ſind, iſt Thon und Pferdemiſt, aus welchen Subſtanzen gegenwärtig noch Formen zum Erzgießen gemacht werden.“ *Keller* ſchreibt dieſe Verſuche der einheimiſchen Bevölkerung zu, welche durch Fremde, denen die Natur der Metalle bekannt war, angeregt wurde, in dem eigenen Lande die Kupfererze aufzuſuchen, zu ſchmelzen und zu verarbeiten; mit dem Beifügen (S. 252), *daſs die Spuren dieſer Arbeit ſchon in den unteren Schichten der Steinzeit angetroffen werden.*

Schliemann deutet in ſeinem großen Werke über Troja[1] einige Thongegenſtände aus dem Pfahlbau von Lüſcherz im Bieler See,[2] welcher, wie ſchon oben mitgetheilt wurde, auch mehrere Kupfergeräthe und Rohkupfer enthielt, ebenfalls als Schmelztiegel.

Dr. *Groſs* beſtätiget dies in Betreff eines zweiten verwandten, der ſchweizeriſchen Steinzeit angehörigen Fundes aus dem Pfahlbau von Öſeli (Gérofin) und ſpricht ſich darüber wörtlich folgendermaßen aus: „La grand cuillère à poignée massive, provenant du même endroit (Gérofin), présente une grande analogie avec les *creusets* trouvés à Robenhauſen et pourrait bien avoir été utilisée à fondre le mineral de *cuivre*.“[3]

Ein ebenſo ſicherer Hinweis auf eine einheimiſche Verarbeitung des Kupfers in den Steinzeit-Pfahlbauten der Alpen iſt der ſchon erwähnte merkwürdige Fund aus dem Pfahlbau von Sipplingen im Bodenſee. Dieſe Station hat mehrere hundert Steinwerkzeuge, aber bis jetzt kein einziges Geräth aus Bronze geliefert, dagegen wurde ein Gegenſtand aus Kupfer zu Tage gefördert; es iſt dieſes ein einfaches, den undurchbohrten keilförmigen Stein-Artefacten ähnliches Beilchen, ohne Schaftlappen und ohne Schaftloch, welches in eine Thonkruſte, alſo offenbar den Reſten der Gußform eingefargt gefunden wurde.[4] Eine zweite Gußform wurde im Pfahlbau von Maurach gefunden. Schmelztiegel fanden ſich außerdem in den Pfahlbauten von Manedorf, von Niederwyl und im großen Hafner im Züricher See.[5]

In eben dem Maße, als der Pfahlbau am Ausfluſſe des Mondſees durch die Zahl der Kupfergeräthe hervorragt, übertrifft er auch alle anderen Pfahlbauten an Belegen einer umfaſſenden Verarbeitung des Kupfers. Es ſind daſelbſt bis jetzt fünf ganze und mehr als 140 Bruchſtücke von Schmelztiegeln gefunden worden, welch' letztere etwa 20 bis 30 ganzen entſprechen mögen. Es laſſen ſich deren zwei Formen unterſcheiden und zwar ſchalenartige länglichrunde ohne Griff oder Henkel (Fig. 46) und löffelartige mit einem ſeitlichen

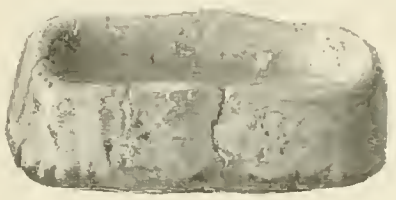


Fig. 46.[6]

ſehr dicken Griff, der von der Seite wagrecht wie eine Dülle ausgehöhlt iſt, offenbar zu dem Zwecke, um eine hölzerne Handhabe im Augenblick des Heraushebens aus der Gluth aufzunehmen (Fig. 47). Wie in Robenhauſen ſind alle dieſe Tiegel und Gußlöffel an der

Fig. 47.

Oberfläche von der Hitze blaſig aufgetrieben und theilweiſe zerklüftet, wie dort haftet noch Kupfer an ihnen in der Geſtalt von Schlacke, oder eines in den bunten Farben der Kupfererze ſchillernden emailartigen Ueberzuges oder grüner Flecken des oxydirten Metalles. Auch hier weicht die Bereitung des zu den Schmelz-Tiegeln und Löffeln verwendeten Thons von dem der Gefäße ab, da er nicht wie bei dieſen mit gröberem oder feinerem Sande verſetzt, ſondern wie es ſcheint gereinigt, dagegen reichlich mit organiſchen Stoffen vermiſcht iſt, deren Abdrücke und verkohlte Reſte deutlich wahrnehmbar ſind. In keinem Falle aber können ſie hier an dieſer Stelle von Pferdemiſt herrühren, weil bis jetzt die Anweſenheit des Pferdes in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten nicht nachgewieſen werden konnte; mit mehr Sicherheit darf an getrockneten Kuhmiſt gedacht werden.

Von Gußformen iſt noch keine Spur aufgefunden worden; es ſcheint ſonach, daſs dieſelben ſehr vergänglicher Natur und etwa nur aus lufttrockenem Thone bereitet geweſen ſind; noch weniger konnte es ſelbſtverſtändlich gelingen, ein aus Wachs oder anderem ausſchmelzbaren Stoffe verfertigtes Gußmodell zu finden. Dagegen liegt eine ſehr genaue aus Thon verfertigte Nachbildung eines Steinbeiles vor; daſs jedoch dieſe zu den Schmelzarbeiten in Beziehung ſteht, iſt nicht anzunehmen, denn wie es ſcheint iſt ſie das Erzeugnis kindlicher Spielerei, vielleicht aber hervor-

[1] *Schliemann*, Ilios. S. 457 u. f.
[2] Dr. *Groſs*, Les dernieres trouvailles dans les habitations lacustres du lac de Bienne pl. II. Fig. 11.
[3] Dr. *Groſs*, Les Protohelvètes. p. 25.
[4] *Keller*, Pfahlbauten. VI. Ber. S. 287.
[5] *Keller*, Pfahlbauten, VI. Ber. S. 263, VIII. Ber. S. 9.

gerufen durch das Beifpiel ernfter, mit dem Modelliren der Kupferbeile befchäftigter Arbeit.

Auf eine felbftändige örtliche Bearbeitung des Kupfers verweifen auch einzelne bei der Erzeugung mislungene Stücke fowie ein formlofes Stück, deutlich ein aus einem Gußlöffel unverfehens verfchütteter Theil des flüffigen Metalles und Kupferfchlacke.

Alle diefe Funde, insbefondere die große Zahl der Schmelztiegel deuten auf eine, fogar fehr umfaffende Verarbeitung des Kupfers.

Wenn auch durch eine geringere Zahl von Funden belegt, doch ficherlich nicht minder bedeutend war diefe Thätigkeit in den Pfahlbauten des unmittelbar benachbarten Atterfees. Ueber diefelbe hat Graf *Gundaker Wurmbrand* wiederholt berichtet.[1] Wenngleich in der Beurtheilung des Kupfergufsbetriebes in den oberöfterreichifchen Pfahlbauten anderer Anficht als ich — er erklärt denfelben nur als Umgußverfuche nach vollkommeneren Muftern, während ich darin eine zwar gleichfalls primitive aber felbftändige Thätigkeit erblicke — fo wird doch durch feine Unterfuchung eben auch die eine Thatfache nachgewiefen, dafs die Bewohner der Pfahlbauten im Atterfee, obwohl fie noch in der Steinzeit lebten, es doch fchon verftanden haben, mit dem Schmelzen der Metalle umzugehen. Es fchreibt alfo auch diefer vorfichtige Gelehrte die Erzeugung der in den bezeichneten Pfahlbauten vorgekommenen Kupfer- und Bronze-Gegenftände der einheimifchen Bevölkerung zu.

Nicht minder deutlich tritt uns der Kupfergußbetrieb in den Pfahlbauten des Laibacher Moores entgegen. *Deschmann*[2] erwähnt einer Gußform für eine Hacke mit einem Schaftloche, glaubt am Fugenrande noch Refte kleiner gefchmolzener Bronzedrufen zu erkennen, und ift der Meinung, dafs die Gußform vollkommen den bronzenen Beilen (Hacken) entfpräche, welche in Slavonien in großer Zahl gefunden worden find. Es liegt übrigens keine nähere Unterfuchung der Metallrefte vor, und es ift daher nicht ausgefchloffen, dafs diefelben von Kupfer herrühren, gleichwie die Form des Gußmodels ebenfo gut den kupfernen Beilen (Aexten oder Hacken) Ungarns an die Seite geftellt werden kann.[3] Es begründet indes im vorliegenden Falle kaum einen bedeutenden Unterfchied, ob an der einen oder anderen Stelle neben dem Kupferguß auch Bronzeguß geübt worden ift, genug wenn der Nachweis erbracht ift, dafs die Menfchen fchon in der Zeit, als fie fich noch überwiegend fteinerner und knöcherner Werkzeuge bedienten, Metalle zu fchmelzen verftanden. Außerdem kamen bei den Grabungen, welche aus Anlafs der im Jahre 1879 in Laibach ftattgefundenen Verfammlung öfterreichifcher Anthropologen und Urgefchichtsforfcher vorgenommen wurden, Bruchftücke zweier weiterer Gegenftände aus Thon zum Vorfchein, deren Bezug zur Schmelzarbeit wohl außer Zweifel ift, die jedoch fchwer eine fichere Deutung zulaffen.

Wenngleich für die Beurtheilung unferer heimifchen Verhältniffe nicht von ausfchlaggebender Bedeutung, doch für die Ermeffung der Gleichartigkeit des Culturzuftandes im mittleren Europa und an den Ufern des Bosporus während der in Frage ftehenden Zeit füge ich bei, dafs auch die beiden erften Städte von Troja, deren Befitz von Kupfergegenftänden und einer der unferigen verwandten keramifchen Technik bereits betont worden ift, ebenfo wie unfere Vorfahren in der Steinzeit das Kupfer felbftändig verarbeiteten. Das ergibt fich zweifellos aus mehreren in den Schichten der erften prähiftorifchen Stadt von Troja gefundenen Gußformen.[1] In der dritten Stadt fand *Schliemann* auch ovale Schmelztiegel, die mit den grifflofen Schmelzfchalen der Pfahlbauten, fowohl der Form und Größe, als auch des Materiales wegen — mit Kuhmift vermifchter Thon — eine überrafchende Aehnlichkeit haben.[2] Ueber einen diefer trojanifchen Schmelztiegel fpricht fich Profeffor *W. Chandler Roberts* nach gefchehener Prüfung folgendermaßen aus: „Das Gefaß fcheint von Thon zu fein und enthält Quarzkörner. Wahrfcheinlich hat man es zu einer Operation gebraucht, die mit der Metallurgie des Goldes in Zufammenhang ftand; denn Theilchen diefes Metalles find auf der inneren Oberfläche leicht wahrzunehmen. Ein Theil des Gefaßes ift mit einer Schlacke voller Bläschen bedeckt und enthält ein Stück kohlenfauren mit Kryftallen von rothem *Kupferoxyd* vermifchten *Kupfers*."

Die aufgezählten Funde genügen für jeden Unbefangenen zum Nachweife, dafs fich der Gebrauch kupferner Geräthe und die Kenntnis und der Betrieb des Kupfergußes bis tief in eine Zeit zurück verfolgen laffen, in der man fich in weitaus überwiegender Weife fteinerner und knöcherner Werkzeuge bediente. Wenn fchon aus den oben angeführten Gründen die Zahl der bisher aufgefundenen Kupfergeräthe nur das kleinfte Maß ihres einftigen Gebrauches bezeichnet, fo find die auf uns gekommenen, bei der Verarbeitung des Kupfers gebrauchten Geräthe in einem noch geringeren Maße geeignet, den vollen Umfang derfelben erkennen zu laffen. Die Schmelztiegel und Gußlöffel mußten durch die öftere Benützung verfchlacken und fo zerklüften, dafs fie zumeift ganz zerfielen; wurde die Form mittels eines Wachsmodelles hergeftellt, fo gingen fowohl das Modell als die Form fofort bei der erften Verwendung wieder zu Grunde. Alle diefe Geräthe find alfo nicht nur fehr vergänglicher Art; die wenigen, die uns erhalten geblieben, find faft nichts anderes mehr als unförmliche mehr oder minder gebrannte Lehmbrocken, welche fich faft in allen Fällen der Aufmerkfamkeit gänzlich entziehen.

Wenn fich demnach in einzelnen Anfiedlungen der Steinzeit nur durch fortgefetzte emfige Unterfuchung die Kenntnis des Metalles überhaupt nachweifen ließ, fo wird diefes in vielen anderen gar nicht mehr möglich fein, und noch feltener wird es gelingen, die einheimifche Bearbeitung des Metalles aus den Funden feftzuftellen, auch dort wo fie wirklich ftattgefunden hat. Mit gutem Rechte dürfen wir daher mit *Ferdinand Keller* annehmen, dafs die volle Kenntnis des Kupfers fchon in jener Zeit zu finden ift, die wir als Steinzeit zu bezeichnen gewohnt find, wir finden fie in diefer Zeit nicht nur über den größten Theil von Europa und bis an den Bereich der afiatifchen Cultur-

[1] Am eingehendften im V. Bande der Mittheil. der Wiener Anthrop. Gef. S. 129.)

[2] Mittheil. der Wiener Anthrop. Gef. Bd. VIII. S. 69.

[3] Man vergl. die betreffende Abbildung an oben citirter Stelle (Taf. III. Fig. 5.) mit *Pulszky*, Kupferzeit. S. 71, Fig. 1—6. *Keller*, Pfahlhauten V. Ber. Taf. VII. Fig. 13. *Gabr. et Adr. de Mortillet*, Musée preh. Taf. XCIV. Fig. 1167.

[1] *Schliemann*. Ilios. S. 282. Fig. 103.

[2] *Schliemann*, a. a. O. S. 456 u. f.

völker verbreitet, ſondern vermögen auch durch Thatſachen nachzuweiſen, daſs mit derſelben auch die Kunſt Kupfer zu ſchmelzen und durch Gießen zu Geräthen zu verarbeiten, verbunden war.

Ob das in allen Ländern, wo Kupferfunde gemacht wurden, überhaupt und in demſelben Umfange wie in den Pfahlbau-Anſiedlungen der Alpen der Fall geweſen ſei, läſst ſich heute noch nicht nachweiſen; bei der Gleichartigkeit der faſt ganz Europa gemeinſamen kupfernen Flachbeile und bei der Gleichartigkeit der Cultur in jener Zeit überhaupt iſt dies jedoch wenigſtens dort wahrſcheinlich, wo der Bezug des Kupfers mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden war.

V. Bergmänniſche Gewinnung des Kupfers in prähiſtoriſcher Zeit.

Dies Ergebnis führt uns auf die ſo oft geſtellte Frage, woher die einſtigen Bewohner unſerer Heimatländer ſich die Kenntnis und den Beſitz der Metalle und da ſich das Kupfer als das älteſte erwieſen hat, im beſonderen dieſes Metalles verſchafft haben?

Indem ich verſuche, auf dieſe Frage Antwort zu geben, beſchränke ich mich, um zuerſt wieder den Funden das Wort zu laſſen, vorläufig auf die Ermittlung der ſtofflichen Bezugsquelle des Kupfers.

Bei der gewohnten Unterſchätzung der geſammten Culturzuſtände Mitteleuropas in der Aera vor der Römerherrſchaft iſt man bisher faſt allgemein der Anſicht geweſen, daſs die ganze Menge des Bedarfes an Metall aus fremden Ländern bezogen worden iſt, ja man war vielfach nicht einmal geneigt zuzugeſtehen, daſs die Metalle als Rohbarren zum Behufe der einheimiſchen Verarbeitung in's Land gebracht wurden, ſondern behauptete, daſs die Bewohner Mittel-Europas das Metall nur durch wandernde Händler in der Geſtalt der fertigen Waare erhalten haben; was von den Funden durch beſondere Einfachheit ſich als einheimiſchen Urſprungs erweiſe, ſei nichts anderes als das Erzeugnis roher Umgußverſuche oder gar nur der Flickarbeit jener Handelsleute, zu welchem Zwecke ſie auch die ſteinernen Gußformen mitſchleppten. Zu dieſen Arbeiten ſollen insbeſondere die aus der Fremde bezogenen und unbrauchbar gewordenen Bronzegeräthe den Stoff geliefert haben.

Allein ſchon *Ferdinand Keller* war auf Grund ſeiner genauen Kenntnis und Würdigung des in der Geſammtheit der Pfahlbaufunde ſich zeigenden Culturſtandes ſowie der Verhältniſſe ſeines Landes der Anſicht, daſs die Bevölkerung jener Zeit die Gebirge durchforſchte, um Kupfererz aufzuſuchen, zu ſchmelzen und Gießverſuche vorzunehmen, und er zweifelt nicht, daſs, nachdem einmal die Natur des Kupfers und die Tauglichkeit desſelben für Werkzeuge bekannt war, überall darnach geſucht wurde. *Keller* nennt auch einige Oertlichkeiten in der Schweiz, wo muthmaßlich ſchon in ſehr früher Zeit Kupfererze gewonnen worden ſind.[1]

Was *Keller* mit Ueberzeugung erwartete, hat ſich wenige Jahre ſpäter im vollen Umfange erfüllt, zwar nicht in der Schweiz, wo indes die Forſchung ebenfalls zu ſicheren Ergebniſſen gelangen wird, doch im Bereiche einer anderen Pfahlbauten-Bevölkerung, nämlich jener der oberöſterreichiſch-ſalzburgiſchen Seen, bei welcher ja, wie oben nachgewieſen wurde, die Verarbeitung des Kupfers in einem beſonderen Maße ſtattgefunden hat. Hier wurde im Jahre 1827 auf der ſogenannten Mitterberg-Alpe nächſt Biſchofshofen im Herzogthume Salzburg etwa 1500 M. über der Meeresfläche ein 1500 M. langer Zug verfallener und dem Gedächtniſſe der Bevölkerung längſt entſchwundener Kupfererzgruben aufgefunden, welche zur Aufnahme eines heute im gedeihlichſten Aufſchwunge befindlichen Kupferwerksbetriebes veranlaſsten. Im Verfolge der neuen bergmänniſchen Bauten kam man bald auch auf die alten Gruben unter Tag, welche bis zu dem Momente ihrer Wiedereröffnung vollſtändig mit Waſſer gefüllt, alle in ihnen zurückgebliebenen Gegenſtände, ſelbſt Holz und ähnliche Dinge mit derſelben Treue bewahrt hatten, wie der Grund der Seen und Moore in den Pfahlbauten. Auch auf den Schutthalden und an den Rändern der verſtürzten Gruben fanden ſich im Verlaufe der Zeit mancherlei Dinge, insbeſondere Steine, welche deutlich die Einwirkung der menſchlichen Hand zeigten, ohne daſs jedoch alle dieſe Erſcheinungen eine mehr als vorübergehende Aufmerkſamkeit erregten. *Morlot*, welchem im Jahre 1850 die bis zu dieſer Zeit gemachten Funde gezeigt wurden, konnte ſelbſtverſtändlich damals ihre volle Bedeutung nicht ermeſſen; erſt im Jahre 1879 war es mir vergonnt, an Ort und Stelle alle archäologiſch wichtigen Thatſachen zu ſammeln und über dieſelben zu berichten.[1]

Seither wurden die Funde noch weiter verfolgt und ergänzt, ſo daſs nunmehr kein weſentlicher Theil des geſammten Kupferwerksbetriebes von dem erſten Anbrechen der Erze bis zum Erſcheinen des reinen Metalles ohne Beleg und Erläuterung durch zutreffende Funde bleibt.

Indem ich auf meine oben genannte kleine Schrift verweiſe, kann ich es vermeiden, in Einzelheiten einzugehen und mich damit begnügen, mitzutheilen, daſs alle Funde und alle Umſtände für ein unvordenkliches Alter dieſer Stätte menſchlichen Betriebes ſprechen. Es iſt zunächſt hervorzuheben, daſs an keiner Stelle Werkzeuge aus Stahl oder Eiſen oder auch nur Arbeitsſpuren derſelben gefunden worden ſind; es läſst ſich vielmehr nachweiſen, daſs nicht nur die Grubenarbeit, ſondern auch die ganze Vorbereitung der Erze für den Schmelzproceſs mit Hilfe von ſteinernen und hölzernen Geräthen ausgeführt wurde, und neben dieſen nur noch mehrere Pickel aus reinem Kupfer und einer aus Bronze ſich vorfanden.

Das Anbrechen des Erzganges und das Ausbrechen der Kupfererze geſchah durch Feuerſetzung; überall zeigen ſich in den ſich oft zu bedeutender Höhe wölbenden Stollen Kohlen in großer Menge nicht nur in größeren Stücken auf der Sohle, ſondern auch in kleineren Theilchen an den Wänden hängend. Wo der Erzgang in die Höhe führte, wurden Gerüſte eingebaut, um auf dieſen das Feuer bis unmittelbar an den Firſt bringen zu können, zugleich aber durch Bereithaltung von Waſſer, welches auf offenen Holzrinnen zugeleitet wurde, dafür geſorgt, daſs das Feuer nicht das Gerüſt ſelbſt ergreife und verzehre. Der Zugang zu den Gerüſten wurde durch Blockleitern ver-

[1] *Ferd. Keller*, Pfahlbauten VI. Ber. 250.

[1] *M. Much*, Das vorgeſchichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg bei Biſchofshofen. Wien 1879.

mittelt, die nicht mittels metallener Werkzeuge, ſondern durch Ausbrennen hergeſtellt waren. Es ſcheint, daſs die vorgefundenen kupfernen Pickel dazu dienten, das durch das Feuer zerklüftete Geſtein vollends loszubrechen. Die ſo gewonnenen Erze ſind theils mittels eines Hafpels aufgezogen theils in Trögen gefördert worden; beide Geräthe fanden ſich noch vor. Nach dem Ablöſchen des Feuers für die Feuerſetzung mußte natürlich in anderer Weiſe Licht geſchafft werden; das geſchah wie in den ſpäteren ſogenannten keltiſchen Salzwerken zu Hallſtatt und Hallein durch Anzünden von Spänen, deren abgebrannte Reſte zu Tauſenden auf der Sohle der Stollen liegen.

Das in größeren und kleineren Brocken zu Tage gebrachte Erz iſt niemals rein, ſondern vielfach mit taubem Geſtein durchſetzt, welches geſchieden werden mußte, um das Schmelzverfahren zu erleichtern und überhaupt ein brauchbares Metall zu erzeugen. Zu dem Zwecke wurden die Erze, wie die zahlreich aufgefundenen Arbeitsgeräthe zeigen, einer dreifachen Procedur unterzogen, und zwar zunächſt mittels größerer Steinſchlägel, die zum Behufe der Befeſtigung an einem Stiel mit ſeitlichen Einkerbungen oder einer herumlaufenden Rinne verſehen waren, in kleinere Stücke zertrümmert. Aehnliche Steinſchlägel fanden ſich in den indianiſchen Kupferminen am Oberſee (Lac Superior) [1] und im unmittelbaren Bereiche der prähiſtoriſchen Salzgruben von Hallſtatt. [2] Die weitere Zerkleinerung wurde ſodann auf größeren Unterlagsplatten mit Hilfe der von allen Anſiedlungen der Steinzeit vielfach bekannten Klopfſteine vorgenommen; erſtere charakteriſiren ſich durch ein oder mehrere Grübchen, ähnlich jenen der Schalenſteine, welche durch die fortgeſetzten zahlloſen Schläge nach und nach in der Platte ausgehöhlt wurden. Soweit genügte die mit dieſen Hilfsmitteln bewirkte Zerkleinerung der Erze, um eine Scheidung des Geſteins mit der Hand vornehmen zu können, wie es heute noch auf den Aufbereitungsſtätten geſchieht. Da aber die Erze ſtets auch von ſo feinen Adern vom tauben Geſtein durchſetzt ſind, daſs die menſchliche Hand eine Scheidung nicht mehr vornehmen kann, ſo mußte die Zerkleinerung noch weiter getrieben und die Zerreibung auf Schlich vorgenommen werden, um mit Hilfe des Waſſers alle leichteren Theile fortzuſchaffen und das reine Erz zurückzubehalten. Das geſchah mittels zweier Steinplatten von derſelben Art wie die Mühlſteine, mit denen die Pfahlbaubewohner der Schweiz und Oberöſterreichs ihr Getreide zu Mehl zerrieben, nur daſs des ſchwerer zu bewältigenden Materiales wegen die obere in Bewegung geſetzte Platte, der Läufer, ein größeres Gewicht als bei den Getreide-Mahlſteinen hatte und die Reibfläche beider Platten dicht mit parallelen Einkerbungen (Rillen) verſehen wurde, um ihr eine größere Wirkſamkeit zu verleihen. Die Rillen ſind ihrer Beſchaffenheit nach mit Feuerſteinſägen hergeſtellt.

In gleicher Weiſe wie die Aufbereitung der Erze läſst ſich das Schmelzverfahren deutlich verfolgen. Es konnten nicht nur viele durch Anhäufung von Schlacke gekennzeichnete Schmelzplätze ermittelt werden, ſondern es iſt auch gelungen, auf einem derſelben einen faſt vollſtändig erhaltenen Schmelzofen von ſeiner aus Schutt, Schlacke und Raſen beſtehenden Decke zu befreien und blos zu legen. Er hatte nur einen kleinen Hohlraum und zwar von 0·50 M. nach den verſchiedenen Richtungen des Geviertes; auch die Oefen auf den übrigen Schmelzſtätten ſind von annähernd gleicher Größe geweſen, was aus der Menge der jeweilig abgefloſſenen Schlackenmaſſe, die in zahlreichen Exemplaren in ihrer Gänze erhalten iſt, nachgewieſen werden kann.

Das Schmelzverfahren iſt ohne Zweifel ein einfaches und leichtes geweſen und hat ſchließlich doch zu einem überraſchenden Ergebniſſe geführt. Es gelang nämlich, zwiſchen den Schlackentrümmern einzelne Stücke des gewonnenen Kupfers aufzufinden; eines derſelben wurde vom *Freih. v. Sommaruga* einer Analyſe unterzogen, dieſelbe ergab an:

Kupfer	98·46%
Nickel	—
Eiſen	—
Blei	—
Schwefel	0·09
Schlacke	0·44

Ein in den alten Gruben gefundener Pickel enthielt:

Kupfer	97·78%
Nickel	0·88
Eiſen	Spur
Blei	0·05
Schwefel	0·24
Schlacke	0·07. [1]

Zum Vergleiche diene die Analyſe des in der Gegenwart in den Mitterberger Hütten unter Begünſtigung aller Hilfsmittel der Neuzeit gewonnenen Kupfers:

Kupfer	98·889%
Nickel u. Kobalt	0·473
Eiſen	0·007
Blei	0·014
Schwefel	—
Antimon	0·057
Arſen	0·404
Silber	0·007
Sauerſtoff	0·143.

Man ſieht hieraus, in welcher Reinheit das Kupfer ausgeſchmolzen werden konnte, ein dem Betrieb im Kleinen zu dankender Erfolg, der um ſo größer erſcheint, als auch in den Schlacken nur eine unbedeutende Menge von Kupfer zurückgeblieben iſt. Dieſe Thatſache an ſich ſowie die verſchiedene Art der Schlacke berechtigt zu dem Schluße, daſs eine wiederholte Schmelzung ſtattgefunden hat; die Schlacke eines der Schmelzplätze wurde von Fachmännern als Raffinir-Schlacke erklärt.

Alle Stätten dieſer Betriebſamkeit, ohne Unterſchied ob Aufbereitungs- oder Schmelzplätze ſind nicht nur durch die Anhäufung von Schlacke und verlorenem oder abgenütztem Geräth, ſondern theilweiſe auch durch zerſtreute Gefaßſcherben und die durch vom Kupfer-Cementwaſſer grün gefärbten Knochen der verzehrten Thiere gekennzeichnet.

[1] *Charles Whittlesey*, Ancient mining on the shores of Lake Superior. Fig. 4, 10.

[2] Zwei der letzteren befinden ſich im Muſeum zu Klagenfurt.

[1] Bei beiden Analyſen iſt auf etwa vorhandenen Sauerſtoffgehalt (Kupferoxydul) keine Rückſicht genommen, da ſie weſentlich nur den Zweck hatten, einen allfälligen Zinngehalt zu ermitteln und feſtzuſtellen.

Dieſelben Erſcheinungen eines in unvordenklicher Zeit betriebenen Bergbaues auf Kupfer zeigen ſich auf der *Kelchalpe* nächſt *Kitzbüchel* in Tyrol, alſo von den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten nur um ein weniges entfernter als die Kupfergruben auf dem Mitterberg; nur ſind mir hier die Schmelzſtätten noch nicht bekannt geworden, obwohl es nicht ſchwer ſein wird, dieſelben durch Ortskundige aufzufinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs die beiden genannten Orte nicht die einzigen ſind, an welchen in der gleichen Zeit Kupfer gewonnen wurde, denn der menſchliche Geiſt, einmal in Anregung verſetzt, ruht nicht mehr in der Aufſuchung neuer Mittel zur Verbeſſerung ſeiner Lage und es iſt ſicher nur eine Frage der Zeit, daſs im Bereiche unſerer Alpen und namentlich auch der Schweiz noch neue derartige Stätten aufgedeckt werden.

Trotz jahrelanger Aufmerkſamkeit iſt es bisher nicht gelungen, ein eiſernes Geräth, das zu dem Grubenbetriebe in Beziehung gebracht werden könnte, im Bereiche der Gruben aufzufinden. Die ſchon erwähnten mit Ausnahme eines bronzenen durchwegs aus Kupfer verfertigten Pickel ſind überhaupt die einzigen bisher zu Tage gekommenen Werkzeuge aus Metall, obgleich es keineswegs ſchon ausgeſchloſſen iſt, daſs die Ausbeutung der Erzlager bis tief in die Eiſenzeit herab gewährt habe.

Der älteſte Betrieb beruhte aber zweifellos weſentlich auf dem Gebrauche von Werkzeugen aus Stein und Holz. Dadurch aber werden dieſe Kupfergruben mit den Pfahlbauten der benachbarten Alpenſeen auf dieſelbe Zeit- und Entwicklungsſtufe geſtellt. Hier wie dort verfügte die menſchliche Betriebſamkeit bereits über Werkzeuge aus Kupfer und in geringerem Maße aus Bronze, aber das Metall tritt zum Theile wegen der trotz des eigenen Grubenbetriebes nicht genügenden Menge, zum Theile auch aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen gegen die Zahl der Geräthe aus Stein und Knochen noch bedeutend zurück, ſo daſs die Lebensbedingungen im Ganzen doch noch immer auf dem Gebrauch der letzteren beruhen.

Die zeitliche Gleichſtellung der vorgeſchichtlichen Berghäuer und Hüttenmänner in unſeren Alpen und der Pfahlbaubewohner der Seen dieſes Gebietes ergibt ſich mit Nothwendigkeit aus den in ſeinen allgemeinen Umriſſen gleichartigen Culturzuſtande; denn es iſt nicht denkbar, daſs die einen bei ihren primitiven und jedenfalls auch weniger wirkſamen Hilfsmitteln verharren, während ihre unmittelbaren Nachbarn ſich bereits der Vortheile einer vorgeſchrittenen Entwicklung erfreuen.

Die Gleichzeitigkeit der beiderartigen Wohn- und Betriebsſtatten erweiſt ſich aber auch durch das Zuſammentreffen vieler einzelner Erſcheinungen. So finden wir da wie dort den Gebrauch knocherner Geräthe, ſowie der ſogenannten Klopf- oder Arbeitsſteine, und die Bergleute auf den Alpen zerrieben ihr Erz mit denſelben Vorrichtungen und in derſelben Weiſe, wie die Pfahlbaubewohner an den Seen ihr Getreide.

In deutlicher Weiſe ſpricht ſich die Einheit der Zeit in den Knochenreſten aus, die bis jetzt auf den Arbeitsſtätten der Bergbauleute auf der Mitterbergalpe und auf der Kelchalpe geſammelt werden konnten. Ueber ihre Zuſammengehörigkeit mit eigentlichen Gruben- und Schmelzbetriebs-Gegenſtänden kann kein Zweifel ſein, denn ſie fanden ſich ausnahmslos in Geſellſchaft ſolcher Gegenſtände oder in den Anhäufungen der Halden und Schlacken und waren, wie ſchon bemerkt, durch das im ausgeſchiedenen Geſtein und in den Schlacken in geringer Menge noch enthaltene Kupfer grün gefärbt. Profeſſor *Woldřich* hatte die Gute, dieſe Knochenreſte zu beſtimmen, und fand, daſs ſie von Bos brachyceros und Sus scropha palustris herrühren. Wilde Thiere ſind in den Knochenreſten nicht vertreten; die Bergleute hatten eben keine Zeit,

Fig. 48. (Krug aus dem Pfahlbau im Mondſee.)

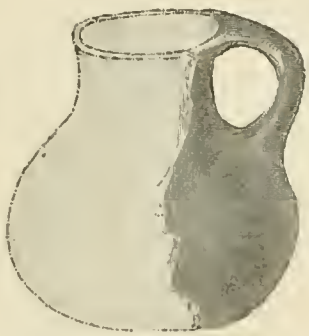


Fig. 49. (Krug von den Kupfergruben auf der Mitterbergalpe.)

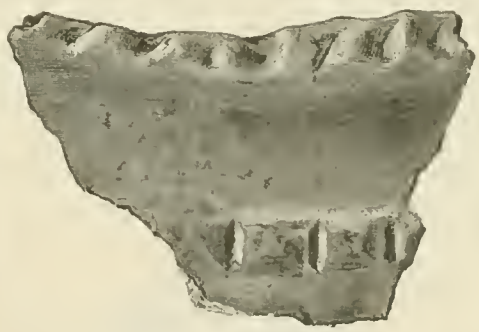


Fig. 50. (Ornamentirte Topfſcherben von den Kupfergruben auf der Mitterbergalpe.)

der Jagd nachzugehen. Die beiden genannten Hausthiere aber, von deren Fleiſch ſie ſich nährten, die vielleicht in der Umgebung der Gruben geweidet wurden, gehören jenen beſonderen Raſſen an, deren reine Formen allen Pfahlbau-Anſiedlungen der Steinzeit eigenthümlich ſind.

Fig. 51. (Ornamentirte Topfſcherbe von den Kupfergruben auf der Kelchalpe.)

Nicht minder entſchieden ergibt ſich die Gleichzeitigkeit dieſer Anſiedlungen mit dem in Rede ſtehen-

den Kupferminen-Betriebe aus der Einheit des Charakters der Thongefäße. Ich habe ſchon Veranlaſſung gehabt, auf die gemeinſamen Züge hinzuweiſen, die ſich in den Thongefaßen aller Pfahlbauten der Alpen und in jenen der älteſten Fundſtätten von Troja und Kypern zeigen; zwiſchen den Thongefaßen der oberöſterreichiſchen Pfahlbauten und denen der Kupfergruben herrſcht jedoch völlige Weſenseinheit und es ſcheinen ſelbſt die kleinen localen Abweichungen zu fehlen, die ſich ſonſt zuweilen in der äußeren Erſcheinung zeigen. Wir finden da wie dort dieſelbe Technik, nur daſs bei den Kupfergruben ſtatt des Kalkſandes in den Gefäßen der Pfahlbauten auch zerſtoßene Schlacke zur Beimengung in die Thonmaſſe verwendet wurde, diefelben Formen, diefelben Ornamente, insbeſondere die für beide Oertlichkeiten charakteriſtiſchen zuweilen glatten, meiſt aber reich mit Ornamenten bedeckten Krüge [1] (Fig. 48 bis 51).

Der Nachweis der Bezugsquelle des in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten verarbeiteten Rohkupfers aus den benachbarten Erzlagern der Alpen hat endlich noch die gleiche Beſchaffenheit desſelben und des an dieſen Erzlagerſtätten erzeugten Kupfers zur unerläſslichen Vorausſetzung. Es ſei demnach geſtattet die Analyſen eines Kupferbeiles aus dem Pfahlbau im Mondſee und eines Kupferkuchens aus einem prähiſtoriſchen Schmelzofen auf der Mitterbergalpe hier noch einmal gegenüber zu ſtellen.

	Kupferbeil aus dem Mondfee.	Kupferkuchen vom Mitterberg.
Kupfer	99·54	98·46
Zinn	—	—
Nickel	—	—
Eiſen	—	—
Blei	—	—
Schwefel . . .	Spur	0·09
Schlacke . . .	—	0·44
	99·54	98·99.[2]

Aus der Vergleichung der beiderſeitigen Anſätze ergibt ſich, daſs das Kupfer an beiden Orten gleich frei von natürlicher und abſichtlicher Beimengung iſt und da wie dort nur eine verſchwindende Menge von Schwefel enthält; der einzige Unterſchied iſt durch das Vorhandenſein eines geringen Betrages von Schlacke bei dem Mitterberger Kupfer bedingt, was bei einem unmittelbar aus dem Schmelzofen gekommenen Metallkuchen ſich von ſelbſt erklärt.

Dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung der Qualität des in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten verarbeiteten und des auf der Mitterbergalpe gewonnenen Kupfers macht es auch von dieſem Geſichtspunkte aus ſehr wahrſcheinlich, daſs erſteres in der That aus den Kupfergruben gerade dieſes Ortes ſtammt.

Ein höchſt bedeutſames Zwiſchenglied zwiſchen den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten und dem vorgeſchichtlichen Kupferbergbau in den Alpen bildet eine an der Einmündung des Mühlbachthales in das Salzachthal gelegene und durch Ringwälle gekennzeichnete Anſiedlung mit ihren Funden, da ſie nicht nur eine Verbindung zwiſchen jenen herſtellt, ſondern auch ein helles Licht auf die Wege wirft, auf denen das Volk der Pfahlbauten in die Kenntnis der Kupfererzgänge und damit in den Beſitz des Kupfers gelangte, das es in ſeinen Seewohnungen zu Werkzeugen und Schmuck weiter verarbeitete.

An der bezeichneten Stelle, nur wenige Wegſtunden von den Mitterberger Gruben und am Ausgange der Thäler, welche die Gewäſſer vom Mitterberge der Salzach zuführen, alſo an der kürzeſten und leichteſten Zugangsſtelle erhebt ſich der mäßig abfallende Abhang des Gebirges noch einmal in einem Felskopfe, „Götſchenberg“ genannt, um ſodann plötzlich ſcharf abzuſtürzen. Schon in unvordenklicher Zeit hat dieſer vorſpringende Fels die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, ſei es durch ſeine kegelförmige Geſtalt, ſei es durch ſeine faſt blutrothe zu dem lebhaften Grün des Thales und zur Fahlheit der Thonſchieferfelſen der Umgebung im ſchrillen Gegenſatze ſtehenden Geſteinsfarbe; er wurde, ganz ähnlich den umwallten Tumulis in den benachbarten Ländern, ſoweit es die Bodengeſtaltung zuließ, mit einem dreifachen Ringwalle umſchloſſen. Ohne auf den Zweck des letzteren einzugehen, ſei bemerkt, daſs er zuerſt den Bergverwalter *Pirchl* zu erfolgreichen Nachgrabungen veranlaſste, die ſpäterhin durch meinen Sohn fortgeſetzt wurden und zur Aufdeckung einer Werkſtätte von Steingeräthen führten. [1]

Wir ſammelten hier außer vollſtändigen, zum Theil durch den Gebrauch ſchadhaften, zumeiſt aus Serpentin erzeugten Steinwerkzeugen eine größere Zahl von unvollendeten Werkſtücken der gleichen Geſteinsart. Einzelne von den letzteren weiſen hie und da noch Geſchiebflächen auf, alle aber ſind mehr oder weniger durch Behauen in die Beilform gebracht, ein Stück zeigt außerdem den aus den ſchweizeriſchen Pfahlbauten bekannten Sägeſchnitt. Auch ganz unbearbeitetes Material war da und Abfallſplitter, darunter ein Serpentin-Block, ganz gleich denen, welche die Salzach auf den benachbarten Schuttbänken ablagert. Dazu fanden ſich die für die Anfertigung der Steinbeile nöthigen, allerdings ſehr einfachen aber doch ausreichenden Werkzeuge, nämlich Klopfſteine, Schleifſteine und Feuerſteinſplitter, dann eine größere Anzahl von Getreidemühlen, wie ſie auch in den Pfahlbauten vorkommen, endlich Gefäßſcherben und thieriſche Knochen.

Wie die Funde klar ergeben, hat hier eine in ihrem ganzen Umfange noch nicht ermittelte Anſiedlung beſtanden, in welcher eine lebhafte und augenſcheinlich über den eigenen Bedarf hinausgehende Erzeugung von Steingeräthen betrieben wurde. Es kann nicht der mindeſte Zweifel obwalten, daſs dieſe Anſiedlung in die Zeit fällt, der die Pfahlbauten in den nahegelegenen Seen angehören; ja vielleicht haben wir hier eine der Stätten aufgefunden, von denen die Bewohner der Pfahlbauten im Mondſee, Atterſee und Traunſee, welche nachweislich die Anfertigung geſchliffener Steingeräthe nur in ſehr beſchränktem Maße ausübten, ihre Beile und Hämmer bezogen. Andererſeits ſind die Gefäßſcherben der Anſiedlung vom Götſchenberg zum größten Theile denen von den Erzgruben und Schmelzſtätten auf der Mitterberg- und Kelchalpe

[1] *M. Much*, I. Pfahlbaubericht, Mittheil. der Wiener Anthrop. Geſ. Bd. II, S. 322, Taf. I.

[2] Hierbei iſt etwa vorhandenes Kupferoxydul nicht berückſichtiget.

[1] *Rudolph Much*, Ueber die Anfertigung der Steingeräthe. Mittheil. der Wiener Anthrop. Geſ. Bd. XII.

vollkommen gleich. Auch hier dieſelbe Technik, dieſelben Ornamente, dieſelben Formen. Von beſonderem Intereſſe ſind wieder die Bruchſtücke der ſchon mehrfach erwähnten, in den Pfahlbauten ſo häufigen Krüge, die hier auch die charakteriſtiſchen aus ſchraffirten Dreiecken und concentriſchen Kreiſen beſtehenden Ornamente zeigen, die durch furchenartiges Eingraben der Linien in dem Thon und Ausfüllen derſelben mit Kreide hergeſtellt wurden. Die nachfolgenden Darſtellungen (Fig. 52 bis 55) verſinnlichen das Geſagte, wobei zum Vergleiche einerſeits auf die Figuren 25 bis 32, anderſeits auf die Figuren 48 bis 51 hingewieſen wird.

5. In unmittelbarer Nähe der Kupferwerke auf der Mitterbergalpe, auf dem ſogenannten Götſchenberge, wurden Steingeräthe, insbeſondere Steinbeile in einer den Bedarf überſteigenden Weiſe erzeugt, und Thongefäße gebraucht von derſelben Art, wie ſie von den Werkleuten bei den Kupfergruben und Schmelzſtätten einerſeits und in den Pfahlbauten anderſeits benützt worden ſind.

Deuten wir dieſe Thatſachen richtig, ſo kann es für uns keinem Zweifel unterliegen, daſs die Pfahlbauten Ober-Oeſterreichs, die Steingeräth-Werkſtatte auf dem Götſchenberge und die Kupfergruben auf der Mitter-

Fig. 52. [1]

Fig. 53. [1]

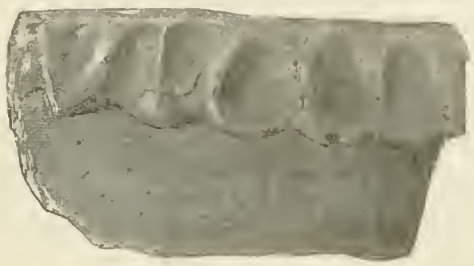


Fig. 54.

Wenn über die innigen Beziehungen der Steinbeil-Werkſtätte auf dem Götſchenberge zu dem nahen Kupferwerksbetriebe auf der Mitterbergalpe noch ein Zweifel erübrigen würde, ſo müßte er durch das Vorkommen von Kupferſchlacke aus dem prähiſtoriſchen Raffinir-Verfahren inmitten der Topfſcherben und der fertigen oder noch unvollendeten Steingeräthe vollends beſeitigt werden.

Um nun die Bedeutung dieſer merkwürdigen Stelle vollkommen zu ermeſſen, iſt es nothwendig, die im vorſtehenden in Betreff des urgeſchichtlichen Kupferwerksbetriebes in den öſterreichiſchen Alpen geſammelten Thatſachen in ihren Ergebniſſen zu überblicken. Dieſe ſtellen ſich kurz folgendermaßen dar:

1. Auf der Mitterbergalpe bei Biſchofshofen und auf der Kelchalpe bei Kitzbüchel ſind ausgedehnte Stätten uralten Kupferbergbaues vorhanden, zum Theile in den Pingen über Tag erſichtlich, zum Theile in den Bauten unter Tag noch heute betretbar.
2. In gleicher Weiſe finden ſich zahlreiche Stätten, wo die Kupfererze einem vollſtändigen Schmelzverfahren bis zur Erzielung des reinen Metalles unterzogen wurden.
3. Weder in den Gruben und deren Umgebung noch auf den Schmelzſtätten ſind bis jetzt Werkzeuge aus Eiſen oder Stahl zum Vorſchein gekommen; die vorgefundenen Werkzeuge und Vorrichtungen beſtehen vorwiegend aus Stein und für einen beſonderen Zweck aus Kupfer.
4. Die auf den Aufbereitungsſtätten und bei den Schmelzöfen gefundenen Gefäßſcherben gehören allen ihren Eigenſchaften nach der Steinzeit an und zeigen eine völlige Gleichheit mit denen der Pfahlbauten in den benachbarten Seen.

[1] Bei Fig. 52 und 53 iſt die einſt in den Vertiefungen des Ornamentes befindlich geweſene Maſſe ausgefallen.

bergalpe und Kelchalpe einer und derſelben Zeit, d. i. der ſogenannten jüngeren Steinzeit angehören.

Wir können nunmehr die im Verlaufe dieſer Unterſuchung geſtellte Frage, woher die einſtigen Bewohner unſerer Heimatländer das Kupfer bezogen haben, das wir vor allen anderen Metallen in ihren Handen geſehen, das ſie ſelbſt zu Werkzeugen und Schmuck verarbeiteten, mit Sicherheit beantworten. Nicht durch

Fig. 55.

Handelsleute aus fernen Landen, aus Etrurien oder etwa von der Inſel Kypros haben ſie es bezogen, wie die verwandten Erſcheinungen, die wir dort getroffen haben, glauben machen konnten, und die Thatſache, daſs dieſe Inſel dem geſuchten Metalle den heutigen Namen verliehen hat, zu beſtätigen ſcheint, nicht durch ein neu hereingewandertes Volk iſt es eingeführt worden, ſondern ſelbſtthätig haben ſie, zum Theile in ihren Seewohnungen, zum Theile in den Alpenthälern ſeſshaft, die Spuren der Erze aufgeſucht, ſind ihnen trotz ihrer beſchränkten Hilfsmittel bis tief ins Innere der Berge gefolgt, und haben es verſtanden, die Erze in einem Umfange zu gewinnen und in einer Reinheit auszuſchmelzen, daſs es unſer gerechtes Staunen erregen muſs.

Bei unſerer Voreingenommenheit gegen die Annahme einer verhältnismäßig hohen Entwicklungsſtufe der ganzen vorchriſtlichen Aera in unſeren Ländern überhaupt, bei dem nicht zu entwurzelnden Glauben, daſs die Bewohner Mitteleuropas bis in die Zeit des Geſchichtſchreibers Tacitus Nomaden geweſen ſeien, denen nichts ferner liegen konnte, als der Bergbau, wird dieſes Ergebnis allerdings ein unglaubliches ſcheinen, ja ſelbſt für den Urgeſchichtsforſcher mag die Behauptung, daſs die Leute, die noch zumeiſt mit Stein- und Knochenwerkzeugen hantirten, auch ſchon das Kupfer aus den Bergen geholt haben ſollen, als ein Paradoxon erſcheinen.

Gehen wir jedoch auf die damaligen Zuſtände näher ein, ſo erklärt ſich der Bergbaubetrieb auf einer ſcheinbar ſo tiefen Culturſtufe, wie ſie ſich uns in den Pfahlbauten darſtellt, auf eine leichte Weiſe. Die nunmehr ſowohl bezüglich der Zahl der Gegenſtände, als auch der Fundorte zu einer überzeugenden Bedeutung angewachſenen Funde von Kupfergeräthen und Schmelztiegeln machen es zweifellos, daſs in einem anſehnlichen Theile der ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Pfahlbauten das Kupfer nicht nur bekannt, ſondern ebenda auch zu Werkzeugen und Schmuck verarbeitet worden iſt.

Nicht ganz ſo verhält es ſich mit der Erzeugung der Steingeräthe. Von dieſen ſcheinen in Anbetracht der zahlloſen Feuerſtein-Splitter nur die aus dieſer Geſteinsart verfertigten Geräthe (Pfeilſpitzen, Schaber, Sägen, Krummeſſer, Bohrer u. ſ. w.) und auch dieſe vielleicht nicht allwärts ein örtliches Erzeugnis der Pfahlbaubevölkerung zu ſein, während die aus anderen Geſteinsarten verfertigten, alſo die polirten Steingeräthe, und insbeſondere das Beil und der Hammer zumeiſt im fertigen Zuſtande eingeführt worden ſind. Dies ſcheint wenigſtens in den mit der Kupferverarbeitung wohl vertrauten Pfahldorfern des Mondſees und Atterſees der Fall geweſen zu ſein, in denen bis jetzt, von einigen rohen Verſuchen abgeſehen, kein unvollendeter oder während der Arbeit mislungener Hammer mit der bekannten peripheriſchen Bohrung und ebenſo wenig ein Bohrkern (Bohrzapfen) gefunden worden iſt. Auch von Beilen zeigt ſich nur ſelten ein unvollendetes Stück, bei dem die auf Anfertigung eines Werkzeuges gerichtete Abſicht deutlich genug iſt. Ebenſowenig wie unvollendete Stücke findet man eine genügende Anzahl von Splittern jener Geſteinsarten, aus denen Beil und Hammer erzeugt wurden, alſo insbeſondere des Serpentin, die doch als Arbeitsabfälle reichlich vorhanden ſein müßten, wenn die bezeichneten Steingeräthe der Pfahlbau-Anſiedlungen am Orte ſelbſt gemacht worden wären.

Dieſe Erſcheinungen würden genügen, Zweifel an der auf dem Fundorte ſtattgefundenen Erzeugung der Stein-Beile und Hämmer wachzurufen. Dazu kommt noch, daſs auch das Materiale ein ortsfremdes iſt. Während nämlich die genannten Seen zwiſchen die Kalkſtein- und Fliſch-Zone (Wiener Sandſtein) eingebettet ſind, entſtammen die Geſteinsarten, die zu Beilen und Hämmern verarbeitet wurden, mit ſehr wenigen Ausnahmen dem Urgebirge.

Sehr bezeichnend ſind in dieſer Beziehung gerade dieſe Ausnahmen von der allgemeinen Verwendung ortsfremden Materiales, nämlich die wenigen aus dem nächſt den Pfahlbauten vorkommenden, mitunter ſehr feinkörnigen und harten Sandſtein verfertigten Beile; dieſe tragen deutlich das Gepräge des Nothbehelfes an ſich, bei dem nicht dieſelbe geübte Hand eingriff, bei dem man ſich mit Außerachtlaſſung der ſonſt ſorgfältig behandelten Form einzig mit der Herſtellung einer Schneide begnügte.

Alle dieſe Umſtände führen dahin, die eigene örtliche Erzeugung der polirten Steingeräthe in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten anzuzweifeln und die betreffenden Werkſtätten im Verbreitungsgebiete des Rohmateriales, alſo der zumeiſt verwendeten Geſteinsarten ſelbſt zu ſuchen. Indem wir dies thun, ſehen wir, daſs gegen Süden, Oſten und Norden die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Bodens auf eine weite Strecke hin dieſelbe wie an den Seen iſt, auf der Weſtſeite dagegen gelangen wir ſchon nach wenigen Stunden in das Thal der Salzach, welche eine unerſchöpfliche Menge aller derjenigen Geſteine, die zur Anfertigung der Steingeräthe benützt worden ſind, aus dem Urgebirge mitbringt und auf ihren Schuttbänken ablagert. Dort an der Salzach müßen alſo die Werkſtätten ſein, welche die angränzenden Landſchaften mit ihren Erzeugniſſen verſorgt haben und eine derſelben iſt zweifelsohne durch die Grabungen auf dem umwallten Götſchenberge aufgedeckt worden.

Allem Anſcheine nach hat ſich hier an den Ufern der Salzach ſehr früh eine Art gewerbsmäßiger Erzeugung eingeſtellt, da einestheils in den über das ganze Land zerſtreuten Anſiedlungen und insbeſondere an den Seen das geeignete Rohmaterial oft auf viele Tagreiſen hin gänzlich fehlte und es daher nicht jedem Einzelnen möglich war ſich dasſelbe jedesmal ſelbſt zu holen, anderntheils auch die Formen der Steingeräthe ausgebildeter wurden, ſo daſs zu deren Anfertigung eine beſondere, nur durch längere Uebung zu erlangende Fertigkeit nothwendig wurde, wozu der Ackerbauer und Viehzüchter, was eben die Pfahlbaubewohner im vollſten Maße geweſen ſind, kaum die genügende Zeit erübrigten.

Die Leute nun, welche einen Theil ihrer Thätigkeit an die Erzeugung von Steingeräthen ſetzten und vielleicht daraus ſogar ein beſonderes Geſchäft machten, wendeten natürlich alle Sorgfalt dem Aufſuchen der geeigneten Steine zu, die in ihren mannigfaltigen Varietäten, wie ſie uns nicht blos auf den Schuttbänken des Fluſses, ſondern auch in den Werkzeugen der Pfahldörfer ſelbſt begegnen, ſicherlich viel genauer beobachtet und in ihren beſonderen Eigenſchaften viel beſſer erkannt worden ſind, als von der heutigen Bevölkerung, die hieran weiter kein Intereſſe hat. Welche Aufmerkſamkeit man in jener Zeit den Geſteinen ſchenkte, zeigt die Thatſache, daſs im Pfahlbau am Ausfluſſe des Mondſees allein zahlreiche Stücke von Bergkryſtall und Kryſtalldruſen, von Schwefelkies, Graphit, Marienglas, Steinkohle, Röthel, von weißem (amorphen) Marmor, Kalkſpathkryſtalle und Verſteinerungen vorgefunden wurden, die als ortsfremd aus größerer oder geringerer Entfernung herzugetragen ſein mußten. Obwohl ganz augenſcheinlich nicht alle Stücke einen unmittelbaren Gebrauchswerth beſaßen, ſo hatten ſie doch die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und Veranlaſſung zu ihrer Aufbewahrung und vielleicht ſogar zu verſchiedenen Verſuchen gegeben. Es iſt gar

nicht nothig anzunehmen, dafs das verwendbare Material auf den Schuttbänken des Fluſſes allmälig aufgebraucht worden iſt, und dafs der Mangel hieran die Steinbeilverfertiger zu weiterer Umſchau gezwungen hat; ſie ſind ſicher aus eigenem Antriebe die Seitenthäler den Bächen entlang hinaufgeſtiegen und haben hier gelegentlich im Bachbette Stücke des buntfärbigen und metalliſch glänzenden Kupfererzes gefunden, das einmal in ihren Händen ohne große Schwierigkeit zu den Stellen führen mußte, wo es zu Tage tritt, vom Waſſer losgebrochen und weiter gerollt wurde.[1]

Es iſt daher ſchon aus dieſen allgemeinen Gründen kaum zu bezweifeln, dafs den Steinbeilverfertigern am Gotſchenberge, denen als Zeit- und Volksgenoſſen der Pfahlbauleute das Kupfer nicht fremd ſein konnte, die Kupfererze des Bodens, auf dem ſie lebten, alsbald bekannt geworden ſind.

Ich will nun keineswegs annehmen, dafs die Bewohner unſerer oberöſterreichiſchen Pfahlbauten ihren Bedarf an Steingeräthen gerade in der Werkſtätte auf dem Götſchenberge gedeckt haben, aber es ergibt ſich als ſichere Thatſache der Beſtand enger Beziehungen zu der Bevölkerung des Salzachthales überhaupt und es dürfte nach dem Mitgetheilten kaum mehr einem Zweifel unterliegen, dafs ſie aus den dem Gotſchenberge unmittelbar benachbarten Erzgruben auf der Mitterbergalpe das Rohmetall bezogen haben, das ſie in ihren heimathlichen Pfahldörfern zu Beilen, Dolchen, Spiralſcheiben und anderem Geräth verarbeiteten.

[1] In ganz ähnlicher Weiſe wurden die während mehr als eines Jahrtauſends in voller Vergeſſenheit befindlich geweſenen Kupfergruben eben auf der Mitterbergalpe entdeckt.

Notizen.

26. *(Kärntniſche Denkmale.)*

St. Coloman bei *Ehrenegg*, eine Filiale von Markt *Griffen*, eine kleine geoſtete Kirche aus dem 16. Jahrhundert mit gothiſirenden Reminiſcenzen, außen Strebepfeiler mit einer Abſtufung und Waſſerſchlag. Einige Fenſter im Presbyterium ſtumpf-ſpitzbogig.

St. Johann zur *Kornat* im *Leſſachthale* beſitzt eine beachtenswerthe ſpät-gothiſche Kirche, Schiff und Presbyterium ſind gleich breit und hoch und nur durch einen beſcheidenen Triumphbogen geſchieden. Das einfache Rippengewölbe beſtens erhalten. Die Fenſter-Maßwerke im Schiffe beſeitigt, in den Fenſtern des Presbyteriums-Abſchluſſes iſt dasſelbe noch erhalten. Der Thurm wie gewöhnlich conſtruirt.

Die nach *St. Georgen* am *Weinberge* gehörige Filial-Kirche zu *Klein-St. Veit* iſt ein oblonger geoſteter Bau, das lange Schiff flachgedeckt (13. Jahrhundert), doch ſind gegen den Chor zu zwei Joche mit Kreuzgewölben gebildet, die Rippen auf halbrunden Dienſten, Schlufsſteine, ſpitzbogiger Triumphbogen, im Presbyterium Netzgewölbe, einfache Rippen (16. Jahrhundert). Das Haupt-Portal profilirt, die Fenſter im Presbyterium im Spitzbogen zweitheilig. Sacraments-Niſche mit Efelsrücken. An der Sacriſtei-Thür ſchönes Schloſsblatt. In der Seiten-Altarmenſa ein römiſcher Votiv-Stein, ein zweiter in der Sacriſtei-Mauer.

Krainſchitz, die *St. Leonhards-Kirche*, ebenfalls eine Filiale von *St. Georg* am *Weinberge* beſitzt im Chor-Baue eine gothiſche Anlage; er beſteht aus zwei ſchmalen Jochen mit dreiſeitigem Schluſſe, mit einfach profilirten Rippen auf Wand-Conſolen, ſtumpfſpitzbogigen Fenſtern, und eben ſolchen Triumphbogen; die Schiffe ein ſchlichter Bau der Neuzeit. Das Portal ſpitzbogig mit profilirter Gewandung. Dachreiter, Glocke von 1606 (Georg Fiering).

Kreuzen, die Kirche zum heil. Veit, ein einfach gothiſcher Bau mit dreiſeitig geſchloſſenem Chor und zweijochigem Schiffe, einfache Kreuzgewölbe, profilirter Triumphbogen, ſpitzbogige Fenſter ohne Maßwerk. Der Thurm neu, vor der Façade, profilirtes Haupt-Portal. In der Sacriſtei ein Meſskelch von 1716 und einer von 1750. Auf dem Orgel-Chore eine Kirchenfahne von 1668.

Launsdorf, hoch über dem Einſchnitte der Rudolphsbahn bei *Oſterwitz* gelegen, erregt die Kirche ſchon von weitem einige Aufmerkſamkeit; der ſchlanke Chor, der Thurm zwiſchen Schiff und Chor und das breite Dach des Langhauſes deuten auf ein bedeutenderes Bauwerk. Die Kirche, zur Himmelfahrt Mariens geweiht, beſteht zunächſt aus einem nicht ſehr großen, aber ziemlich hohen ſtreng gothiſchen Chor (ein Joch mit dem fünfſeitigen Oſtſchluſs). Die Rippen des Sterngewölbes gehen an den Wänden und in den Ecken als Dreiviertel-Säulchen mit cylindriſchen Aufſatzen herab. Zwei runde Schlufsſteinſcheiben mit neu bemalten Symbolen. Drei hohe und ſchlanke Fenſter mit Mittelpfoſten und einfachem gothiſchen Maßwerk. Nordlich noch ein nachgeahmtes kleines Spitzbogenfenſter. Weſtlich des Chores die quadratiſche Thurmhalle in gleicher Gewölbe-Höhe mit dem Chore mit einem Sterngewölbe, im Schlufsſteine ein Steinmetz-Zeichen. Vom Chore öffnet ſich zur Thurmhalle ein bis zur Decke reichender dreiſeitig geſchrägter ſchlanker Scheidebogen, vom Schiffe dagegen ein ganz niedriger und nicht ſehr breiter Spitzbogen, der durch ſeine geringe Höhe die Ueberſicht des Chor-Raumes ſtört. Demgemäß iſt auch das Schiff in geringer Höhe eingewölbt, und zwar in zwei Jochen mit einfach gothiſchen tief herabgehenden Kreuzgewölben. Die Einwölbung iſt eine ſpatere Zuthat zu dem noch aus romaniſcher Zeit ſtammenden Baue. Als Wandſtützen kommen niedrige und kräftige Dienſte ohne Capitäle vor. Eine Schlußſteinſcheibe zeigt das Lamm Chriſti. Die Hochaltar-Menſa aus gelben Sandſtein ſchichtenartig aufgebaut. Zwei gute Statuen (Katharina und Barbara) gothiſch; an einem Seiten-Altar ſolche kleine Figürchen.

An der Südſeite der Thurmhalle eine etwas unregelmäßig angeſchloſſene Capelle ſammt polygonem Chörlein mit einfach gothiſchem Rippengewölbe; wahrſcheinlich ein gleichzeitiger Zubau mit der Schiffs-Umgeſtaltung (Fig. 11). Hinter dem primitiven Altar geht eine Stiege in ein Beinhaus herab, was, da ſichtbar, einen ungünſtigen Eindruck macht. Die Luft in dieſem Raume iſt ſchlecht und ungeſund. Das mittlere Schlufsfenſter, ſchmal und ſpitzbogig, erſcheint barbariſch

durch einen Flügel eines Flügel-Altars ausgefüllt. Die Weihwaſſerſchale beim weſtlichen Haupteingang trägt die Worte: „Pax Domini Vobiscum“ 16 IHS 46, der Taufſtein in geſchweifter kelchförmiger Renaiſſance-Form. Die Caſſettendecke der weſtlichen Eingangshalle ſtammt wahrſcheinlich als ein Ueberreſt von der urſprünglichen flachen Schiffsdecke her. Denn die Vorhalle ſelbſt iſt entſchieden neueſten Datums. Die geſchnitzten Bilder in den 28 Caſſetten-Feldern ſtellen theils indifferente Ornamente, theils beſtimmt ſymboliſche Figuren dar. Eine Jahreszahl kommt nicht vor, doch dürfte dieſes Schnitzwerk bereits der Verfallzeit der gothiſchen Periode angehören. Einſt bemalt in roth und gelb auf ſchwarzem Grunde, ſind die Darſtellungen heute ſtark verblaßt. Man bemerkt darunter: eine vielſtrahlige Sonnenfigur umgeben von zahlreichen

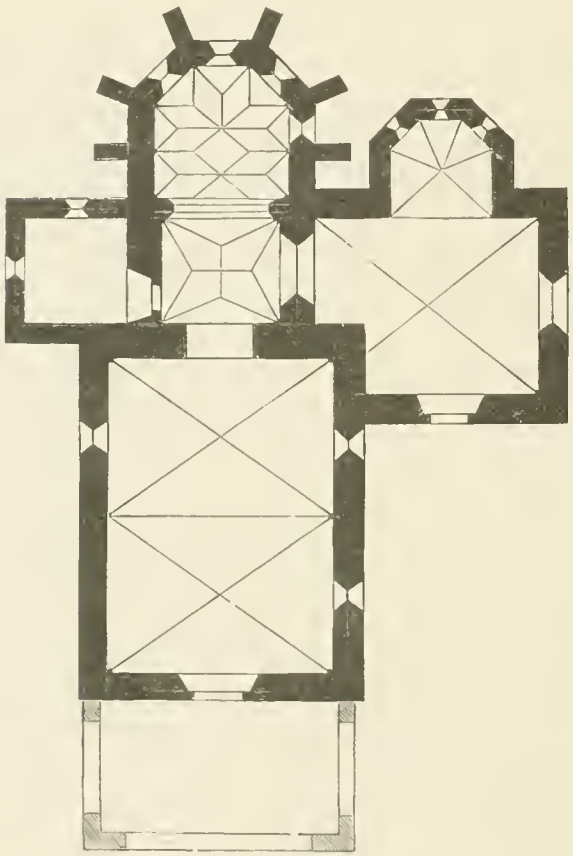


Fig. 1. (Launsdorf.)

Sternen; den heil. Geiſt als Taube; zwei Engelsfiguren, eine Monſtranze tragend; einen Hirſch zwiſchen Baumzweigen; einen fächerförmigen Blumenſtrauß; eine große vierblätterige Roſette; zwei combinirte Palmetten-Ornamente, und geometriſche und frei geſchlungene Füllungs-Ornamente, ſämmtlich etwa 2 bis 3 Mm. aus dem ſchwärzlichen Grunde herausgehoben. Auch in der Umrahmung drückt ſich der gothiſche Typus aus: über knorrige Aeſte winden ſich ſchraubenförmig gelbrothe Bänder. Der Weſteingang ſpitzbogig, einfach profilirt. Der viereckige Thurm hat in der mittleren Höhe je zwei ſchmale Schießlöcher, oben große ſpitzbogige Schallfenſter und einen zopfig geſchweiften Helm. Strebepfeiler, zweimal abgeſetzt, finden ſich nur an den Chor-Ecken, wo eine Wand einen eingeſetzten Kopf aus römiſcher Zeit birgt. Keine Grabſteine.

Am Wege gegen *Hochoſterwitz* ſteht ein altes Wegkreuz, achtſeitig in der unteren, vierſeitig in der oberen Hälfte, worin je eine halbrunde Niſche. Darin und an den Seiten Reſte von Fresco-Malereien, Heiligengeſtalten, wahrſcheinlich die 12 Apoſtel. Außerdem Reſte einer Inſchrift und am Unterſatze eine in kleiner Niſche eingeſetzte rohe Sculptur: Chriſtus im Elend. Alles ſtark verwahrloſt und beſchädigt.

Launsdorf, die St. *Sebaſtians*-Filial-Kirche, ein regelmäßiger Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (am Thurm die Jahreszahl 1500). Einſchiffig mit der Thurmanlage an der Weſtſeite. Der Thurm mit Theilungsgeſimſen zwiſchen den Stockwerken, dann ſpitzbogige große Schallfenſter ohne Maßwerk, Sacriſtei im Norden des Chores mit einer Empore gegen den Chor. Die Thurmhalle hat ein Kreuzrippen-Gewölbe. An der Innenwand der Halle eine ſehr ſchöne Niſche für den Opferſtock mit Stabumrahmung und Bekrönung aus Flechtwerk. Das Weſt-Portal ſpitzbogig mit flacher Einfaſſung von gekreuzten Stäben. An der Thür ſchöne Eiſenarbeit. Im dreijochigen Schiffe nimmt ein Joch den Muſik-Chor ein, er ruht mit ſeinen drei Bogen auf zwei achteckigen gegliederten Pfeilern und hat eine Brüſtung mit dreizehn Rundniſchen. Das Schiff deckt ein erhöhtes Tonnengewölbe mit Graten. Den Abſchluß des Schiffes bildet der ſpitzbogige Triumphbogen in ſchöner Profilirung. Der Chor beſteht aus einem Joche und dem dreiſeitigen Schluße. Das Netzgewölbe in Verbindung mit halbrunden Wanddienſten, davon zwei auf Conſolen enden. Die Chor-Fenſter, noch urſprünglich, zweitheilig mit Maßwerk. Die Kanzel von Stein, achteckig, in den Wänden der Schale Oelbilder. Taufſtein becherartig, achtſeitige Schale, die Seiten eingezogen und gewunden. Sacriſtei-Thür geſchweift, ſpitzbogig.

St. Radegund bei *Eis.* Die Kirche ſtammt aus dem 17. Jahrhundert, enthält jedoch Reſte eines romaniſchen Baues Der Thurm gehört dem 15. Jahrhundert an, eine Glocke hat die Jahreszahl 1441, die zweite 1544. Rauchfaß kugelförmig mit Thürmchen (16. Jahrhundert). An der Südſeite folgende Inſchrift: hanc s. radegundis ecclesiam ex fundamentis amplianda edificavit Philippus abbas. S. P. 1668.

Ruden, die geoſtete Pfarrkirche ſtammt theils aus dem 15., theils 16. Jahrhundert. Durch einen gemauerten Vorbau gelangt man, ein moderniſirtes Portal durchſchreitend, in das niedrige Schiff mit aufſteigendem Boden, drei Joche mit Sterngewölben bildend; die Rippen gehen unmittelbar aus den Dienſten hervor. Der Orgel-Chor ruhet auf drei ſtumpfen Spitzbogen, die auf zwei achtſeitigen Pfeilern anlaufen. Die meiſten Fenſter moderniſirt, eines mit Vierpaß, zweitheilig; ſpitzbogige Sacristeithur mit profilirtem Steingewände. Der Triumphbogen ſpitzbogig gedrückt. Zum Presbyterium führen zwei Stufen. An der Innenwand des Presbyteriums gegen das Schiff erkennt man den älteren projectirten Triumphbogen. Das Presbyterium iſt der ältere Bau; es beſteht aus drei Jochen und dem Chorſchluße, ein ſchöner Bau von guten Verhältniſſen, Kreuzgewölbe mit einfach profilirten Rippen und runden Schluſsſteinen. Die Dienſte ſenken ſich bis zur Fenſterbankhöhe herab, wo ſie ſich mit einem Kaffgeſims verbinden. Vier Fenſter noch in urſprünglicher Form, zweitheilig mit Maßwerk. Am Chorſchluße ſtark abgetreppte Strebepfeiler mit profilirtem Waſſerſchlage.

Am Schiffe ſind die Strebepfeiler ſchwach und nur mangelhaft ausgeführt.

Unter dem Dachſtuhle ſieht man die Bemalung des Triumphbogens. Es dürfte ſchon einmal ein Theil des dazu gehörigen Schiffes beſtanden haben, jedoch der Bau ins Stocken gekommen und ſchadhaft geworden ſein. Der Thurm ſteht an der Nordſeite (Fig. 2), hat dreiſeitige Giebel, gekuppelte ſpitzbogige Schallöcher und ſpitzen Helm. Die Sacriſtei bildet zwei quadratiſche Joche im Spitzbogen überwölbt, ſehr ſchöner koſtbarer Grabſtein der Prisca Waſchlin des edlen Herrn Eberharten Ertl von Hainſtat, Baupfleger zu Weiſneg Hausfrau † 29. Juni 1591. (Grauer Marmor.) Fragment eines anderen Grabſteines mit drei Wappen. Im neuen Mauerpfeiler iſt ein antiker Kopf eingemauert. Taufſtein aus dem 16. Jahrhundert, in Form eines Octogones.

Fig. 2. (Ruden.)

Die Filial-Kirche zur heil. Katharina zu *Töllersberg*, nach *Ankershofen* von der heil. Hemma geſtiftet, iſt ein kleiner romaniſcher geoſteter Bau, deſſen flach gedecktes Schiff 12·81 M. lang und 17·20 M. breit; der aus einem Halbkreis gebildete Chorſchluß liegt nur zwei Stufen höher und iſt mit einer Halbkuppel gedeckt. Die Fenſter umgeſtaltet, doch ſchmal, das Portal mit geradem Sturze im Schiffe zwei Spitzbogenfenſter, auch erkennt man einen vermauerten ſpitzbogigen Eingang, darüber eine Steinkugel eingemauert iſt. Ein Chriſtoph-Wandbild aus dem 17. Jahrhundert. Dachreiter. Nahe dabei der ſogenannte Schatzkogel, woſelbſt Fundamente eines ringförmigen Baues von circa $6^1/_2$ M. Durchmeſſer aus Bruchſteinmauerwerk erkennbar ſind, herum Spuren von Böſchungsmauerwerk. Oben am Kogel ebenfalls Mauerreſte unter der Erdoberfläche.

In der Pfarrkirche zu *Völkermarkt* befindet ſich der hier abgebildete Grabſtein (Fig. 3). Er iſt in der Nähe des Triumphbogens in die Wand eingelaſſen und verdient die aufmerkſame Beobachtung des Beſchauers aus mehr denn einem Grunde. In ſeiner Geſtaltung iſt er, obwohl noch in das Jahrhundert gehörig, von dem typiſchen Vorbilde der viereckigen oblongen Platte abweichend, oben im Halbkreiſe conſtruirt, er nähert ſich bereits der ſpäteren altarähnlichen Geſtaltung. Innerhalb einer Umrahmung, die an den Seiten pilaſterförmig und im Abſchluſſe wie ein Segment-Bogen, der auf den beiderſeitigen Pilaſter-Capitälen ruhet, conſtruirt iſt, iſt die heraldiſche Darſtellung angebracht. Wir ſehen nebeneinander drei Wappenſchilde mit ihren Helmen gereiht und darüber gleichſam an den Kreisbogen angeheftet vier helmloſe Schilde

Fig. 3 (Volkermarkt.)

Der Hintergrund des Halbkreiſes iſt muſchelartig verziert. Die Inſchrift befindet ſich auf einem beſonders umrahmten Theil des Monuments und lautet:

am · fanc · johans · tag · des · 40 · jars · iſt | geſtorben · der · edel · veſt · adam · von obdach · zw · Tollerberg · dem · got · gne · | dig · vnd · barmhereig · fein · welle · darnach · im · 44 · jar · am · 25 September · ſtarb · fein · ſon · görg · den · got · g.

Die erwähnten drei Schilde zeigen: der mittere das Wappen der Obdach — einen gebogenen Klauenflug mit einem Schwerte in der Hand, zum Hiebe ausholend, am Helm ein geſchloſſener Flug, dazwiſchen die Hand mit dem Schwerte; rechts im Schilde und am geſchloſſenen Fluge einen achtſtrahligen Stern, links einen Buffelkopf im Schilde und am ebenſo wie die beiden anderen gekrönten Helme einen wachſenden

Büffel mit herausgeſtreckter Zunge. Die vier Schilde darüber enthalten: der erſte ein ſenk- und wagrecht in vier Theile getheiltes Feld, der zweite den Büffelkopf, der dritte vielleicht einen Flügel (bereits undeutlich), der vierte einen Biber. Spuren einer Inſchrift deuten auf die Namen jener Familien, deren Wappen hier erſcheinen. Man lieſt: geparne fenſenda, . . . age . . . von altenhavs . . . . Der Flugſchild dürfte ſich demnach auf die Familie Altenhaus beziehen, der mit dem Büffel der Familie Hagen angehören. Die Familie der Obdacher erloſch im 16. Jahrhundert.

In der beigegebenen Abbildung (Fig. 4) veranſchaulichen wir ein Grabmal, das an der Nordſeite des Schiffes in der Kirche zu *Straßburg* ſich befindet. Es hat eine Höhe von 2·20 M. und eine Breite von

Fig. 4. (Straßburg.)

97 M., rother Marmor. Auf dem etwas erhöhten Plattenrande findet ſich folgende Inſchrift: hie·leit·vincenc| · von ſtrasburg · der · geſtorben · iſt · am · ſand | rupertii tag · in d | vaſten · anno · dni · m° · cccc° xx° vj°. Im vertieften Bildfelde das Wappen in edel-heraldiſcher Auffaſſung. Ein gegen rechts geneigter Schild, darin eine Trenſe pfahlweiſe geſtellt. Auf dem am linken Schildsecken geſtellten Stechhelme dieſe Figur, aber gebrochen, als wären es deren ſelbſtändige Hälften (Hämmern ähnlich). Die breit gezackelte Helmdecke fällt in eleganter Form zu Seiten des Schildes herab die rechte Decke reicht bis unter den Schild, ihn gewiſſermaßen umrahmend. Unterhalb des Wappens iſt im Bildfelde eine weitere, aber verkehrt geſtellte Inſchrift angebracht, ſie lautet: und Elsbet ſein havs | frav obyt Anno dni | m° cccc° lxx° ſia II poſt nativitatis marie; dabei in einer Dreipaſs-Vertiefung ein Schildlein, darin ein ſogenannter Drudenfuß. Vincenz von Straßburg war Vicedom von Kärnten.

Emmersdorf, die Kirche zum heil. Paul, ein mittelgroßer einſchiffiger Bau, reicht nur mit dem Presbyterium in die gothiſche Zeit zurück. Dasſelbe iſt mit einem Rippengewölbe überdeckt, das an vier Stellen auf Dreiviertel-Säulchen mit fünfſeitig gegliederten Capitälen ſeine Rippen überträgt. Auch an drei Fenſtern hat ſich der gothiſche Abſchluß erhalten, das im Abſchluße iſt zweitheilig und mit Maßwerk geziert. Der Thurm ſteht zwiſchen dem Haupt-Altar und dem Schiffe, iſt rundbogig überwölbt und neu eingedeckt. Der Scheidebogen gegen den Chor ſpitzbogig.

Dürnſtein, St. Stephan bei Dürnſtein; die Pfarrkirche iſt ein Werk neuerer Zeit (1780) ohne irgend eine Bedeutung, nur der marmorne Taufſtein gehört einer älteren Zeit an. Am Friedhofe ſteht ein ſpätgothiſcher Karner, beſtehend aus zwei Jochen und einem dreiſeitigen Schluſſe, Netzgewölbe mit einfachen Wand-Conſolen, zwei ſchmale ſpitzbogige Fenſter, darunter das Beinhaus, über dem Eingange mit geſchweiftem Bogen die Jahreszahl 1522.

Zienitzen. Die St. Georgs-Kirche enthält wenig ſichtbare Reſte eines älteren Baues, wenngleich ſchon 1498 ein Pfarrer daſelbſt urkundlich erſcheint; kleiner einſchiffiger Bau mit gewölbten dreieckig geſchloſſenem Chore und flachgedecktem Schiffe. Die drei Oſtſchlußfenſter ſind klein, ſchmal, ſpitzbogig, im mittleren ein Theilungspfoſten, Maßwerk und Reſte von Glasgemälden, (Maria und die Apoſtel, Jeſus im Tempel.)

Gaisberg, Pfarrkirche *St. Georg.* Ein Theil dieſer Kirche gehört der mittelalterlichen Bau-Periode an, nämlich das Presbyterium, und ſoweit man nach der ſtrengeren Formbildung ſchließen kann, dürfte deſſen Errichtung ſchon vor die erſte Hälfte des 15. Jahrhunderts reichen. Ein mittelgroßer einſchiffiger Bau mit ſchön gewölbtem gothiſchen Chorraum, und in ſpäterer Zeit zugebautem oder gänzlich umgebautem rund eingewölbtem Schiffe. Der Chor beſteht aus einem größeren Weſtjoche und dem fünfſeitigen Oſtſchluſſe. Die ſchlank emporſtrebenden Rippen bilden in der Contur einen regelmäßigen Stern, und werden von runden Dienſten geſtützt. Dieſelben ſchließen in halber Höhe auf polygonen und koniſch gegliederten Tragſteinen ab. Die Dienſt-Capitäle tragen theils Geſichtsmasken theils Blätter-Verzierungen und darüber fünfſeitige Deckplatten. In den ſechs Schlußſteinſcheiben Relief-Darſtellungen: das ſymboliſche Lamm, der Löwe, Antlitz Chriſti, ein Engel, der Pelikan, und eine undeutliche Figur, weil ziemlich ſtark übertüncht. Zwei Fenſter ziemlich groß mit einem Theilungspfoſten, ſpitzbogig und mit Drei- und Vierpäſſen. Ein drittes Fenſter iſt breiter, doppelt getheilt und mit prachtvollen Glasmalereien in fünfzehn Feldern ausgefüllt. Man ſieht dargeſtellt den heil. Georg mit dem Drachen, Maria mit dem Kinde, die heil. Dreifaltigkeit, die Apoſtel, ſammtlich in rund abgeſchloſſenen Niſchen, umgeben von zartweißer Bordüre. Die linksſeitigen Felder zeigen

durchgehends einen blauen, die mittleren einen grünen, die rechtsſeitigen Felder einen rothen Hintergrund von ſehr lebhaftem Farbenausdruck. Dieſes herrliche Fenſter iſt in allen ſeinen Details vorzüglich erhalten. Unter demſelben in der Mauer eine kleine gothiſch umrahmte Niſche mit Dreipaſsabſchluſs, gewöhnlich zur Aufbewahrung der Meſskännchen dienend. Gegenüber eine etwas größere ebenfalls gothiſch behandelte Sacraments-Niſche mit geſchweiftem Giebel und Gitterverſchluſs, worauf aufgeſetzte dichtgereihte Roſetten. An den Gewänden Fialen, oben Kreuzblume. Im Bogenfeld einfaches Relief, darſtellend Auferſtehung Chriſti, nebſt einem Kreuz und Kelch und einem Steinmetz-Zeichen. Am Sockel-Geſims drei Engelsköpfe als Tragſteine, derb behandelt, überweißt. Südlich des Chores die Sacriſtei, nördlich die Heil. Grab-Capelle mit ſpitzbogigem und profilirtem Eingang. Der Haupt-Altar ſtammt aus d. J. 1760 laut einer angebrachten Inſchrift. Ein einfacher Chor-Stuhl trägt die Jahreszahl 1679 und V. M. S. An der nördlichen Chorwand ein großes Frescobild aus neuerer Zeit, Darſtellung: „Die Flucht nach Aegypten.“ Oben in Wolken Gott Vater, wie er aus ſeinem Schoßtuche Brod zur Erhaltung des Volkes verſtreut. Im Hintergrunde die Stadt Bethlehem, im Mittelgrunde ein Zeltlager des ziehenden Volkes, welches das verſtreute Brod einſammelt, vorn Joſeph, Maria und das Kind, dann der ſymboliſche Pelikan und ein Engel. Das Ganze ziemlich verblaſst, ohne Jahreszahl und Unterſchrift. Taufſtein achtſeitig, mit der Jahreszahl 1512 und WAR. Der aus neuerer Zeit herſtammende viereckige Thurm erhebt ſich über der offenen Vorhalle an der Weſtſeite. Die vier Chorecken ſind mit einfachen Strebepfeilern in zwei Abſätzen und ohne Bekronung verſtärkt.

27. Conſervator *Petris* hat an die Central-Commiſſion berichtet, daſs bei *Capo d'Iſtria* das Fragment eines römiſchen Inſchriftſteines als Unterlage eines Kellerfenſters (84 Cm. lang und 14 Cm. breit) gefunden wurde; das Inſchrift-Bruchſtück lautet: BRVTO RVMAE. In *Valle* bei *Rovigno* wurden auf den Feldern etliche Münzen in Gold, Silber und Erz, römiſcher Epoche, gefunden. In *Uſtrina* (Cherſo) fand man neben der Kirche eine Art Nekropolis.

28. Conſervator Profeſſor *V. Berger* hat an die Central-Commiſſion berichtet, daſs ſich in der Kirche zu *Scheffau* bei *Salzburg* mehrere Reſte alter Verglaſungen finden und daſs dieſelben werth wären, in einem Fenſter unter entſprechender Gruppirung wieder zur bleibenden Aufſtellung gebracht zu werden. Die Central-Comiſſion hat ſich entſchloſſen, die Koſten der Reſtaurirung dieſer Glasgemälde aus ihren Mitteln zu decken und daher das Entſprechende durch den obgenannten Conſervator einleiten laſſen. Die einzelnen Glasgemälde werden in dem zweitheiligen Chor-Fenſter der Kirche in folgender Weiſe gruppirt: S. Rudolphus, St. Ulrich; Maria (halbes Bild der Verkündigung), St. Rupertus; St. Margaretha, St. Katharina; die Kreuzigung, Chriſtus am Oelberg; St. Peter. Die Glasmalerei dürfte noch in das 15. Jahrhundert gehören.

29. *(Ruine St. Paul im Wippacher-Thale.)* Oberhalb *Gojače* bei *Černica* im Wippacher Thale befindet ſich die Ruine von *St. Paul*. Sie liegt in einer Meereshöhe von 525 M. am Südabhange des Caven (ſo heißt der Südrand des Tarnowaner Plateaus). Die alten Mauerwerke ſtehen auf einer gewaltigen Felsmaſſe, die ſich über den umliegenden nicht beſonders ſteilen Abhang nach allen Seiten hin frei und im Süden und Oſten ſehr ſteil erhebt. Das Plateau iſt von Norden gegen Süden bei 250 M. lang und am ſüdlicheren Haupttheile 120 M., im nördlicheren ſchmaleren Theile aber nur 60—80 M. breit. Nahe am Oſtrande des nördlicheren Theiles ſtehen die vier Mauern einer kleinen jetzt aufgelaſſenen Capelle des heil. Paulus, die offenbar aus alten Steinen erbaut wurde, und wovon die ganze Felsmaſſe den jetzigen Namen erhalten hat. Der Rand des mit üppigem Graſe bedeckten Felſens iſt vielfach gebrochen und zerklüftet. An dieſem Rande ſieht man ringsherum faſt ununterbrochen eine 1·8 M. breite Mauer herumlaufen. Sie iſt ſtellenweiſe faſt bis an den Rand des Felſen abgebrochen, ſtellenweiſe aber noch 2—3 M. hoch. Die Steine derſelben ſind mittelmäßig groß, leicht übertragbar, ganz unbearbeitet, aber doch in Bezug auf ihre Zuſammenfügbarkeit forgfältig ausgeſucht und mittelſt cementartigen Mörtels mit einander verbunden. Außer der Ringmauer ſieht man eine ebenſo dicke Quermauer, die den ſüdlichen Theil vom nördlichen trennt.

An der Nordoſtſeite des kleineren Felſentheiles bemerkt man genau das Eingangsthor, da an dieſer Stelle der Rand des Felſens um mehr als 1 Meter ausgeſchnitten iſt. Die Thorbreite beträgt 3 M. und in den beiderſeitigen Naturpfoſten ſieht man ſenkrechte 0·3 M. breite Fugen, die offenbar zum Heben und Senken der hölzernen Thüre gedient haben. Außerhalb des Thores kann man ganz deutlich die Spuren der alten Straße gegen den Sattel zu und dann am öſtlichen Abhang quer abwärts gegen das Thal verfolgen. Die Radſpuren und Geleiſe in der Nähe des Thores ſind deutlich ſichtbar und haben eine Weite von 1·5 M. Außerdem ſind zwiſchen dem Geleiſe auch noch Stufen ausgehauen, da die Straße gegen das Thor zu ſehr ſteil hinaufging.

Auf der ganzen Oberfläche innerhalb der Ringmauern begegnet man ſtellenweiſe größeren oder kleineren Steinhaufen und insbeſondere einer erſtaunlichen Menge von mitunter noch ziemlich großen, aber dünnen Schieferplatten, die aus einer öſtlich von der Ruine gelegenen Schlucht herſtammen.

Das Wichtigſte, was man innerhalb der Ringmauern findet, ſind wohl die alten Graber. Sie liegen nebeneinander wenige Spannen unter der gegenwärtigen Erdoberfläche, im Halbkreiſe gegen Süden der Felsmaſſe zu und in der Nähe des obern Randes der kuppenförmigen Abdachung. Einige der Gräber liegen faſt zur Hälfte offen, und man ſieht ganz genau, daſs ſie mit Steinen umrandet und mit Schieferplatten zugedeckt waren. Von alten Objecten konnte in und in der Nähe der halb geöffneten Graber nichts entdeckt werden.

In der Nähe der Quermauer ſieht man deutliche Spuren von größeren Gebäuden und Mauerwerken. Im nördlichen Theile der Burg bemerkt man in der Nähe des Nordweſtrandes Ueberreſte von mehreren paralell laufenden nicht ſehr langen Mauern und zwiſchen ihnen gaſſenförmige Gänge. Das Ganze macht den Ein-

druck, als ob hier mehrere ſchmälere, hintereinander den ſanften Abhang hinaufziehende Gebäude geſtanden hätten.

Außerhalb der Ringmauer und am Fuße der Felsmaſſe, im Südoſten derſelben, ſteht ein viereckiger zwei Stockwerke hoher Thurm, aus kleinen unbehauenen und ebenfalls mit Mortel verbundenen Steinen aufgeführt. Trotzdem macht die ganze Bauart desſelben den Eindruck, als ob er einer ſpätern Zeit angehören würde. Wozu er gedient hat, das beweiſt uns das Waſſer, welches unter dem Felſen entſpringt, und am Boden des Thurmes durchfließend auf der Südſeite desſelben unter einer Wölbung hervorbricht. Der Thurm wurde alſo zum Schutze des Waſſers erbaut und dort, wo er an die Felswand angelehnt iſt, ſieht man noch deutlich Stufen in den Felſen eingehauen und ſchräg hinauf zur Umfaſſungsmauer führen.

Fig. 5. (Studenec.)

Die weite Entfernung dieſer Anſiedlung von der durch das Wippacher Thal führenden alten Straße, an welcher zur Zeit der Römerherrſchaft ſchon Anſiedlungen ſtanden, die Beſtattungsart der Todten, der Mangel an metallenen und irdenen Objecten ſcheinen darauf zu deuten, daſs die Anſiedelung von St. Paul aus vorrömiſcher Zeit ſtamme. Gewiſs iſt es, daſs ſchon in uralten Zeiten das Wippacher Thal den verſchiedenſten Völkern als Paſſage diente und daſs es alſo ſchon damals ein Gebot der Selbſterhaltung war, ſich möglichſt weit von der Hauptſtraße zu halten und jede Anlage wohl zu befeſtigen. Behauptet ja *Czörnig* in ſeinem neueſten Werke, daſs „die Veneter unzweifelhaft über die juliſchen Alpen, dort wo ſie am niedrigſten ſind, in Italien einwanderten. Wahrſcheinlich machten ſie im Wippacher Thale ihren erſten Halt und beſetzten dieſe Gegend bis zum nicht fernen Meeresgeſtade am Timavus.“ In hiſtoriſcher Zeit aber wohnten im ganzen Wippacher Thale bis zum Ocra (Birnbaumerwald) die illyriſchen, aber in ſpäterer Zeit ſtark mit Kelten verſetzten Karner.

Darnach hätte die Anſiedelung auf St. Paul den Karnern gehört und wir müßten ſie dann mit den bekannten prähiſtoriſchen und „gradišče“ oder „caſtellieri“ genannten Befeſtigungen Iſtriens vergleichen.

S. Rutar

30. Baron *Weber* hat in ſeinem Berichte über die *Huttendorfer* Kirche, davon ein Auszug in dieſem Bande S. 1 veröffentlicht wurde, auch der ehemaligen St. Johannes-Kirche in *Studenec* erwähnt, darüber hier dieſem Berichte entnommen einiges mitgetheilt werden ſoll. Die Kirche war ein Steinbau mit ähnlicher Grundriſsanlage wie Huttendorf, hölzernen Vorhallen, hölzerner Decke, Sanctus-Thürmchen und einen abgeſondert ſtehenden hölzernen Glockenthurm (Fig. 5). Die Glocken hatten Inſchriften, eine die Jahreszahl 1556, die andere 1590, die im Sanctus-Thurm 1582. Der Abſchluß dieſes Thürmchens gehört der Zopfzeit an. Die Sacriſtei war gewölbt.

31. Von Seite eines Fachmannes kam in neueſter Zeit ein Elaborat über *Archivs-Angelegenheiten* in *Tyrol* zur Vorlage an die k. k. Central-Commiſſion, aus dem wir nachſtehend einzelne Stellen im Würdigung der Bedeutung derſelben veröffentlichen. Tyrol beſitzt bekanntlich eine ſehr große Zahl verhältnismäßig alter Archive; die Pflege, welche dieſelben genießen, ſteht leider in keinem Verhältnis dazu. Unter Leitung wiſſenſchaftlich geſchulter Männer ſteht nur ein einziges derſelben: das k. k. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck, dem der hochverdiente Dr. *v. Schönherr* vorſteht. Als zweite Kategorie ſind jene Archive anzuführen, welche als Adnexe von Regiſtraturen der Obhut beſtimmter Beamter unterſtellt ſind. Dahin gehören die Archive der vornehmſten geiſtlichen Corporationen, der beiden Landesbisthümer und deren Capitel, ſowie der größeren Klöſter, bei welchen die Beſtellung eines Archivars in erſter Linie mit der alt herkömmlichen Verfaſſung, in zweiter mit dem practiſchen Bedürfnis zuſammenhängt. Vom Archiv des „Reichs-Fürſtenthums“ Brixen z. B. kam bei der Säculariſirung ein großer Theil an den Staat, bedeutende Beſtände blieben aber noch in der biſchöflichen Reſidenz zurück, nämlich: der Ueberreſt des ſogenannten Hof-Archives mit Originalen vom 9. Jahrhundert an; außerdem exiſtiren da neben dem eigentlichen Conſiſtorial-Archiv mit neueren Acten, das alte Cameral-, Gerichts- und Lehens-Archiv.

Von weltlichen Archiven gehören in die gleiche Kategorie das der Landſchaft, die der größeren Städte und einzelner hervorragender Familien, endlich die der k. k. Behörden, namentlich die Gerichts-Archive, bei denen dem Kanzliſten oder Diurniſten die Aufſicht und Inſtandhaltung übertragen iſt, von welchen Perſönlichkeiten alſo die Ordnung abhängt, ja vielfach auch inwieweit die Beſtände überhaupt erhalten bleiben und nicht der Scartirung und andern Zufallen preisgegeben werden.

Sie bilden damit ſchon den Uebergang zur großen Zahl von Archiven, die jeder Obhut und Beaufſichtigung entbehren. In dieſe zahlreichſte Claſſe fallen die meiſten Pfarr-, Gemeinde-, Privat- (adeligen oder andern älteren Familien gehörige) Archive, welche zumeiſt ein wahrhaft idylliſches Stillleben führen, weder vom Beſitzer noch ſonſt von wem gekannt und beachtet, wiſſenſchaftlicher Benutzung ſo gut wie ganz entzogen ſind. Nur eine Art der beiden letztern Archivs-

Kategorien wurde einer fachmännischen Erforschung unterzogen: Archivar *R. v. Schönherr* hat bekanntlich im Auftrag der k. k. Central-Commission die Archive der Gerichte und größern Städte bereist. Das Resultat war ein überaus befriedigendes sowohl der Forschung nach, wie auch betreffs der erhaltenen Urkunden und Acten, als endlich deren Alters und Werthes für die Landes-, Rechts- und Cultur-Geschichte nach

Günstigere Verhältnisse bestehen für die Archive der Pfarren und Gemeinden. Sie haften am Boden. Lösten sich auch einzelne Theile von denselben ab, so blieben die alten Briefe und Rechtstitel meist der Mutteranstalt; die adeligen Geschlechter pflanzten sich lange fort, besaßen ein weitgehendes Erbrecht, nur in seltenen Fällen trat wegen Erblosigkeit Heimfall an den Fiscus ein. So konnten sich leicht Archivfonds bilden. Der Einfluss italienischer Bauweise mit dem Vorwiegen von Steinmauern und der Verwendung der Gewölbe, verhältnismäßig geordnete und feste Regierung, welche das Faustrecht in feste Gränzen zu bannen wusste in früherer Zeit, die günstige geographische Lage, welche später das Land nur selten den Schauern und Unbilden des Krieges aussetzte, war der Erhaltung dieser Archiv-Bestände sehr günstig, die von vornherein reicher als in anderen Provinzen sein mußten, da ein Theil des Landes (etwa im Umfang der jetzigen Diöcese Trient) unter directem Einfluss des romanischen Rechtes das Notariats-Institut beibehielt, bei den angränzenden Theilen der Provinz die Sitte alle Rechtsgeschäfte in gerichtlich beweiskräftiger Schrift abzufassen, nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Nur ein Paar Belege, wie sie gerade in die Feder kommen, seien dafür angeführt. Die Urkunden des Pfarr-Archives zu Telfs (Ober-Innthal) beginnen mit einem Original des Bischofs Gebhard von Brixen vom Jahre 1113; die kleine Gemeinde Kematen (Ober-Innthal) besitzt Originale von Ludwig dem Brandenburger an; im Schloss-Archiv zu Kasten (Vinstgau) beginnen die Urkunden mit dem Jahre 1264; bis zum Jahre 1497 zählt man deren mehr als 200, meist Originale; noch älter und reicher ist das Archiv des nahegelegenen Schlosses Dornsberg.

Doch Gefahr und Untergang lauert jetzt diesen Monumenten von allen Seiten: Ignoranz der Besitzer — auch von Leuten, welche sich zu den Gebildeten zählen — die keine Ahnung haben von den Schätzen die ihnen anvertraut oder zu eigen sind, Apathie gegen alles was nicht in die Sphäre des täglichen Lebens fällt, also Gleichgültigkeit, wenn solches „Gerümpel" dem Untergang anheimfällt, Bereitwilligkeit dasselbe gegen wahren Judaslohn zu verschachern. Welche Gefahr soll man als die größere bezeichnen, die Sorglosigkeit in der Aufbewahrung oder die enorm zunehmende Thätigkeit der Antiquitäten-Händler? Der erleichterte Verkehr, der zunehmende Touristenstrom bringt zuerst diese gefährlichen Speculanten; meist erst auf ihren Pfaden folgt dann der ernste Forscher, der nur zu oft blos mehr constatiren kann, dass werthvolle Monumente vorhanden waren.

Um welche Schätze ist Tyrol auf solche Weise schon gekommen! Man wird versucht auf die Erwerbungs-Ausweise des „Germanischen Museums" hinzuweisen, und doch muß man sich auf das höchste glücklich preisen, wenn nur überhaupt eine wissenschaftliche Anstalt, wie jenes Nürnberger Institut, diese Schätze erwirbt. Was soll man aber sagen, wenn Adelsgeschlechter Suiten der ältesten Familien-Privilegien verkauften, z. B. weil sie in den Schlössern keinen Platz zur Aufbewahrung finden. Das trifft vorzugsweise Pergament-Urkunden. Dafür sind Papieracten viel mehr der Gefahr der Scartirung unterworfen.

Es sei gestattet ein Beispiel auch dafür anzuführen. Taufers im Pusterthal besitzt eine gothische, zu Anfang des 16. Jahrhunderts in kräftigen schönen Verhältnissen erbaute Pfarrkirche. Eine bei der letzten Restaurirung in den Sechzigerjahren erneuerte Inschrift meldet, dass Valentin Winkler, Steinmetz zu Pfalzen (bei Bruneck) den Bau geleitet und im Jahre 1527 vollendet habe. In einem alten Widdum zwei Stunden thaleinwärts befand sich ein gothisches Getäfel — leider auch schon verkauft — dessen Spruchband die Jahrzahl 1488 trägt, während eine Thürfüllung „Meister Valtein" als den Verfertiger nennt. Wahrscheinlich ist das doch der gleiche Mann und es wäre der Mühe werth dem näher nachzugehen. Die Baurechnungen der Tauferer Pfarrkirche existirten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo sie der Brixnerische Capitelnotar J. Val. Niederwäger in seiner handschriftlichen Geschichte von Taufers wiederholt citirt; heute sind sie weder im Tauferer Pfarr-Archiv noch im Archiv des Patrons des Brixner Domcapitels vorhanden. Gerade die Kunstgeschichte ist es auch, welche in den an Künstlern und Kunstwerken so reichen tyroler Land durch solche Verluste Tag für Tag die größte Einbuße erleidet oder doch damit bedroht ist.

32. Laut Mittheilung der k. k. Statthalterei in *Innsbruck* wurde bei dem Umstande, als der in neuester Zeit zum Kaufe ausgebotene Bruchtheil des gräflich Spauer'schen Familien-Archivs ein reiches Materiale zur Geschichte dieses gräflichen Hauses, eines der ältesten Geschlechter Tyrols, enthält, derselbe für das k. k. Statthalterei-Archiv in Innsbruck angekauft und bildet nun eine sehr erwünschte Bereicherung dieses Archivs, das bereits viele Documente dieses Hauses angesammelt hat.

33. Conservator Reg.-Rath *Dudik* berichtete über die unlängst erfolgten Verkaufe von Archivalien aus *Bisenz* und *Oslavan* und gab wenigstens die beruhigende Versicherung, dass dadurch der wissenschaftlichen Forschung kein unverwerthetes oder sonst wichtiges Material entzogen wurde. Zumeist wurden aus Oslavan Wirthschafts-Acten und Registratur-Gegenstände verkauft, wie sie sich bei größeren Wirthschaften anhäufen und des Raummangels wegen beseitigt werden müssen. Auch befinden sich die ehemals dort aufbewahrt gewesenen 155 Pergament-Urkunden der ehemaligen Nonnen-Abtei im mährischen Landes-Archiv, wie auch die mährische Landtafel alle dortigen Urkunden, die geschichtlich wichtig sind, verzeichnet enthält. Anbelangend das Archiv von Bisenz, welches bereits 1842 wissenschaftlich durchforscht wurde, befindet sich davon alles Brauchbare ebenfalls im mährischen Landes-Archive.

34. Das in Fig. 6 abgebildete Siegel bezieht sich auf die Domkirche am *Krakauer Wawel* und fällt in das

Jahr 1247. Es iſt beſonders wichtig, weil die im Bildfelde befindliche Architektur einen einigermaßen verläſslichen Hinweis auf die Geſtaltung des alten romaniſchen Domes enthält, der ſich uns daſelbſt als ein mächtiger Bau mit Abſidialſchluß und hohem Thurme links darſtellt. Eine Oſterfahne ragt über den Bau, und zu oberſt im Bildfelde erſcheint ein ſechsſtrahliger Stern. Vor dem Baue iſt ein fließendes Waſſer angedeutet. Das Siegel hat die in älterer Zeit beliebte und überaus zierliche Ovalform und enthält im Randbande

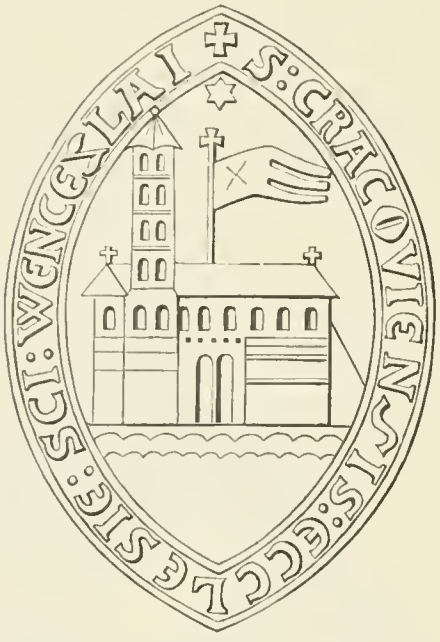


Fig. 6. (Krakau.)

folgende Inſchrift: † s : cracoviensis : ecclesie : sci : wenzeslai (Höhe (?) Breite (?)). Fig. 7 zeigt das Siegel der Stadt Caſimir, ehemals Dorf Bawol, das König Caſimir 1347 zur Stadt erhob und der er ſeinen Namen gab. Im gegitterten Bildfelde erſcheint ein gekrönter bartloſer Kopf, die Legende am Rande des runden Siegels lautet: † secreta civivm de kasimiria, Fig. 8,

Fig. 7. (Krakau.)

veranſchaulicht das kleine Stadtſiegel von Krakau (1329). Das Siegel iſt rund ((?) Cm. Durchmeſſer) und führt am Siegelrande innerhalb zweier Perlenlinien folgende Legende: S. minvs . civita-tis . cracovie. Im Siegelfelde ein aufrecht ſtehender Ritter, oben und unten den Schriftrand unterbrechend. Die Figur ſteht auf gegittertem Boden, iſt in Panzer gehüllt, darüber der lang herabreichende Waffenrock ohne Aermel, in der rechten die Lanze mit einem kleinen Fähnlein, mit der linken Hand hält ſie den Griff des mächtigen Schwertes, das um die Mitte gegürtet iſt und am Arme den Schild mit dem Kreuze, der Kopf iſt ſchon ſehr beſchädigt, läſst jedoch auf einen Helm ſchließen, großer Scheibennimbus. Rechts im Bildfelde neben der Figur ein einköpfiger Adler, der in der Leibhöhe der Figur faſt auf der Lanzenſtange aufliegt. Links eine Krone. Die Worte: s. wence-slavs nahe dem Schriftrande innen geben Aufklärung über die Bedeutung dieſer Figur.

Fig. 8. (Krakau.)

Wir kommen nun noch zu einem vierten Siegel, Fig. 9, ebenfalls der Stadt Krakau angehörig. Die Umſchrift lautet: † seonsvlvm et comvnitatis civitatis cracovie, ſie iſt innerhalb zweier Perlenlinien angebracht. Das Bildfeld iſt reich ausgeſtattet. Wir ſehen einen Quaderbau mit rundbogiger Pforte in der Mitte, darin eine knieende Figur gegen links; beiderſeits je ein rundbogiges Fenſter; darüber in der Mitte ein Quaderthurm mit kräftigen Steinfugen und mit einem

Fig. 9. (Krakau.)

eben ſolchen Fenſter; über dem Thurm ſchwebt ein Schild mit dem einköpfigen Adler; beiderſeits auf Quaderunterbauten, die ſich aus der Mauer erheben, je eine Figur, ein Biſchof; dabei: s. ſtanislaw, ein Ritter: dabei s wencesla, an den beiden Seiten je ein gekrönter Schild, darin ſenkrecht geſpalten ein halber Löwe und halber Adler; ober jedem Schilde ein ſechsſtrahliger Stern. Das Siegel ſtammt aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

35. Im Nachfolgenden veröffentlichen wir einen fehr wichtigen Erlafs der k. k. Statthalterei in *Grätz* vom 12. Marz d. J., in welchem diefelbe, den Aufgaben der k. k. Central-Commiffion Rechnung tragend und über deren Erfuchen, die politifchen Unterbehörden auf die Aufgaben diefer Inftitution aufmerkfam macht: „Laut Zufchrift der k. k. Central-Commiffion für Kunft- und hiftorifche Denkmale in Wien vom 27. Februar l. J., Z. 58 cc., kommen trotz des fchon 30jährigen Beftandes diefer kaiferlichen Inftitution leider noch immer Falle vor, wo feitens der Behörden der Beruf und die Aufgabe derfelben überfehen und verkannt wird, und infolge deffen gar nicht felten Aenderungen an öffentlichen Gebäuden, die fich als Denkmale einer kunftfinnigen Vergangenheit repräfentiren, in Angriff genommen werden, ohne die Organe der Central-Commiffion, wie es im Geifte von §. 15 ihres Allerhöchft genehmigten Statutes (R. G. Bl. Nr. 131 ex 1873), fowie der §§. 7, 18, 22 und 32 der minifteriell genehmigten Inftruction der Organe der Central-Commiffion zu gefchehen hätte, rechtzeitig davon in Kenntnis zu fetzen, damit diefelben ihrer berufsmäßigen Obliegenheit in diefer Richtung nachzukommen im Stande feien. In Erwägung diefer für eine gedeihliche Entfaltung der central-commiffionellen Wirkfamkeit bedauerlichen Verhältniffe werden die politifchen Unterbehörden beauftragt, in geeigneter Weife dahin zu wirken, dafs das große Publicum, ganz befonders aber die Behörden aller Kategorien, von Zeit zu Zeit auf den Beftand, den Beruf und die Wirkfamkeit diefer Central-Commiffion aufmerkfam gemacht werden."

36. Confervator Dr. *Wankel* hat über die neueften Funde in *Olmüz* ausführlich berichtet. Daraus ift nachftehendes zu entnehmen. Im Monate December v. J. wurde derfelbe von dem Baumeifter des Poftgebäudes in *Olmüz* eingeladen, die fchwarze Culturfchichte auf der Sohle des bereits ausgegrabenen Kellerraumes des Poftgebäudes in Augenfchein zu nehmen, wo beim Herausheben des Erdreiches viele Scherben und an einer Stelle vier aufrecht ftehende Steinplatten mit einer darunter liegenden Steinplatte gefunden worden find. Die Steinplatte war künftlich zugehauen, darauf lag eine große Menge Afche und unmittelbar unter und neben derfelben große Mengen Thierknochen mit Scherben vermifcht. Die Thierknochen gehörten größtentheils jungen Pferden, Schweinen, Hirfchen und Schafen an, einige waren angebrannt, viele der Röhrenknochen der Länge nach gefpalten. Die Scherben rührten von mit freier Hand gefertigten Gefäßen her, waren aus rohem fchwärzlichen Lehm gemacht, eine Scherbe gehörte zu einer einhenklichen Schale mit Graphit-Ueberzug; einen Meter von diefer Platte entfernt lag in derfelben Schichte ein 24 Cm. langer, 5 Cm. dicker Hammer aus Hirfchhorn mit rundem Stielloche in der Mitte; daneben lagen mehrere Stücke gebrannten Wandbewurfes, welcher fich unter der bereits aufgebauten Kellermauer fortzufetzen fchien. Später wurden bei weiterem Planiren des Kellerraumes noch ein ziemlich ganzes einhenkliges bauchiges, mit hohen Halfe verfehenes, 13 Cm. hohes Gefaß, ebenfalls aus freier Hand gearbeitet, eine bearbeitete Geweihzinke vom Hirfchen, ein flacher Thonwirtel und mehrere primitiv ornamentirte Scherben aufgefunden.

Es fcheint, dafs an diefer Stelle eine prähiftorifche Herdftelle gelegen war, denn dafür fprechen nicht nur die große Menge Afche, die große Menge Scherben und Thierknochen, fondern auch die aufgerichteten Steinplatten. Auch geben die Fundverhältniffe die Vermuthung, dafs hier eine feffe Anfiedlung gewefen fein mag, dafür fprechen die vielen Stücke des Wandbewurfes und die humusreiche Erdfchichte, die fich ungefähr 3 M. unter der Oberfläche befindet; unter diefer Schichte lag fandiger Lehm.

Ein anderer Fund wurde im Inneren des zum Umbau beftimmten Dom-Tractes gemacht, der jedoch zu fpät zur Kenntnis des Confervators gelangte; es wurde nämlich in $1^1/_2$ M. Tiefe im Schiffe der Kirche ein Grab aufgefchloffen, die Knochen fammt der Schuttmaffe, in welcher diefelben lagen, weggeführt. Doch gelang es noch einige Stücke zu retten und zwar einen $^1/_2$ Kilo fchweren Flügel aus Meffing von 22 Cm. Länge und 6 Cm. größter Breite mit zwei Zapfen zum Befeftigen an einen Gegenftand, er fcheint als Zierde eines Helmes gedient zu haben; ferner fchöne Sporne, zwei aus ebenfolcher Zinkbronze mit großen gravirten Rädern von Rofettenform, zwei kurze fchmale lederne Bänder mit länglichen viereckigen Meffingblechen befetzt, alles fchön patinirt, mehrere unkenntliche Lederfcheiben, ein zerbrochenes Eifenmeffer und bandartiges Eifenblech, nebft mehreren Eifennägeln, die noch Spuren von zerfetztem Holz an fich tragen und eine Meffingfchnalle, von der eine ähnliche noch an einem der Sporne befeftiget war. Die Bänder mögen ebenfalls zum Befeftigen der Sporne gedient haben, die Nägel dürften Sargnägel gewefen fein. Die Arbeiter beharrten bei der Ausfage, nichts mehr gefunden zu haben. Dafs ein Skelett hier gelegen ift, beweift noch der Reft eines menfchlichen Bruftbeines. Den Objecten nach fcheint das Grab aus dem 14—15. Jahrhundert unferer Zeit zu ftammen.

Ein weiterer Fund ift vor ungefähr 3 Wochen gemacht worden und zwar in der Schuttmaffe, welche die Zwifchenräume der Grundmauern ausfüllte; es ift ein elfenbeinernes fechseckig zugefchnittenes glattes Heft zu einem Krumftabe von ungefähr 13—14 Cm. Länge, mit einem Stielloche unten $2^1/_2$ Cm. dick, oben ftark nach abwärts gekrümmt und in einen kleinen fauber gefchnittenen Löwenkopf endend, der im Rachen eine Kugel trägt. Wie diefer Krummftab in die Schuttmaffe, in welcher er eingemauert war, gekommen ift, bleibt ein Räthfel, er wurde dem fürfterzbifchöflichen Diocefan-Mufeum einverleibt.

Einige Tage vor diefem Funde wurden im Hofe des Kreuzganges am Dome, beim Nachforfchen nach den Grundmauern der ehemaligen Burg in $1^1/_2$ M. Tiefe Menfchenknochen und Thierknochen gefunden, über deren Lagerungsverhaltniffe nichts genaues bekannt wurde. Bei Unterfuchung der Knochen fanden fich zwei Menfchenfchädel ohne Unterkiefer mit mesocephalem Charakter und zwei Metatarfusknochen vom Pferd, die als Schlittfchuhe benutzt worden waren. Solche Schlittfchuhknochen wurden fowohl in der Umgebung des Domes, als auch in der Nähe von Olmuz zahlreich aufgefunden, insbefonders reich daran war der Pfahlbau bei Nakel. Die Thierknochen gehörten dem Pferd, Schwein und Hirfch an. Wie tief diefe Knochen lagen, ob unter oder oberhalb der Menfchen

knochen konnte man nicht erfahren, nach der Beſchaffenheit der Schädel ſcheinen ſie viel älter zu ſein und dürften in jene früher erwähnte Culturſchichte gehören.

37. Correſpondent *Baron Ritter* ſendete im December v. J. an die Central-Commiſſion ein Fläſchchen, das einem römiſchen Grabe bei *Aquileja* kurz vorher entnommen worden war, mit dem Erſuchen, deſſen harten Inhalt fachmänniſch unterſuchen zu laſſen. Reg.-Rath Profeſſor *Bauer* hatte die beſondere Gefälligkeit, ſich über hierortiges Erſuchen dieſer Aufgabe zu unterziehen und unterm 20. Februar folgendes berichtet:

Die Hauptmaſſe des Inhaltes iſt weiß und hat das Anſehen eines durch irgend welche Urſache feſtgekitteten Pulvers. Stellenweiſe gewahrt man jedoch an der Oberfläche auch eine an der Außenſeite des Fläſchchens haftende Thon- oder Lehmſchicht. Außerdem beobachtet man an der Decke des Fläſchcheninhaltes farbloſe fehr feine Pilze, die nach einer vom Profeſſor Dr. *Fr. v. Höhnel* vorgenommenen mikroſkopiſchen Unterſuchung aus farbloſen ſehr feinen, anſcheinend recenten Pilzfaden ohne Fructificationsorgane beſtehen, daher unbeſtimmbar ſind. Hie und da ſind dieſe Pilze kugelig angeſchwollen und treten die Blaſen auch zu Gruppen von 6—10 zuſammen, was darauf hindeutet, daſs ſich die Pilzfäden im Inneren einer Flüſſigkeit und nicht an deren Oberfläche entwickelt haben.

Der feſte Inhalt des Fläſchchens wurde mittelſt eines Stahlmeißels herausgebrochen und ließ ſich leicht zu einem kreideweißen Pulver reiben. Selbes erwies ſich bei der chemiſchen Unterſuchung als auffallend reinen kohlenſauren Kalk, in welchem, durch die qualitative Analyſe einer nahezu 1 Grm. betragenden Menge, weder Magneſia- noch Phosphor-Säure nachgewieſen werden konnte. Eine kleine Menge Kieſelſaure, dann Eiſen-Oxyd und Thonerde iſt zum Theil auf Rechnung des beigemengten Thones zu ſetzen. Die Reſultate einer quantitativen Analyſe ergeben, daſs 100 Theile dieſer Maſſe enthalten:

Kohlenſäure	42·69
Calciumoxyd	54·37
Eiſenoxyd und Thonerde	0·36
Organiſche Subſtanz	0·24
In Löſung gegangene Kieſelſäure	0·20
Thon und Sand	1·93
	99·96

Die erwähnte Menge von Kohlenſaure fordert zur Bildung des neutralen kohlenſauren Kalkes 54·33 Theile Calciumoxyd, ſo daſs die gefundene Menge dieſer Baſis mit der für die vorhandene Kohlenſäure theoretiſch berechneten ſehr nahe übereinſtimmt. Das Pulver des Fläſchcheninhaltes läſst unter dem Mikroſkop (unter Glycerin) ein Aggegrat von Krystallfragmenten erkennen, wie ſie auch das Pulver von Marmor zeigt. Die Reinheit des unterſuchten kohlenſauren Kalkes iſt in der That bemerkenswerth. Derſelbe enthält beiſpielsweiſe weniger fremde Stoffe als eine Sorte carrariſchen Marmors beſter Qualität, deren Analyſe man zum Vergleichen benützt hat. Welchen Urſprunges der unterſuchte Korper ſein mag, läſst ſich nicht entſcheiden, doch darf jedenfalls angenommen werden, daſs derſelbe urſprünglich als Pulver im Fläſchchen enthalten war. Es iſt möglich, daſs man es mit dem Pulver von Kalkſpath-Krystallen oder Marmor zu thun hat, aber auch möglich, daſs der Kalk als gebrannter oder gelöſchter Kalk in das Fläſchchen gebracht wurde, und im Laufe der Jahrhunderte ganz und gar im kohlenſauren Kalk überging, wie dies bei alten Mörteln beobachtet werden kann.

38. Conſervator *Glavinich* machte die Mittheilung, daſs im verfloſſenen Herbſte die Arbeiten auf der Staatsbahnſtrecke *Siveric-Knin* in Angriff genommen wurden. Bei dem Umſtande, als die Bahn die Ortſchaft *Teplice* durchſchneidet, war man ſicher, daſs bei den Erdbewegungen ſich archäologiſche Funde ergeben werden. Conſervator *Glavinich* bereiſte wiederholt die Bauſtrecke und conſtatirte folgende Funde: ein Stück Säulentrommel, einen aufrechtſtehenden Stein mit in Relief ausgemeiſelten Vexillum (?), wovon gegenwärtig nur die Quaſte und Stange erkennbar (vielleicht auch nur die Darſtellung eines Schwertes), ein vollſtändiges Grab mit gemauerten Wänden. Am Kopf- und Fußende eine Steinplatte mit Inſchriftreſten. Im Grabe ein menſchliches ſehr morſches Skelet mit dem Kopfe an der Oſtſeite. Die Inſchrift der Kopfſeite lautet: Semproni(a)e Apulei(a)e, qu(a)e vixit mecum (annos) XXII. Aur(elius)...ticius (maritus) b(ene) m(erenti) (poſuit). Die Inſchrift an der äußeren Fußſeite lautet; m(onumentum) h(eredes) n(on) s(equetur). Ferner vier römiſche und zwei venetianiſche Münzen, eine Thonlampe, eine Fibula und das Bruchſtück einer Inſchrift. Alle dieſe Funde ſind für das *Muſeum S. Donato in Zara* beſtimmt.

39. Laut Mittheilung des Conſervators *Baron Hauſer* iſt in der Ruine *Glanegg* ein Römerſtein gefunden worden, und zwar fand ſich derſelbe in der Mauer als Werkſtück verwendet. *Baron Hauſer* deutet dieſen Fund als Beweis, daſs die Römerſtraße nicht im Thale, ſondern über den Höhenrücken gegangen iſt. Die Inſchrift lautet: unt) e(t) Pri migenivs et Ba nona Secun|di vivi s(ibi) f(ecer TertivsPrimi | genio f(ilio) car(issimo) a(nnorum) XXV. Es ſcheint nothwendig zu bemerken, daſs der Stein nicht als nahe dem urſprünglichen Orte ſeiner Beſtimmung geweſen gefunden wurde.

40. Die Central-Commiſſion hatte aus Anlaſs des höchſt unliebſamen Vorfalles, daſs die *Würmlacher* Felſeninſchrift aus der Steinwand entfernt wurde, um nach ſo mancherlei Schickſalen in das Klagenfurter Muſeum zu gelangen, beſchloſſen, zum Schutze der übrigen derartigen Schriftdenkmale Maßregeln zu ergreifen. Vor allem ſchien es nothwendig, die Exiſtenz dieſer Denkmale zu conſtatiren und wurden zu dieſem Behufe die Conſervatoren in den Alpenländern eingeladen, über deren Vorkommen Nachricht zu geben. Baron *Hauſer* in Klagenfurt hat nun in neueſter Zeit berichtet, daſs ſich in Kärnten folgende Felsinſchriften noch finden: eine römiſche Inſchrift an der alten Straße über die Plöckenalpe eine römiſch-etruskiſche Felsinſchrift am Spitzelofen im Lavantthale und die Felſeninſchriften am Frauenwandel im Maltathale. Von minderem Belange ſind die Felſeninſchriften im Steinbruch zu Tentſchach und in der Hundskirche bei Paternion. Bezüglich der erſteren drei wird die Central-

Commiſſion vor allem eine verläſsliche Abformung veranlaſſen, da dieſelben bisher nur flüchtig beſichtigt und copirt worden ſind.

Auch Conſervator *Deſchmann* hat über ſolche Steininſchriften in *Krain* berichtet. Daſelbſt findet ſich eine bei *Rozance* im Bezirke Tſchernembl, die ſich auf den Mithrasdienſt bezieht, eine zunächſt des Schloſſes Sonnegg, eine dritte mit räthſelhaften Zeichen am Fahrwege von Veldes in die Wochein bei Oberun.

Aus demſelben Anlaſſe berichtete Conſervator *Jenny*, daſs man bisher etruskiſche Felſen-Inſchriften im *Vorarlberg*'ſchen nicht aufgefunden hat. Erſt am ſüdlichen Fuße der Bündner Alpen begegnet man wieder einer ſolchen im Glimmerſchiefer. Auch Conſervator *Orgler* hat berichtet, daſs ſich in ſeinem Bezirke keine ſolche Inſchrift vorfindet.

41. Zu *Unter-Eggendorf* in Nieder-Oeſterreich wurde bei der Neuanlage eines Weingartens in der Tiefe von 6 Decimeter das Gerippe eines größeren Kindes gefunden Dabei lagen drei Thongefaße (Fig. 10, 11, 12.)

42. *(Neue römiſche Funde in Wien.)* Der Umriſs des römiſchen Wien iſt noch heute auf jedem Plane der inneren Stadt erkennbar. Aus der Menge der kurzen meiſt gekrümmten Straßen und Gaſſen hebt er

Fig. 10, 11, 12. (Unter-Eggendorf.)

ſich in ruhiger Klarheit hervor, von langen, faſt gerade verlaufenden Linien gebildet, welche durch den Salzgries und Franz-Joſeph-Quai, die Rothenthurmſtraße, den Graben mit ſeiner Fortſetzung der Naglergaſſe, und den Tiefen Graben bezeichnet ſind. Alle bedeutenderen Verkehrswege der inneren Stadt, von welcher Seite ſie kommen mögen, zielen auf dieſen älteſten Stadttheil, mit einziger Ausnahme der Herrengaſſe und Auguſtinerſtraße, die auch wieder nur Reſte eines römiſchen Weges ſind, welcher ſchon in alter Zeit das Standlager bei Seite ließ. Die vielen baulichen Veränderungen im 13., 16. und 19. Jahrhunderte haben jenen Contour nicht zu verwiſchen vermocht. Er wird auch in Zukunft erhalten bleiben. Nach drei Seiten hin ſichern ihn die Steilränder des Plateau, auf dem ſich Vindobona erhob; im Süden aber, wo dieſes in den übrigen Stadtboden faſt eben verläuft, iſt die Conſervirung der Linie, in welcher ſich die Rückſeite der Lagerſtadt erſtreckte, durch die definitive Ausgeſtaltung des „Graben" verbürgt.

Auf ihre öſtliche Umfangsmauer hier zurückzukommen, veranlaſst mich eine Aufgrabung, die man beim Neubaue in der Jaſomirgottgaſſe (Nr. 3) Ende Februar und im Laufe März dieſes Jahres gemacht hat, und welche zu den wichtigeren unter den in Wien an ſich ſpärlichen Funden gehört, die ſeit einer längeren Reihe von Jahren vorgekommen ſind. Man ſtieß in der Tiefe von etwa 2 M. auf *drei* parallel zu einander laufende *römiſche Mauern*, die in der Richtung vom Graben gegen die Brandſtätte zogen. Die äußere ſtand von der Rückſeite des neuen Rothberger'ſchen Hauſes (Jaſomirgottgaſſe Nr. 1) 6·2 M. ab und war nach einem Zwiſchenraume von 9 M. von der mittleren Mauer begleitet; nach einem kleineren Zwiſchenraume von 1·85 M. kam man auf die innerſte und ſtärkſte der drei Mauern. Letztere maß 2 M. Breite, während die beiden anderen nur bei 1 M. ſtark gefunden wurden; gegen unten waren ſie alle noch überdies verſtärkt, man nimmt dies wahr, obwohl man auf den urſprünglichen Boden noch nicht gekommen iſt. Auch die Conſtruction iſt bei allen dieſelbe: Mauerguß von überaus feſtem kalkreichen Mörtel, an welchem die Werkzeuge der Arbeiter ſtumpf wurden, mit reichlich eingemengtem Schotter, Bruchſtücken von ſchönem grauen ſchieferartigen Geſteine und Ziegelbrocken bis 4 Cm. Länge. Herr Profeſſor *Alois Hauſer*, der Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, ſchreibt mir als Ergebnis einer Prüfung des Mauerwerkes, daſs es ſich hier unzweifelhaft um *römiſche* Reſte handle, die ſogar größere Solidität und Feſtigkeit des Bindemittels zeigen als unter anderem die Mauern im Lager von Carnuntum; da man es nur mit Gußwerk zu thun habe, ſei jedenfalls an eine beträchtliche Stärke der Mauern zu denken, was wohl für eine Beſtimmung derſelben als Umfaſſungsmauer des Lagers ſpreche. Ich muß übrigens bemerken, fügt Profeſſor *Hauſer* bei, daſs ich nur mehr zwei Mauerreſte ſah, der dritte (mittlere) war bereits abgebrochen (6. März).

Es ſcheint, daſs man ſie in früherer Zeit bei Fundamentgrabungen zerſtört, und nur ſo viel unberührt gelaſſen hat, als etwa der Hofraum der verſchiedenen an dieſer Stelle aufgeführten Gebäude an Breite einnahm. Die aufgedeckten Reſte zeigten ſich noch 1·5 M. hoch und 4—20 M. lang. Die mittlere war am meiſten beſchädigt, die äußere dagegen war bis zur Jaſomirgottgaſſe erhalten. Theilweiſe waren ſie auch mit in neuerer Zeit angefügten Ziegelmauern beſäumt, welche als Widerlager für Kellergewölbe dienten. Die Zwiſchenräume zeigten ſich verſchüttet, zwiſchen der innerſten und mittleren Mauer mit Erde, zwiſchen dieſer und der äußeren mit Schutt, der reichlich mit Aſche durchſetzt war. In ihm fand man mehrere Bruchſtücke von römiſchen Leiſtenziegeln ohne Stempel und

— eine Figur oder Büſte aus Bronze, welche, von Lehm umgeben, unkenntlich war und daher durch die Haue eines Arbeiters zerſchlagen wurde. Der Rumpf, in den Schutt zurückfallend, blieb trotz eifrigen Suchens leider verloren, der Kopf (4 Cm. hoch) wurde gerettet. Die Geſichtszüge ſind verwiſcht und durch mehlige Patina verdeckt; ſo viel man erkennen kann, ſcheint ſie eine Kaiſerin des 3. Jahrhunderts mit dem charakteriſtiſchen Haarſchmucke jener Zeit dargeſtellt zu haben. Tiefer im Schutte, drei Meter unter dem Steinpflaſter der Jaſomirgottgaſſe, kam man auf zwei nebeneinandergelegte Ziegel von 29 Cm. im Quadrat mit dem Stempel der X. Legion (LEG·X·G·P·F·V) in vertiefter Umrahmung, welche die Geſtalt einer Fußſohle hat; über ihnen fand ſich eine Lehmſchichte, ſo regelmäßig geformt, als ob hier ein Canal, der mit Lehm ausgefüllt worden und mit jenen Ziegeln gepflaſtert geweſen, durchgelaufen wäre. Späterhin ſtieß man ebenda vier Meter tief auf mehrere Ziegel mit demſelben Stempel, dann auch auf Ziegel der XIII. Legion, von 26—28 Cm. im Quadrat und 7 Cm. Dicke. Eine größere Anzahl der Letzteren, etwa 40 Stück, meiſt von gleicher Größe, fand man innerhalb der Hauptmauer. Zwei Exemplare zeigten den Stempel LEG· XIII·GE·CA, ſechs denſelben Stempel, nur daſs die letzten Zeichen am Ende CA^{N} geſchrieben ſind; andere

Fig. 13. (Wien.)

Stempel lauteten nach Herrn Dr. von *Domaszewski's* Leſung: LEG·XIII·GEM, LEG ·XIII GE·PC·, LEG·XIII ·GE·PR, LEG·XIII·SA (dieſer auch auf einer Platte von 40 zu 28 Cm.), LEG· XIII·GE·ZE und Z....IMI, LEG·XIII·GE·VII; (alle dieſe Stempel zeigten ſich ſchon in der Kramergaſſe im Jahre 1843.) Ferner traf man auch hier den gleichfalls aus Wiener Funden ſchon bekannten Doppelſtempel LEG·XIII· GEM | CAM·SEC auf einer Platte von 40 zu 28 Cm. Auf allen dieſen Ziegeln iſt die Umrahmung zumeiſt die der Tituli ansati. Ein großer Leiſtenziegel der Bedachung mit dem Stempel COHORTES (augenſcheinlich der XIII. Legion) in derſelben Umrahmung iſt 47 Cm. hoch, oben 38, unten 40 Cm. breit. Dazu kamen endlich noch zwei Ziegel mit Stempeln, die eine lange Zeile bilden, leider aber ſo verrieben ſind, daſs ihre Leſung unmöglich iſt. An den Exemplaren der XIII. Legion zeigten ſich mannigfach anhaftende Reſte von Mörtel. Ueberdies wurden im Schutte verſchliffene Wiener-Pfennige des 15. Jahrhunderts, eine Silbermünze des Biſchofs Hugo von Conſtanz (1496 bis 1530) und ein Kupferkreuzer der Kaiſerin Maria Thereſia aufgeleſen. Römiſche Gepräge fehlten. Vor der innerſten Mauer endlich kam ein becherförmiges Thongefaß (Fig. 13) von 16 Cm. Höhe zum Vorſchein, mit drei Schnäbeln an der Mündung und eingedrehten Querrieſen. Die Fund-Objecte hat Herr *Jacob Badl*, Lederfabrikant und Bauherr des neuen Hauſes, der kaiſerlichen Antiken-Sammlung zur Verfügung geſtellt.

Für die Zeitbeſtimmung bleiben die im oberen Theile des Schuttes gefundenen Objecte außer Berechnung, und können nur die tiefer gefundenen Ziegel der genannten Legionen und die in den Mörtel gemengten Ziegelſtücke in Betracht kommen. Letztere gehören zwei Arten von Ziegeln an, ſtärkeren von 7 Cm. und ſchwächeren von 3·5 Cm. Dicke, alle ohne Spur von eingedruckten Stempeln, dunkelroth und überaus ſtark gebrannt. Auch die mitgefundenen ganzen Backſteine von 29 und 20 Cm. Länge, 13 und 11 Cm. Breite ſtimmen nach Dicke, Farbe und Brennung mit den genannten Fragmenten und mit den beiden Ziegeln der X. Legion überein. Dies ſind Merkmale, die für den Oberbau auf die ſpät-römiſche Epoche deuten, auf die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts. Die Sigle V in den erwähnten Stempeln bezeichnet den Ehrennamen Valeriana, welchen die X. Legion von Kaiſer Valerian (254 bis 260) erhalten hat. Dagegen weiſen die tiefer gefundenen Backſteine der XIII. Legion auf die Zeit der erſten Erbauung des Standlagers, der um das Jahr 70 n. Chr. ſtattfand; von ihr rühren die Fundamente der neugefundenen Mauern her.

Wir dürfen daher als ſicher betrachten, daſs die Mauerreſte, welche hier zu Tage kamen, ſowohl dem urſprünglichen Lagerbaue, als auch einer in die oben genannte ſpätere Zeit fallenden Reſtauration angehören.

Der Vergleich der neuen mit älteren Aufgrabungen führt zu einem für die Topographie des römiſchen Wien nicht unwichtigen Ergebniſſe. Der Lauf der öſtlichen Lagermauer iſt, ſoweit der Steilrand reichte oder doch ſein Abhang erheblich genug war, um nicht verbaut werden zu können, ſicher durch die Roth- und Kramergaſſe (Seite der ungeraden Hausnummern) bezeichnet. In dieſer Linie liegen auch die der Lagermauer angehörigen älteren Funde, jener vom Jahre 1545, der angeblich über dreihundert große Plattenziegel der XIII. Legion umfaſste und in vier Nachbarhäuſern des Lazenhofes zu Tage kam, dann die beiden jüngeren Funde im heutigen Ankerhofe (Rothgaſſe Nr. 7, im Jahre 1850) und in der Kramergaſſe (Nr. 3 und 5, im Jahre 1843). An beiden letztgenannten Stellen fand man die Mauer ſelbſt; ſie zeigte dieſelbe Stärke und — wenigſtens von dem Fragmente in der Kramergaſſe iſt dies ausdrücklich bezeugt — dieſelbe faſt unzerſtörbare Feſtigkeit des Gußwerkes wie die innerſte der neu aufgedeckten Mauern in der Jaſomirgottgaſſe. Verſchieden ſind die älteren von dem neuen Funde darin, daſs bei jenen Ziegel der XIII., bei dieſen ſolche aus ſpäterer Zeit überwogen, die früher bloßgelegten Reſte alſo eine weniger tief eingreifende Reſtauration der alten Lagermauer verriethen, während ſich an dem jüngſt aufgegrabenen Theile der geſammte Oberbau als Reſtauration des 3. Jahrhundertes darſtellt.

Hingegen, wo der Steilrand aufhört durch ſeine Höhe ein Hindernis der Verbauung zu bilden, d. i. vom Ende der Kramergaſſe ab, die noch heute eine Sackgaſſe iſt, da verſchwinden die ſichtbaren Anhaltspunkte, den Lauf der Lagermauer zu beſtimmen, gänzlich; man hat von Funden zwiſchen der Kramer- und der Goldſchmiedgaſſe nichts gehört, ausgenommen den im 18. Jahrhunderte auf der (alten) Brandſtätte ausgehobenen Grabſtein eines Legionärs, deſſen Fundſtelle ſchon außerhalb des Lagers zu ſtehen

kommt, da im Innern desſelben Beiſetzungen nicht ſtattfinden durften. Um ſo mehr ſind für unſeren Gegenſtand die Gränzen der Häuſerparcellen von Wichtigkeit, die in den Stadtplänen, angefangen vom 16. Jahrhunderte bis in die neuere Zeit, faſt unverändert dargeſtellt werden, inſofern ſie vom Ende der Kramergaſſe weg in gerader Richtung über die Rückſeite der Brandſtätte gegen den Graben hin ſich aneinanderreihen; ihre Linie beugt nur bei der Mündung der ehemaligen Schloſſer- in die Goldſchmiedgaſſe (heute Aziendahof, Graben Nr. 31) leicht gegen Oſten aus. Die Schloſſergaſſe ſelbſt lag in derſelben Linie wie die Roth- und Kramergaſſe; ſie glich dieſen auch in der geringen Breite, ſo daſs man dieſe drei Gaſſen ſofort als zuſammengehörige Bruchſtücke einer urſprünglich ohne Unterbrechung vom Rabenplatze zum Graben laufenden, künſtlich hervorgebrachten Anlage erkennt, deren Vorhandenſein ſelbſt auf der Strecke, auf der ſie ſpäter verbaut worden iſt, noch heute durch jene Gränzlinien der Häuſerparcellen ſich verräth. Dieſe Anlage iſt nichts anderes als der alte, nachmals verſchüttete Stadtgraben, der die römiſche und babenbergiſche Stadtmauer begleitete. Jenen Theil desſelben, welcher die ſüdöſtliche Lagerecke umzog, ſtellte bis vor kurzem eben die Schloſſergaſſe dar; es erklärt ſich daraus, daſs letztere durch alle Zeiten, ſoweit wir ſie zurückverfolgen können, in einer Krümmung auf den Graben mündete, wie denn überhaupt die Ecken der römiſchen Lager nicht geradlinig ausgezogen, ſondern abgerundet waren. Noch heute iſt die andere ſüdweſtliche Lagerecke mit ihrer Abrundung in der Krümmung erhalten, welche die Naglergaſſe bei ihrer Mündung in den Heidenſchuſs beſchreibt.

Hart an der beſprochenen Gränzlinie der Häuſerparcellen, das heiſst eben an der Linie des Stadtgrabens, iſt man nun auf die äußerſte der jüngſt aufgedeckten Mauern gekommen; ihre Situation, die Richtung ihres Zuges und ihre gleichartige Conſtruction ſo wie die Stärke namentlich der innerſten Mauer laſſen keinen Zweifel übrig, daſs die drei neugefundenen Reſte der Umfaſſung des Standlagers angehört haben. Nicht blos für ſich iſt ihre Aufgrabung bei dem bisherigen Mangel anderer Funde in jener Gegend wichtig, ſondern ſie liefert uns auch ein intereſſantes Detail zur Baugeſchichte der Stadtmauer.

Bei den älteren Funden nächſt dem Steilrande iſt man nur auf *eine,* und zwar auf die beim urſprünglichen Lagerbaue von der XIII. Legion ſelbſt ausgeführte Umfangsmauer geſtoßen. In der Fortſetzung ihrer Richtung zeigte ſich bei dem neuen Funde nur die äußere Mauer, während die Hauptmauer um 12 M. weiter nach Innen getroffen wurde. Letztere hat alſo zwiſchen Kramergaſſe und Graben eine beträchtliche Ausbeugung nach innen gemacht und war durch zwei Außenmauern, die man ſich als terraſſenförmige Vorbauten wird denken müſſen, verſtärkt. Der Zweck dieſer Eigenthümlichkeit war ſicher kein anderer, als der Umfangsmauer auf jener Strecke ihres Zuges, auf welcher der Steilrand eine geringere Höhe hatte und daher keinen natürlichen Schutz mehr bot, durch künſtliche Mittel eine größere Sicherheit zu geben. Daſs dies ſchon die urſprüngliche Anlage war und daſs man nicht erſt bei der Reſtauration unter Kaiſer Valerian, durch vorausgegangene Erfahrungen belehrt, die Verſtärkung vorgenommen habe, iſt durch die in den unterſten Theilen gefundenen Ziegel der XIII. Legion erwieſen. Anderſeits ſind die Ziegelſtücke, welche im Mörtel der neuaufgefundenen Mauerreſte vorkamen, noch in ſehr beträchtlicher Tiefe von derſelben Art wie in den oberen Lagen; es iſt alſo ebenſo ſicher, daſs die X. Legion bei der Reſtaurirung des Baues die dreifache Mauer und zwar auf älteren Fundamenten aufgeführt hat, den Oberbau aber an dieſer Stelle ganz neu herſtellen mußte. Wahrſcheinlich haben in der vorausgehenden Epoche die Germanen ihren Angriff vorzüglich auf jene Strecke der Stadtmauer gerichtet, auf der die geringere Erhebung des Steilrandes ihn erleichterte, und ihr beträchtlichen Schaden zugefügt.

Die gleiche Ausbeugung gegen Weſten wie die Hauptmauer der römiſchen Lagerumfaſſung zeigt auf allen, auch den älteſten Stadtplanen der Bauernmarkt, und zwar gerade auf jener Strecke, welche zwiſchen Kramergaſſe und Graben, genauer geſagt zwiſchen Marien- und Freiſingergaſſe liegt, alſo dort, wo der Steilrand ſich zu verflachen beginnt; ja in der nächſten Nähe der Jaſomirgottgaſſe tritt die Ausbeugung am weiteſten vor, während die Mündung des Bauernmarktes in den Hohen Markt (die frühere Münzerſtraße) jener der Kramergaſſe ganz nahe kommt. Dieſe Erſcheinung kann jetzt ſehr wohl daraus erklärt werden, daſs die Stadtmauer des Babenbergiſchen Wien, die auf der alten römiſchen gebaut war, die gleiche Ausladung wie letztere machte, alſo auch die Hauſerbauten an der Stadtmauer, ihrem Zuge folgend, gegen innen vortreten mußten; dadurch hat ſich die Krümmung der Hauptmauer auf die nächſten Grund- und Häuſerparcellen übertragen und iſt in dieſer vermöge ihrer Unverletzbarkeit im Mittelalter und bis heute erhalten geblieben.

Ein anderer gleichfalls römiſcher Fund wurde am 26. Februar bei dem Neubaue des Gemeinderathes Herrn Dr. *W. Mauthner Ritter v. Mauthſtein* an der Ecke der Kärntnerſtraße (Nr. 49) und Wallfiſchgaſſe (Nr. 1) gemacht. Beim Ausheben der Erde für die Grundmauern ſtieß man in der letztgenannten Gaſſe, etwa 25 M. von ihrer Einmündung entfernt, an der Gränze der alten Grundparcelle (die neue tritt weiter vor) auf einen römiſchen Steinſarg, welcher drei Meter tief in der Erde lag; der größere Theil desſelben ragte in den Baugrund, der kleinere unter das Straßenpflaſter der Wallfiſchgaſſe; die Längenachſe des Sarges war ſchräg auf die Kärntnerſtraße gerichtet. Er maß 2 M. in der Länge, 1·25 M. in der Breite und nur 32 Cm. in der Höhe und zeigte ſich aus gewaltigen zubehauenen Sandſteinplatten (ohne Inſchrift) zuſammengeſtellt, welche nach Länge und Breite die genannten Dimenſionen und eine Dicke von 30 bis 55 Cm. hatten. Die Deckplatte ſcheint, ſoweit ſie noch vorhanden war, flach auf die Seitentheile gelegt geweſen zu ſein. Das Innere war mit Erde ausgefüllt. Augenſcheinlich iſt der Sarg ſchon früher durchwühlt worden. Wenige Skeletreſte, das Bruchſtück eines Leiſtenziegels, vielleicht ein Ueberreſt des urſprünglichen Bodenbelages, und Fragmente einer flachen Schale aus Terra ſigillata war alles, was man von dem Inhalte des Sarges noch vorfand.

Er gehört einer Gruppe von Gräberfunden an, welche erſt mit Beginn der Stadterweiterung an verſchiedenen Stellen der nächſten Umgebung aufgetreten ſind. Etwa vor 25 Jahren kam bei dem Neubaue der Oper, gegenüber von Haus Nr. 6 der Operngaſſe, der erſte derſelben zu Tage, ein aus Architektur-Fragmenten und einem Inſchriftſteine zuſammengeſtellter Steinſarg; nahebei fand man eine beſtattete Leiche ohne Sarg mit römiſchen Beigaben; reich ausgeſtattet erwies ſich ferner ein an der Nordſeite der neuen Oper ausgehobener Kinderſarg aus Stein, der unter anderem goldene Amulette barg. Endlich fand man bei Canalgrabungen nächſt der Rückſeite der Oper mitten auf der Straße abermals einen Kinderſarg aus Stein mit ärmlichen Beigaben. Der neue Gräberfund iſt alſo der fünfte, der in jener Gegend ſeit 25 Jahren vorkam. Die zugehörige Straße — die Gräber waren regelmäßig an einer ſolchen angelegt — wurde ebenfalls in mehreren Fragmenten, theilweiſe mit dem alten Steinpflaſter, aufgegraben; ſo im Künſtlerhauſe, an der Ecke des Kärntnerringes (Nr. 1) und im Ziererhofe (Führichgaſſe Nr. 9). Sie lief zwiſchen dem älteren und dem neuen Gräberfunde durch und ſetzte ſich auf der einen Seite

Fig. 14. (Olmüz.)

bis nahe zur Votivkirche, auf der anderen bis zur Vereinigung des Rennweges mit der Landſtraßer Hauptſtraße fort; an beiden Punkten traf ſie auf den Limes, die Heeresſtraße am Donau-Ufer, von welchem ſie abzweigte, um den Waarenverkehr im Rücken des Standlagers zwiſchen den oberen und unteren Stromgegenden zu ermöglichen. Daſs ſie die vorzüglichſte Gräberſtraße von Vindobona war, zeigt auch der neueſte in ihrer Richtung gemachte Fund wieder.

Dr. *Friedrich Kenner.*

43. *(Reliquiar.)* Bei keinem der Paramente (im weiteren Sinne) der ſonſt ſo ſtrengen katholiſchen Kirche war und iſt eine ſo große uneingeſchränkte Freiheit der Formentfaltung rituell geſtattet und hat deshalb auch kein Object der kirchlichen Kunſt ſo überaus mannigfaltige Formen bei Verwendung des verſchiedenſten Materials aufzuweiſen als die Reliquiare, über welche, da auch keines der kirchlichen Gefäße in ſo überreicher Menge vorkommt, die Verzeichniſſe derſelben ganze Bücher, die ſogenannten „Heiligthums- oder Heilthumsbücher“ füllen, in welchen ſie in einer Reihe von Claſſen und Abtheilungen wie: Särgen, Käſten und Schreinen, darunter ganze Dombauten, Büchern, Schachteln, Büchſen, Thürmen, Tabernakeln, Bruſtbildern, Extremitäten, Statuetten, Crucifixen, Lampen, Thieren (Löwen, Pferden, Phönixen, Pelikanen etc.), Büffelhörnern, Kokosnüſſen, Straußeiern etc. etc. eingetheilt ſind. Welch' weites und dankbares Gebiet für die Kleinkünſtler des Mittelalters und der Renaiſſance! Dieſelben aber verſtanden es auch in intereſſanter Weiſe auszunützen.

Das vorſtehende nur 72 Mm. große ſilberne, einſt im Grunde vergoldet geweſene Reliquiar hat die Form eines Amulettes, iſt mit an der Vorſeite hohl-, der Rückſeite flach aufgelegtem zierlichen Silberfiligran decorirt und zeigt im Revers drei Heiligengeſtalten, von denen jedoch nur die mittlere (Chriſtoph) leicht, die anderen Beiden, weil Koſtümfiguren, ſchwer beſtimmbar ſind (rechts Sebaſtian oder Hubertus? links Stephan oder Gottfried?) und die vielleicht auf den Inhalt Bezug gehabt haben dürften.

Es ſtammt aus dem 15. Jahrhunderte, war einſt Eigenthum der Olmüzer Schuſterzunft geweſen, von

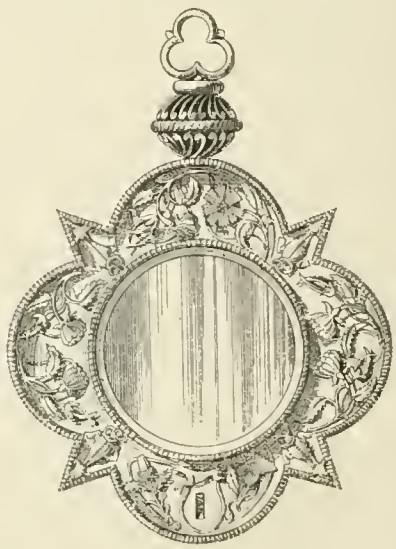


Fig. 15. (Olmüz.)

deſſen Vorſtande es vielleicht an einer Kette getragen wurde und befindet ſich gegenwärtig in dem Hiſtoriſchen Muſeum des alten Rathhauſes dieſer Stadt.

Franz.

44. Conſervator *Righetti* machte die Mittheilung, daſs in der aus dem 14. Jahrhundert ſtammenden Franciscaner Kirche zu *Pirano* Reſtaurirungen vorgenommen werden, wozu Seine Majeſtät 300 fl. zu gewähren allergnädigſt geruhten. Das Kloſter beſitzt einige werthvolle Bilder wie von Lazzarini, Tintoretto, Vaſilacchi und Carpaccio. Ein Gemälde des Letzteren, vorſtellend die Mutter-Gottes mit dem Jeſuskinde, welches zwei Kirſchen in der Hand hält, unter einem reichen Throne, ſitzend (im Hintergrunde die Anſicht der damaligen Stadt Pirano) und mit der Inſchrift: victoris carpatii veneti opus MDXVIII wurde in neueſter Zeit in beſſern Stand geſetzt, wozu ebenfalls eine allergnädigſte Unterſtützung Seiner Majeſtät mit 250 fl. verwendet wurde. Noch iſt beizufügen, daſs auf den Stufen des Thrones zwei geigenſpielende Edelknaben und beiderſeits desſelben die Heiligen: Ludwig, Georg, Petrus, Clara, Franciscus v. Aſſiſi und Anton v. Padua dargeſtellt ſind. Dieſes Bild wurde nunmehr

unter einem zierlichen Baldachin-Altar aufgeſtellt, der aus Beſtandtheilen eines alten Altar-Baues zuſammengeſetzt wurde.

45. Wir haben im XI. Bande der Mittheilungen S. 212 Nachricht gebracht über das Auffinden eines gothiſchen Capellen-Baues in dem Hauſe Nr. 460 am Altſtädter Ringe in *Prag* und an jener Stelle unter Beigabe des Grundriſſes dieſe Baulichkeit beſchrieben. Allein es erſcheint nothwendig auf einige Details dieſes Baues noch zurückzukommen, da ſie in ihrer Charakteriſtik ſich als ganz wichtig darſtellen. Fig. 16, 17 und 18 ſind Abbildungen der Conſolen für die kräftigen Rippen der faſt rundbogigen Gewölbe des Langhauſes. Insbeſondere ſind die Capitäle der Wandſaulen des Chor-Schluſſes durch ihr Blatt-Ornament von Intereſſe, beiſpielsweiſe haben wir eines davon in Fig. 19 abgebildet. Aus dem Presbyterium veranſchaulicht Fig. 20 eine Netzrippen-Conſole. Endlich gibt Fig. 21 die in einer Gewölbekappe erhalten gebliebene Bemalung wieder.

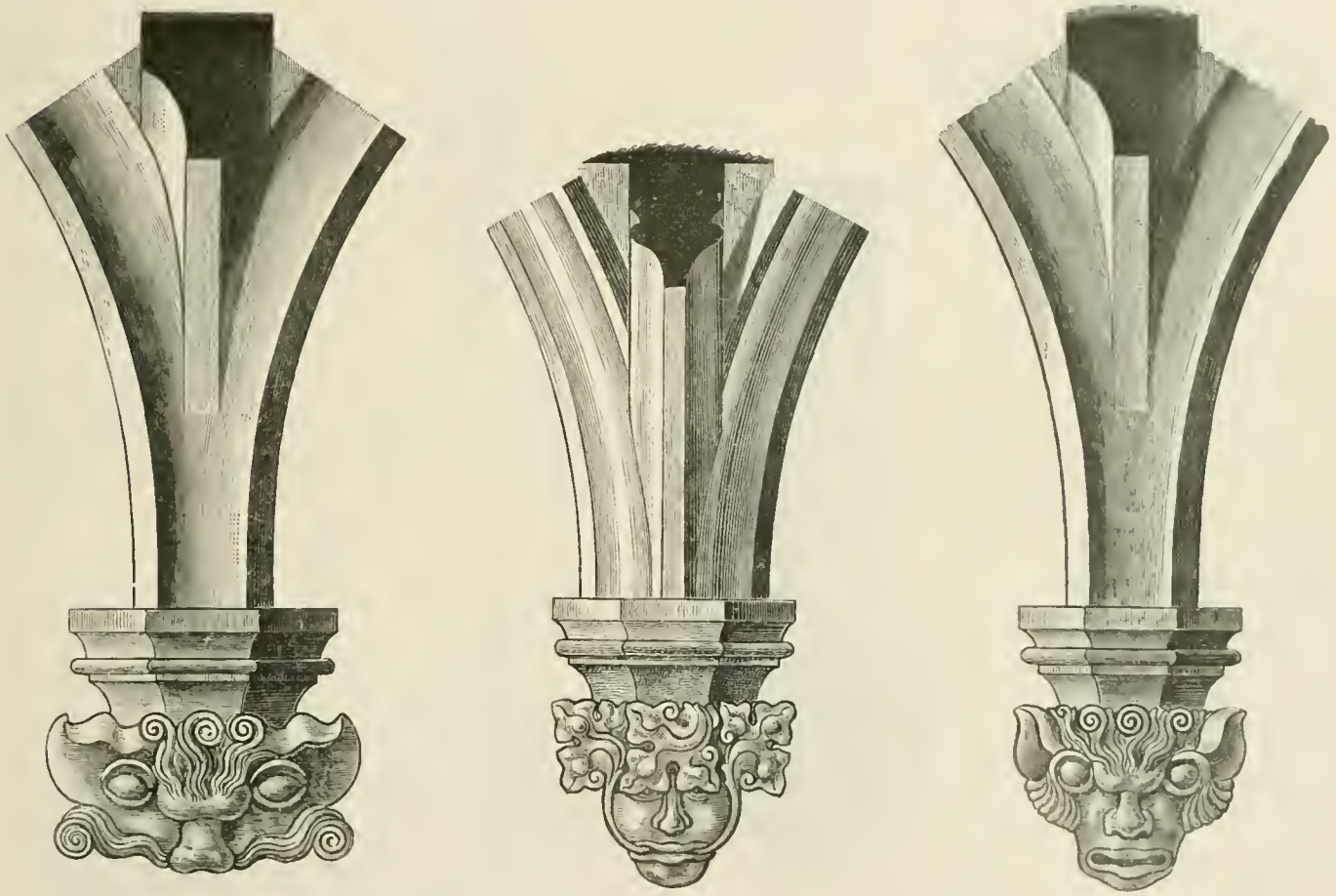


Fig. 16, 17, 18. (Prag.)

46. Von Innsbruck eine halbe deutſche Meile entfernt ſteht im *Wippthale* an der Brenner-Straße ein Denkmal, das mit Ausnahme der Inſchrifttafeln und der Bekrönung, welche aus weißem Marmor hergeſtellt ſind, aus dem nächſt Innsbruck vorfindlichen röthlichen feinen Gebirgsſteine angefertigt wurde. In Folge der durch die Umlegung der Straße erfolgten Erdbewegung iſt dieſes Monument bis über den Sockel verſchüttet. Es iſt ein viereckiger Aufbau von 3·60 M. Länge, 2·80 M. Breite in der Grundfläche und 7·20 M. Höhe. Die Ecken ſind durch Pilaſter decorirt und endigen mit kugeligen Aufſätzen. Das Monument bedarf dringend einer Reſtaurirung. Es wurde zur Erinnerung an die erſte Begegnung des röm. Kaiſers Franz I. und ſeines Neffen Erzherzogs Leopold, ſpäterem Großherzogs von Toscana, und der Braut des Letzteren, der Infantin Maria Ludovica von Spanien mit der Kaiſerin Maria Thereſia und Joſeph II. (1765), und an das Eintreffen der Erzherzogin Maria Carolina von Oeſterreich, Braut König Ferdinands von Neapel in Innsbruck (1768), durch den Landeshauptmann P. Dom. Graf Wolken-ſtein, wie dies die Inſchrifttafeln erzählen, errichtet (Fig. 22).

47. Die Central-Commiſſion hat die Herren Dr. *Joſeph Neuwirth* Docenten für Kunſtgeſchichte an der k. k. Univerſität in Prag, *Wenzl Deviš-Ctiecky v. Serlink* Stations-Chef in Pardubic, *Theodor Steffanelli* k. k. Kreisgerichts-Adjuncten in Suczawa, Theologie-Profeſſor *Johann Fahrngruber* in St. Polten, Reg.-Rath *Conſtantin Edlen v. Böhm* k. k. Staats-Archivar in Wien, Dr. *Theodor Frimmel* Cuſtos-Adjuncten in den kunſthiſtoriſchen Sammlungen des Allerhöchſten Kaiſerhauſes, *Julius Deininger* Architekten und Staatsgewerbeſchul-Profeſſor in Wien, *Karl Lacher* Staatsgewerbeſchul-Profeſſor in Grätz, Dr. *Eduard Richter* Univerſitäts Profeſſor in Gratz, Se. Excellenz Grafen *Sigm. Thun-Hohenſtein* k. k. Statthalter in Salzburg,

Franz Baron v. Schmidt-Zabierów Landes-Präſidenten für Kärnten, Dr. *A. Wötzl* k. k. Stabsarzt in Trient und *Jaroslav Janoušek* Ober-Realſchulprofeſſor in Telſch zu Correſpondenten ernannt.

48. Seine Excellenz der Herr Unterrichts-Miniſter hat den Gymnaſial-Director *Moriz Plahl* in Kaaden, den Gymnaſial-Profeſſor *Hermann Weiſer* in Komotau, den Regierungs-Archivar *Friedrich Pirkmayer* in Salzburg und den Pfarrer *Math. Gröſser* in Guttaring (Kärnten) zu Conſervatoren ernannt. Es iſt hier zu erwähnen, daſs Kärnten nunmehr hinſichtlich der

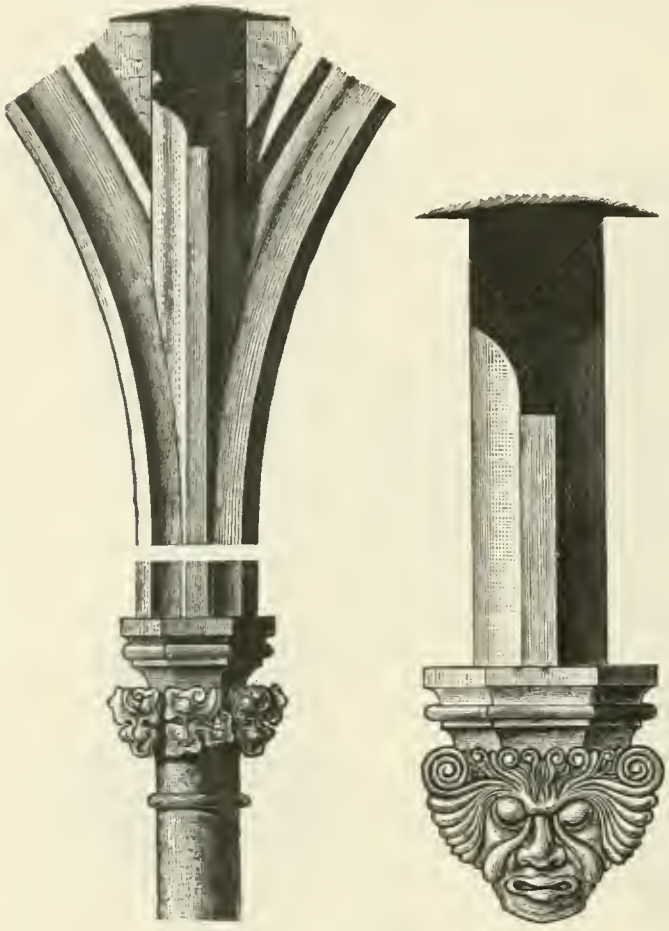


Fig. 19, 20. (Prag.)

Angelegenheiten II. Section zwei Conſervators-Bezirke bildet, in deren einem der bisherige Conſervator *Stipperger*, im anderen der neu ernannte Conſervator *Gröſser* fungirt. In Prag iſt am 2. Mai d. J. Conſervator *F. Baum*, am 6. Mai der Correſpondent *Joſeph Edler v. Scheiger* in Grätz und am 8. Mai der Conſervator *Joſeph Edler Ritter v. Gutter* in Sereth geſtorben.

48. Conſervator *Berger* hatte in einem Berichte über die Pfarrkirche zu *St. Georgen* in *Niederheim* im Pinzgau eine Beſchreibung derſelben gegeben, daraus Nachſtehendes mitgetheilt wird.

Die Kirche liegt auf einem ſteilen Hügel in der Mitte des Friedhofes, iſt ein einſchiffiger orientierter Bau mit dreijochigem Langhauſe, mit nach innen vorſpringenden Wandpfeilern, und mit Strebepfeilern nach außen, mit geſtrecktem Presbyterium und dreiſeitigem Chorſchluße. Das Netzgewölbe wurde ſeiner Rippen entkleidet und mit Deckengemälden verſehen. Die Fenſter ſpitzbogig. Der Thurm ſteht vor der Weſtſeite, hat romaniſchen Styl-Charakter, rundbogige paarige Schallfenſter und ein ſteiles Satteldach mit Treppengiebeln. In der Thurmhalle ein ſpitzbogiges Kreuz-Gewölbe mit Schlußſteinſcheibe und Rippen, die auf Eck-Conſolen ruhen; das Thurm-Portal iſt rundbogig mit Kämpfer, das Seiten-Portal im gedrückten Spitzbogen. In einem verfallenen Raume neben dem Chor intereſſante Deckenmalereien aus 1677, leider ſehr ſchadhaft und beſchädigt. Unter dem Chorſchluße eine niedere Krypta von achteckiger Grundform mit einem Mittelpfeiler, zwei kleinen Fenſtern, und dem Zugange von der Südſeite außen.

Fig. 21. (Prag.)

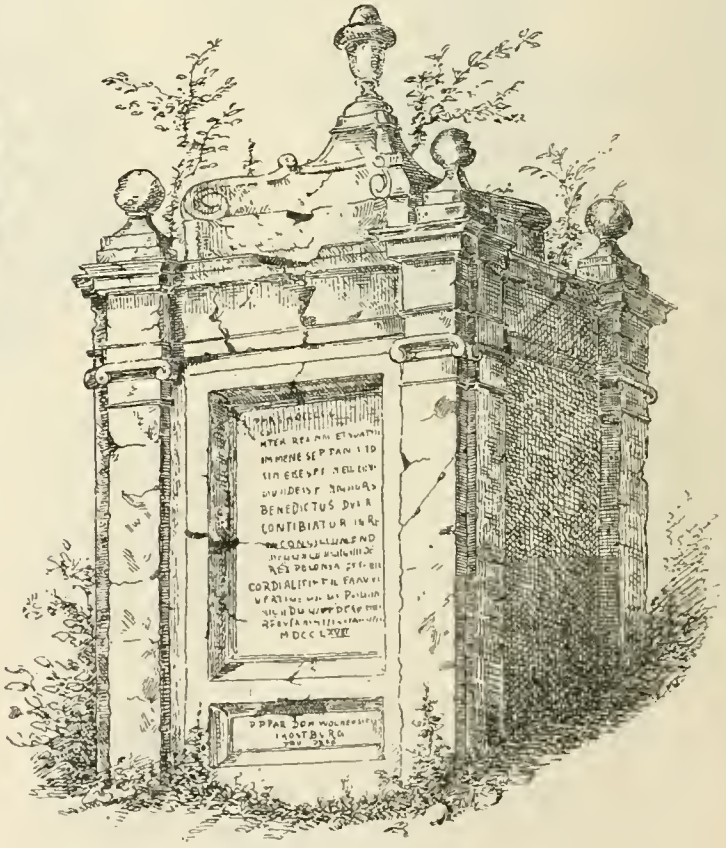


Fig. 22. (Innsbruck.)

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much.*

IV.

VI. Verhältnis der Kupferfunde zu den Bronzefunden.

WENNGLEICH in Betreff des Kupfers die Thatsache feststeht, dafs seine Benützung bis tief in die jüngere Steinzeit zurückreicht, so haben wir doch gesehen, dafs auch die Bronze schon frühzeitig und in ebenfalls primitiven Formen in den Steinzeit-Ansiedlungen neben dem Kupfer vorkommt. Zur vollen Beleuchtung der Entwicklung der Metallurgie ist es daher nothwendig, zu untersuchen, wie sich die Bronze zu derselben verhalte. Wie bekannt, ist Bronze eine Mischung von Kupfer und Zinn, wodurch ersteres nicht nur seine Farbe ändert, sondern auch einen weitaus größeren Grad von Härte und Elasticität und von Flüssigkeit im Guss gewinnt, ohne dabei an seiner Zähigkeit und Hämmerbarkeit merkbar einzubüßen, denn die Bronze läfst sich unter gewissen Vorsichten ebenso treiben, wie Kupfer. Durch den Beisatz von Zinn erhält also das Kupfer eine viel größere Eignung zur Anfertigung von Waffen, Werkzeugen und Schmuck, die nun wirksamer, widerstandsfähiger, glänzender und formschöner hergestellt werden konnten, als es das unvermischte Metall ermöglichte.

Die Vortrefflichkeit dieses neuen Stoffes, die Ueberlegenheit, welche er den damit ausgestatteten Völkern verlieh, die in ihrer Art vollendeten Formen, in welchen alle aus Bronze verfertigten Gegenstände sofort und ohne vermittelnde Zwischenglieder aufzutreten schienen, ließ zwischen der Steinzeit und der Metallzeit, die man gewöhnlich mit der Bronze beginnen läfst, eine große Kluft erscheinen, und es waren deshalb einige Archäologen geneigt anzunehmen, dafs ein ganz neues mit Bronzegeräthen ausgestattetes Volk in Europa eingezogen sei, welches das Volk der Steinzeit besiegte und sich an seine Stelle setzte oder es wenigstens beherrschte, während andere glauben, dafs die Bevölkerung Mittel-Europa's wohl in ihren Wohnsitzen fefshaft geblieben sei, aber nun die Bronze mit ihrem ganzen Formenschatze, theilweise auch mit ihrer Technik als etwas Fertiges von vorgeschrittenen Völkern im Wege des friedlichen Austausches von Gütern durch fremde Händler und wandernde Bronzegiefser oder durch Beutezüge und Krieg erhalten habe. In dem einen wie in dem anderen Falle wurde zwischen den beiderseitigen Culturzuständen eine scharfe Grenze gezogen, die keine Vermittlung durch ein geistiges Band erlaubte.

Verläfst man jedoch auch bei dieser Frage das Gebiet der Reflexionen und betritt jenes der Thatsachen, so zeigt sich zunächst, dafs in vielen Gräbern und Ansiedlungen der sogenannten jüngeren Steinzeit, Bronzegeräthe mit Steingeräthen vermischt auftreten. Es ist dies eine so oft beobachtete und bekannte Thatsache, dafs sie keiner weiteren Belege bedarf, doch sei es gestattet, einige naheliegende Beispiele anzuführen.

In den Pfahlbauten des Atterssees und Mondsees kommen neben Gegenständen aus Stein und Kupfer auch, wenngleich wenige, aus Bronze vor; von Interesse ist darunter ein Dolch von derselben Form wie die kupfernen. Ebenso verhält es sich in einigen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs, insbesondere in jener auf der Heidenstatt bei Limberg,[1] auf dem Vitusberge bei Egenburg, auf dem Leiser Berge, auf dem Scheibenberge u. s. w. Dasselbe gilt von der schon genannten Ansiedlung Zámka, wo *Osborne* neben einer Zahl von Stein-Geräthen auch Bronze von primitivster Form, nämlich ein dem Steinbeil nachgebildetes Beil fand.[2] Dr. *Groß* stellte ähnliche Verhältnisse in der Schweiz fest, wo in einzelnen Pfahlbauten allerdings der Gebrauch von Stein-Geräthen vorherrschte, daneben aber doch auch schon die Kenntnis des Kupfers und der Bronze nachgewiesen werden konnte.[3]

Die im Verhältnis zur Menge der Stein-Gerathe oft unbedeutende Zahl der Bronze-Funde ändert umsoweniger etwas am Sachverhalte, als die natürlichen Umstände für die Erhaltung der letzteren ungleich ungünstigere waren, als für die ersteren. Von großer Bedeutung ist in dieser Beziehung der schon genannte Pfahlbau von Robenhausen, in welchem keine Spur von Metall-Geräthen, wohl aber Schmelztiegel gefunden wurden, welche den Beweis liefern, dafs die Bewohner desselben nicht nur Metall besafsen, sondern es auch schon zu verarbeiten verstanden. Wir dürfen annehmen, dafs das Metall noch in vielen anderen Ansiedlungen ähnlich jener von Robenhausen im Besitze der Bewohner derselben befindlich gewesen ist, ohne dafs wir es durch Funde von Metall-Gegenständen selbst nachzuweisen im Stande sind, dafs daher auch die Kenntnis der Bronze in der sogenannten jüngeren Steinzeit, beziehungsweise in den dieser Zeit zugehörigen Ansiedlungen in einem weitaus allgemeineren Umfange verbreitet gewesen ist, als wir es heute nachzuweisen im Stande sind.

In jenen Ansiedlungen aber, wo wir die Bronze neben dem Stein im Gebrauche thatsächlich gefunden haben, sind uns nicht die geringsten Spuren eines Bevölkerungswechsels entgegen getreten; im Gegentheile bleibt das Wesen des gesammten Besitzstandes aller Hilfsmittel durchaus gleich, insbesondere erhalten sich Technik, Formen und Verzierungen der Thongefäße

[1] *Freih. v. Sacken*, Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Nieder-Oesterreich. Sep.-Abdr. a. d. Schriften d. Akad. d. Wiss. S. 18.

[2] *H. Osborne*, Ueber einen Fund aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen. Sep.-Abdr. a. d. Zeitschrift Iris 1879, S. 7 und Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. Jahrg. 1883, S. 285.

[3] Dr. *Grofs*, Les Protohelvetes S. 3.

unverändert fort. So haben beiſpielsweiſe die Gefäße der Pfahlbauten im Mondſee, Atterſee und im Laibacher Moore einen vollſtändig einheitlichen Charakter, während in anderen vielleicht die Technik vervollkommnet, die Formen weiter entwickelt, die Verzierungen reicher werden, aber doch keine neuen fremdartigen Erſcheinungen hinzutreten.

Dabei iſt zu beachten, daſs der geſammte Bronzebeſitz in dieſen Anſiedlungen, wenn wir ihm auch einen größeren Umfang, als er ſich heute zeigt, zugeſtehen müſſen, doch im Verhältniſſe zu der Zahl der Stein- und Knochengeräthe ein geringer iſt.

Daraus ergibt ſich, daſs die Bronze nicht auf einmal in ihrer ganzen Fülle, als der Vollbeſitz eines neuen, ausſchließlich mit ihr ausgerüſteten Volkes ins Land gekommen, ſondern nur Stück für Stück eingedrungen iſt. Das in ſeinen Wohnſitzen ſeſshaft gebliebene Volk eignete ſich alſo außer dem Kupfer, auch den Beſitz der Bronze und die Kenntnis der Bronzemiſchung allmählig ſelbſtthätig an, wobei wir die Frage vorläufig außer Acht laſſen, woher dieſe Kenntnis geholt wurde.

Ebenſowenig wie die Einführung der Bronze durch einen Bevölkerungswechſel, läſst ſich die Anſicht begründen, daſs dieſelbe in dem Stadium der vollendeten Entwicklung ihrer Technik und ihres Formenſchatzes wie ein plötzlicher, etwa durch den Handel eröffneter Erguſs nach Europa gekommen iſt. Gerade die Bronzefunde, welche im unmittelbaren Anſchluſs an die Steinzeit und insbeſondere in Geſellſchaft der Kupfergegenſtände zutage kommen, zeigen uns noch ebenſo einfache und urſprüngliche Formen, wie wir ſie an den letzteren ſelbſt kennen gelernt haben. So unterſcheiden ſich die Bronzedolche der oberöſterreichiſchen Pfahlbauten kaum von den aus dieſen Oertlichkeiten ſtammenden kupfernen, ja hie und da findet man ſelbſt bronzene Flachbeile ohne Dülle und Schaftlappen, die alſo in Bezug auf die Form, beziehungsweiſe auf den Mangel der Schäftungsvorrichtung den Steinbeilen ebenſo nahe ſtehen wie die Kupferbeile.

Der bedeutendſte hieher gehörige Fund und einer der wichtigſten urgeſchichtlichen Funde überhaupt iſt jener, welcher kürzlich bei der berühmten Burg Hoch-Oſterwitz in Kärnten gemacht wurde. Hier kamen nämlich bei einer zufälligen Grabung 170 Bronzebeile ohne jegliche Schäftungsvorrichtung zum Vorſcheine; ſie lagen etwa einen Meter tief ſorgfältig aufgeſchlichtet im Boden, ſind von rohem Guſſe, noch mit Guſsnähten verſehen und patinirt; ihre Länge beträgt 14 Cm., die Breite der Schneide 6 bis 7 Cm., ihr Gewicht durchſchnittlich 280 Grm.[1] Hierher gehören ferner das ſchon erwähnte Bronzebeil von der Zámka in Böhmen, ein in Rohrhof bei Schwetzingen im Großherzogthum Baden gefundenes und derzeit im Mannheimer Muſeum aufbewahrtes Beil, welches zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Profeſſors *Baumann* trotz ſeines kupferähnlichen Ausſehens einen beträchlichen Zinnbeiſatz enthält, ein zu Torazzo bei Sanpolo gefundenes und nun im Muſeum zu Reggio nell Emilia aufbewahrtes bronzenes Flachbeil, und ein anderes im Muſeum von Verona. *Lubbock* bringt in ſeinem Werke zwei derartige Beile, eines aus Le Puy und ein zweites ohne Angabe des Fundortes zur Darſtellung, indem er beide als Bronze bezeichnet;[1] ebenſo werden zwei Aexte aus der Umgebung von Mainz und eine aus Rheinbayern ausdrücklich als Erz (Bronze) erklärt.[2] Beſonders zahlreich ſind Bronze-Gegenſtände dieſer Art in der zweiten und dritten (verbrannten) Stadt von Troja gefunden worden, wo auch die Dolche noch die primitive alte Form zeigen.[3] Zwei Stück fanden ſich in Mykenae[4] und über eine Reihe anderweitiger Funde derartiger einfacher Beile aus Bronze berichtet *Schliemann* an erſtangeführter Stelle, von denen uns vor allem die ſieben aus Gräbern auf Kypern intereſſiren.[5] Als Bronze-Geräthe der früheſten Zeit dürften auch die beiden, in der Umgebung von Mainz und auf dem Feuerberg bei Friedolsheim gefundenen Doppeläxte[6] bezeichnet werden können, welche der bekannten kupfernen Doppelaxt von Lüſcherz in der Form vollſtändig gleichen.

Man kann nun nicht behaupten, daſs die in der Form der Steinbeile ausgeführten bronzenen Flachbeile oder die den Feuerſtein- und Kupferdolchen völlig entſprechenden Bronze-Dolche oder andere primitive Bronze-Objecte unbeholfene Guſsverſuche der einheimiſchen Bevölkerung zu einer Zeit darſtellen, als die Bronze-Technik anderwärts ſchon in ihrer vollen Blüte geſtanden, denn es iſt nicht anzunehmen, daſs die fremden Händler bei dem Verkauf ihrer Bronze-Artikel den hiſtoriſchen Entwicklungsgang derſelben beobachtet und mit ängſtlicher Sorgfalt zuerſt ausſchließlich die älteſten, längſt außer Gebrauch vielleicht ſogar in gänzliche Vergeſſenheit gekommenen Formen, dann die nächſt jüngeren und ſo fort auf den Markt zu den Barbaren gebracht haben ſollten, vielmehr werden ſie ſchon infolge gegenſeitigen Wettbewerbes mit ſolchen Gegenſtänden ein Geſchäft zu machen getrachtet haben, die wegen ihrer vollkommeneren Form und größeren Zweckmäßigkeit auch einen größeren Abſatz erwarten ließen. Der Einwand, daſs uncivilisirten Völkern gern außer Gebrauch geſetzte Artikel angehängt werden, kann hier nicht erhoben werden, da es fraglich iſt, ob zu der Zeit noch Bronze-Aexte von der primitiven Form vorhanden waren und da die etwa wirklich noch vorhandenen ſehr leicht in beſſer geformte hätten umgeſchmolzen und dann leichter verwerthet werden können. Wäre damals wirklich der ganze Formenſchatz der Bronze-Technik oder doch ein namhafter Theil desſelben irgendwo außerhalb der von uns behandelten Gebiete ſchon vorgelegen, ſo hätte ein Eindringen vollkommenerer Muſter gar nicht verhindert werden können und es bliebe ganz unerklärlich, warum man in ſo verſchiedenen, und gerade der Cultur ſo leicht zugänglichen und ihr auch thatſächlich ſo früh eröffneten Gebieten, wie in Frankreich, an den beiden Rheinufern, in der Poebene, bei dieſen erſten Verſuchen im Bronze-Guße überall auf den Gedanken gekommen iſt, auf die alte Form der Steinbeile und Steindolche zurückgreifen und nicht vielmehr die ent-

[1] Mittheilungen der k. k. Central Commiſſion für Kunſt- und hiſtoriſche Denkmale XI. Bd. (neue Folge), S. LXI.

[1] *Lubbock*, a. a. O. Fig. 18 und 14.

[2] *Lindenſchmit*, Die Alterthümer unſerer heidn. Vorzeit. Bd. I, Heft 1, Taf. 3, Fig. 1, 4, 5.

[3] *Schliemann*, Ilias. S. 530 u. f. 542.

[4] *Schliemann*, Mykenae S. 350.

[5] Man vergl. auch Manadsblad f. nord. Oldkynd 1879, S. 306 u. f. 328; 1880, S. 139. *Worſaal* Nordeuropens Fidligste Bebygelse og Kulturendwikling. Aarboger 1872, S. 570.

[6] *Lindenſchmit*, Die Alterthümer unſerer heidn. Vorzeit. Bd. I, Heft 3, Taf. 3, Fig. 7, 8.

wickeltere und zweckmäßigere Form der vor Augen liegenden und eben zu dieſen Verſuchen anregenden importirten Bronze-Objecte nachzuahmen. In der techniſchen Herſtellung der zweckmäßigeren Formen z. B. der Palſtäbe oder Hohlkelte können wir keine unüberwindliche Schwierigkeit erblicken, wenn wir uns erinnern, daſs die einheimiſche Bevölkerung zu derſelben Zeit in der Gewinnung und Verarbeitung des Kupfers ſchon einige Erfahrung hatte und in der Erzeugung der kupfernen Palſtäbe und Doppeläxte, wie die pannoniſchen Funde zeigen, keine Schwierigkeit mehr fand.

Dieſe einfachen Bronze-Gegenſtände ſcheinen mir ſonach ein Beweis zu ſein, daſs die Bronze-Technik im mittleren Europa nicht als eine in ſich vollendete Kunſt Eingang fand, ſondern daſs wir es auch hier mit den erſten rohen Anfängen derſelben zu thun haben, welche zum Theile mit den Formen der Steinzeit weiter arbeiten.

Es tritt uns nun die Frage entgegen, in welchem Verhältniſſe die Geſammtheit der Bronze-Funde älteſten Charakters zur Geſammtheit der Kupferfunde ſtehe. Denn da die Bronze-Gegenſtände in älteſter Zeit zum Theile in denſelben Formen auftreten, wie jene aus Kupfer, ſo könnte man noch immer behaupten, daſs ſie es ſind, welche zunächſt die Steingeräthe allmählig verdrängen und ſchließlich ganz an deren Stelle treten, nicht aber die Kupfergeräthe, welche nur nebenhergehen als Zeugen eines zu einer gewiſſen Zeit allgemein oder doch an einzelnen Orten herrſchenden Mangels an Zinn.

Eigentlich iſt dieſe Frage in ihrer beſonderen Richtung durch das, was über die Zeitſtellung des Kupfers ſchon vorgebracht worden iſt, beantwortet; es iſt aber vielleicht nicht überflüſſig, doch noch Einiges beizufügen.

Gegen die Annahme, daſs die Bronze vor dem Kupfer in den Kenntnisbereich des Menſchen getreten ſei, ſpricht ſchon ein Poſtulat der denkenden Vernunft, welches dem Einfachen eine frühere Exiſtenz beimiſst als dem Zuſammengeſetzten. Es entſpricht alſo der natürlichen Aufeinanderfolge der Erſcheinungen, wenn wir dem einfachen Kupfer einen älteren Platz im Haushalte des Menſchen einräumen, als der zuſammengeſetzten Bronze, die das Kupfer als Beſtandtheil in ſich enthält. Dieſe Schlufsfolgerung gewinnt an Sicherheit durch die Thatſache, daſs die Natur in vielen Theilen der Erde das Kupfer in gediegenem, alſo ſofort verwendbarem Zuſtande bietet, während gediegenes Zinn und ſelbſtverſtändlich gediegene Bronze nirgends vorkommen. Selbſt die Erze ſind örtlich getrennt und nur äußerſt ſelten erſcheint Kupfererz neben Zinnerz und auch da immer nur in einer ſo geringen Menge, daſs das mit dem Zinn etwa ausſchmelzende Kupfer erſteres in ſeinen Eigenſchaften nicht ändert und höchſtens als eine Verunreinigung desſelben aufgefaſst werden kann. In der Regel aber wird bei dem vorauszuſetzenden primitiven Schmelzverfahren das in den Zinnerzen enthaltene Kupfer gar nicht in das Zinn übergehen, weil das letztere wegen ſeines weitaus niedrigeren Schmelzpunktes früher als Kupfer ausfließt.

Wir könnten alſo nur noch annehmen, daſs die Kenntnis der Bronze-Miſchung dem Menſchen durch einen glücklichen Zufall in die Hände geſpielt worden iſt, ohne daſs er zuvor ihre Beſtandtheile kennen gelernt hatte. Doch das natürliche Vorkommen der Erze ſpricht dagegen, kein anderes Anzeichen dafür. Der Zufall hat im Gegentheile bei den Culturfortſchritten der Menſchheit überhaupt eine geringe Rolle geſpielt; alles was der Menſch errang, hat er durch ſein Denken errungen und das, was oft als ein glücklicher Zufall erſcheinen mag, iſt immer nur der letzte kurze Schritt zu dem geweſen, was durch lange mühevolle Arbeit vorbereitet dalag.

Ziehen wir die Beſchaffenheit der Funde ſelbſt zu Rathe, ſo zeigt ſich, daſs die Kupfergegenſtände durchaus einen alterthümlicheren Charakter beſitzen. Wie ſchon bemerkt wurde, ſind ſie weder ciſelirt noch ornamentirt, während dies bei den Bronze-Gegenſtänden frühzeitig geſchehen zu ſein ſcheint.[1]

Sämmtliche Kupferſachen der öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Pfahlbauten unterſcheiden ſich von den verwandten Bronze-Objecten ſchon auf den erſten Blick durch größere Einfachheit und Urſprünglichkeit; die an ihnen bemerkbare Spärlichkeit in der Verwendung des Materiales zeigt, daſs dasſelbe noch in ungenügender Menge zur Verfügung geſtanden iſt; die Dolche ſind ſchwächer, meiſt auch kürzer, ſie haben in den ſeltenſten Fällen einen ausgeſprochenen Mittelgrad, der bei den älteſten Bronzedolchen faſt immer vorhanden oder durch eine flache Kante angedeutet iſt.

Noch kräftiger tritt der Unterſchied bei den Beilen hervor und es muß als eine entſcheidende Thatſache betrachtet werden, daſs die einfachen, den Steinbeilen ſtreng nachgebildeten kupfernen Flachbeile, die ſchon etwas entwickelteren, nämlich die mit einem Schaftgrate verſehenen, den Palſtäben ſich annähernden Kupferbeile an Zahl weitaus überwiegen, ja in den meiſten Gegenden ausſchließlich vorkommen, während im Gegenſatze hinzu die einfachen bronzenen Flachbeile gegenüber den übrigen Bronzebeilen ſehr ſeltene Erſcheinungen ſind. Dazu kommt, daſs ſelbſt die ſchon einen kleinen Fortſchritt bekundenden Kupferbeile mit Schaftgrat noch einen früheren Stand der Metall-Technik kennzeichnen, weil thatſächlich jedes einzelne derartige Stück aus einem Flachbeile gemacht worden iſt, indem man auf die einfachſte Weiſe die Kanten der Schmalſeiten durch bloſes Hämmern gegen die Breitſeiten trieb und ſo die Grate bildete,[2] wogegen die Grate und Lappen der Palſtäbe ausnahmslos zugleich mit dem Werkſtücke ſelbſt gegoſſen worden ſind, was die Herſtellung der Gußform und den Guß ſelbſt jedenfalls ſchwieriger machte.

Aus allen dieſen Thatſachen ergibt ſich als zweifellos, daſs ſich bei den älteſten Bronze-Gerathen im allgemeinen — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Flachbeile ſogar durchwegs — ein Fortſchritt bemerkbar macht, dahingegen die Kupfer-Gegenſtände und insbeſondere die Beile einen archaiſchen Charakter an ſich tragen und denſelben in der ganzen Zeit, während welcher ungemiſchtes Kupfer zur Anfertigung von

[1] Man vergleiche in dieſer Beziehung z. B. die beiden aus den der Steinzeit angehörigen Pfahlbauten vom Emelz und Oeſeli ſtammenden Dolche (*Groſs*, a. a. O. Taf. X, Fig. 17 und 18), die bei vollkommen gleicher Form ſich ſofort dadurch unterſcheiden, daſs der kupferne unverziert iſt, während der bronzene einige der Schneide parallele Linien hat, oder die ornamentloſe Doppelaxt von Luſcherz gegenüber den ganz gleich geformten, aber doch ſchon ornamentirten Doppeläxten aus der Umgebung von Mainz.

[2] *F. v. Pulszky*, a. a. O. S. 48.

Werkzeugen und anderem Geräth verarbeitet wurde, faſt unverändert behalten.

Es darf endlich nicht überſehen werden, daſs die Zahl der bis jetzt gefundenen Kupferbeile ſchon eine ſehr große iſt, wogegen die bronzenen Flachbeile wohl immer zu den Seltenheiten gerechnet werden müßen und jetzt ſchon von den erſteren ſicher um das Hundertfache überboten werden. Berückſichtigen wir noch, daſs die Sammler den kupfernen Gegenſtänden, namentlich in ihren einfachſten Formen, eigentlich erſt in neueſter Zeit ihre Aufmerkſamkeit zugewendet haben, ſo müſſen wir folgerichtig ſchließen, daſs auch der einſtige Gebrauch der Kupfergeräthe der weitaus überwiegende, alſo den Zeitcharakter beſtimmende geweſen ſei. In den Pfahlbauten des Mondſees wurden bis jetzt 14 Kupferbeile, aber kein Bronzebeil gefunden, ſechs Dolchen aus Kupfer ſteht nur einer aus Bronze und überhaupt 30 Kupfer-Gegenſtänden nur eine Zahl von zwei Bronzeſachen gegenüber; ebenſo bemerkt Dr. *Groſs* ausdrücklich, daſs in einer Anzahl ſchweizeriſcher Pfahlbauten neben den kupfernen Werkzeugen und Waffen die Bronze nur ſehr gering vertreten ſei. [1]

Wir ſehen alſo, daſs in der Uebergangszeit von Stein zum Metall die Kupfergeräthe nicht nur im allgemeinen überwiegen, ſondern daſs auch im einzelnen in den Anſiedlungen, wo überhaupt Kupfergeräthe auftreten, die Bronzegeräthe neben ihnen nur in ſehr beſchränktem Maße erſcheinen. Von entſcheidender Bedeutung iſt die Thatſache, daſs die Kupferfunde weitaus öfter und weitaus zahlreicher in Geſellſchaft von Steingeräthen, als von Bronzegeräthen ſich zeigen und ſomit auch älter ſein müſſen, als dieſe. Wäre der umgekehrte Fall eingetreten, wäre nämlich unter zahlreichen Bronze-Werkzeugen eines aus Kupfer gefunden worden oder würden wir die Bronze-Werkzeuge öfter und zahlreicher mit Steinſachen zuſammen und die Kupfer-Gegenſtände ſeltener in ſolcher Geſellſchaft finden, ſo möchte dies in der That auf einen zeitweiligen Mangel an Zinn hinweiſen; da aber an einzelnen Fundorten nur Kupfer und gar keine Bronze vorkommt, an anderen Orten die zahlreichſten Stücke aus Kupfer ſich erweiſen und häufig in einer nachweisbaren Beziehung zur Steinzeit ſtehen, ſo müſſen wir daraus ſchließen, daſs an den einen Orten die Bronze gänzlich unbekannt, an den anderen, wie z. B. in den älteren Pfahlbauten der Alpen, erſt ſpäterhin und offenbar zumeiſt in der letzten Zeit ihres Beſtandes und nur allmählig Eingang fand, nachdem ſich die Kenntnis des Kupfers längſt faſt über ganz Europa verbreitet hatte.

So erklärt ſich dann auch der vorwiegend primitive Charakter der Kupfergeräthe auf die einfachſte Weiſe dadurch, daſs die Periode, während welcher ungemiſchtes Kupfer im Gebrauche war, allem Anſcheine nach zwar lange genug gedauert hat, um die Umbildung der einfachen Flachbeile in Palſtäbe mit ausgebildeten Schaftlappen anzubahnen, aber nicht zu vollenden, indem man wohl zur Erzeugung von Schaftgraten durch Hämmern, nicht aber bis zum Guße derſelben gelangt zu ſein ſcheint. In keinem Falle hat die Zeit des ungemiſchten Kupfers ſo lange gedauert, daſs ſich die entwickelteren Beilformen (Palſtäbe und Holkelte) hätten überall hin verbreiten können, ſo daſs die eben neu aufkommende Bronze ſelbſt hie und da noch in den alten Formen der Steinbeile beziehungsweiſe der kupfernen Flachbeile ſich verbreitete.

Was die Entwicklung des kupfernen Flachbeiles zu Beilen mit Schaftgraten und Schaftlappen betrifft, ſo ſcheint es, daſs von Kypern abgeſehen, hauptſächlich nur in Ungarn, oder doch nur hier in einer größeren Menge kupferne Beile mit ausgetriebenen Schaftgraten [1] und überhaupt mannigfaltigere Gegenſtände aus Kupfer vorkommen, während anderwärts, wie insbeſondere in den Pfahlbauten die einfacheren und urſprünglicheren Formen vorherrſchen. Dieſe Erſcheinung kann dadurch begründet ſein, daſs von Ungarn die Entwicklung des ſpäteren Palſtabes ausgegangen, ſie läſst aber auch die Vermuthung zu, daſs hier die Bronze-Technik etwas ſpäter Eingang fand, nämlich erſt zu einer Zeit, als anderwärts die Formen der Palſtäbe ſchon entwickelt waren, die nun hier eine unbeholfene Nachahmung in Kupfer fanden.

Dieſe Erklärung erhält einigen Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn wir unſeren Blick noch etwas weiter nach Nordoſten richten, wo uns ähnliche Verhältniſſe, nur noch entſchiedener entgegen treten. Wie ſchon bemerkt worden iſt, ſcheinen die Funde im öſtlichen Ruſsland und weſtlichen Sibirien einem eigenen Gebiete der Metallurgie anzugehören, deſſen Mittelpunkt in den prähiſtoriſchen, ſogenannten tſchudiſchen Kupfergruben im Ural zu ſuchen ſein wird. Hier hat man Reſte eines uralten Kupferminenbetriebes an den Tag gebracht, mit denen die Funde von Kupfergegenſtänden aus den bezeichneten Ländergebieten in demſelben Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen, wie die Kupferfunde der Pfahlbauten zu den alten Kupferminen in den Alpen.

Hier ſehen wir die voll entwickelten Formen der Bronze-Beile und die Ornamentirung auf die Kupfer-Gegenſtände in Anwendung gebracht, insbeſondere zeigen ſich uns die bekannten ornamentirten und mit einem Oehre verſehenen Hohlkelte nicht mehr in vereinzelten Stücken, ſondern zahlreich genug, daſs wir ſie als Vertreter allgemein im Gebrauche geweſener Geräthe auffaſſen können. [2]

Dieſe Erſcheinung darf uns nicht befremden. Die große Abgeſchloſſenheit der genannten Länder und deren Entlegenheit von anderen Culturgebieten, ſchwierige Zugänglichkeit infolge größerer Ausdehnung der Sümpfe und der Nachbarſchaft wilder Nomaden haben hier der Verwendung des ungemiſchten Kupfers eine viel längere Dauer verliehen, als in den ſüdlichen und weſtlichen, den Cultureinflüſſen leichter zugänglichen Ländern, und dies umſo mehr, als der Ural eine Fülle von gediegenem Kupfer und leicht ausſchmelzbaren Erzen lieferte. Es hat einen großen Grad von Wahrſcheinlichkeit, daſs bis hieher oder doch bis in die Nähe der Ural-Länder die Sitze der Maſſageten reichten, von denen *Herodot* erzählt, [3] daſs nur Gold und Erz bei ihnen im Gebrauche geweſen iſt und *Strabo* ſcheint anzunehmen, daſs ſie ſich noch zu ſeiner Zeit kupferner Streitäxte bedienten, auch weiß er, daſs ſie Kupfer und Gold in Menge im Lande hatten [4]

[1] Dr. *Groſs*, Les Protohelvétes S. 3.

[1] Wenn dieſe überhaupt wirklich ungemiſchtes Kupfer ſind.

[2] *J. J. A. Worſaae*, La colonisation de la Russie et du Nord-Scandinavie. S. 42 u. f. *Gabr. et Adrien de Mortillet*, Musée préhistorique. Pl. XIV, Fig. 1164, 1165, 1166.

[3] *Herodot*, I. 215.

[4] *Strabo*, 513.

Alle diese Umstände machen eine weitaus längere Dauer des Gebrauches von ungemischtem Kupfer in den Uralgegenden sehr wahrscheinlich.

In dieser, jedenfalls beträchtlichen Zwischenzeit aber hatte die Metall-Technik in den südlich und westlich davon gelegenen Ländern weitere Fortschritte gemacht und nicht nur die ursprüngliche Form der einfachen Flachbeile in die complicirtere und zweckmäßigere der Palstäbe und Hohlkelte zu entwickeln vermocht, sondern auch der Ornamentirung der Metallgegenstände Eingang verschafft, und es war ein genügender Zeitraum gegeben, den neuen Formen eine allgemeine Verbreitung zu ermöglichen. Diese drangen nun in einzelnen Stücken von Bronze-Objecten allmählig doch auch in das Uralgebiet ein, und zwar leichter und früher als Bronze- oder Zinn-Barren und fanden hier eine Nachbildung in dem in Fülle zur Verfügung gestandenen Kupfer, welches dem Bedürfnisse, das bei den meist nomadischen Völkerschaften jener Länder ohnehin nicht groß war, auf lange Zeit hinaus genügte.

VII. Die Entdeckung der Metalle, beziehungsweise des Kupfers.

Die durch so zahlreiche und über ein so großes Gebiet verbreiteten Funde von prähistorischen Kupfer-Gegenständen können nicht mehr als vereinzelte und ausnahmsweise und in der Culturentwicklung der Menschheit nebensächliche Vorkommnisse erklärt, sie müssen vielmehr als Vertreter vieler anderer Stücke und als Erscheinungen gewürdiget werden, welche ihrer Zeit einen bestimmten Charakter verleihen. Die Thatsache, dass die Kupfergeräthe die einfachen Formen der Steinzeit an sich tragen und dass ihnen hierin zum Theile selbst die Bronze-Geräthe noch folgen, lässt es als unzweifelhaft erscheinen, dass wir es hierbei wenigstens auf unserem Gebiete mit den Anfangen der Metallurgie überhaupt zu thun haben.

Dabei haben wir in den Pfahlbauten, also dort, wo sich uns die Culturzustände dieser Zeit in so umfassender, so ins Einzelne gehender und dabei so ungestörter, also auch in möglichst zuverlässiger Weise offenbaren, gesehen, dass diese Kupfergeräthe nicht eine eingeführte Handelswaare, sondern eigenes Erzeugnis der einheimischen Bevölkerung sind, welche hierbei vom Beginne der Aufsuchung des Metalles in seinen Erzlagern bis zur Gebrauchsübergabe des fertig gestellten Werkstückes selbständig und selbstthätig Hand anlegte.

Dies führt uns mit Nothwendigkeit zu der Frage, ob wir der, während der jüngeren Steinzeit in Europa sesshaften Bevölkerung vielleicht auch die Entdeckung des Kupfers zuzuschreiben haben, d. h. ob sie seine besondere Eignung zur Herstellung von Werkzeugen und menschlichem Geräth überhaupt erkannt, die Eigenschaften dieses Metalles unabhängig und unbeeinflusst durch Berührung mit anderen Völkern im Erze aufgefunden, und auf diese Erfahrungen eine eigene einheimische Metallurgie begründet habe.

Zur Beleuchtung dieser Frage sei mir gestattet, etwas weiter auszuholen. Es ist gewiss von höchstem Interesse und bildet einen Theil der Aufgabe dieser Abhandlung, den Weg zu verfolgen, auf welchem die Menschen in den Vollbesitz des Metalles, nach dem Vorangeschickten also zunächst des Kupfers gelangt sind.

Ursprünglich genügte dem Menschen für die Befriedigung seiner Bedürfnisse der nächst beste formlose Stein, und da die Steine zumeist durch strömendes Gewässer über die Erde verbreitet worden sind, so ist es wahrscheinlich, dass er zu allererst die runden Fluss- und Bachgeschiebe, die ihm fast überall zur Verfügung standen, benützte. Bald mochte er eingesehen haben, dass ein spitziges und scharfkantiges Stück viel wirksamer sei, und da scharfkantige Steine nur im eigentlichen Gebirgsschutte und auch da meist unter der Vegetations- und Humusdecke verborgen, in der weiten Ebene und im sanften Hügellande gar nicht vorkommen, so war er gezwungen, die runden Geschiebe in Stücke zu zerschlagen und in eine seinen Hantirungen entsprechende Form zu bringen. In den Gegenden, wo fließende Gewässer oder der Wellenschlag des Meeres Knollen von Feuerstein und ähnlichen zu gleichen Zwecken geeigneter Gesteinsarten wie z. B. des Jaspis, Obsidians u. a. aus der Bodendecke herausspülten, musste er gar bald erkennen, dass sich diese durch Schläge besonders leicht spalten und in die gewünschte Form bringen ließen. Die vorzügliche Eignung dieser Gesteine brachte es mit sich, dass man sich offenbar schon sehr früh auf ihre alleinige Verwendung beschränkte, und zwar in einer Weise, dass sie zur völligen Gewohnheit ward und jede andere Gesteinsart im vorhinein als völlig ungeeignet erschien. Tausende von Fundstücken aus der Mammuth- und Renthierzeit bezeugen uns dies.

In dieser Zeit wäre das Metall für den Menschen, wenn es ihm der Zufall dort in die Hand gespielt hatte, wo es in gediegenem Zustande in großer Menge zu Tage trat, sicherlich ganz ohne Nutzen gewesen; denn es hat die Natur dem gediegenen Metalle weder solche Formen verliehen, welche für ein Werkzeug geeignet sind, da es meist in Fäden oder Körnern oder dünnen Blättchen oder mehr weniger rundlichen Klumpen vorkommt, noch lässt es sich durch Schläge spalten oder auch nur in kleineren Theilen absplittern, wie man es beim Feuerstein zu thun gewohnt war. Aber auch der Zufall, der den Menschen schon in jener frühen Zeit mit dem Metalle — immer seinen gediegenen Zustand vorausgesetzt — hätte bekannt machen können, lag nicht nahe, da man ausschließlich der Aufsuchung des Feuersteines, der ja allein als verwendbar gelten konnte, alle Mühe zuwendete und ein Anlass, auch andere Gesteine zu beachten, nicht vorlag.

Nach den Mammuth- und Renthierleuten waren andere Völker im südlichen und mittleren Europa eingezogen, deren Existenzbedingungen in gleicher Weise auf den Ackerbau wie auf die Viehzucht gestellt waren. Die allgemeine Ausbreitung dieser neuen Ansiedler führte sie in ausgedehnte Gegenden, in welchen der Feuerstein weder in rohen Blöcken noch im verarbeiteten Zustande zu beschaffen war, und doch hatte die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht ein unvergleichlich großeres Maß von Bedurfnissen herbeigeführt, als je zuvor und es musste, um der andersgearteten Lebensweise zu entsprechen, das lebhafteste Verlangen nach einer größeren Zahl und nach einer größeren, den vielfaltiger gewordenen Gebrauchszwecken angepassten

Mannigfaltigkeit der Werkzeuge ſich mit Nothwendigkeit geltend machen.

Dieſe Umſtände zwangen den Menſchen dort, wo der Feuerſtein nicht in unerſchöpflicher Fülle, wie z. B. an den Kreideküſten der Meere, zur Verfügung ſtand, nun auch anderen Geſteinsarten ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und ſo prüfte er insbeſondere in den Binnenländern faſt alle vorkommenden Geſteine in Bezug auf ihre Verwendbarkeit zu Werkzeugen. Mit welcher Intenſität das geſchah, zeigt beiſpielsweiſe die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Materiales der in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten und in den gleichzeitigen Landanſiedlungen Nieder-Oeſterreichs gefundenen Steinbeile und Hämmer, und es gibt vielleicht kaum ein Mineral aus den Flußgebieten des Inn, der Salzach und Enns, welches nicht zu einem vollendeten Werkzeuge verarbeitet oder doch zu einem einſtweiligen Nothbehelfe gebraucht worden wäre. Durch die Einbeziehung ſo verſchiedenartiger Geſteine in die Verwendung zu menſchlichem Geräth mußte der völlig abweichenden Eigenſchaften wegen die Art der Verarbeitung eine ganz andere werden und die Formgebung geſchah nun nicht mehr wie beim Feuerſtein, der wegen ſeiner leichten Spaltbarkeit und ſeines glatten, flachmuſcheligen Bruches das Abſplittern beliebig zu bemeſſender Stücke geſtattet, ſondern zumeiſt durch allmähliges Abtragen kleinerer Theilchen mittels oftmals wiederholter leichter Schläge und durch nachträgliches Ebnen und Poliren der rauh abgearbeiteten Flächen auf geeigneten Schleifſteinen. Bei dieſer Bearbeitungsweiſe konnte jede Geſteinsart und auch das gediegene Kupfer beliebig geformt werden; durch fortgeſetztes leichtes Hämmern derſelben Stelle konnten allerdings keine Partien des letzteren abgelöſt werden, aber es mußte ſich ſofort zeigen, daß es hiebei etwa wie ſtarres Wachs oder feſtgewordener Birkentheer — den Pfahlbauleuten bekannte Dinge — ſeine Form ändern und daher in eine beliebige andere Form gebracht und ſchließlich wie die Steinbeile mit einer Schneide verſehen werden könne, welche noch ſchärfer und widerſtandsfähiger und leichter zu erneuern war, als es bei jenen möglich geweſen.

Auf dieſen Standpunkt war die prähiſtoriſche Bevölkerung des Seengebietes der vereinigten Staaten von Nord-Amerika gelangt; ſie fanden am Lake Superior das in erſtaunlicher Menge gediegen vorkommende Kupfer, deſſen Eignung zu Werkzeugen ſie bald erkennen lernten und trieben, nachdem das oberflächliche Vorkommen erſchöpft war, einen förmlichen Minenbau, um ſich auch des in größerer Tiefe befindlichen reinen Metalles zu bemächtigen. [1]

Nach dieſem Beiſpiele könnte man nun glauben, daß auch die Völker der alten Welt zuerſt das zutage gelegene oder doch ſonſt leicht erreichbare gediegene Kupfer kennen gelernt haben, ja es gilt als eine keines Beweiſes bedürftige Thatſache, daß der Menſch nur durch das ihm von der Natur gebotene gediegene Metall in die Kenntnis der Metalle überhaupt und im weiteren zur Metallgewinnung ſelbſt gelangt ſei. Allein ich halte dafür, daß die Erkennung der metalliſchen Eigenſchaften im Erze und die Kunſt, aus dieſem das Metall auszuſchmelzen, die vorgängige Kenntnis und Benützung des gediegenen Metalles nicht zur nothwendigen und ſehr wahrſcheinlich auch nicht zur thatſächlichen Vorausſetzung gehabt habe.

Dieſe Anſicht ſcheint paradox zu ſein, doch wenn wir uns alle Umſtände beſſer betrachten, ſo dürfte es ihr an einiger Begründung und Wahrſcheinlichkeit nicht fehlen.

Vergegenwärtigen wir uns die Zuſtände der im Süden der großen nordamerikaniſchen Seen wohnenden vorgeſchichtlichen Bevölkerung, ſo läßt ſich eine gewiſſe Gleichartigkeit derſelben mit den Zuſtänden der Pfahlbaubewohner nicht verkennen. Die Befriedigung ihrer Lebensbedürfniſſe beruhte im Weſentlichen auf dem Gebrauche von Steingeräthen. Da trat nun das gediegene Kupfer in den Kreis ihrer Cultur-Elemente, allein man behandelte es nicht anders, als man den Stein zu behandeln gewohnt war, indem man ein geeignetes Stück, das von dem natürlichen Kupferblocke mühſam abgelöſt worden war, nicht durch Schmelzen und Gießen, ſondern durch Klopfen und Hämmern allmählig in die gewünſchte Form brachte. Das gediegene Kupfer hat alſo in den Händen dieſer Leute keine andere Aufgabe erfüllt, als etwa eine neu aufgefundene, zur Verfertigung von Werkzeugen beſonders taugliche Geſteinsart. So unglaublich es ſcheinen mag, daß die nordamerikaniſche Urbevölkerung den anſcheinend ſo kleinen Schritt vom Formen des Kupfers durch Hämmern und Treiben zum Formen durch Schmelzen und Gießen nicht gemacht haben ſolle, ſo iſt es doch eine durch viele Erſcheinungen ſichergeſtellte Thatſache, [1] deren Bedeutung durch die beſonderen Umſtände in nicht geringem Maße erhöht wird.

Wie die ſchon erwähnten prähiſtoriſchen Kupferminen in den Ufergegenden des Lake Superior zeigen, hat es ſich bei der Gewinnung des gediegenen Kupfers nicht allein um das Aufleſen von einzelnen, an der Oberfläche des verwitterten Gebirgs zerſtreuten Stücken gehandelt, man hatte es offenbar im Erzgange auch zutage anſtehend gefunden und iſt demſelben im Tagbauen in die Tiefe nachgegangen, ſo daß manche Gruben bis zu 50 und 60 Fuß abgeteuft wurden. Das geſchah nicht blos an einem einzigen Punkte; ſeit der Entdeckung der erſten derartigen Minen wurden noch zahlreiche andere aufgefunden, welche ganz gleichartige Arbeits-Spuren der Ureinwohner zeigen, und ſich zuweilen meilenlang, oft in mehrfachen gleichlaufenden Linien aneinander reihen. Das war kein Werk einer kurzen Zeit; um ſo ausgedehnte, bis zu 50 und 60 Fuß hinabſteigende Minen zu treiben, waren bei den unzulänglichen Werkzeugen aus Stein, namentlich da, wo es ſich darum handelte, in die Tiefe zu gehen, wo alſo die Feuerſetzung nicht zu Hilfe genommen werden konnte, viele Hände und eine lange Reihe von Jahren erforderlich, während welcher, da man immer mit dem Kupfer beſchäftigt geweſen, ſich genugſam Gelegenheit geboten hatte, die Schmelzbarkeit desſelben kennen zu lernen und auszunützen.

Aus den Fundberichten erſehen wir ferner, daß die aus dieſen Minen ſtammenden Kupfergeräthe und Barren über ein ſehr großes Gebiet zerſtreut worden ſind, es werden uns Fundorte in den Staaten Wisconſin, Michigan, Georgia, Ohio, Jowa, Kentucky,

[1] Charles Whittlesey, Ancient mining on the shores of Lake Superior.

[1] Dr. *Emil Schmidt*, Die prähiſtoriſchen Kupfergeräthe Nordamerikas. Sep.-Abdr. aus dem Archiv S. 4 u. f.

Virginia und Florida genannt. Das Fundgebiet ist damit augenscheinlich nicht endgiltig umgrenzt, aber es misst jetzt schon viele Tausende von Quadratmeilen und bildet somit eine Länderstrecke, die selbst bei den amerikanischen Verhältnissen sehr zu beachten ist. Um die Kupfer-Gegenstände über ein so riesiges Gebiet auszustreuen, waren bei der damaligen Schütterkeit der Bevölkerung, der Schwerfälligkeit der Verkehrsmittel und der meist feindseligen Stellung der einzelnen Stämme gegeneinander vielleicht Jahrhunderte nothwendig.

Den gleichen Schluss können wir aus der Art der nordamerikanischen Kupfergeräthe machen. Wir sehen Lanzen mit Schaftrinnen und mit Schaftzunge, in beiden Fällen wieder in verschiedenen Variationen auseinandergehend, ebenso gestaltete Pfeilspitzen, Beile mit und ohne Schäftungsvorrichtung, Meißel, Schmalhacken, Messer, Pfriemen, Nadeln, Knöpfe, Perlen, Schmuckplatten und Armbänder, also eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, deren Entwicklung ebenfalls eine geraume Zeit erfordert, die wir nicht in Zahlen berechnen, aber bei der primitiven Art der Verarbeitung des Materials umso mehr in Anschlag bringen müssen, als fast alle oben genannten Dinge, also auch die jüngsten über das bezeichnete große Gebiet Verbreitung gefunden haben.

Endlich muss auch die Thatsache in Betracht gezogen werden, dass Kupfer-Gegenstände bei der Verbrennung der mit ihren Habseligkeiten ausgestatteten Leichname vor den Augen der Indianer wirklich geschmolzen sind.[1] Sie haben sich also vielleicht Jahrhunderte lang mit der Verarbeitung des Kupfers beschäftigt, sie haben gesehen, wie das vermeintlich zähe und starre Material in Fluss gerathen ist, sie haben gesehen, dass es am Boden, wo es sich sammelte, wieder erstarrte, sie haben endlich gesehen, dass es die Form der kleinen Mulde, in welcher es sich sammelte, und jede kleine Unebenheit nun festhielt, sie waren über diese Erscheinungen sicherlich sehr erstaunt und haben doch den kleinen Schritt, der nun vom Hämmern zum Gießen des Kupfers noch zu machen übrig war, trotzdem nicht gemacht!

Und doch hätte selbst dieser Schritt noch nicht jenes wunderbare Geheimnis erschlossen, welches das *Erz* in sich birgt, dessen Lösung allein dem Menschen die volle Herrschaft über die Natur verliehen hat. Denn wenn auch die Schätze von gediegenem Kupfer in Nordamerika noch so groß wären, wenn die Indianer auch zur Kenntnis und Uebung des Kupfergußes vorgeschritten und denselben in noch so kunstvoller Weise entwickelt hätten, einmal wären sogar jene großen Schätze erschöpft worden und das Volk sodann in die alte Barbarei zurück versunken. Sollte das Metall seine culturhistorische Aufgabe erfullen, so musste es sich in unerschöpflicher Menge, d. i. in seinen Erzen bieten.

Ist also der Schritt vom bloßen Hammern des gediegenen Kupfers zum Gießen trotz jener begünstigenden Umstände, wie sie sich in Nord-Amerika boten, trotzdem der so oft angerufene Zufall selbst durch das Schmelzen der kupfernen Grabesbeigaben bei dem Verbrennen des Leichnams geradeswegs darauf hinzuführen schien, nur scheinbar so klein und in Wirklichkeit doch so groß, wie hätte der Riesenschritt vom Treiben des Kupfers zum Ausschmelzen der Erze gemacht werden sollen? Welch' kurze Ideeverbindung liegt zwischen jenen beiden Thätigkeiten, und welche Summe von Arbeit und Erfahrung war dagegen nothwendig, um den langen Weg von der rohen und unbeholfenen Art der Verwerthung des gediegenen Metalles bis zum letzten Schritte zurückzulegen, der zur Aneignung des im Erze verborgenen Schatzes führte!

Wenn aber irgendwo auf der Erde der Zufall, oder sagen wir richtiger die Natur Gelegenheit geboten hat, rasch, das ist durch die vermittelnde Kenntnis des gediegenen Kupfers allein in ihr großes Geheimnis zu dringen, so war es dort an den Ufern des Lake Superior in Nordamerika. Denn nirgends, soweit unsere Kenntnisse reichen, hat die Natur solche Massen von gediegen Kupfer aufgehäuft und unter den günstigsten Förderungsumständen für den Menschen bereit gehalten, wie eben dort. Dieselben sind so groß, dass sie unser gerechtes Staunen erregen. Stücke von gediegen Kupfer im Gewichte von 800, 1500, 3000 Pfund scheinen gar nicht selten gewesen zu sein; ein aus einer von den Indianern 16½ Fuß tief getriebenen Grube stammender Block, welcher im Jahre 1875 in Philadelphia ausgestellt war, wog nicht weniger als 5720 Pfund, obwohl von demselben schon in alter Zeit beträchtliche Theile losgelöst worden waren. Sehr oft hatten diese Blöcke ein solches Gewicht, dass die Indianer sie gar nicht von der Stelle schaffen konnten und sich mit dem befriedigem mussten, was sie mit ihren primitiven Steinmeißeln und Steinschlägeln davon abzulösen vermochten. Daneben fanden sich die schönsten und reichsten Erze in einer dem Vorkommen des gediegen Kupfers entsprechenden Ausdehnung; einzelne Blöcke enthielten 100 bis 250 Tonnen reinen derben Erzes, die Phönix-Mine lieferte einen solchen Block von 500 und die Minnesota-Mine von 540 Tonnen im Gewichte, zu deren Aufarbeitung eine 23monatliche Arbeit von 20 Mann erforderlich war.[1]

Wenn nun unter so begünstigenden Umständen das gediegen vorkommende, in viele Hände gelegte und über weite Länderstrecken verbreitete Metall während eines allem Anscheine nach mehr als genügenden Zeitraumes nicht zur Entdeckung der metallischen Eigenschaften des Erzes zu führen vermochte, dann müssen wir annehmen, dass es nicht mit Nothwendigkeit dazu führen muss, und dass es noch andere Wege gibt, auf denen der Mensch zur Kenntnis derselben gelangen kann.

Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ist es vielleicht noch nicht möglich, jenen Weg zu bezeichnen, welcher den Menschen allmählig der Lösung des Geheimnisses näher brachte, weil zur Zeit noch nicht genügendes archäologisches Material vorliegt oder weil man Dingen, welche uns diesen Weg kennzeichnen konnten, als nebensächlichen Erscheinungen nicht die nothige Aufmerksamkeit schenkte. Es fehlt uns aber doch nicht an Andeutungen, welche die verwischten Spuren noch erkennen lassen. Wir werden uns zunächst des großen Eifers erinnern, mit welchem den verschiedenen Gesteinen, die zur Anfertigung von Werkzeugen tauglich schienen, nachgegangen wurde. Ganz besonders zeigt sich das rastlose Bemuhen und

[1] Vier derartig halbgeschmolzene Beile befinden sich im National-Museum in Washington (*E. Schmidt*, a. a. O. S. 18).

[1] Dr. *E. Schmidt*, a. a. O. 19.

der Spürſinn des Menſchen der Pfahlbautenzeit in den Werkzungen aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit. Dieſe Geſteine ſind, wie ſchon die unbefangene Ueberlegung, aber auch die Fundumſtände, insbeſondere der große Fund von Maurach ergeben muſsten, nicht etwa von den europäiſchen Völkern bei ihrer hypothetiſchen Wanderung aus ihrer hypothetiſchen Heimat Turkeſtan mitgebracht, ſondern im Lande ihrer Verarbeitung (ſ. Maurach) und Gebrauchnahme aufgeſucht worden. Mit welcher Unermüdlichkeit, mit welch' geſchärftem Spürſinne das geſchah, läſst ſich an dem Umſtande ermeſſen, daſs es uns heute ſo ſchwer iſt, auch nur wenige Stücke des rohen Geſteins zu finden.

Die genaue Kenntnis der Geſteine wurde übrigens nicht blos in Rückſicht auf ihre Verwendung zu Beilen und Hämmern angeſtrebt; für die Mannigfaltigkeit der Gebrauchszwecke muſsten verſchiedenartige Geſteine aufgeſucht werden, denn die Verwendung zum Formen der Steinwerkzeuge aus dem Rohen (Klopfſteine), zum Poliren und Schleifen derſelben, zum Mahlen des Getreides, zum Glätten der Nähte, zum Schweren der Netze, zum Kochen und Braten der Speiſen (Steinkocherei im Mondſee-Pfahlbau) endlich zum Schmuck (Steinperlen und Zierſcheiben im Mondſee) ſetzte ſehr verſchiedene Eigenſchaften voraus, und nöthigte auch zur Prüfung ſolcher Geſteinsarten, die ſich für Werkzeuge oder in einer anderen Richtung als untauglich erwieſen hatten.

Aber nicht blos zur Anfertigung von Geräth aller Art, ſondern auch zu anderen Zwecken fanden die Mineralien eine geeignete Verwendung z. B. Röthel und Graphit, welch' letzterer zuweilen aus großer Entfernung herbeigeholt wurde. Welche Aufmerkſamkeit den Geſteinen im allgemeinen geſchenkt wurde, beweiſt die ſchon erwähnte Thatſache, daſs im Pfahlbau im Mondſee außer den verſchiedenen zu beſonderen Gebrauchszwecken beſtimmten Geſteinsarten auch Bergkryſtall, Kryſtalldruſen, Kalkſpath, Bergkreide, Eiſenkies, Marienglas, Steinkohle und verſteinerte Conchylien, an anderen Orten noch andere Dinge wie z. B. Bluteiſenſtein, zuſammengetragen worden ſind, ohne daſs von allen eine beſondere Verwendung bekannt iſt oder überhaupt ſtattgefunden hat.

Leuten dieſer Art iſt nichts entgangen, was an Mineralien in der Umgebung ihrer Thätigkeit vorgekommen iſt, und wenn daſelbſt an irgend einer Stelle Kupfererze, insbeſondere Kupferkieſe ſich zeigten, ſei es als Fluſsgeſchiebe, ſei es in zutage tretenden Erzgängen, ſo haben ſie ſchon wegen ihres eigenthümlichen Glanzes, ihrer ſpecifiſchen Schwere und prächtigen iriſirenden Farben mindeſtens in eben ſolchem Maße die Aufmerkſamkeit erregt, als die minder auffälligen Eiſenkieſe, die wir in den prähiſtoriſchen Anſiedlungen oftmals vertreten finden, und wurden daher ſicherlich ebenſo geſammelt und auf ihrem Gebrauchswerth unterſucht, wie die anderen Geſteinsarten.

Ferd. Keller[1] erwähnt eines ſehr harten Kalkſteines aus dem Pfahlbau von Robenhauſen, der durch Zuſchleifen in die Form eines $4^1/_2''$ langen, $3''$ breiten und etwa $1^1/_2''$ dicken Prismas gebracht iſt. Obgleich urſprünglich ſchwarz, iſt er durch die Hitze, der er beim Brande des Dorfes ausgeſetzt war, ſtellenweiſe weiß geworden und zerſprungen. Trotzdem hat ſich auf den breiteren Flächen eine gelb glänzende Belegung erhalten, welche dadurch entſtand, daſs auf dem Steine Kupferkies gerieben wurde. Dieſen Umſtand erklärt *Keller* als neuen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Coloniſten alle auffallenden Naturgegenſtände ſammelten und prüften.

Aehnliche Steine mit denſelben Spuren wurden im Pfahlbau im Mondſee wiederholt gefunden.[1]

Die verſchiedenſten Anläſſe, die wir heute kaum mehr alle zu ermitteln vermögen, können nun zu Verſuchen geführt haben, welche auf dem angedeuteten Wege gefundene Erze mit dem Feuer in Berührung brachten. Wenn es beiſpielsweiſe richtig iſt, daſs die Eiſenkieſe in prähiſtoriſcher Zeit bei der Feuerbereitung verwendet wurden, ſo konnten wohl auch mit den ähnlich, nur bunter und glänzender ausſehenden Kupferkieſen ähnliche Verſuche gemacht worden ſein. Außerdem finden ſich im Pfahlbau im Mondſee und wahrſcheinlich auch in anderen Pfahlbauten viele Hunderte von geſchwärzten und berußten Steinen mit allen Zeichen, daſs ſie in einem ſtarken Feuer gelegen ſind. Obgleich dieſe Steine zunächſt nur auf die Steinkocherei hindeuten, zeigen ſie doch, daſs Steine aus mancherlei Urſachen den Einwirkungen der Hitze ausgeſetzt ſein konnten. Desgleichen fand ich auch in prähiſtoriſchen Anſiedlungen Nieder-Oeſterreichs wiederholt Steine, welche die Wirkungen eines heftigen Feuers an ſich zeigen. Auch bei der Töpferei und bei Feuersbrünſten bot ſich Gelegenheit zu Beobachtungen über die Schmelzbarkeit der Mineralien, wovon man ſich bei einiger Aufmerkſamkeit leicht überzeugen kann, da wir dort, wo die Anſiedlungen durch Feuer zugrunde gegangen ſind, nicht blos einfach hartgebrannte Stücke des Wandbewurfes, ſondern auch ſolche ſowie Topfſcherben finden, welche ſelbſt in Fluß gerathen und in eine ſchlackige Maſſe verwandelt ſind.

Bei irgend einer derartigen Gelegenheit konnten Kupferkieſe in Brand und Fluſs gerathen ſein und als Ergebnis das metalliſche Kupfer geliefert haben, was leicht möglich iſt, da bekanntermaßen dieſe Erze einen ſehr nahmhaften Theil (bis zu einem Drittel) Schwefel enthalten. Wie nahe eine ſolche Ereignung unter gegebenen Umſtänden liegt, zeigt ein Vorfall, von dem mir Bergverwalter *Pirchl* in Mühlbach berichtete. Man hatte dort, um überſchüſſigen Schwefel aus den Erzen zu entfernen, im Freien, einen größeren Haufen von groben, d. i. etwa 60 Mm. meſſenden Erzſtücken auf ein Roſtbett zuſammengebracht und denſelben bei ziemlich kalter Temperatur (Wintersanfang) in Brand geſetzt. Es kamen mehrere Feiertage, Leute waren nicht am Platze, das Feuer im Haufen erhielt mehr Zug, als gut war, die Erze ſchmolzen in den unteren Lagen zu einer ſogenannten Sohle, Kupferlech und Haarkupfer enthaltend, und ſiehe da, in einigen tieferen Grübchen lag auch das blinkende helle Metall! Viel Schwefelgehalt im Erze, alſo natürlicher Brennſtoff, ſcharfer Zug im Röſthaufen, allenfalls noch günſtige Gangart und das Kupfer ſchmilzt von ſelbſt aus, ohne

[1] Im IV Pfahlbau Berichte, S. 25.

[1] Es iſt wunderbar, wie das griechiſche Wort μέταλλον, das Metall im allgemeinen, den ganzen Vorgang bewahrt hat. Dieſes Wort bedeutet nämlich urſprünglich das Suchen, Nachforſchen, Durchſtoren, dann die Grube in der Erde, wo man nach Steinen und Erzen grabt, Steinbruch und Bergwerk, (μεταλλεύω fonach in der Erde nach Waſſer, Erzen, Metallen ſuchen oder graben) und erſt ſpater in übertragener Bedeutung endlich das in den Gruben Gefundene, beſonders Metall, Erz. Selbſt im Lateiniſchem hat das Wort ſeine alte Bedeutung als Bergwerk, Grube (metallum auri, cretae, silicum) bewahrt.

Ofen, ohne ſonſtige künſtliche Vorrichtungen, ohne ſtete Ueberwachung durch erfahrene Leute und doch in einer metalliſchen Reinheit, die in Erſtaunen ſetzen muß. Nach einer von Profeſſor *Freih. v. Sommaruga* vorgenommenen chemiſchen Analyſe enthält eine Probe dieſes von ſelbſt und durch den eigenen im Erze enthaltenen Brennſtoff ausgeſchmolzenen Kupfers an:

Kupfer	97·02
Zinn	—
Nickel	1·55
Eiſen	Spur
Blei	Spur
Schwefel	0·79
Schlacke	Spur
	99·36.

Aus dieſen durch gewiſſenhafte Beobachtung ſichergeſtellten Thatſachen ergibt ſich von ſelbſt die Erklärung der Reinheit des aus den prähiſtoriſchen Schmelzöfen hervorgegangenen Erzeugniſſes und die Leichtigkeit des Schmelzverfahrens, die insbeſondere Jenen gegenüber zur Geltung gebracht werden muß, welche in Vertheidigung der Prioritat des Eiſens die Schwierigkeit des Ausſchmelzens der Kupfererze behaupten, und derſelben die angebliche leichte Schmelzbarkeit der Eiſenerze entgegenſtellen. Zugleich erhalten wir aber auch einen Fingerzeig, wie nahe die Entdeckung der Metalle für die Menſchen lag, welche ſich mit der Prüfung der Mineralien in dem bezeichneten Umfange befaſsten. Ich will aber damit keineswegs behaupten, dafs ſich dieſelbe ſo raſch und ſo mit einemmal vollzog, wie die freiwillige Ausſchmelzung des ſich ſelbſt überlaſſenen Röſthaufens bei den Erzgruben auf der Mitterbergalpe. Es iſt ohne Zweifel auch hier eine wiederholte Erfahrung vorangegangen, welche in der einmal eingeſchlagenen Richtung weiter und ſchließlich zur Löſung des im Erze verſchloſſenen Geheimniſſes führte. Die Entdeckung des Metalles im Erze mußte ebenſo vorbereitet worden ſein, oder, mit anderen Worten geſagt, ſie ſetzte ebenſo vorbereitete Menſchen voraus, welche ihre Bedeutung erkannten, wie es bei jeder anderen großen Entdeckung der Fall iſt. Man hat offenbar einmal in einer kupfererzführenden Gegend das Ausſchmelzen vielleicht anfänglich nur kleiner Körner reinen Metalles bemerkt, was den ſchlauen Leuten, die ſich mit der vorgeſchichtlichen Stein-Induſtrie befaſsten, ſofort einen erwünſchten Gegenſtand der Unterſuchung lieferte und ſodann Anlafs zur Wiederholung des beobachteten Experimentes gab, das allmälig beſſer verſtanden wurde und größere Mengen von Kupfer ergab, deſſen Eigenſchaften nicht lang verborgen bleiben konnten.

Ich muß hierbei wiederholt auf den nicht genug zu würdigenden Gegenſatz aufmerkſam machen, welcher in der Verarbeitung des Kupfers zwiſchen Nordamerika und Europa beſteht. Dort wurde das gediegen vorgefundene Kupfer, wie wir geſehen haben, ausſchließlich durch Hämmern in die gewünſchte Form gebracht, ein Vorgang, der ſich mit zwingender Nothwendigkeit aus der Natur des Materiales ergab. Leuten, die bisher ihre Werkzeuge durch bloßes Bearbeiten mit Steinen, alſo durch Hämmern und Schleifen zurechtgebracht hatten, konnte es unmöglich in den Sinn kommen, ſie nun plötzlich mit Hilfe des Feuers zu formen, auch wenn ſie ein neues Material dafür gefunden hatten. Dieſes wurde ihnen nicht anders, als wie jede andere bisher verwendete Geſteinsart, nämlich als feſter Körper, geboten, von deſſen Schmelzbarkeit ſie zunächſt keine Ahnung hatten; die durch die Natur desſelben bedingte Verarbeitungsweiſe genügte für alle vorhandenen Bedürfniſſe und im Verlaufe der Zeit verwuchs die Idee des ausſchließlichen Treibens des Kupfers ſo mit dem ganzen Vorſtellungsweſen und Gedankengange dieſer Menſchen, dafs ſie auf das Gießen auch dann nicht verfielen, als ſie geſehen hatten, dafs das neue Material im Feuer flüſſig wird.

Anders iſt es in Europa. Hier iſt bis zur Stunde noch in keiner Art der Beweis erbracht worden, dafs auch nur ein Stück der in den Muſeen vorhandenen Kupfergeräthe aus gediegenem Metall beſtehe; ſie ſind vielmehr von früheſter Zeit an durch Guß erzeugt worden. Zeugnis hievon geben die zahlreichen, im Einzelnen ſchon oben angeführten Gußſchalen, Gußformen und Kupferſchlacken gerade an jenen Orten, wo wir die primitivſten Formen der Kupfergeräthe finden, nämlich in den ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Pfahlbauten und in den unterſten Städten von Troja. Durch Hämmern wurde, wie die Fundſtücke zeigen, nur wo es nothwendig ſchien, in der Form nachgeholfen.

Von nicht geringer Bedeutung iſt hierbei, dafs im alten Aegypten, wo das Kupfer zu den älteſten Metallen gehört und gewöhnlich unter den Tributgaben aſiatiſcher Völker erſcheint, durch ein Zeichen dargeſtellt wird, welches in ſeiner urſprünglichſten Form einen Schmelztiegel dargeſtellt zu haben ſcheint.

Das alles weiſet im Gegenſatze zu Nord-Amerika darauf hin, dafs man in Europa das Kupfer nicht wie dort in gediegenem Zuſtande, ſondern zuerſt in ſeiner Eigenſchaft der Schmelzbarkeit im Feuer kennen gelernt haben mußte.

Mit Berückſichtigung aller dieſer Erwägungen werden wir die oben geſtellte Frage, ob wir der während der jüngeren Steinzeit in Europa ſeſshaften Bevölkerung die ſelbſtändige Entdeckung des Kupfers zuſchreiben dürfen, inſofern entſchieden mit Ja beantworten können, als wir hierbei zunächſt nur die Möglichkeit derſelben im Sinne haben. Alle Bedingungen hiezu waren vorhanden: zahlreiche Oertlichkeiten mit leicht erreichbaren und erſchließbaren Kupfererzen in genügender Menge und in jenen Eigenſchaften, welche eine leichte Ausſchmelzung des Metalles bedingen, wie es beiſpielsweiſe die Kupfererze von der Mitterbergalpe und Kelchalpe ſind, und ein in der engeren und weiteren Umgebung dieſer Oertlichkeiten wohnendes, nicht mehr auf niedriger Culturſtufe ſtehendes, rühriges aufmerkſames und durch lange Uebung und Erfahrung vorbereitetes Volk.

Die Möglichkeit der ſelbſtändigen Entdeckung des Kupfers auf europäiſchem Boden laſst ſich alſo nicht beſtreiten, ja dieſe Möglichkeit gewinnt ſelbſt den Anſchein der Wahrſcheinlichkeit, wenn wir die primitiven Formen der meiſten europäiſchen Kupferfunde, ihre einfache Herſtellungsweiſe und den Umſtand berückſichtigen, dafs gerade in jenen Gegenden, wo wir die meiſten Kupfergeräthe finden, nämlich in

Ungarn und im Bereiche der öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Pfahlbauten, auch reiche Kupfererzgänge vorhanden ſind. [1]

Wenn jedoch die Frage dahin geſtellt wird, ob die Entdeckung auch wirklich im Gebiete unſerer Kupferfunde geſchehen ſei, ſo werden wir deren Beantwortung der Zukunft überlaſſen müſſen; ſie wird uns lehren, ob das Volk, das in den meiſten Theilen dieſes Gebietes vermöge der Gleichheit der allgemeinen Cultur und der Gleichheit vieler einzelner Züge derſelben als ein einheitliches ſich darſtellt, die Kenntnis des Kupfers in den Wohnſitzen erworben, wo wir es zuerſt angetroffen haben, oder ſchon aus einer älteren Heimat mitgebracht hat, die wir noch nicht kennen.

Welchen Fingerzeig uns hierbei die Sprachforſchung gibt, ſoll ſpäter noch kurz berührt werden.

VIII. Ariſche Raſſe der Steinzeitvölker im mittleren Europa.

Es hat an ſich ſchon einen großen Reiz, zu ermitteln, in welchen näheren Beziehungen das Volk, bei dem wir die erſten Spuren der Metallbearbeitung getroffen haben und deſſen Boden wir jetzt bewohnen, zu uns ſelbſt ſteht; es wird ſich dies aber vielleicht auch lohnen aus dem Grunde, weil es uns möglich werden könnte, aus einer zweiten Quelle ein Zeugnis für die Richtigkeit der Ergebniſſe unſerer Unterſuchung zu gewinnen.

Nach dem Abſchluſſe der paläolithiſchen Zeit erſcheint ein mit einem reichen Schatze von Culturmitteln ausgeſtattetes Volk, das mit der vorangegangenen Bevölkerung in keinerlei Verbindung geſtanden iſt. Trotzdem ſchon ſo viele Wohnſtätten beider Perioden aufgedeckt und mit Sorgfalt bis in jede Einzelnheit unterſucht worden ſind, konnten noch nirgends Zwiſchenglieder gefunden werden, welche die Culturzuſtände der einen Periode ohne Unterbrechung in die andere hinüberleiten und zu dem Schluſſe berechtigen, daſs eine allmälige ſchrittweiſe Erhebung aus dem rohen Zuſtande der Mammuth- und Renthierzeit auf die Culturſtufe der Pfahlbautenzeit ſtattgefunden habe. Vielmehr zeigt ſich eine ſchroffe und breite Kluft, welche beide Perioden trennt und zu dem Schluſſe führt, daſs das Volk der Pfahlbautenzeit eingewandert iſt und bei ſeiner Einwanderung ein verhältnismäßig nicht unbedeutendes Maß von Cultur aus der alten Heimat mitgebracht haben muß.

Soweit nun unſere Kenntniſſe reichen, verbindet nicht nur der gemeinſam erreichte Culturgrad die geſammte mitteleuropäiſche Bevölkerung der älteren Pfahlbautenzeit vom Hellespont bis zum Atlantiſchen Ocean und vom Mittelmeer bis zur Oſtſee, ſondern es iſt auch die Art dieſer Cultur überall dieſelbe. Die Lebensbedingungen beruhen auf einem für die Entwicklung überaus günſtigem Verhältniſſe von Viehzucht und Ackerbau und in dem ganzen Gebiete ſtoßen wir überall auf die gleichartigen Anfänge der Metallurgie. Daneben ſehen wir als gemeinſames Band eine eigenthümliche Keramik, die ſich in Bezug auf die Technik und das Weſen der Ornamentirung als eine durchaus einheitliche erweiſt. Letztere beſteht, wie gezeigt worden iſt, aus vertieften mit weißer Maſſe ausgefüllten Linien, die ſich zu geometriſchen Figuren (ſchraffirten Dreiecken, Vierecken, einfachen oder mehrfach-concentriſchen Kreiſen) zuſammenſetzen. Alles ſcheint darauf hinzudeuten, daſs alle Völker, welche das bezeichnete Gebiet bewohnten, nicht nur demſelben Culturkreiſe, ſondern auch derſelben Raſſe angehören, und nichts berechtiget uns, etwas anderes anzunehmen, als daſs es die ariſche Raſſe geweſen ſei.

Bis vor kurzer Zeit iſt man allerdings der Meinung geweſen, daſs die ariſchen Stämme im mittleren Europa erſt in ſpäter Zeit eingewandert ſeien, insbeſondere nahm man bei Germanen und Slaven an, daſs dies nur wenige Jahrhunderte vor Beginn unſerer Zeitrechnung geſchehen ſei. Dieſe Behauptungen ſind durch nichts begründet. Schon *Ferdinand Keller* [1] hat den Gedanken abgewieſen, daſs ſeit der Pfahlbautenzeit ein allgemeiner Bevölkerungswechſel eingetreten ſei; er hält an der Anſicht feſt, daſs ſich dieſelbe von jener Zeit an und trotz des Ueberganges vom Stein zur Bronze und von dieſer zum Eiſen bis in die Zeit der Römerherrſchaft erhalten habe. Wir beſitzen zweifelloſe Belege dafür, daſs viele vorgeſchichtliche Anſiedlungen der ſogenannten jüngeren Steinzeit z. B. in Niederöſterreich, in Böhmen, in der Schweiz ſich unverändert auch in den folgenden Perioden erhalten haben. Der Einwand, daſs ſich neu hereingekommene Völker in den Wohnſtätten der vertriebenen feſtgeſetzt haben können, wird durch die Thatſache beſeitigt, daſs ſich in dieſen Anſiedlungen der Charakter der Thongefäße in Technik, Form und Ornament auch nach dem Uebergange vom Stein zum Metall gleichmäßig, wenn auch nicht ohne merkbare Verbeſſerung der Erzeugung und Bereicherung der Ornamente erhält.

Was die allgemeinen Lebensbedingungen betrifft, ſo ſehen wir keineswegs, daſs dieſelben je einem ſchroffen Wechſel unterlegen geweſen, daſs etwa die urſprünglich ackerbautreibenden und ſeſshaften Volksſtämme durch nomadiſche Einwanderer oder umgekehrt dieſe durch jene oder auch nur durch ein Volk abgelöſt worden wären, welches fremde Hausthiere und fremde Culturpflanzen mitgebracht hätte, denn es bleiben während der ganzen Zeit von der erſten Beſiedlung durch die Pfahlbauleute und ihre Zeitgenoſſen bis zur Römerherrſchaft die Grundlagen der Exiſtenz und des Fortſchrittes die gleichen; nur treten zu den ſchon vorhandenen Hilfsmitteln, zu den alten Hausthieren, zu den Getreidearten nach und nach neue hinzu. So geſellen ſich zum bisherigen Torfrind, zum Schaf und zur Ziege, zum Torfſchwein und zum Hunde, die alle unverändert im Haushalte und Dienſte des Menſchen bleiben, allmählig und nicht überall gleichmäßig und gleichzeitig neue Rinderraſſen, andere Spielarten des Hundes hiezu, das in Mitteleuropa bereits lebende, doch wilde Pferd wird in den Haushalt gezogen; und wenngleich zu dem bisher angebauten kleinen Pfahlbau-Weizen und zur ſechszeiligen Gerſte beſſere Getreidearten kommen, ſo bleiben trotzdem auch jene minder ergiebigen noch im Gebrauche.

[1] Das würde keineswegs die ſelbſtändige Entdeckung des Kupfers an allen anderen Orten, wo die Bedingungen hiezu vorhanden waren, ausſchließen, wie denn auch in der That dieſelbe ganz unabhängig von der europäiſch-aſiatiſchen Cultur in Mexiko und Peru, und zwar dem Anſcheine nach wieder in jedem Lande ſelbſtändig erfolgt iſt.

[1] *Keller*, Pfahlbauten. V. Bericht, S. 182 u. ff.

Anderſeits iſt unter den Tauſenden von Erſcheinungen, welche ſeit der Entdeckung der Pfahlbauten zutage gefördert wurden, nicht eine einzige Thatſache hervorgetreten, welche gegen die vorſtehend entwickelte Anſicht ſpräche, welche in der älteren Pfahlbautenzeit einen dem ariſchen fremden Charakter zu erkennen oder einen ſeit jener Zeit eingetretenen allgemeinen Bevölkerungswechſel vorauszuſetzen ermöglichte. Selbſtverſtändlich iſt es, daſs hierbei kleinere oder auch weiter greifende Verſchiebungen der Verbreitungsgränzen der einzelnen ariſchen Zweige untereinander oder gegen fremde Raſſengebiete hin nicht ausgeſchloſſen ſind.

Manche Gelehrte haben geglaubt, aus der Aenderung der Beſtattungsweiſe auf einen Wechſel der Bevölkerung ſchließen zu dürfen. Die Thatſache nun, daſs man in der ſogenannten Periode der jüngeren Steinzeit im allgemeinen auf die Sitte des Begrabens des Leichnams ſtößt, daſs ſpäterhin in der Metallzeit das Verbrennen des Leichnams üblich wurde und daſs man ſchließlich zur Sitte des Begrabens zurückkehrte, iſt ganz zweifellos, aber es iſt keineswegs erwieſen, daſs dieſer zweimalige Wechſel ſo plötzlich und ſo allgemein eingetreten iſt, daſs er nur durch die Verdrängung der bisherigen Bewohnerſchaft und die Feſtſetzung eines fremden Volkes erklärt werden könnte. Würde es ſich wirklich ſo verhalten, dann müßten wir auch gleichzeitig mit der neuen Beſtattungsweiſe in vielen anderen Lebensgewohnheiten, in den Anſiedlungen und im geſammten Hausrath durchgreifende Aenderungen wahrnehmen; denn es läſst ſich kaum denken, daſs irgend ein fremdes Volk hereingekommen ſei und ſich in allen Daſeinsäußerungen vollſtändig an das unterjochte oder verdrängte Volk angeſchloſſen und, nur in einem Punkte, in der Beſtattungsweiſe, eine vollſtändige Neuerung eingeführt habe.

Man hat demzufolge den erſten Wechſel, nämlich den Uebergang vom Begraben zum Verbrennen mit dem Uebergang vom Stein zum Metall in Verbindung zu bringen geſucht; allein es iſt auf Grund gewiſſenhafter Beobachtungen gezeigt worden, daſs die Bekanntſchaft mit dem Metalle ſehr tief in die Steinzeit hineinreicht und daſs der Uebergang zum allgemeinen Gebrauche desſelben in Formgebung und Technik nur ganz allmälig und im engſten Anſchluß an die Steinzeit vor ſich gegangen iſt. Dies iſt ganz deutlich bei dem älteſten Metalle, dem Kupfer, der Fall; aber auch der Uebergang zur Bronze tritt nicht ſofort mit vollendeten Formen auf, da auch dieſe, wie wir geſehen haben, anfänglich noch in den der Steinzeit ſich annähernden Formen erſcheint und da namentlich die Aexte aus Bronze in ihrer Entwicklung von dem primitiven, dem Steinbeile nachgebildeten Flachbeile bis zu den ſchönſt ornamentirten Palſtäben und Hohlkelten verfolgt werden können. Ein plötzliches Eindringen einer neuen Technik und neuer Formen in dieſem wichtigen Betriebszweige, auf welchen man ſich bezieht, läſst ſich alſo nicht nachweiſen.

Was die thatſächlichen Verhältniſſe beim Uebergange der Sitte des Begrabens zu der des Verbrennens betrifft, ſo liegt eine genügende Zahl von Beobachtungen vor, welche zu der Behauptung berechtigen, daſs die letztere keineswegs an das Eindringen des Metalles und der Bronze im beſonderen gebunden war. Es zeigt ſich nämlich in dem ganzen großen Gebiete von der Donau bis zur Südküſte von Schweden und bis zum atlantiſchen Ocean, daſs die Sitte des Verbrennens ſchon während der Steinzeit Eingang und weit verbreitete Uebung findet, wogegen anderſeits die Sitte des Begrabens noch tief in die Bronzezeit hereinreicht und häufig Bronzebeigaben bei Skeletreſten ſich finden.

So wird beiſpielsweiſe oftmals berichtet, daſs auf der Inſel Bornholm Steingeräthſchaften bei Begräbnisſtellen verbrannter Knochen gefunden worden ſind. Wenn nun auch einige dieſer Angaben zweifelhaft ſein können, ſo kommen ſie doch ſo häufig vor, daſs ſich nach der Meinung *Wedels*, welcher der Erforſchung der Alterthümer auf Bornholm zwanzig Jahre gewidmet hat, die Thatſache kaum mehr bezweifeln läſst, wenngleich er nach den vorliegenden Berichten vorläufig blos zu dem Ergebniſſe gelangt, daſs die Leichenverbrennung auf Bornholm erſt gegen das Ende der Steinzeit in Gebrauch gekommen ſei.[1] Iſt damit die Aufnahme der neuen Beſtattungsweiſe noch während der Steinzeit erwieſen, ſo dauert auf Bornholm die ältere Weiſe, nämlich die Beſtattung des unverbrannten Leichnams bis tief in die Zeit des Gebrauches von Bronzegeräthen hinein; insbeſondere ſcheinen die Bronzeſchwerter, deren bis jetzt fünfundzwanzig gefunden worden ſind, ausſchließlich in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen vorzukommen.[2]

Das ſind Thatſachen von nicht abzuweiſender Bedeutung. Denn während wir hier den Leichenbrand mit Beigaben der Steinzeit, alſo die neue Sitte bei der alten einheimiſchen Bevölkerung treffen, ſehen wir die mit Bronze ausgerüſteten Leute, alſo die vermeintlich neuen Ankömmlinge, nicht nach der angeblich mit der Bronze in Verbindung ſtehenden Sitte des Verbrennens, ſondern nach der alten landesüblichen Sitte beſtattet. Insbeſondere ſetzen wir die Schwerter nur in den Händen von Kriegern voraus und mit den Bronzeſchwertern könnten wir uns bei einem mit der Aufnahme der Bronze eingetretenen Bevölkerungswechſel doch nur das eindringende ſieghafte Volk ausgerüſtet denken, und nun ſehen wir auf Bornholm gerade bei dieſen fremden, angeblich eben erſt in's Land eingedrungenen Kriegern mit den Bronzewaffen nicht die neue, ſondern ausſchließlich die alte einheimiſche Beſtattungsweiſe in Uebung.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daſs der neue Brauch zuletzt der herrſchende geworden iſt, ſo erſehen wir doch aus den angeführten Thatſachen, daſs der Uebergang ein ſehr allmäliger geweſen iſt und ſich unter Erſcheinungen vollzogen habe, die einem allgemeinen Bevölkerungswechſel, einer Vertreibung oder Ausrottung oder einer völligen Knechtung und Auffaugung nicht entſprechen.

Ich habe das Beiſpiel von Bornholm angeführt, weil hier in Folge der tiefgreifenden Durchforſchung des Landes die Verhältniſſe beſonders klar liegen. Man konnte nun allerdings einwenden, daſs Bornholm wegen ſeiner abgeſchiedenen Lage eine ausnahmsweiſe Stellung einnehme, wiewohl es eigentlich den Verkehr zwiſchen Deutſchland und Schonen vermittelte; allein die Ergebniſſe ſind in den anderen Ländern nicht

[1] *W. Finn*, Die Alterthümer der Inſel Bornholm. Globus XLVIII, S. 302
[2] *W. Finn*, a. a. O. S. 303, 304.

anders, ſie führen nämlich dort ebenſo wenig wie hier zu dem Schluſſe, daſs die Bronze gleichzeitig und in Verbindung mit dem Gebrauche des Verbrennens der Leichen Aufnahme gefunden habe. Ziemlich gleichartig wie die Erſcheinungen auf Bornholm ſind jene in Schweden. Hier iſt in der älteren Bronzezeit die Beſtattung des unverbrannten Leichnams allgemeiner Brauch, ſelbſt die Grabform — Kiſten, die aus flachen ſenkrecht aufgeſtellten Steinplatten gebaut und mit eben ſolchen Platten zugedeckt wurden — erhält ſich von der Steinzeit her unverändert fort. Was dieſe Verhältniſſe noch beſonders bedeutſam macht, iſt der Umſtand, daſs ähnlich wie auf Bornholm gerade in den Gräbern der älteren Bronzezeit und bei unverbrannten Leichen jene Bronze-Gegenſtände (Schwerter, Dolche, querdurchlochte Aexte, Spangen) gefunden werden, welche durch den Adel ihrer Formen, durch die geſchmackvollen Verzierungen und die Geſchicklichkeit in der Erzeugung unſere Bewunderung erregen, daſs wir alſo gerade jene Leute, welche ſich nach alteinheimiſchem Brauche beerdigen laſſen, im Beſitze dieſer ſchönen Bronzeſachen antreffen.[1] Mit Recht ſagt daher *Montelius:* „Wichtige Gründe, die theils auf der Gleichheit der Grabſtätten aus dem letzten Theile des Steinzeitalters, theils auch auf anderen Umſtänden beruhen, ſcheinen uns für die Anſicht zu ſprechen, daſs der Beginn der Bronzezeit nicht mit einer Einwanderung eines neuen Volkes zuſammenhänge, daſs aber die Bewohner des Nordens — freilich durch die Berührung mit anderen Völkern — gelernt haben Bronze zu bearbeiten.[2] Ebenſo wenig wie das Eindringen der Bronze iſt nach *Montelius* das erſte Auftreten des Eiſens in Schweden mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft geweſen.[3]

Desgleichen läſst ſich mit Beſtimmtheit ſagen, daſs in Schleswig-Holſtein die Leichenverbrennung nicht zugleich mit der Bronze auftrat, weil auch hier in der erſten Zeit ihres Erſcheinens die Todten gleichwie in der Steinzeit unverbrannt beſtattet wurden.[4] Ebenſo wenig laſst ſich daſelbſt bei dem Uebergang zum Gebrauche des Eiſens irgend eine Aenderung in der Begräbnisweiſe ſicherſtellen.

Wenn endlich auf den däniſchen Inſeln die Verhältniſſe auch etwas mannigfaltiger ſein mögen, ſo gilt doch im allgemeinen auch hier die anderweitig gemachte Erfahrung, daſs die Leichenbeſtattung zu Anfang der Bronzezeit, der Leichenbrand am Schluſſe derſelben üblich geweſen iſt;[5] der letztere iſt alſo auch in Dänemark keine an das erſte Vorkommen der Bronze gebundene Erſcheinung, der Wechſel der Begräbnisweiſe hat ſich auch nicht ſo raſch wie das Eindringen der Bronze, ſondern nur langſam innerhalb des Verlaufes der Bronze-Periode vollzogen.

Wir haben an dem Beiſpiele von Bornholm geſehen, daſs das erſte Auftreten der Bronze keineswegs an das erſte Auftreten des Brauches der Verbrennung geknüpft iſt; Steinbeigaben zeigten ſich dort bei Verbrannten, koſtbare Bronze-Gegenſtände bei Skeleten. Aehnliche Erſcheinungen laſſen ſich in Deutſchland beobachten; hier iſt die Beiſetzung verbrannter Leichen in Steinzeitgräbern (Hünenbetten) nicht ungewöhnlich.[1] Auch in den engliſchen (der Steinzeit angehörigen) Cromlechs finden ſich zuweilen Skelete und Urnen mit den Ueberreſten verbrannter Leichen zuſammen, was auch in den (gleichzeitigen) Dolmen Nord-Frankreichs vorzukommen ſcheint.[2]

In dieſen Gebieten ſtellt ſich alſo der Brauch des Verbrennens ganz augenſcheinlich ſchon im Verlaufe der Steinzeit ein; wir finden alſo Brandreſte von Leuten, die — wie uns die Funde ſagen — noch keine Bronze beſaßen, während im Gegenſatze hiezu ebenda, wie z. B. in der Schweiz faſt ausſchließlich, in Thüringen, Böhmen und Hannover die Leichen von Leuten, welche bereits über Bronzegegenſtände verfügen konnten, unverbrannt beſtattet wurden. Im beſonderen gilt letzteres von den ſchon erwähnten Gräbern in Mecklenburg, dann von den Gräbern bei Roggendorf (nächſt Eggenburg,) bei Roggendorf (nächſt Wullersdorf), beim Buhuberg (nächſt Stillfried, letztere drei in Nieder-Oeſterreich), endlich von dem Grabe bei Olmüz, in welchem unverbrannte Leichen mit Beigaben aus zinnarmer Bronze, beziehungsweiſe Kupfer enthalten waren, wogegen Stein- und Kupfergeräthe beiſammen in einem der Steinzeit angehörigen „Urnenfelde“ bei Lucska in Ungarn gefunden wurden.

Ganz zweifellos iſt auch der zweite Wechſel der Beſtattungsweiſe, nämlich der Uebergang vom Verbrennen zum Begraben, nur äußerſt langſam vor ſich gegangen und hat eigentlich Jahrhunderte gedauert. Unſere Beobachtungen zeigen uns ſehr oft die gleichzeitige Uebung beider Beſtattungsweiſen an demſelben Orte. Das lehrreichſte Beiſpiel liefert uns das berühmte Grabfeld von Hallſtatt, in welchem zu derſelben Zeit und aus den nämlichen Volksclaſſen beinahe gleichviel verbrannte als unverbrannte Leichen beigeſetzt wurden; wenn hier die Brandgräber im allgemeinen anſehnlicher zu ſein ſcheinen, ſo kommen doch auch minder ausgeſtattete darunter vor, während ſich auch in den Skeletgräbern reiche Beigaben, insbeſondere auch Waffen vorfinden.[3] Aehnliche Verhältniſſe wie in Hallſtatt begegnen uns an vielen andern Gräberſtätten; es iſt eine bekannte Thatſache, daſs einige römiſche Adelsfamilien ihre verſtorbenen Angehörigen begraben, andere ſie verbrennen ließen, und daſs auch bei den heidniſchen Germanen beide Beſtattungsweiſen zugleich üblich waren.

Dieſe Thatſachen weiſen darauf hin, daſs die Anregung zu einer Verſchiedenheit in der Art der Beſtattung nicht gerade von außen hereingetragen ſein müſſe, ſondern im Volke ſelbſt gelegen ſein könne. Aehnliche Erſcheinungen können wir heute noch beobachten. So iſt bei den Laos in Siam im allgemeinen die Verbrennung üblich; Perſonen jedoch, welche vor vollendetem fünfzehnten Jahre ſterben, ſind, wie geglaubt wird, von ihren früheren, nun in der Geiſterwelt befindlichen Eltern genommen worden und werden nicht verbrannt, ſondern einfach in Matten gewickelt und ohne Sarg begraben. Ebenſo werden Leute, welche plötzlich ſterben, durch Unglücksfall oder bösartige Seuche den Tod finden, oder Frauen, die bei

[1] *Oscar Montelius,* Die Cultur Schwedens in vorchriſtlicher Zeit, S. 33. 46. 79.
[2] *Oscar Montelius,* a. a. O. S. 42.
[3] *Oscar Montelius,* a. a. O. S. 93.
[4] *J. Meſtorf,* Vorgeſchichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holſtein S. 9.
[5] *Sophus Müller,* Die nordiſche Bronzezeit und deren Periodentheilung. S. 72 u. f.

[1] *Weinhold,* Die heidn. Todtenbeſtattung in Deutſchland, Sitzber. der kaiſ. Akad. der Wiſſ. Phil. hiſt. Cl. XXIX. S. 120 u. f.
[2] *Freih. v. Sacken,* Leitfaden zur Kunde des heidn. Alterthums. S. 72 u. 73
[3] *Freih. v. Sacken,* Das Grabfeld von Hallſtatt. S. 5 u. f.

der Entbindung das Leben verlieren, ebenfalls nicht verbrannt. Tod durch Unglücksfall ist ein sicheres Zeichen dafür, dass ein böser Geist die Seele des Verunglückten geholt hat. [1]

Ist bei dem zweiten Wechsel der Bestattungsweise, nämlich beim Uebergange vom Verbrennen zum Bestatten allem Anscheine nach ein Wechsel der Bevölkerung geradezu ausgeschlossen, so muß derselbe auch bei dem Uebergange vom Begraben zum Verbrennen nicht mit Nothwendigkeit vorausgesetzt werden.

Bei der Beantwortung dieser Frage wird man vielleicht die Bedeutung eines besonderen Umstandes nicht im vorhinein abweisen dürfen. Es zeigt sich nämlich als eine besonders charakteristische Erscheinung die Sitte, den Verstorbenen Dinge, die ihnen im Leben werth waren, oder deren sie nach dem herrschenden Glauben sonst im Jenseits bedürfen, als Liebesopfer in das Grab mitzugeben. Diese Sitte erhält sich durch alle vorgeschichtlichen Zeitalter hindurch unverändert fort, sie umschlingt wie ein gemeinsames Band die verschiedenen Begräbnisweisen, und lässt vermuthen, dass sie durch die Gemeinsamkeit der Abstammung begründet ist.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass der zweimalige Wechsel der Begräbnisweise sehr auffallend ist und räthselhaft erscheinen muß, da die Begräbnisfeier einen Theil des Cultus bildet und mit den religiösen Anschauungen, namentlich mit den Vorstellungen über den Zustand nach dem Tode und selbst mit Sitten und Rechtsgewohnheiten auf das innigste zusammenhängt und ohne eine Aenderung des Volkswesens kaum gedacht werden kann. Allein wir dürfen doch auch nicht vergessen, dass der reichbelebte heidnische Glaube keine Dogmen gekannt, nicht aus einer Summe von außen hereingebrachter, zum Theile unbegriffener starrer Lehren bestanden hat, sondern aus der Denk- und Handlungsweise des Volkes selbst hervorgegangen ist und daher mit diesem in einer steten Entwicklung und Umbildung begriffen war, infolge deren auch der Begräbnis-Cultus eine Aenderung viel leichter erleiden konnte, als in der Gegenwart. Wir vermögen sogar auf eine solche Umgestaltung im germanischen Mythus hinzuweisen. In der älteren Zeit ist nämlich, ganz dem Wesen eines Ackerbauvolkes entsprechend Donar — der Sommergott, der im Gewitter einherschreitet, der Bezwinger der winterlichen Riesen — die oberste Gottheit; bei der feindlichen Berührung mit dem südlichen Nachbarn, bei dem Erwachen des kriegerischen Geistes der Germanen tritt Wodan, der Kriegsgott, als oberster Gott an seine Stelle. Ich will damit keineswegs gerade diese Umgestaltung religiöser Anschauung mit dem Wechsel der Bestattungsweise in Verbindung bringen; allein es lässt sich ganz gut denken, dass diese einmal in eine derartige Bewegung mit hineingezogen worden ist. Dass in der That ab und zu ein ganzes Volk fast plötzlich von einer tief eingreifenden Bewegung auch im Gemüths- und Geistes-Leben erfaßt werden kann, ersehen wir an dem Lautwechsel in der Sprache, der sogenannten Lautverschiebung, welche in ihrem Vorgange klar ersichtlich, in ihrer Veranlassung noch eben so räthselhaft wie der Wechsel der Bestattungsweise, alle germanischen Stämme wie mit der Macht eines Naturgesetzes sich unterworfen hat.

Wenn hierin noch vieles unerforscht ist und bleiben wird, so hat dagegen eine gelehrte Meinung geradezu Verwirrung angestiftet, die Ansicht nämlich, dass Mitteleuropa bis zum Beginn der christlichen Aera, ja noch in den ersten Jahrhunderten dieser Zeit von nomadischen Völkern erfüllt gewesen sei und noch immer spucken die Vorstellungen von den „nomadischen Germanen", von „indogermanischen Halbnomaden", von „nomadisirenden Ackerbauern" in den Köpfen der Philologen und Geschichtschreiber. Diesem gegenüber kann nicht oft und entschieden genug betont werden, dass die Urgeschichtsforschung seit der Zeit der ältesten Pfahlbauten, also seit der Einwanderung der mit Hausthieren, Getreide und einem umfassenden Apparate von Arbeitsgeräthen ausgerüsteten Völker auf keine Spuren nomadischen Wesens, sondern immer nur auf feste Wohnsitze gestoßen ist, die vermöge ihrer Anlage, wie z. B. die Pfahlbauten, die umwallten oder doch auf den Schutz der natürlichen Bodengestaltung gegründeten Ansiedlungen schon im vorhinein auf eine lange Dauer berechnet waren. Die Menge der Abfalle und die Art derselben bezeugen denn auch den Jahrhunderte langen ununterbrochenen Bestand und die im Winter wie im Sommer gleichmäßige Benützung der Wohnstätten.

Vom Beginne der jüngeren Steinzeit an stoßen wir fast in allen vorchristlichen Ansiedlungen auf zweifellose Beweise eines umfassenden Ackerbaues, in vielen auf die Feldfrüchte selbst. Waizen, Gerste, Hirse, Lein, Erbsen, Bohnen, Linsen und eine cultivirte Art von Aepfeln kannte man bereits in den Pfahlbauten der Schweiz, die einen oder die anderen auch an verschiedenen Orten Deutschlands. Schon in der oben bezeichneten Periode wurde der Ackerbau in den nördlichen Vorländern der Alpen in so schwunghafter Weise betrieben, dass vornehmlich auf ihm der Lebensunterhalt beruhte, da allen Anzeichen zufolge die Fleischkost gegen die vegetabilische Kost zurücktrat. [1] In einer zwei Jahrtausende überdauernden Weise haben endlich die vorchristlichen Bewohner Mitteleuropas das Zeugnis fleißigen Ackerbaues durch ihre Hochäcker dem Boden selbst aufgeprägt. [2]

Ein anderer Beweis gegen nomadisches Wesen der Bevölkerung Mitteleuropas während der jüngeren Steinzeit und aller folgenden Zeitalter ist die Existenz des Waldes. Der ärgste Feind des Waldes ist der Nomade; wo immer er mit seinen Heerden hinwandert, brennt er ihn schonungslos nieder, um Weideland für sein Vieh zu erhalten, je mehr desto besser. Denn seine Heerden kann er fast in's unbegränzte vermehren, wenn ihm nur ausreichende Weideflächen zu Gebote stehen, da der Antheil seiner eigenen Arbeit hierbei ein äußerst geringer ist. Und in der That sehen wir in allen von nomadischen Völkern bewohnten Ländern den Wald nahezu vernichtet und selbst dort auf ein sehr kleines Ausmaß eingeschränkt, wo die Viehzucht, wie z. B. in Griechenland die Ziegenheerden, einen

[1] *Karl Bock*, Im Reiche des weißen Elephanten, Globus XLVIII, S. 234.

[1] *Keller*, Pfahlbauten II Ber., S. 127, V Ber., S. 154, 182 VI Ber., S. 311. *Wagner*, Pyramiden, S. 9. *Wagner*, Aegypten in Deutschland, S. 57. *Zeitteles*, Alterthümer von Olmütz, Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. II Bd., S. 19 u. ff. *Much*, Ackerbau der Germanen, Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. VIII. Bd., S. 203 u. ff.

[2] *F. S. Hartmann*, Zur Hochackerfrage 1876. *Jng. Hartmann*, Zur Hochackerfrage 1879.

das richtige Verhältnis zu Ackerbau überſchreitenden Umfang gewinnt. Der ſeßhafte Ackerbauer dagegen tritt dem Walde nur ſoweit feindſelig gegenüber, als er Ackerland braucht, worin ihm aber durch das Maß ſeiner Arbeitskräfte eine unüberſchreitbare Gränze gezogen iſt. Nun haben wir in zahlreichen Funden unwiderlegliche Beweiſe für die Exiſtenz ausgedehnter Wälder von der Zeit der älteſten Pfahlbauten der Alpen und von den Kiefermoor-Funden Jütlands an bis in die Zeit, als die römiſchen Heere die deutſchen Gaue durchzogen, wo ihnen die endloſen Wälder ſo oftmals verhängnisvoll wurden.[1]

Nicht weniger bezeugen die außerordentliche Mühe und Sorgfalt, welche ſo oft auf die Herſtellung der Gräber verwendet worden iſt, die pietätvolle, zuweilen reiche Ausſtattung derſelben mit Schmuck und Waffen und was ſonſt dem Verſtorbenen lieb geweſen, insbeſondere aber die oft viele tauſende von Gräbern umfaſſenden Grab- und Urnenfelder der vorchriſtlichen Perioden, daſs ein ſeßhaftes Volk mit einem gewiſſen Maße religiöſer Vorſtellungen und in geordneten Zuſtänden dauernd in der Nähe dieſer Gräber gewohnt haben müſſe. Dieſe Schlußfolgerung iſt umſo ſicherer, als alle heutigen Nomaden keine Grabſtätten der bezeichneten Art haben, vielmehr eines Gräber-Cultus ganz entbehren, ihre Todten meiſt nur in nachläſſiger Weiſe beſtatten, ja nicht ſelten lediglich den wilden Thieren und Vögeln zum Fraße hinwerfen. Es liegt dies im nomadiſchen Weſen begründet, das an ſich ſchon apathiſcher Art iſt, keine Heimat kennt und aller jener Vorſtellungen entbehrt, die ſich daraus ergeben und das aus ſich ſelbſt nicht zu jenen religiöſen Anſchauungen gelangt, welche den Ackerbauer erfüllen, der von dem Walten der Naturkräfte Heil und Unheil gewärtiget.

Wenngleich nun einerſeits die Urgeſchichtsforſchung ſeit dem Beginne der jüngeren Steinzeit keine Spuren europäiſchen Nomadenthums auf den Gebieten, wo heute die europäiſchen Arier ſeßhaft ſind, aufgefunden hat, ſo verharrt noch immer ein großer Theil der Forſcher bei der Annahme einer nomadiſchen oder halbnomadiſchen Culturſtufe der Arier, allein, wie ich überzeugt bin, aus keinem anderen Grunde, als weil es ſo hergebrachter Glaube, ein Dogma iſt, für das man einen Beweis nicht ſchuldig zu ſein glaubt, einen ſolchen alſo auch weder aus der Ueberlieferung noch aus dem ariſchen (beziehungsweiſe gemeinſam europäiſchen) Sprachſchatze jemals beigebracht, ja nicht einmal beizubringen verſucht hat. Dem gegenüber könnten wir das Nomadenthum als unerwieſen betrachten, es ſei mir aber doch geſtattet, noch einige Bemerkungen dazu zu machen.

Es iſt bekannt, daſs die Völker für den ganzen Umfang ihrer Bedürfniſſe und für die Mittel ihrer Befriedigung Ausdrücke in ihrer Sprache ſchaffen, ſei es mit Hilfe der Entwicklungsfähigkeit derſelben, ſei es durch Entlehnung aus einem fremden Sprachſchatze, und ſo ſpiegelt ſich die Art und das Maß der Cultur eines jeden Zeitalters in der Sprache eben dieſer Zeit wieder. Daſs das Maß der Cultur immer kleiner, alſo auch der Umfang der Cultur-Ausdrücke immer geringer ſich zeigen wird, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, iſt ſelbſtverſtändlich, die beſondere Art der Cultur aber, ſoll ſie als erwieſen gelten, muß ſich auch noch aus einem kleinerem Wortſchatze ſicherſtellen laſſen. Es müßte alſo auch das vorausgeſetzte einſtige nomadiſche Weſen der Arier aus ihrer Sprache erſchloſſen werden können, es müßten nicht nur alle auf Pflanzennahrung und ſeßhaftes Leben hinweiſenden Ausdrücke gänzlich fehlen, ſondern eine wahre Fülle von Wortgleichungen ſich finden laſſen, die aus der Natur des Nomadenthums hervorgegangen ſind, alſo einerſeits die ausſchliefsliche Stellung der Lebensbedingungen auf der Viehzucht, andererſeits das Wanderleben in beſtimmter Weiſe erkennen laſſen.

Die Nomaden haben unzählige Ausdrücke, die ſich lediglich auf ihr Vieh und ihre Wanderungen beziehen; ſo ſollen beiſpielsweiſe die nomadiſirenden Araber mehrere tauſend Worte beſitzen, die ausſchließlich bei dem Pferde und dem Kamele Anwendung finden. Nichts ähnliches hievon in der ariſchen Sprache, ja man ſtellt es von einer Seite vielmehr als zweifelhaft hin, ob die Arier überhaupt ſchon das gezähmte Roſs beſeſſen haben und wundert ſich dann freilich darüber, weil wir uns, wie man ſagt, die indogermaniſchen Halbnomaden ohne das gezähmte Roſs, welches den Räderkarren zieht, gar nicht denken können. Die in dem gemeinſamen Wortſchatze der Arier vorkommenden Ausdrücke, welche ſich auf die Viehzucht beziehen, ſind im Verhältniſſe zu den übrigen Culturausdrücken nicht von überwiegender Bedeutung und geſtatten weder durch ihre Zahl noch durch ihren Inhalt den Schluß, daſs das Volk ausſchließlich von ſeinen Heerden lebte und mit ihnen unſtet und heimatlos von Weide zu Weide zog. Es iſt im Gegentheile mit einem Culturzuſtande, welcher für die Arier aus zahlreichen gemeinſamen Ausdrücken, wie z. B. für Haus und Thor, für Zimmern und Bohren, für Schaben, Schneiden, Gerben, Flechten, Weben, Spinnen, Stricken, Nähen, für die Töpferei, für Wagen- und Schiffsbau, für Gerſte, Waizen, Lein, Hanf, Erbſe und Bohne, für Ackern, Säen und Ernten erſchloſſen wird, nomadiſches Wanderleben in vollem und unvereinbaren Widerſpruche. Iſt ja doch der Inbegriff unſeres geſammten körperlichen und geiſtigen Wirkens und Schaffens, das Wort „arbeiten“, von der Thätigkeit auf dem Ackerfelde entlehnt!

Wir ſehen alſo, daſs es zufolge vollſtändig geſicherter Ergebniſſe der Urgeſchichtsforſchung ſeit dem Ende der paläolithiſchen Periode in Europa keine Nomaden gegeben hat, ebenſowenig als die Arier nach den Ergebniſſen der Sprachforſchung je Nomaden geweſen ſind. Urgeſchichtsforſchung und vergleichende Sprachforſchung decken ſich alſo hierin vollkommen.

Die durch dieſe beiden Erkenntnisquellen ermittelten Zuſtände ſtellen ſich uns indeſs nicht nur in ihren allgemeinen Umriſſen congruent dar, ſondern auch in vielen einzelnen Zügen. So zeigt ſich uns zunächſt die Heimat der Arier im Lichte der Sprachforſchung genau ſo, wie ſie ſich durch die urgeſchichtliche Forſchung darſtellt. Sie wird weſentlich durch

[1] In den Anſiedlungen aller Zeitalter findet man Kohlen und Aſche, letztere oft in einer erſtaunlichen Menge, häufig auch in den Gräbern. In den Pfahlbauten der Alpen wurden Buche, Linde, Eſche, Birke, Mehlbeerbaum, Apfelbaum, Erle, Weide, Tanne, Fichte, Eibe, Hafel, Traubenkirſche u. ſ. w. nachgewieſen, in Danemark Fohre und Eiche. Den geſchloſſenen Beſtand der Wälder bezeugen die, zuweilen maſſenhaften Knochen der Jagdthiere, beſonders des Hirſches, Bibers, Elens, des Auerhahns u. a., die in ihren Lebensbedingungen unbedingt an den Wald gebunden ſind.

die Natur der Thier- und Pflanzenwelt beſtimmt. Wir wollen hierbei auf die beweglichere und verſchiedenen Bedingungen ſich leichter anſchließende Thierwelt weniger Rückſicht nehmen und mehr die ſtetige und einer leichten Ausbreitung nicht ſo fähige Pflanzenwelt beachten. Vor allem ſind es die Waldbäume, welche den Landſchafts-Charakter beſtimmen und, abgeſehen von den eigentlichen Nährpflanzen, für den menſchlichen Haushalt wichtig werden; die Arten der Bäume, welche die Indogermanen gekannt und genannt haben, ſind aber genau dieſelben, welche wir im Bereiche der älteſten Pfahlbauten finden, und zwar was ſehr zu beachten iſt, genau in derſelben Geſellſchaft beiſammen, wie ſie ſich außerhalb des mitteleuropäiſchen Gebietes nicht wiederfindet.

Was die Art der Cultur der erſten Pfahlbau-Bewohner betrifft, ſo ſehen wir von den Hausthieren das Rind, Schaf und Ziege, den Hund und das Schwein, von den Getreide-Arten Waizen und Gerſte in ihrem Beſitze; nahezu gleiche Verhältniſſe finden wir auf dem älteſten Boden von Troja.[1] Genau denſelben Beſitzſtand zeigt uns die vergleichende Sprachforſchung bei den Ariern; ſie haben dieſelben Hausthiere, keines mehr, keines weniger, und dieſelben Getreidearten, und es muß als auffällig betrachtet werden, daſs ſowohl den älteſten Pfahlbauleuten als den Ariern der wahrſcheinlich aus dem aſiatiſchen Norden ſtammende Roggen fehlt, was bei den letzteren ſchwer zu erklären wäre, wenn ſie wirklich, wie man bisher gern glaubte, in verhältnismäſsig ſpäter Zeit aus Turkeſtan eingewandert wären.

Wenn es geſtattet iſt, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen, ſo möchte ich auch noch auf die ſchon erwähnten Ornamente auf den Gefaßen aus der ſogenannten jüngeren Steinzeit verweiſen, wie z. B. das einfache Kreuz, das Hackenkreuz, das getheilte Hackenkreuz, aus denen ſich der Mäander entwickelte, der einfache oder mehrfache concentriſche Kreis mit einem Punkte in der Mitte (Sonnenſcheibe), das, meiſt ſchraffirte, Dreieck (eine Art des Triquetrums), durchaus Zeichen, die nicht als urſprüngliche und etwa einer zufalligen Laune entſprungene Elemente der Ornamentirung, ſondern als zu Ornamenten gewordene religiöſe Symbole zu betrachten ſind und daher auch auf Stellen, z. B. auf dem Boden der Gefäße ſich befinden, etwa wie heute noch auf der Unterſeite der Brodlaibe, wo ſie ſicherlich nicht den Zweck der Verzierung haben konnten. Dieſe Zeichen gehören zu dem beſonderen culturgeſchichtlichen Beſitzſtande der ariſchen Raſſe; wir finden ſie einerſeits in allen von derſelben bewohnten Ländern, anderſeits beſitzen ſie die Bewohner der älteſten Pfahlbauten und der gleichzeitigen ſonſtigen Anſiedlungen mit der Bevölkerung aller folgenden Perioden und ſelbſt noch unſerer Zeit gemeinſam.

Die Ergebniſſe dieſer Betrachtungen werden endlich noch durch die Reſultate der anthropologiſchen Forſchungen weſentlich unterſtützt. Die aus der jüngeren Steinzeit und aus der darauf folgenden urgeſchichtlichen Zeit erhaltenen Schädel und Skelete zeigen keinerlei Merkmale, welche auf eine niedriger ſtehende oder völlig fremdartige Raſſe zu ſchließen geſtatten oder auch nur auffällige allgemeine Abweichungen von dem Bau des Knochengerüſtes der heute in Europa wohnenden Völker erkennen ließen.[1] Zeigt im Gegentheile die ariſche Race in Europa, wie faſt allgemein behauptet wird, in Wirklichkeit als charakteriſtiſches Merkmal die Neigung, mehr die Längenverhältniſſe des Geſichtes und des Gehirnſchädels zu entwickeln, dann haben die Pfahlbauleute und ihre Zeitgenoſſen dieſes Merkmal in entſchiedenem Maße beſeſſen. Es iſt kein Zweifel, ſie alle waren Arier und mit Recht ſagt *Virchow* an hervorragender Stelle[2] von dem Volke der ſchweizer Pfahlbauten, „daſs dies Fleiſch von unſerem Fleiſche, Blut von unſerem Blute war.“[3]

Allerdings haben wir noch einen Einwurf zu überwinden, den nämlich, daſs nach der bisherigen gelehrten Meinung die Heimat der Arier nicht in Europa, ſondern im Inneren von Aſien, im Pamir-Hochlande, zu ſuchen ſei. Allein wenn wir berückſichtigen, daſs dieſe durch die neueren ſprachwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen immer mehr in das Herz Europas gerückt wird, ſo ſchwindet auch die örtliche Schwierigkeit, welche die bisher angenommene, rein theoretiſche Wanderung aus Aſien entgegen ſtellen konnte, ja die Bewahrheitung jener neueren linguiſtiſchen Ergebniſſe läßt gar keine andere Annahme mehr übrig, als daſs die Pfahlbauleute der Alpen und ihre Zeitgenoſſen im größten Theile von Europa der ariſchen Raſſe angehören.

Arier ſind es alſo auch, für die wir jene Reſte einer uralten primitiven Metallurgie in Europa, insbeſondere die Kenntnis des Kupfers und die Kunſt ſeiner Gewinnung aus den Erzen und ſeiner Verarbeitung in Anſpruch nehmen müſſen. Es iſt übrigens kaum nothwendig zu bemerken, daſs ſich das Verbreitungsgebiet der Arier und jenes der Kupferfunde mit den dieſelben begleitenden charakteriſtiſchen Erſcheinungen nicht überall decken werden; bei dem ſchon in den älteſten Zeiten ſtattgehabten Austauſch von Gütern haben dieſe vielfach die Gebietsgränzen der Völker überſchritten, anderſeits iſt es möglich, daſs die Cultur auch in anderen Gegenden der Erde einen ähnlichen Entwicklungsgang genommen hat, wie beiſpielsweiſe der Beſtand einer beſonderen Kupferperiode in den Ländern um den Ural mit großer Wahrſcheinlichkeit angenommen wird.

IX. Prüfung der archäologiſchen Thatſachen durch die vergleichende Sprachforſchung.

Soll ſich der im Vorſtehenden ausgeſprochene Satz bewahrheiten, dann müſſen ſich im Culturzuſtande und im Weſen der noch ein Volk bildenden und eine Sprache redenden Arier, insbeſondere in ihren Ueberlieferungen und in der Sprache ſelbſt die Belege finden.

Dank der Arbeiten einer ganzen Reihe von ausgezeichneten Sprachforſchern ſind wir über die Zuſtande

[1] *Rud. Virchow*, Alttrojaniſche Graber und Schadel.

[1] *Ferd. Keller*, Pfahlbauten VI. Ber., S. 267. *F. v. Luſchan*, Menſchliche Schadel aus den Laibacher Pfahlbauten. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. Bd. X, S. 301. *Virchow*, Schadel und Gerathe aus den Pfahlbauten von Auvernier, Sutz und Moringen. Zeitſchrift für Ethnologie Jahrg. 1877, S. 120. *Virchow*, Die altnordiſchen Schadel zu Kopenhagen. Archiv IV, S. 55. *Virchow*, Alttrojaniſche Graber und Schadel.

[2] In ſeiner Vorrede zu Dr. *Groß* Les Protohelvètes.

[3] Man vergleiche hierüber auch *Lindenſchmit*, Handbuch d. deutſch. Alterthums-Kunde. Einleitung. *Keller*, Pfahlbauten. V. Ber. *Wolfgang Helbig*, Die Italiker der Poebnen. *K. Weinhold*, Die heidniſche Todtenbeſtattung. *Ernſt Friedel*, Die Stein-, Bronze- und Eiſenzeit in der Mark Brandenburg. (Er weist, S. 18, die Steingerathe in Norddeutſchland germaniſchen Stammen zu.)

der Arier in jener frühen Zeit mit einer ausreichenden Genauigkeit unterrichtet. Zuletzt hat noch *O. Schrader* in ſeinem raſch zur Berühmtheit gelangten Buche: „Sprachvergleichung und Urgeſchichte“ unſere aus dieſer Quelle geſchöpften Kenntniſſe durch objective und kritiſche Darſtellung der bisherigen Forſchungs-Ergebniſſe zwar theilweiſe berichtiget, doch im Ganzen gefeſtiget und durch eigene Forſchung weſentlich erweitert. Aus ſeinen Unterſuchungen ergibt ſich zunächſt, daſs der allgemeine Culturzuſtand der Arier ein derartiger geweſen iſt, daſs er ſich mit jenem, welcher ſich uns aus den Funden der ſogenannten jüngeren Steinzeit offenbart, nicht nur in ſeinen wichtigſten Erſcheinungen, wie z. B. im Beſtande des Ackerbaues, der Viehzucht, dauernder Wohnſitze, einer gewiſſen mit der Herſtellung von Werkzeugen verbundenen Thätigkeit u. ſ. w., ſondern auch in vielen Einzelheiten vollſtändig deckt. Es iſt überflüſſig, das zu wiederholen, was hierüber in dem bezeichneten Buche ausführlich mitgetheilt und auch in dieſer Abhandlung mehrmals angedeutet worden iſt; unſere Aufmerkſamkeit wendet ſich vornehmlich der Frage zu, in welcher Weiſe ſich die Anfänge der Metallurgie bei den noch ungetrennten Ariern im Lichte der Sprachvergleichung zeigen.

Da ergibt ſich nun, und zwar keineswegs zu unſerer Ueberraſchung, als unzweifelhafte und ganz klare Thatſache, daſs die Arier Kupfer und Gold, ſonſt aber kein anderes Metall gekannt haben. Als älteſtes Metall ſcheint ſich das Kupfer darzuſtellen. *Schrader* ſagt darüber:[1] „Wenn es überhaupt zuverläſſige, auf linguiſtiſcher Baſis ruhende Cultur-Schlüſſe gibt, ſo gehört zu dem beſtbegründeten derſelben der, daſs das Kupfer bereits in den proethniſchen Epochen der geſammten europäiſch-aſiatiſchen Menſchheit bekannt war.“ — „Wenn ſomit alle diejenigen Völker, welche den indogermaniſchen Sprachſtamm von Alters her umgeben haben, ſchon in den früheſten Epochen ihrer Geſchichte das Kupfer gekannt haben, ſo iſt es von vornherein wahrſcheinlich, daſs die Kenntnis dieſes Metalles auch den noch ungetrennten Indogermanen nicht entgangen ſei. In der That weiſt die Gleichung:

lat. aes, got. aiz, ſkrt áyas, zend. ayañh

direct hierauf hin. Gegen dieſelbe laſſen ſich vom Standpunkt der Form aus keine der von uns beſprochenen Bedenken geltend machen. Gerade die Schwierigkeit, eine entſprechende Etymologie dieſer Wortreihe zu finden, deutet auf ihr hohes Alter.“ Und an ſpäterer Stelle fügt *Schrader* bei: „Bemerkenswerth aber und das hohe Alter der Gleichung beweiſend iſt, daſs diejenigen (ariſchen) Sprachfamilien, welche das urzeitliche Wort bewahrten, auch an dem ſächlichen Geſchlechte der Metallnamen überhaupt feſtgehalten haben, welches nur in ſolchen Sprachen verloren gegangen iſt, die áyas durch neuere Ausdrücke erſetzt haben. Offenbar erklärt ſich dies daraus, daſs man bei der älteſten Benennung der Metalle von dem Worte áyas „Kupfer“ ausging und nach ihm von goldglänzendem (= Gold), weißlichem (= Silber), bläulichem (= Eiſen) áyas redete.“

Dieſem Zeugniſſe für das Uralter des Kupfers in der Cultur-Entwicklung der Arier ſteht ein zweites zur Seite, welches ſich aus der Wortgleichung: ſanskrit lôhá (urſprünglich Kupfer), baludſchi rôd, pehlewi rôd, neuperſiſch rôi, (aes), armeniſch aroyr (Meſſing), altſlaviſch ruda (Metall), lateiniſch raudus (rodus oder rudus, Erz), ſanskrit lôha (röthlich), altnordiſch raudhr, gothiſch raudas, roth, alſo das rothe Metall, Rotherz = Kupfer ergibt.

Schrader hat jedoch nicht den Muth, auf Grund dieſer Ergebniſſe eine beſondere Kupferzeit für die Arier zu fordern, das heißt eine Zeit, in welcher dieſes Metall vor allen anderen Metallen allmälig culturgeſchichtliche Bedeutung zu erlangen beginnt; in dem Streben, dieſen Ergebniſſen doch einiges praktiſches Recht zu verſchaffen, begnügt er ſich mit dem möglichſt geringen Maße des aus denſelben folgenden Reſultates, indem er annimmt, daſs man das Kupfer wohl kennen gelernt und Stückchen desſelben zu verſchiedenen Schmuck-Gegenſtänden gebraucht,[1] im übrigen aber vor der Trennung der Völker in der vollen Steinzeit gelebt habe und noch nicht zur Verwendung des koſtbaren Metalles zu metallurgiſchen Zwecken gelangt ſei.

Dieſe Zurückhaltung in der Ausübung des vollen Rechtes für ſeine als richtig erkannten Wortgleichungen, d. i. in der Deducirung einer beſonderen Kupferzeit der Arier in dem angegebenen Sinne erklärt ſich bei dem genannten Forſcher durch die zu große und überhaupt nicht immer glückliche Rückſichtnahme auf den augenblicklichen Stand der Ergebniſſe urgeſchichtlicher Forſchung, welche bis dahin wohl das Wort „Kupferzeit“ wiederholt vernommen hat, zu einer entſchiedenen und allgemein anerkannten Aufſtellung einer ſolchen Periode aber nicht gelangt war. Wenn wir dieſe Periode auch heute nicht in dem Sinne auffaſſen, als ob es einmal eine Zeit gegeben habe, in welcher das Kupfer mit Ausſchluß des Steins einerſeits, der Bronze anderſeits zur alleinigen Verwendung gelangt iſt, ſo wiſſen wir doch, daſs es ſchon während der jüngeren Steinzeit, in welche *Schrader* mit vollem Rechte die indogermaniſche Urzeit verlegt, nicht nur gekannt, ſondern auch, zwar neben dem Steine, aber doch in ſehr umfaſſendem Maße zu allen den damaligen Bedürfniſſen entſprechenden Gebrauchszwecken verwendet, ja ſogar ſelbſtändig verarbeitet und aus den Erzen gewonnen worden iſt.

Die Zurückhaltung *Schrader's* wird auch noch dadurch begründet, daſs „die indogermaniſchen Sprachen in der Terminologie des Schmiedehandwerkes jeglicher Gemeinſchaft entbehren“; nach *Schrader* beginnt das Aufblühen der Schmiedekunſt erſt nach der Trennung der Arier in Einzelvölker. Aber gerade der Umſtand, daſs dieſe Terminologie in der ariſchen Urzeit noch nicht zur vollen Ausbildung gelangt war, ſtimmt wieder, man möchte faſt ſagen wunderbar zutreffend mit den Ergebniſſen der Urgeſchichtsforſchung, denen zufolge, wie wir aus den Funden nachweiſen konnten, die erſte Bearbeitung des Kupfers nicht durch Schmieden, ſondern durch Schmelzen und Gießen in Formen geſchah. Das eigentliche Schmieden iſt offenbar erſt durch die Entdeckung des Eiſens zu voller Entwicklung gekommen u. zw. zu derſelben Zeit, als es auch auf die Bronze eine ſo kunſtvolle Anwendung erhielt und die Arier längſt in Einzelvölker auseinander gegangen waren.

[1] *Schrader*, a. a. O. S. 267.

[1] *Schrader*, a. a. O, 297, 335.

Die anfängliche Verarbeitung des Kupfers war keine fo einheitliche Thätigkeit wie die des Eifens, das mittels des Hammers allein feine vollendete Form erhielt oder doch in vielen Fällen erhalten konnte. Das Schmelzen des Kupfers, das Bilden des Modelles, die Erzeugung der Gußform, das Gießen, das Aushämmern der Schneide find fehr verfchiedene Thätigkeiten, für die fich nicht fo bald ein alle zufammenfaffender terminus technicus finden konnte und fo mögen noch lange Zeit hindurch die von verwandten Befchäftigungen gewohnten Ausdrücke bei der Verarbeitung des Kupfers Anwendung behalten haben.

Es fehlt uns indes keineswegs an Zeugniffen für eine uralte felbftändige Verarbeitung des Metalles, die wir aus den in den gemeifamen Mythen der arifchen Völker auf uns gekommene Ueberlieferungen fchöpfen können. „Um keinen menfchlichen Beruf," fagt der zuletzt mehrmal berufene Forfcher, „hat die Sage goldenere Fäden gewoben, wie um das Handwerk des Meifter Schmiedes, welches in den mythologifchen und fagenhaften Anfchauungen der meiften Völker in die grauefte Vorzeit gerückt wird." Die Afen, d. h. die Götter, von denen die Germanen ihre Abftammung herleiten, alfo ihre Urahnen, find nicht Hirten oder Jäger, fondern Schmiede.[1] Siegfried, der Frühlingsgott, ift ein Schmied, wie Wieland und feine Brüder. Und wie hier bei Germanen finden wir bei den Griechen in Hephaistos, Daedalos, in den Telchinen und Kyklopen die völlig verwandte und felbft in Einzelnheiten übereinftimmende Schmiedfage wieder. Diefer Gemeinfamkeit der mythifchen Ueberlieferung liegt ohne Zweifel die Thatfache zu Grunde, dafs wenigftens die europäifchen Arier fich die Kunft der Bearbeitung der Metalle fchon zu einer Zeit angeeignet hatten, als fie noch ein Volk bildeten.

Im Gegenfatze zum Kupfer läßt fich für das Gold keine allen arifchen Völkern gemeinfame Bezeichnung finden. *Schrader* geftehe eine diesbezügliche Gemeinfamkeit nur dem indifch-iranifchen Zweige zu, und fchließt fich in Betreff des europäifchen Zweiges der fchon von anderen Forfchern ausgefprochenen Anficht an, dafs griechifch χρυσός ein Lehnwort aus einer der femitifchen Sprachen fei, wofür hebraifch châriz und affyrifch hurâşu fprechen. Wenn wir nun auch hierbei nicht die Phönizier als Vermittler des Wortes mit der Sache felbft, als welche fie einen Augenblick erfcheinen könnten, herbeiziehen wollen, weil wir ja das Gold in Europa fchon auftreten fehen zu einer Zeit, wo an einen phönizifchen Einfluß kaum gedacht werden kann, fo fcheint es doch zweifellos zu fein, dafs der europäifche Zweig der arifchen Volkerfamilie durch die Berührung mit einem femitifchen Volke in die Kenntnis und in den Befitz des Goldes und damit zugleich des Namens gelangt ift.

Vergleichen wir damit, was uns die Funde fagen, fo fehen wir, dafs das Gold in der für unfere Unterfuchung entfcheidenden Zeitperiode nur im Südoften unferes Gebietes: in Troja, auf Thera-Therafia und im einftigen Pannonien häufiger in Gefellfchaft von Kupfer fich nachweifen läßt. Die Goldfcheiben von Stollhof in Nieder-Oefterreich fcheinen die äußerfte Gränze der reichlicheren Verbreitung des Goldes gegen Weften hin zu bezeichnen, denn darüber hinaus macht das goldene Schmuckftück von Saint-Père-en-Retz in Frankreich nur den Eindruck eines fehr vereinzelten Fundes. In größerer Fülle tritt das Gold felbft in Troja fogar erft nach dem Ende der eigentlichen Kupferzeit, nämlich in der dritten Stadt, aber immerhin im Anfchluffe an diefe Zeit auf, als die Bronze-Beile noch die Form der Stein-, beziehungsweife der kupfernen Flach-Beile haben.

Während alfo das Kupfer fich faft über das ganze von den europäifchen Ariern bewohnte Gebiet verbreitet hat, und in alle Gebrauchszwecke eingetreten ift, fehen wir das Gold nur in einem kleineren Theile desfelben und auch da nur fpärlich und erft auf jenem fern gelegenen Punkte in größerer Menge erfcheinen, wo die Gränzlinie zwifchen arifchen und femitifchen Völkern in oftmaligem Schwanken begriffen war.

Diefe Umftände machen es zunächft wahrfcheinlich, dafs das Gold viel fpäter als das Kupfer in den Cultur-Bereich der europäifchen Arier getreten ift, da es nicht genügend Zeit gefunden hat, gleich diefem vorzudringen und fich über denfelben weiten Bezirk auszubreiten; fie laffen aber auch vom urgefchichtlichen Standtpunkte aus den Schluß keineswegs gewagt erfcheinen, dafs das Gold den im füdöftlichen Theile Europas wohnenden arifchen Stämmen, denen es in diefer Zeit allein bekannt geworden, durch die Vermittlung femitifcher Nachbarn zugekommen ift. Diefe Schlußfolgerung fände eine ausgiebige Stütze, wenn es fich beftätiget, dafs auch die Formen der großen trojanifchen Goldfunde einen fremdartigen Charakter haben und dem orientalifchen (hittitifchen?) Culturkreife angehören.[1]

So fcheinen fich auch beim Golde urgefchichtliche und fprachvergleichende Forfchungsergebniffe gegenfeitig zu ftützen und zu erklären.

Es erübriget uns noch, das erfte Auftreten der Bronze, foweit es fich in urgefchichtlichen Funden offenbart, mit den diesfalligen Ergebniffen der Sprachforfchung zu vergleichen.

Gegenüber der Annahme einzelner früherer Gelehrter kommt *Schrader* aus triftigen Gründen zur Anficht, dafs der Gebrauch und die Bereitung der Bronze den Ariern vor ihrer Trennung noch unbekannt waren, weil es für diefe Metallmifchung an einer mit den unerläßlichen Erforderniffen ausgeftatteten Wortgleichung fehlt. Demzufolge ift die Bronze fpäter in den Culturkreis der Arier getreten als das Kupfer.

Die Ergebniffe urgefchichtlicher Forfchung haben uns nun allerdings belehrt, dafs die älteften Bronze-Gegenftände zum Theile noch die Formen der Steinzeit beibehalten haben, insbefondere noch in den Formen der kupfernen Flachbeile vorkommen, alfo jedenfalls noch in die Kupferzeit hineinreichen; allein es hat fich doch auch gezeigt, dafs die Arier fchon in jener Zeit, aus der die älteften ficheren Nachweife der Kenntnis des Kupfers ftammen, fich vom Hellespont bis zum atlantifchen Ocean und zur Oftfee ausgebreitet hatten. Das Gebiet, welches fie damals einnahmen, ift alfo ein fo großes, verfchieden geftaltetes, dafs ihre Sprache wahrfcheinlich fchon in jener Zeit keine durchaus einheitliche mehr gewefen, fondern in, wenn auch nicht fehr abweichende Mundarten auseinander gegangen war. Von dem erften Erfcheinen

[1] *Edda*, Gylfag. 14, Voluspa 7, Rigsmal.

[1] *A. H. Sayce*, In der Vorrede zu *Schliemann's* Troja. S. XX

des Kupfers bis zum erſten Erſcheinen der Bronze iſt aber eine wohl nicht ſehr lange, aber immerhin einige Zeit vergangen, innerhalb welcher die Differenzirung der einzelnen Stämme noch weitere Fortſchritte gemacht hat, welche es verhinderte, daſs ſich für das neue Metall ein Wort gemeinſame Geltung verſchaffen konnte.

Die größte Verſchiedenheit in der ſprachlichen Bezeichnung der Bronze besteht zwiſchen den aſiatiſchen und den europäiſchen Ariern und in der That ſcheinen auch die indiſchen Bronzefunde mit den europäiſchen gar keine Gemeinſchaft zu beſitzen und darauf hinzudeuten, daſs die indiſche Bronze-Technik vom Anfang an einen beſonderen Entwicklungsgang durchgemacht habe, was die von der europäiſch-ariſchen gänzlich abweichende indiſche und iraniſche Bezeichnung der Bronze vollkommen erklärt.

Auf der anderen Seite iſt der gemeinſame Charakter der Bronzefunde in Europa nicht zu verkennen und vielleicht wird einmal die jetzt noch unſichere Wortgleichung: franz. bronze, ital. ſpan. bronce, ſerb. ruſſ. bronza, neugriech. μπρούντος, alb. brunza, mittellat. bronzium, isländ. bras, angelſ. braes, engl. brass, ir pràs, Bronze den Beweis bieten, daſs die Bronze den europäiſchen Ariern bekannt geworden iſt, als ſie nach Ablöſung des aſiatiſchen Zweiges unter ſich noch eine Volks- und Spracheinheit bildeten.

Im Verlaufe dieſer Unterſuchung ergab ſich die Frage, ob wir der Bevölkerung der Steinzeit in Europa auch die ſelbſtändige Entdeckung des Kupfers beimeſſen dürfen? Ich glaube aus dem Weſen dieſer Periode und aus dem Charakter dieſer Bevölkerung genügend dargelegt zu haben, daſs die Frage, ſo wie ſie hier geſtellt iſt, unbedenklich mit ja beantwortet werden könne, glaubte jedoch die Beantwortung der Frage, ob die Entdeckung auch thatſächlich hier erfolgt ſei, der Zukunft überlaſſen zu müſſen. Beim Vergleiche der Ergebniſſe urgeſchichtlicher und ſprachvergleichender Forſchung drängt ſich dieſe Frage aufs neue auf.

Wenn ſich ergeben würde, daſs die Arier die Bezeichnungen, mit welchen ſie das Metall, welches ihnen zuerſt entgegentrat, alſo das Kupfer, belegten, aus ihrem eigenen Sprachſchatze entnommen haben, dann ließe ſich wohl denken, daſs ſie auch die Kenntnis des Metalles ſelbſt ihrer eigenen Thatkraft verdanken, denn es iſt im entgegengeſetzten Falle, wenn ſie nämlich das Metall aus fremden Händen empfangen hätten, keineswegs wahrſcheinlich, daſs ſie für den ihnen ganz neuen Stoff, deſſen Eigenſchaften ſie anfänglich nicht gekannt haben, ſofort ein eigenes Wort in Bereitſchaft gehalten haben ſollten; man müßte vielmehr glauben, daſs ſie mit dem neuen Dinge auch den Namen übernommen haben, wie das eben gewöhnlich der Fall iſt. Nun ſind wirklich die beiden Namen, welche die Arier dem Kupfer verliehen: „áyas-aes-aiz und lôhá-rod-raudus-ruda“ als eigenes Sprachgut zu betrachten und wenn auch für den erſteren keine etymologiſche Deutung gefunden iſt, ſo iſt doch ſo viel ſicher, daſs er nicht entlehnt wurde.

Wir haben ſo eben aus dem Mangel eines gemeinſam-ariſchen Wortes für Gold und aus dem Umſtande, daſs das von den Griechen hiefür gebrauchte Wort χρυσός aus dem Semitiſchen entlehnt iſt, mit einiger Berechtigung den Schluß gezogen, daſs auch die Sache aus der Fremde überkommenes Gut ſei, und haben hiefür durch die archäologiſchen Funde Beſtätigung erhalten. Mit gleichem Rechte dürfen wir nun umgekehrt aus dem Umſtande, daſs die Arier für das Kupfer gemeinſame Bezeichnungen beſaßen und dieſe aus den eigenen Sprachmitteln gebildet haben, ſchließen, daſs auch die Sache nicht entlehnt, ſondern ebenſo wie ihre Namen ein Ergebnis der eigenen Culturarbeit iſt, und wenn wir hiefür auch keine unumſtößliche Gewiſsheit in Anſpruch nehmen, ſo hat es doch ſicherlich einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, daſs die Arier das Metall ſelbſtändig und unbeeinflußt von anderen Völkern entdeckt haben.

Das hindert jedoch nicht, daſs dieſe Entdeckung früher oder ſpäter auch noch anderswo gemacht worden iſt.

X. Rückblick.

Am Schluſſe meiner Unterſuchungen glaube ich deren Ergebnis in nachſtehenden Sätzen zuſammenfaſſen zu dürfen.

Von allen Metallen iſt der Bevölkerung Europas einſchließlich der griechiſchen Inſeln und der aſiatiſchen Küſte des Hellespontes zuerſt das Kupfer bekannt geworden; ſein Gebrauch verbreitete ſich faſt über den ganzen Erdtheil. Die erſten Spuren der Verwendung des Kupfers zeigen ſich ſchon in den früheſten Abſchnitten des ſogenannten jüngeren Steinalters, ſie geht lange Zeit neben dem Gebrauche von Stein- und Knochengeräthen einher und beſchränkt ſich nicht auf die Benützung des Kupfers als Schmuck, dasſelbe findet vielmehr hauptſächlich als Werkzeug und Waffe ſeine Beſtimmung. Es behält hierbei die alten Formen der Steingeräthe, die es nur allmälig weiter entwickelt.

Die im Beſitze der europäiſchen Bevölkerung befindlichen Kupfergeräthe ſind kein Gegenſtand des Waarenaustauſches mit fremden Völkern, ſondern durchaus eigenes Erzeugnis, wozu das Material aus ſelbſt betriebenen Kupfergruben und Erzſchmelzen gewonnen wird. Es läßt ſich die Möglichkeit nicht abweiſen, daſs die Bevölkerung jener Zeit, welche der ariſchen Raſſe angehört, das Kupfer unabhängig von anderen Völkern entdeckt hat; linguiſtiſche Ergebniſſe verleihen dieſer Möglichkeit einiges Maß von Wahrſcheinlichkeit.

Erſt ſpäterhin wird auch das Gold bekannt, ohne ſich jedoch in derſelben Zeit über das ganze Gebiet, in welchem Kupferfunde gemacht wurden, ausbreiten zu können; auch erlangt es wegen ſeiner geringeren Menge und Eignung zu Werkzeugen nur Verwendung zu Schmuck und demnach nicht die hohe culturgeſchichtliche Bedeutung wie das Kupfer.

Noch vor dem völligen Aufgeben der Steingeräthe tritt die Kenntnis der Bronzemiſchung hinzu. Auch dieſe behält, doch nur mehr kurze Zeit, die Formen der Steingeräthe, übernimmt aber ſofort auch die ſchon fortgeſchrittenen Formen der Kupfergeräthe, um ſodann im raſchen Zuge einen reichen Formenſchatz zu entwickeln.

Wie bereits im Laufe dieſer Darſtellung bemerkt wurde, iſt ſonach der Ausdruck „Kupferzeit“ keinesfalls ſo aufzufaſſen, als ob während derſelben das Kupfer mit Ausſchluß jedes anderen Materials zur Verwendung gelangt ſei, es iſt vielmehr Anfangs der

Gebrauch von Steinwerkzeugen, ſpäterhin jener der Bronze nebenher gegangen. Das kann uns jedoch nicht das Recht nehmen, dieſen Zeitabſchnitt als Kupferzeit oder Kupferperiode zu bezeichnen; denn es wird niemand die hohe Bedeutung des erſten Auftretens des Metalles für die Cultur des Menſchen verkennen und wie ſonſt ſo vielfach muß auch in dieſem Falle nicht von einer ausſchließlichen, es darf von der hervorragendſten Erſcheinung die Bezeichnung entlehnt werden.

Die Ergebniſſe der ſprachvergleichenden Forſchungen beſtätigen das hohe Alter des Kupfers und die Bekanntſchaft aller Zweige der ariſchen Völkerfamilie mit demſelben in einer Zeit, da ſie noch ein Volk bildeten und eine Sprache redeten.

In den Pfahlbauten der Alpen ſtoßen wir ſchon in ihrem älteſten Beſtande auf die Kenntnis des Kupfers; wenn nun auch dieſes Metall ſicherlich nicht blos anfänglich, ſondern auch ſpäterhin und an allen Orten in unzureichender Menge zur Verfügung geſtanden iſt und in manchen von den Bezugsquellen entlegenen Gegenden wahrſcheinlich ganz entbehrt werden mußte, ſo gewinnt es doch durch die Pfahlbauten-Funde den Anſchein, daſs es in Europa keine reine neolithiſche Steinzeit gegeben habe.

Die Bevölkerung dieſer Zeit tritt uns ſogleich mit einem großen Schatze von Culturmitteln ausgerüſtet vor Augen. Es fehlen nicht nur alle Uebergangsglieder, welche deren Abſtammung von den Mammut- und Renthier-Leuten möglich erſcheinen ließen, ſondern auch alle Thatſachen, welche ohne Vorausſetzung dieſer Abſtammung es wahrſcheinlich machten, daſs die Aneignung jener Culturmittel auf dem Boden Mittel-Europas erfolgt ſei. Wir treffen dieſe Menſchen aller Orten als Viehzüchter und Ackerbauer und im Beſitze von polirten Steingeräthen und der Töpferkunſt und nirgends auf einer Stufe, wo ſie des einen oder des anderen dieſer Culturmittel, z. B. der Hausthiere, des Getreides, der Thongefäße entbehrt hätten. Dazu kommt, daſs einzelne derſelben, z. B. die Getreide-Arten, die Mehrzahl der Hausthier-Raſſen außereuropäiſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen. Die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit im mittleren Europa mußte ſich alſo auf einem anderweitigen Boden in den Beſitz dieſer Culturmittel und noch einiger anderer, wie z. B. des Spinnens und Webens, geſetzt haben und mit dieſen hier eingewandert ſein. Da nun dieſe Bevölkerung der ariſchen Raſſe angehört, ſo kann Mitteleuropa wohl die Jugendheimat der Arier, nicht aber ihre Wiege geweſen ſein.

Beiträge zu einer Ikonographie des Todes.

Von Dr. *Theodor Frimmel.*

VII.

In morphologiſcher Beziehung unterſcheiden ſich auch *M. Wolgemut's* Todesfiguren[1] kaum von den bisher aufgezählten. Ein *Cölniſcher Meiſter* vom Ende des 15. Jahrhunderts bildet auf einem Gemälde (Wallrafianum Nr. 206) ein ſchlecht gezeichnetes Skelet, das hinter dem Kreuz Chriſti auf einem Felſen liegt und das höchſt wahrſcheinlich den überwundenen Tod darſtellt, nicht das Skelet Adams. Denn im Vordergrund liegt am Fuße des Kreuzes der Schädel Adams.

Auf einem Blatte des *runden Kartenſpieles*[2] kommt der Tod vor, der ein fliehendes nacktes Mädchen an den Haaren gefaſst hat. Links ſteht ein Stundenglas auf dem Boden. Der allgemeine Gedanke dieſes Blattes iſt in der deutſchen Kunſt ziemlich häufig. Originell ſcheint mir das Motiv, daſs der Tod aus dem Boden hervorkommt. Seine Geſtalt iſt die gewöhnliche eines misverſtandenen Skeletes. Im Schädel ſcheinen die Augen erhalten. Das Hinterhaupt iſt behaart.

Ohne ſpecielle Eigenheiten der Form ſind dann auch die Todesfiguren bei *Israel van Mecken.* (B. 151, *c, d, e, f.*) Stets die Formen des halbverweſten oder faſt ſkeletirten Menſchen.[3]

Eigenartig heben ſich von der großen Maſſe einige Todesdarſtellungen bei *Dürer* ab. In meiner kleinen Studie über Dürer's Wappen mit dem Todtenkopfe (Wien 1884) hatte ich Gelegenheit, auf die Todesbilder des großen Nürnbergers und auf die ſeiner unmittelbaren Vorgänger näher einzugehen. Deshalb kann ich mich hier mit einem kurzen Hinweiſe auf die Reſultate jener Unterſuchung, ſoweit ſie uns hier angehen, begnügen. Sie lauten dahin, daſs *Dürer* auf ſeinen älteren Blättern (auf B. 92: der Tod und das Weib und auf B. 94: der Spaziergang) wie alles übrige auch den Cadavertypus der Todesfigur von den *Wolgemut*'ſchen Stichen einfach copirt hat. Mehr originell geſtaltet er den Tod auf dem großartig aufgefaſsten Holzſchnitte mit den vier apokalyptiſchen Reitern (B. 64) und auf dem Stiche: Ritter, Tod und Teufel (B. 98). Dagegen bleibt er auf dem Flugblatte von 1510, auf den zwei Zeichnungen im Gebetbuche Kaiſers Maximilian I. und auf den Zeichnungen bei Bertini und Malcolm beim herkömmlichen Typus. Der „wilde Mann" auf dem Wappen mit dem Todtenkopfe, eine Figur die *Retberg* und *Thauſing*[1] für den Tod gehalten haben, kann in keiner Weiſe als Todesdarſtellung gelten, ſondern bildet lediglich ein Analogon zu den wappenhaltenden wilden Mannern, wie ſie der deutſchen Heraldik vor und nach *Dürer* genugſam bekannt ſind.

[1] Im „Schatzbehalter" von 1491 erſcheint der Tod mit Chriſtus ringend. Der blaſende Tod neben den Skeleten in der Weltchronik iſt unter andern reproducirt in *Kaſtner's* Danses des morts (Paris 1852), bei *Langlois*, a. a. O. und in *Dibdin's* „Bibliotheca Spenceriana," III. Vergl. auch die von *Durer* copirten Kupferſtiche: Spaziergang, und: Tod und das Weib.

[2] Abgebildet bei *M. Lehrs:* Spielkarten des Dresdener Cabinets Taf. XXVIII.

[3] Vergl. den Abſchnitt über franzöſiſche Todesdarſtellungen im ſpaten Mittelalter. Leichendarſtellungen kommen auch vor, auf Bildern mit St. Fridolin oder mit St. Martin. Was der „maître à la navette" auf dem Blatte B. 17 darſtellt, iſt gleichfalls keine Perſonification des Todes, ſondern lediglich Darſtellung eines Todten. Im Entchriſt der Albertina ſind die mit den Cadavern Auferſtehenden gemeint.

[1] Anm. nach dieſen auch *Weltman.* Holbein 2. Auflage I. S. 25[illegible]

Dürer's Nachfolge iſt zwar ſehr freigiebig mit Todesdarſtellungen, die meiſt von nicht unbedeutendem Kunſtwerth ſind, aber in morphologiſcher Beziehung bleibt auch ſie mit ſeltenen Ausnahmen beim hergebrachten Cadavertypus.[1]

Hans Leonhard Schäufelin bringt auf dem Holzſchnitte (B. VII. Bd. S. 264 Nr. 86) den Tod halb als Cadaver, halb als Skelet zur Darſtellung. Die Figur ſteht aufrecht und deutet auf die offene Thür eines Beinhauſes, das rechts im Mittelgrunde erblickt wird. In mehr dramatiſcher Auffaſſung zeigt uns derſelbe Künſtler den Tod auf einem Holzſchnitte aus dem „Himmelwagen und Höllenwagen," der 1517 bei Silvan Othmar in Augsburg erſchienen iſt.[2] *Schäufelin* bringt den vergeblichen Kampf eines Jünglings gegen den Tod zur Darſtellung. Hier ſcheint er ſich allerdings mehr an *Wolgemut,* denn an *Dürer* anzulehnen. Bei einem Vergleiche mit *Wolgemut's* Todesfigur im Schatzbehalter [3] finden wir nämlich Uebereinſtimmungen, die kaum ganz zufällig ſein können. In beiden Fällen zwei ringende Figuren im Vordergrunde einer Landſchaft. In beiden Fällen genau dieſelbe Haltung der Hände. In beiden Fällen genau dieſelbe Anordnung der Draperie des Todes. Verſchieden iſt die Figur deſſen, der mit dem Tode ringt und die Stellung der Beine an der Todesfigur. Auch läſst die ſchiefe Haltung des Jünglings auf dem *Schäufelin*'ſchen Blatte nicht undeutlich erkennen, daſs der Tod Herr der Situation bleiben wird; auf der älteren Compoſition des *Wolgemut* dagegen läſst ſich aus dem, was die Zeichnung allein bietet, durchaus nicht erkennen, ob der Tod oder Chriſtus die Oberhand behalten wird.[4]

Der von *Dürer* geſchaffenen Todesfigur auf dem Stiche Ritter, Tod und Teufel ſchließt ſich *Peter Flötner* mit einer Geſtalt auf ſeinem Holzſchnitte B. IX, S. 162. Nr. 2 an. Ein Liebespaar hat ſich am Fuße eines Baumes niedergelaſſen. Links auf einem Holzgeländer ſitzt der Tod, der mit der Linken eine große Sanduhr emporhält. (Hagerer Muskelmann mit halbmacerirtem Schädel ohne Naſenſpitze, ohne Lippen. Zerzauſtes Haar am Hinterhaupte; kleiner unordentlicher Kinnbart. Vorderarm und Unterſchenkel laſſen einen freien Knochen ſehen. Um den rechten Oberſchenkel windet ſich eine Schlange, beziehungsweiſe ein großer Wurm.) Originellere Erſcheinungen werden wir bei andern Künſtlern aus der Dürergruppe zu verzeichnen haben.

Auffallend iſt hier z. B. ein geflügeltes Skelet, das ſich auf dem Stiche: „Chriſtenkampf" von Con: Meyer nach *Altdorfer* vorfindet. Ob für die Flügel *Altdorfer* ſelbſt oder Meyer verantwortlich ſei, wage ich nicht zu entſcheiden, da mir (und Anderen) *Altdorfer's* Original unbekannt iſt. Zu beachten bleibt immerhin, daſs *Altdorfer* nicht der einzige wäre, der unter den Meiſtern der deutſchen Renaiſſance einen geflügelten Tod gebildet hat. An *Burckmair's* „Tod als Würger" und an den ſchönen Kupferſtich des *Hans Sebald Beham:* [1] der Tod und das nackte Weib (B. 150) brauche ich wohl nur zu erinnern, um dem Leſer Seitenſtücke von Todesfiguren mit Flügeln in's Gedächtnis zu bringen. Italieniſcher Einfluſs iſt hier zweifellos. *Hans Sebald Beham* hat den Tod wiederholt zur Darſtellung gebracht, meiſt als Skelet, anfangs ohne, ſpäter 1547 und 1548 mit Flügeln. Schon auf der ſeltenen frühen Radirung von 1526 (B. 147) tritt der Tod auf, hier als Skelet eine nackte Frau und ein Kind überraſchend. Er kehrt wieder auf dem Blatte von 1529. (B. 152.) Hier überraſcht er ein nacktes Liebespaar (Cadaver mit ſkeletirtem Schädel). Später finden wir ihn als Schalksnarr, aber mit Todtenſchädel auf dem Stiche von 1540 (B. 149) und auf dem Stiche mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis, der als Skelet geformt iſt (aus dem Jahre 1543—B. 6, copirt nach Barthel Beham B. 1). Mit drei nackten Weibern wird er auf B. 151 zuſammengeſtellt. (Bei Barthel Beham als B. 42.) Das Blatt iſt offenbar eine Art „Vanitas" nach Art der Hexen des *Dürer.* Ein anderesmal (auf B. 146 vom Jahre 1548) iſt ſein Opfer ein ſchlafendes nacktes Mädchen, zu dem er herangeflogen iſt, um das unerbittliche Gebot des abgelaufenen Stundenglaſes zu erfüllen. Hier iſt er als Knochenmann mit Flügeln gebildet Als geflügeltes Cadaver von nicht unkräftiger Geſtalt hat er auf dem Stiche B. 150 (von 1547) ein nacktes Mädchen an den Armen gefaſst. So wird er dem argloſen Weſen ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, den verderblichen Kuſs auf die Wange drücken.

Wieder als mageres Cadaver, jedoch ohne Flügel, gewahren wir den Tod auf *Beham's* Holzſchnitt mit Adam und Eva aus der Patriarchenſuite (B. VIII. S. 232, Nr. 74). Andere Holzſchnitte des Meiſters bringen wieder das Skelet. Z. B. das große Blatt, das in der Compoſition dem Kupferſtiche mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis ähnelt (Pass. 172) und der Schnitt B. 145 mit der gekrönten Frau Venus auf einem zuſammengekauerten Skelete. Wird es ſich erheben, ſo ſtürzt die eitle Göttin zu Boden.

Drei weitere Todesbilder, unter denen ein berittener geflügelter Tod zu verzeichnen iſt, finden ſich auf dem großen Holzſchnitte mit der figurenreichen Darſtellung eines Plünderungszuges (B. 170), einem großen Blatte, das *Th. de Bry* in kleinem Maßſtabe nachgeſtochen hat.

In *Beham's* Apokalypſe, von der noch die Rede ſein wird, [2] erſcheint der Tod als Skelet mit Senſe. Eine der verbreitetſten Todesdarſtellungen des *H. S. Beham:* der oben ſchon erwähnte Tod als Schalksnarr (B. 149), hat bald nach ihrer Entſtehung im Jahre 1541 Nachahmung gefunden. In reizender Weiſe frei benützt und in Farben überſetzt wurde es in dem Miſſale der Glockendon, das gegenwärtig in der Stadt-

[1] Eine Zeichnung mit einer Todesdarſtellung des *Hans von Culmbach,* die *Weſſely* (a. a. O. S. 66) erwähnt, habe ich einſtweilen nicht geſehen. Sie ſoll mit 1512 datirt ſein. „Ein junges Paar wird vom Tode mit dem Stundenglas hinter einem Baume belauſcht."

[2] Nr. 121 bei *Bartſch. R. Muther* gibt in ſeiner „Deutſchen Bücher-Illuſtration der Gothik und Renaiſſance" ein Facſimile des erwähnten Holzſchnittes.

[3] Auf dem oben erwähnten Holzſchnitte mit dem Kampfe Chriſti und des Todes.

[4] Den bei *Woltmann* Holbein I, S. 253 erwähnten Holzſchnitt des Schaufelin kenne ich nicht.

[1] Bezüglich Beham's Vergl. *W. v. Seidlitz* in Jul. Meyer'ſchen neuen allgemeinen Künſtlerlexicon, und im Jahrb. d. K. pr. KS. III, 149, 225. *Roſenberg:* Sebald und Barthel Beham, *Aumüller:* Les petites maitres allemands und *Laſchitzer* in „Mittheilungen des Inſtituts für Oeſterr. Geſchichtsf. III. Bd., S. 22 ff. *Weſſely* im Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft IV., S. 125 ff. *Seibt:* H. Seb. Beham. Unentbehrlich bleiben einſtweilen immer noch *Bartſch* und *Paſſavant.*

[2] Im Zuſammenhang mit andern apokalyptiſchen Todesbildern der deutſchen Renaiſſance. Hier ſei einſtweilen nur bemerkt, daſs Beham's Apokalypſe, von der bei *Roſenberg* und bei *Aumüller* fünf Ausgaben angeführt werden, in einer Bibel von 1565 nachgeſchnitten worden iſt. *Ebert* führt dieſe Bibel als Nr. 2182 an. Ihr Titel lautet: „Das neue Teſtament D. Mart. Luther. Witteberg anno MDLXV." Sie enthält 24 Bilder zur Apokalypſe.

Bibliothek zu Nürnberg (als Cimelie 12) bewahrt wird.[1] Das erwähnte Miſſale bringt mehrere Todesdarſtellungen, welche für Zeit und Schule bezeichnend ſind und deshalb hier beſchrieben werden ſollen. Auf Fol. 62, *b* iſt oben links in der Randverzierung ein Tod als Mittelding zwiſchen Skelet und Cadaver angebracht. Die Geſtalt iſt lichtbraun. Ein weißer Mantel, das Leichentuch, iſt über die linke Schulter geworfen und bedeckt die Lenden und die Oberſchenkel.[2] Als Attribute ſind ihm Senſe und Sanduhr beigegeben. Zu ſeinen Füßen erblickt man ſein Wappen, einen Schild mit gekreuzten Schaufeln. Darunter in der Randverzierung gekreuzte Femora. Unten links eine ſogenannte Vanitas. Eine zweite Todesdarſtellung finden wir auf Fol. 97 *a* in der Randverzierung rechts. In einer Landſchaft ſitzt am Fuße eines Felſens in der Nähe eines Brunnenbeckens ein Liebespaar. Auf dem Felſen erhebt ſich ein ſchlanker Baum, in deſſen Geäſte der Tod kniet. Er iſt als graues mageres Cadaver gebildet mit ſchädelartigem Kopfe und mit Haarbüſchel an Schläfe und Hinterhaupt. Er hält das Stundenglas mit der kleinen Sonnenuhr darüber in ſeiner Rechten. Auf Fol. 122 *b* endlich findet ſich die erwähnte Copie nach *Beham's* Kupferſtich in verkleinertem Maßſtabe.[3]

Den Todesfiguren des *Beham* auf B. 149 und 150 iſt offenbar ein Blatt nachempfunden, das *Franz Brun's* Monogramm trägt (B. IX. Bd, S. 464, Nr. 82). Auch die Inſchrift jener beiden Stiche des *Beham* „Omnem in homine venustatem mors abolet" iſt beibehalten, wenngleich von einem unmittelbaren Nachahmen des einen oder des anderen Blattes nicht die Rede ſein kann.

Auch ein andrer Nürnberger Stecher, *Jacob Bink*, iſt auf einem ſeiner Blätter gänzlich von einem größeren Vorgänger abhängig. Der kleine Kupferſtich Nr. 50 bei *Bartſch* iſt nichts als eine Nachempfindung des *Dürer*'ſchen Flugblattes von 1510, welches wir oben erwähnt haben. *Bink's* Blätter B. 51 und 52 ſind dann wieder origineller. Auf 52 z. B. erſcheint der Tod muskulös. Sein Geſicht iſt mager, aber nicht ſkeletirt und erſcheint durch einen Knebelbart ausgezeichnet. Nur die aus dem Leibe hängenden Eingeweide machen die Figur als Tod kenntlich. Auf jedem der drei erwähnten Blätter iſt der Tod mit einem Soldaten zuſammengeſtellt. Seiner Geſtalt nach iſt der in unſerer Arbeit ſchon beſchriebene Tod des *G. Penz* auf der Suite mit den Triumphen nach Petrarca kaum einer beſonderen Erwähnung werth (B. 121). Dasſelbe gilt von *Aldegrever's* Todtenbildern ſowie von der Todesfigur des *Virgil Solis* in ſeinem Fabelbuche und in ſeiner Apokalypſe. Auch *Joſt Amman's* Todesfiguren bieten in morphologiſcher Beziehung nichts neues, wenngleich ſeine Gruppe mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis (ein Holzſchnitt in *J. Rueff's* „Hebammenbuch" von 1580)[4] nicht ohne künſtleriſches Intereſſe ſind. Dem Gedanken nach iſt dieſer Holzſchnitt einfach eine Nachahmung der oben genannten Blätter der beiden *Beham*. Von *J. Amman*, der ſeiner Geburt nach Schweizer iſt, wird ſchon hier geſprochen, weil er ſchon in ſeiner Jugend nach Nürnberg gezogen iſt und ſeinem Kunſt-Charakter nach der fränkiſchen Gruppe angehört. Deshalb wird ſchon hier des *Amman*'ſchen Holzſchnittes: Der Tod und der Wanderer Erwähnung gethan, der bei *Andreſen* als Nr. 54 aufgezählt wird. (In *Meyer's* Künſtler-Lexicon als Nr. 56.)

Auf dem Alexander *Mair*'ſchen Stiche „Speculum juſtificationis" (*Andr.* I, S. 197) nach *Amman* kommt in einem Medaillon rechts unten der Tod vor. (Plumpes Skelet). Von der Todesfigur in *Amman's* Apokalypſe muß ſpäter noch geſprochen werden.

Wegen der ſtyliſtiſchen Verwandtſchaft mit *Dürer* ſoll hier auch von *Hans Baldung* (gen. *Grien*) die Rede ſein, obwohl er ſonſt unter die oberrheiniſchen Meiſter gezählt wird. Er hat uns eine ganze Reihe von Todesbildern geliefert, die meiſtentheils das alte Thema: der Tod und das Mädchen wiederholen, aber in geiſtreicher und künſtleriſch bedeutender Weiſe, ſo daſs ſie uns von neuem feſſeln. Ich verſuche hier eine Zuſammenſtellung dieſer Darſtellungen.

Zwei Gemälde des Baſeler Muſeums, auf denen jedesmal der Ueberfall eines nackten Mädchens durch den Tod zu ſehen iſt, ſind längſt bekannt.[1] Auf dem einen Bilde (Nr. 75, kleiner Holzſchnitt danach in *Woltmann-Wörmann's* Geſchichte der Malerei II, 443) tritt der Tod in Cadaverform als Galan oder als Bräutigam auf. Er küſst ein nacktes Mädchen von üppigen Formen. (Oder beißt er ſie in die Wange?) Die Todesfigur auf dieſem Bilde iſt bezüglich ihres ſkeletirten Kopfes mit dem kahlen Scheitel und dem dichten Haar an der Schläfe ganz ähnlich jener Darſtellung einer Leiche, die Grien auf dem Rundbilde mit der Geſchichte von den Königsſöhnen, die nach der Leiche ihres Vaters ſchießen, gezeichnet hat. Ein vorzüglicher Lichtdruck nach dieſer Zeichnung, die im Berliner Muſeum bewahrt wird, findet ſich in der bei Grote erſchienenen Publication hervorragender Zeichnungen des Berliner Cabinetes.

Das zweite in Baſel befindliche Gemälde (Nr. 76) bringt den Tod in analoger Geſtalt und Situation.[2]

Dasſelbe gilt von der *Baldung*'ſchen Zeichnung von 1515 im Beſitze der Familie Oſchwald-Keller, ein Blatt das in der *Anton Springer* gewidmeten Feſtſchrift von 1885 beſchrieben und reproducirt iſt. (Vergl. auch Zeitſchrift für bildende Kunſt, XXI. Bd., 1. Heft.)

Nach *Mayer's* neuem allgemeinen Künſtler-Lexicon (Artikel Baldung) und nach der eben erwähnten Feſtſchrift iſt die Grien'ſche Zeichnung in der Uffizienſammlung zu Florenz ein Entwurf zu dem Gemälde Nr. 75 in Baſel.

In der Gazette des beaux-arts von 1879 iſt der Tod als Schlepptrager nach einer Zeichnung Grien's in der Collection *Mitchel* abgebildet.

Schließlich muß ich erwähnen, daſs eine Todesdarſtellung auf einer Zeichnung, die Ephruſſi[3] Dürern

[1] Die Miniaturen dieſes Miſſale tragen häufig Jahreszahlen, aus denen zu entnehmen iſt, daſs an dem Buche in der Zeit von 1530 bis 1542 gearbeitet worden.

[2] Die Todesfigur iſt, 0·06 hoch. Vom Haupte flattert ein dichtes Haarbüſchel nach rückwärts.

[3] Das Blatt iſt u. a. reproducirt bei *Aumüller*, S. 49, in *Keſenberg's* Seb. und Bart. Beham S. 66, im „Catalogue des Manuscrits et Imprimes reproduis ou cités dans l'Imitation (d. J. Christ)," Paris 1857; ferner bei *Weſſely*, a. a. O. S. 68 und in *Champfleury's* „Histoire de la carricature au moyen âge." S. 112; ferner in der „Kunſt für Alle"; *Paul, Neff*, Stuttgart 1880, *Langlois*, a. a. O.

[4] Vergl. *Andreſen* der deutſche Peintre-Graveur, I. S. 421, Nr. 3. Die Abbildung bei *Langlois* wurde ſchon in unſerer Einleitung erwähnt.

[1] Den Pferdehuf, den man hat an einer der Baſeler Todesfiguren ſehen wollen, habe ich nicht entdecken können. Ausführlich beſchrieben ſind die Bilder in der *Anton Springer* gewidmeten Feſtſchrift von 1885.

[2] Eine offenbar nicht ganz getreue Abbildung dieſes Bildes hat *Wi...* den ſeinen Geſtalten des Todes und des Teufels als Titelbild vorangeſtellt.

[3] *Deſſins*, d'Albert Dürer, S. 40 und *Firmenich* Durer's Wappen mit der Todtenkopf, S. 24.

zuſchreibt, wahrſcheinlich von Grien's Hand gefertigt iſt.

Unter fremdem Namen, als Altdorfer nämlich, geht auch ein Tafelgemälde von Hans Baldung im Wiener Belvedere.[1] Das Bild iſt bisher nicht aufgeſtellt und ſoll deshalb hier in aller Kürze beſchrieben werden. Neben einander ſtehen aufrecht links ein nacktes Mädchen oder eine junge blonde Frau, die ſich mit der erhobenen Linken das Haar ordnet, und mit der Rechten einen Spiegel hält, rechts der Tod. Er iſt als höchſt abgemagertes vollſtändig überhäutetes Cadaver gebildet. Lange graue Haare gewahrt man an Schläfe und Stirn. Mit der Rechten hält er das Stundenglas über den Kopf des Mädchens empor, während er mit der Linken ganz ſacht einen dünnen Schleier von dem Mädchen weghebt. Links unten im Vordergrund kniet ein nacktes Kind und ſucht ſich hinter einem Schleier zu verbergen. Vor ihm liegt ein Steckenpferd und ein rother Apfel im Graſe. Im Mittelgrunde links ſteht eine nackte braune alte Frau, halb verdeckt von der Rechten des Mädchens und von deren Spiegel. Im Hintergrunde Landſchaft.

An das Gemälde im Belvedere ſchließe ich ein Bild der Madrider Galerie an (Nr. 1887 der Braun'ſchen Photographien),[2] das der Weiſe des Baldung, beſonders aber der eben beſchriebenen Darſtellung ſehr verwandt iſt. Das ſchmale Hochbild zeigt drei aufrechtſtehende Figuren und ein ſitzendes Kind. Links ein nacktes Mädchen, in der Mitte ein nacktes Weib, rechts der cadaverartig gebildete Tod mit Senſe (?) und Sanduhr. Letztere iſt von einer kleinen Sonnenuhr bekrönt. Rechts unten auf dem Boden das nackte Kind, links ein Käutzchen. Die beiden Bilder in Wien und Madrid gehören wohl als Gegenſtücke zu einander.

Mathäus Geron zeigt uns den Tod auf einem Holzſchnitte als Cadaver mit aufgeſchlitztem Bauch. Senſe und Sanduhr bilden die Attribute. (B. IX. Bd., S. 158, Nr. 7).

Zu den *Augsburger* Meiſtern des 16. Jahrhunderts übergehend, muß ich zwei cadaverartig gebildete Todesfiguren in dem 1508 bei Oeglin und Nasler in Augsburg erſchienenen „*Mortilogus*“ erwähnen. Der Künſtler wird nicht genannt. Die zwei Todesbilder, die in *R. Muther's* „Bücherilluſtration der Gothik und der Renaiſſance“ getreu nachgebildet ſind, zeigen beide denſelben Typus des nackten mageren Cadavers. Der Kopf zeigt ein erhaltenes Geſicht mit lebendigen Augen. Am Hinterhaupte ein Haarkranz. Als Attribut trägt er auf dem einen Bilde die Schaufel, auf dem anderen das Stundenglas.

Von ungleich größerer Bedeutung als dieſe ziemlich gewöhnlichen Figuren iſt der Tod, wie ihn *Hans Burckmair* im Jahre 1510 auf dem großartigen Helldunkelblatte dargeſtellt hat, dem *Woltmann* den Titel: „der Tod als Würger“ gegeben hat[3] (Pass. 40). In keiner Todesfigur im Bereich deutſcher Renaiſſance iſt italieniſcher Einfluß ſo deutlich ausgeſprochen wie in dieſer. Nicht die Flügel allein ſind es, die an italieniſche Vorbilder denken laſſen, ſondern auch die Krallen an den Füßen des Todes. An der morte auf dem berühmten Bilde im Campo Santo zu Piſa hatten wir gleichfalls krallenbewaffnete Füße zu bemerken. Ob nun Burckmair direct oder indirect von der Todesfigur in Piſa Kenntnis gehabt hat oder nicht, die Geſtalt ſeines Todes hat unbedingt zwei Züge aufzuweiſen, die uns geneigt machen, eine ſchon von Woltmann vermuthete Reiſe Burckmair's nach Italien als wahrſcheinlich anzunehmen.

Mit *Burckmaier*[1] ſtyliſtiſch verwandt iſt *Hans Fries*, deſſen monogrammirtes Bild von 1524 in der Wiener akademiſchen Galerie eine Todesfigur als überhäutetes Skelet neben dem Bildnis eines dreißigjährigen Mannes zur Darſtellung bringt. Er hält die Sanduhr.[2]

Mit Ausnahme der *Dürer*'ſchen Todesfiguren war von den bisher beſprochenen keine von nachhaltiger Wirkung auf die deutſche Kunſt. Eine ſolche im vollſten Maße auszuüben war hauptſächlich den *Holbein*'ſchen Todesfiguren vorbehalten, die ſich in ihrem unübertroffenen Ausdruck und in ihrer eigenartigen Geſtalt als der Höhepunkt aller deutſchen Todesbilder überhaupt betrachten laſſen. Holbein führt den mittelalterlichen Typus, der zwiſchen Skelet und Cadaver ſchwankt, zu einem künſtleriſch vollendeten Gipfel, der ſeither, wenngleich vielfach begehrt doch nicht wieder erglommen worden iſt.[3] Es iſt durchaus nicht etwa die anatomiſche Richtigkeit, ſondern das feine Verſtändnis für Bewegung und Ausdruck, das *Holbein's* Todesbildern ſo hohen Kunſtwerth verleiht. Höchſtens in dieſer Beziehung kann davon die Rede ſein, als hätte Burckmair's Clairobscur auf die Compoſition von Holbein's Todtentanz einen merkbaren Einfluß ausgeübt.[4] Burckmair hat viel weniger feſt am traditionellen Todestypus feſtgehalten als Holbein. Ein Italieniſiren iſt bei Holbein's Todesbildern in keiner Weiſe ausgeſprochen.

Holbein's Todtentanz, von dem wir hier nur ganz kurz handeln können,[5] erſchien in datirter Ausgabe zuerſt 1538 zu Lyon, „doch iſt kein Zweifel, daſs die Holzſchnitte bereits viel früher in Baſel gedruckt worden ſind“ (*Woltmann:* Holbein). Bezüglich Holbein'ſcher Todesdarſtellungen ſei hier noch an das bekannte Alphabet[6] und an die Dolchſcheide[7] erinnert. Genannt ſei auch noch das Gemälde Nr. 213 in der alten Pinakothek zu München, eine Copie nach Holbein, die ein Skelet von ausgezeichnetem Realismus zur Darſtellung bringt.[8]

Seiner ſtyliſtiſchen Verwandtſchaft mit Holbein wegen führe ich hier auch den cölniſchen Meiſter *Bartholomäus Bruyn* an, der auf einem ſeiner Bilder (in

[1] In dem eben erſchienenen III. Bande des Cataloges iſt das Gemälde als Nr. 1428 aufgenommen.

[2] Als Cranach kurz beſchrieben bei *Waagen*, a. a. O. S. 65.

[3] Vergl. *Woltmann* und *Wörmann*: Geſchichte der Malerei II, S. 447; dort eine kleine Nachbildung. Vergl. auch *Woltmann* in *Dohme's* Kunſt und Kunſtler des Mittelalters und der Neuzeit. Dort gleichfalls eine Reproduction. Siehe auch: Zeitſchrift für bild. Kunſt, XII, 61.

[1] Sein bekanntes Bild mit den Schadeln, die als Spiegelbild lebendiger Köpfe erſcheinen, im Wiener Belvedere, iſt hier nur im Vorübergehen zu nennen, da es keine eigentliche Todesdarſtellung bringt.

[2] *Waagen* hat das Bild beſchrieben. Vergl. „die vornehmſten Kunſtdenkmaler in Wien,“ I. S, 245.

[3] Wenn *Callot's* Zeichnungen nach *Holbein's* Todtentanz noch über die Holzſchnitte des deutſchen Meiſters, reſpective über die Lützelburger'ſchen Holzſchnitte geſtellt werden, ſo muß dabei bedacht werden, daſs, wie man mit Grund vermuthet, die Callot'ſchen Studien noch nach den Originalzeichnungen Holbein's gefertigt ſein dürften. Vergl. *Thauſing:* Skizzenbuch von Callot. Wien. Miethke.

[4] *Woltmann:* Holbein, I, pag. 254. *Wörman* Woltmann, G. d. Mal. II, 473.

[5] Vergl. hauptſächlich *Woltmann's* H. Holbein 2. Auflage, S. 258 ff. *F. S. Vogelin* im 20. Bd. der Mitth. d. Antiqu. Geſch. in Zürich, wieder *Woltmann* in der Zeitſchr. f. bild. Kunſt 1878, *Beibl.* S. 281 ff. und 299 ff. *Müntz* in der „Revue critique d'Hiſtoire et de litterature,“ 1879 (11 Janvier).

[6] Vergl. *Woltmann's* Holbein, I, 192, 260, 280 und II, 199, 215. Die griechiſchen Initialen mit Todesbildern ſind Nachahmungen Holbein's.

[7] Getuſchte Federzeichnungen in Berlin und in Baſel. Vergl. *Woltmann's* Holbein, I, 259, 445, II, S. 106 und 120.

[8] Vergl. *Reber:* illuſtrirter Catalog d. a. Pinakothek. (Abbildung und Beſchreibung des Bildes.)

der Münchener Pinakothek Nr. 90) gleichfalls den Tod als Skelet zur Darſtellung bringt. Hier ſowie auf dem vorher genannten Bilde nach Holbein und dem Bilde des Hans Fries in Wien erſcheint der Tod neben einem Porträt. Jedesmal iſt der Porträtirte in halber Figur dargeſtellt.

Als Augsburger muß hier *Daniel Hopfer* ſeinen Platz finden. Auf dem Stich B. 52 iſt der Tod mit dem Teufel zuſammengeſtellt, die beide zwei eitle Frauenzimmer am Spiegel und mit dem Salbfläſchchen überraſchen. Der Tod iſt als magerer Muskelmann oder als Cadaver gebildet; er hält mit der Rechten einen Todtenſchädel empor über das Haupt des einen Mädchens, ſo daſs ſie ihn im Spiegel ſehen muß. Mit der Linken hält der Tod die Sanduhr. Unter den Illuſtrationen desſelben Hopfer's zu den Sprüchen Salomons findet ſich eine weitere Todesdarſtellung (auf B. 30), die ſich an die Stelle der Bibel anſchließt: „Der Gottloſen Schätze ſind kein Nutzen, aber Gerechtigkeit errettet vom Tode". Der letztere wird hier wieder als magerer Muskelmann dargeſtellt, deſſen lebendiges Geſicht von einem kurzen Barte eingerahmt wird. Das Haupt iſt kahl bis auf die Schläfe. Die angeführten Figuren des Daniel Hopfer ſind in mancher Beziehung eigenartig und haben ſich neben der einen oben ſchon beſprochenen Todesfigur des Bink vom Skelettypus ſehr weit entfernt. *Lambert Hopfer* ſchließt ſich dagegen auf dem Blatte B. 25 wieder direct an Dürer's Flugblatt von 1510 an. [1]

Unter den *Schweizer* Meiſtern hat *Urs Graf* ein bedeutendes Blatt mit einem „lauernden Tode" geſchaffen (P. 20.) „Am Fuße eines dürren Baumes, auf welchem der Tod, auf ſeine Sanduhr weiſend, lauert, ſtehen zwei Landsknechte, der eine auf ſein großes Schlachtſchwert ſich ſtützend, der andere eine Lanze haltend. Neben ihm ſitzt links im Graſe eine Dirne, die ein Hündchen im Schoß hält . . . . . Das Monogramm mit der Jahreszahl 1524 befindet ſich am Hauptaſte des Baumes." [2] Eine Zeichnung des Graf im Baſeler Muſeum zeigt eine luſtige Geſellſchaft von Landsknechten beim Mahl; es findet ſich als Gaſt auch der Tod ein (als mageres Cadaver mit zerfetztem Geſicht). Zwei Blätter des *Nicolaus Manuel Deutſch*, die gleichfalls Todesdarſtellungen bringen und die das Baſeler Muſeum bewahrt, werden (wie auch die eben erwähnte Zeichnung) bei *Woltmann* (a. a. O. S. 253) beſchrieben. [3]

Später bringt *Tobias Stimmer* mehrere Todesbilder. Stimmer bildet den Tod als Skelet. So finden wir es in der Bibel von 1576 (Baſel bei Thomas Gwarin) auf dem Bilde mit der Vertreibung aus dem Paradieſe und auf dem Bilde mit den vier apokalyptiſchen Reitern. Als Skelet erſcheint der Tod ferner auf zwei Darſtellungen aus Stimmers Lebensaltern (Andreſen 45—54.) [1] Beidemal führt er die Sanduhr. Von Joſt Amman's Todesbildern iſt ſchon oben gehandelt worden.

Die *Ulmer Schule* bietet uns eine Todesfigur vom Anfang des 16. Jahrhunderts auf einem Gemälde in Münſter zu Ulm. Vor einigen Jahren, als ich das Bild ſah, befand es ſich in der Neithart-Capelle. Es trägt die Bezeichnung: „Hani Baur" in lateiniſchen Majuskeln und zeigt uns eine „ymago mortis" als magere Geſtalt mit Schwert [2] und Sanduhr.

Aus der *ſächſiſchen Schule* ſind mir mehrere Todesbilder bekannt geworden, die ich zum Theil ſchon in den einleitenden Abſchnitten dieſer Arbeit erwähnen konnte. Dem älteren *Cranach* gehören der Compoſition nach die zwei Todesdarſtellungen auf dem Hoch-Altarblatte der Stadtkirche zu Weimar. Ueber den Antheil, den der jüngere Cranach an dem großen Werke, das mit 1555 datirt iſt, genommen hat, wird bei *Schuchard* (L. Cranach des älteren Leben und Werke, I, 211 ff. und III, S. 38 ff.) berichtet. [3] Von größerer Wichtigkeit als dieſe Frage iſt für uns der Umſtand, daſs Cranach und ſeine Werkſtatt noch unbedingt an dem mittelalterlichen Todes-Typus feſthalten.

Auf dem Weimarer Altarblatte kommen zwei Todesfiguren vor. Eine jagt mit dem Teufel zugleich Adam in die Vorhölle, die andere erſcheint von Chriſtus überwunden gleichfalls zugleich mit dem Satan. Analoge Darſtellungen finden ſich auf dem Altarwerke der Stadtkirche zu Schneeberg im Erzgebirge, [4] ferner auf einer Zeichnung in Dresden, auf einem Gemälde des Muſeums in Weimar, auf einem analogen Bilde im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg, auf einem Schulbilde in Gotha, endlich auf einem Gemälde der ſtändiſchen Galerie zu Prag und auf einem(?) in Leipzig. [5] Das Bild in Gotha zeigt eine Todesfigur von cadaverartiger Bildung. Hier muß auch ein Bild der Münchener Pinakothek erwähnt werden, auf welchem von der Todesfigur nur ein Arm ſichtbar iſt (Nr. 759). Er gehört einem Skelet an. Nach einer Vermuthung des Marggraf'ſchen Cataloges von 1876 iſt das Bild ein Fragment aus einer ähnlichen Darſtellung, wie ſie auf dem Bilde in Gotha vorkommt.

[1] B. 29 wird hier nochmals in Erinnerung gebracht. Eine Todesfigur auf einer Zeichnung von *H. Brosamer* (erwähnt von *Weſſely*, a. a. O. S. 66) habe ich einſtweilen noch nicht kennen gelernt.

[2] Die Beſchreibung gebe ich nach *His* (in *Zahn's* Jahrbüchern für Kunſtwiſſenſchaft 1873, S. 186), da ich den Holzſchnitt nicht ſelbſt geſehen habe. Die Darſtellung wird auch von *Woltmann* (Holbein I, 253) beſprochen.

[3] Ueber *Deutſch's* Todtentanz berichtet ſchon *Gruneiſen* in ſeiner Monographie. „Der Tod und der Landsknecht treten auch in einem Buchtitel von dem Baſeler Meiſter J. F. auf: Fortuna, ein nacktes Weib auf feurigem Pferde, den Pokal mit der Hand emporhebend, ſprengt auf den Krieger los, aber eben fliegt ihm auch ſchon der Pfeil des hinter ihr nahenden Todes in die Bruſt." (*Woltmann*: Holbein, I, 253.) Paſſavant ſchreibt das Blatt dem Holbein zu.

[1] Reproduction (Facſimile) in *Hirth's* „Culturgeſchichtlichem Bilderbuch" als Nr. 1373 und 1378. In demſelben Verlage erſchien 1881 eine Facſimile-Ausgabe der Stimmer'ſchen Bibel. Die vier apokalyptiſchen Reiter aus dieſer Bibel ſind reproducirt in *Oechelhaeuſer's*: Dürer's apokalyptiſche Reiter, Berlin, 1885.

[2] Dies Attribut iſt ſelten und ſtammt vielleicht aus dem 6. Capitel der Apokalypſe.

[3] Vergl. auch *Heller*: Cranach S. 223 ff.

[4] Mir nur durch Beſchreibung bekannt. Vergl. *Wörmann* und *Woltmann*. Geſchichte der Malerei, II, 426 ff.

[5] Letzteres erwähnt bei *Schuchard*, a. a. O. III. S. 41. Ein derartiges Bild in Leipzig kenne ich nicht. Dort wird auch auf ähnliche Darſtellungen hingewieſen, die auf Bibeltitelblättern vorkommen. Das Gemälde in Prag wird bei *Schuchard*, II, 108 und bei *Wörmann Woltmann*, II, 427 erwähnt. Die Gemälde in Nürnberg, Weimar und Gotha habe ich ſelbſt geſehen. Ob das Prager Bild eine eigentliche Todesdarſtellung zeigt, iſt aus *Schuchard's* Beſchreibung nicht zu entnehmen.

Beiträge zur Geſchichte der Liebfrauen-Kirche in Wiener-Neuſtadt.

Von *Wendelin Boeheim.*

I.

SCHON durch die hochbedeutende Perſönlichkeit ihres Erbauers, Herzogs Leopold VII., des Glorreichen, wie nicht minder durch die bemerkenswerthe Periode ihrer Grundlegung und einzelne conſtructive Eigenthümlichkeiten, endlich durch ihre Schickſale gehört die Liebfrauen-Kirche zu Wiener-Neuſtadt zu den intereſſanteſten kirchlichen Bauwerken in Oeſterreich.

In ihrer Anlage und decorativen Ausſtattung überragt ſie allerdings nicht ihre Schweſterkirchen aus der Gleichzeit,[1] ja in der Ausſtattung ihres Inneren iſt ſie, was den alten Theil derſelben betrifft, faſt ärmlich zu nennen, wenn gleich ihre Größenverhältniſſe auf die Abſicht einen Prachtbau zu ſchaffen ſchließen laſſen. Dennoch, bei näherer Betrachtung fühlen wir die Bedeutung dieſes Bauwerkes in künſtleriſcher und geſchichtlicher Beziehung, es treten hiebei eigenartige und beachtenswerthe Merkmale zu Tage, die unſere Aufmerkſamkeit umſomehr anregen, je weniger wir und gerade aus ſeiner gewiſs bedeutſamſten und ſchönſten-Periode, der ſeines Entſtehens, aus den gleichzeitigen Urkunden wiſſen.

Für dieſe Periode müſſen wir uns vor der Hand darauf beſchränken, die Umſtände zur Zeit der Gründung der Kirche hervorzuheben und auf gewiſſe Eigenartigkeiten in ihrer Stellung und ihrer Plananlage hinzudeuten, die bisher nicht aufgefallen zu ſein ſcheinen. Für die ſpäteren Zeiträume mögen einige Archivalien zur Aufhellung ihrer Geſchichte dienen. Sie betreffen vorzugsweiſe die Epoche unter Kaiſer Friedrich III.[2] und jene um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Kirche in ihrer inneren Ausſtattung weſentlich verändert wurde.

Der Verfaſſer tritt mit ſeinen Studien-Reſultaten über dieſes ehrwürdige Bauwerk früher vor den Leſer, als derſelbe urſprünglich beabſichtigte. Der Beweggrund hiefür liegt in dem bedauernswerthen Umſtande, daſs ein Theil der Kirche, der älteſte und intereſſanteſte, nach einer nahezu ſiebenhundertjährigen Dauer wegen Baufälligkeit abgebrochen werden muß. Von dieſer leider nothgedrungenen Maßregel werden zunächſt die beiden Thürme betroffen, deren untere Partien noch ein Werk des erſten Baumeiſters ſind und die in ihrem Ganzen dem Bau ſelbſt ſowohl, als der Stadt ein charakteriſtiſches Anſehen verliehen. So beklagenswerth dieſe zu Tage getretene Nothwendigkeit iſt, der Zeitpunkt ſchien dem Verfaſſer wichtig genug, um auf die Vergangenheit des Bauwerkes hinzuweiſen, das ſeit den Zeiten der Babenberger in unſere Zeit hereinragend die mannigfachſten und herbſten Geſchicke überlebt hatte.

Die Geſchichte des Baues der Liebfrauen-Kirche, ſoweit hiezu die vorhandene Literatur damals die Mittel geboten hatte und die Beſchreibung des Baues hat Dr. *Eduard Freih. v. Sacken* in einer Abhandlung in Dr. *G. Heider* und *R. v. Eitelberger,* Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates[2] gegeben. Dieſelbe iſt zwar in der Wiedergabe des Thatſächlichen wie in den darauf fußenden kunſtgeſchichtlichen und äſthetiſchen Schlußfolgerungen von Irrthümern nicht frei; der Verfaſſer nahm demungeachtet dieſe Arbeit ſeines Vorgängers zur Grundlage ſeiner gegenwärtigen Abhandlung, lediglich aus der Urſache, um Wiederholungen zu vermeiden und den gemeſſenen Raum für neugewonnene Ergebniſſe verwenden zu können. Berichtigungen ergeben ſich aus den gegenwärtigen Darſtellungen von ſelbſt; der Verfaſſer hatte nie die Abſicht mit ſelben eine Kritik früherer Arbeiten über dieſen Gegenſtand zu liefern, nur in einigen wenigen Fällen, wo dieſes unbedingt nöthig erſchien, wurde eine kurze Berichtigung anmerkungsweiſe beigegeben. Schließlich glaubt der Verfaſſer nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, daſs auch er weit entfernt von dem Gedanken iſt, mit dieſer Abhandlung Vollendetes geſchaffen zu haben. Er iſt hoch befriedigt, wenn mit dieſen Beiträgen in der Forſchung über das genannte Thema ein Schritt weiter gemacht wurde.

Betrachtet man die Liebfrauen-Kirche auf einem Stadtplane, ſo fällt vor allem die eigenthümliche Richtung ihrer Mittel-, ihrer Capital-Linie auf; ſie iſt weder nach kirchlicher Gewohnheit orientirt, noch ſteht ſie mit der Configuration der Stadt und ſelbſt mit jener des Platzes, auf dem ſie ſteht, im Einklange; im Gegentheile, auf den erſten Anblick hin ſcheint es, als ſei ihre Richtung nur eine Folge der Willkühr oder von Abſichtsloſigkeit geweſen. Und doch iſt dies nicht der Fall, ihre Stellung ſteht mit den Hauptlinien der ſchon ſeit ihrer Gründung regelmäßig in einem Rechtecke erbauten Stadt in einem ſtreng geometriſchen Verhältnis und um dieſes klar zu ſtellen, müſſen wir einen Blick auf die älteſte Anlage der Stadt werfen. Die Baſislinie für die Anlage der Stadt Wiener-Neuſtadt bildete eine Straße, welche vom linken Ufer der Schwarza weſtlich von Lanzenkirchen begann und in ſchnurgerader, nahezu meridianaler Richtung bis zum heutigen Brückenpunkte bei Solenau führte. Von dieſer Straße exiſtiren noch zur Stunde namhafte Strecken, ſo ein Stück im Föhrenwalde, noch heute im Volksmunde „der alte Weg“ genannt, die ganze Neunkirchnergaſſe in Neuſtadt,

[1] Gar nicht zu erwähnen der St. Johannis-Capelle zu Kloſterneuburg, gemeinlich *Capella ſpecioſa* genannt.

[2] Für dieſe Periode lege ich die kunſthiſtoriſchen Regeſten aus dem Stadt-Archive zu Neuſtadt zu Grunde, welche ich im Jahrbuche der kunſthiſtoriſchen Sammlungen des Allerhöchſten Kaiſerhauſes, IV. Band, Urkunden, veröffentlicht habe. Der größte Theil der angeführten ſpäteren Urkunden ſtammt gleichfalls aus dem Neuſtadter Stadt-Archive.

[1] Band II, pag. 176 ff.

endlich die lange Strecke von der Spinnerkreuzſäule bis Solenau. Theilt man dieſe Linie innerhalb der beiden Uferpunkte an der Schwarza und der Pieſting in zwei gleiche Theile, ſo fällt der Theilungspunkt genau auf den Hauptplatz in Neuſtadt und dieſer gewonnene Punkt bildete einſt, wie zahlreiche Meſſungen ergeben, den Conſtructions-Punkt für die ganze Anlage der Stadt und mittelbar auch für die Pfarrkirche. Genau an dieſem Theilungspunkte ſtand eine Capelle dem heil. Nicolaus geweiht, welche den Angaben aller Schriftſteller nach ein höheres Alter als die Liebfrauen-Kirche gehabt haben ſoll. Dieſe Annahme wird, wenn man ihre Errichtung nicht über die Stadtgründung hinausrückt, ihre volle Richtigkeit haben. Theilt man die nordweſtliche Ecke *a* Fig. 1 des Rechteckes der Stadtumwallung in zwei gleiche Theile, ſo fällt die Halbirungs-Linie des Winkels *a e* genau auf den oberwähnten Mittelpunkt der Straße und genau in dieſe Halbirungs-Linie fallen auch die Spitzen der beiden Thürme der Liebfrauen-Kirche. Dieſe conſtructive Configuration trifft ungeachtet mehrfach wiederholter Wiedererrichtung der von Erdbeben und in Kriegen zerſtörten Mauern und des Wiederaufbaues der 1356 zerſtörten Thürme noch heute mit einer Schärfe zuſammen, daſs die Annahme eines Zufalles vollſtändig auszuſchließen iſt. Aus dieſer Conſtruction ergibt ſich die Richtung der Capital-Linie des Chores der Kirche von ſelbſt, die ſenkrecht auf der Halbirungs-Linie *a e* ſteht.

Alle hiſtoriſchen Nachrichten deuten dahin, daſs in den erſten Jahrzehnten nach der Gründung der Stadt (1192—1194) nur ein einziges Gotteshaus innerhalb deren Mauern befindlich geweſen war, das ſeiner beſcheidenen Größe nach nur als Capelle bezeichnet wurde. Es iſt dasſelbe die erwähnte dem heil. Nicolaus von Bari geweiht geweſene Capelle *e* an der Baſisſtraße; nach der Erbauung der Stadt nahm ſie die nordöſtliche Ecke des ſogenannten „Grätzels“, einer Häuſergruppe, am Hauptplatze gelegen, ein. Wenn wir ihre auf einem geometriſchen Calcul beruhende Stellung in Erwägung ziehen, ſo iſt die Zeit ihres Entſtehens mit der der ganzen Stadt ziemlich gleichzeitig anzunehmen.[1]

Die Pfarrkirche der Stadt war anfänglich die Kirche St. Ulrich; ſie befand ſich inmitten einer Anſiedlung, welche vor der Stadt ſehr nahe der ſüdweſtlichen Ecke ihrer Mauern auf einem erhöhten Punkte gelegen war. Ihre Entſtehung iſt weit vor Erbauung der Stadt zu ſetzen und ſchon die Widmung derſelben an den heiligen Biſchof von Augsburg, den Patron der Fiſcher, in deſſen Händen ſich bekanntlich das Stück Fleiſch in einen Fiſch verwandelte, gibt Zeugnis für ihr hohes Alter. Thatſächlich finden wir 1209, alſo zu einer Zeit, in welcher die Liebfrauen-Kirche kaum im Baue begonnen war, einen gewiſſen Walthaus als Pfarrer von Neuſtadt.

[1] *Ferdinand Carl Boeheim*, welcher in ſeiner „Chronik von Wiener-Neuſtadt“ die über die Stadt im Volksmunde lebenden Sagen getreulich berichtet, erzählt uns von einer ſolchen, es ſei dieſe Capelle einſt und lang vor der Entſtehung der Stadt rings von einem See umgeben geweſen, alſo auf einer Inſel geſtanden und habe den Fiſchern und frommen Pilgern als Andachtsort gedient. Dieſe Sage iſt ſchon im Hinblick auf die geologiſche Geſtaltung des umliegenden Bodens nicht ſtichhaltig, da der gedachte Punkt, im abfallenden Terrain zur Fiſcha gelegen, nie eine Inſel hatte bilden können. Ueberdies beweiſt ſchon der Name des Heiligen, daſs die Capelle nicht vor dem 12. Jahrhundert entſtanden ſein konnte, denn der Cultus des heiligen Nicolaus kam erſt durch Kreuzfahrer ins Abendland, er iſt kein Patron der Fiſcher, ſondern der Seeleute. Die übrigens wiederholt umgebaute Capelle wurde im vorigen Jahrhundert abgebrochen.

Um den Bau der Kirche in Rückſicht auf ſeine Entſtehungszeit und auf ſeine Bau-Perioden richtig beurtheilen zu können, müßen wir die Tafeln XXXII bis XXXIV in der erwähnten Abhandlung des Freiherrn *v. Sacken* zu Grunde legen, in welcher dieſelbe in den verſchiedenen Anſichten des ſpäteren Beiwerkes, Anbauten etc. entkleidet dargeſtellt iſt, ja ſelbſt in dieſer Form müßen wir für die erſten Perioden des Baues nur die rein romaniſchen Formen ins Auge faßen. Dadurch entfallen für den Anfang viele Theile desſelben, wie die oberen Theile der Thürme, die Thurmpfeiler, der Vorbau am Haupt-Portale und das daneben befindliche Stiegenhaus, ſelbſtverſtändlich auch das ganze Querſchiff mit dem Presbyterium.

In dem Baue der Kirche, wie er uns heute erſcheint, müßen wir, Unbedeutenderes abgerechnet, drei Bauperioden ſtreng von einander ſcheiden. Die erſte fällt in die Zeit Leopold VII. und reicht bis in die Regierungsepoche Rudolph I. Allen Anzeichen nach wurde die Kirche in dieſer Periode vollſtändig fertiggebracht. Infolge der beiden Erdbeben 1348 und 1356 wurde dieſer Bau erheblich geſchädigt, die Thürme wurden bis zur halben Höhe zerſtört und das Presbyterium mit den Apſiden der Seitenſchiffe erlitten bedenkliche Beſchädigungen. Die Wiederherſtellung der Kirche, welche nach den Formen in die Zeit Leopold III. um 1380 zu ſetzen iſt, bezeichnet die zweite des Baues, ſie kennzeichnet ſich durch den Wiederaufbau der zerſtörten Thürme und einiger Schutzbauten. Vermuthlich wurde damals auch der Chor, wenn nicht neu hergeſtellt, doch gründlich ausgebeſſert. Die dritte Bauperiode unter der Regierung Kaiſer Friedrich III. umfaßt alle Arbeiten des vollſtändigen Neubaues eines Querſchiffes und Chores. Einige Anbauten an letzterem zogen ſich bis zu ihrer Vollendung noch bis ans Ende des 15. Jahrhunderts hin. In die ſpätere Zeit der erſten Periode fällt der Bau des Karners, der dem heil. Michael geweiht geweſenen Capelle auf dem Pfarrplatze, welche vor ungefähr zehn Jahren ohne zwingende Gründe abgebrochen wurde. In ihrer letzten Geſtalt bot ſie Formen, welche der älteſten wie der jüngſten Bauperiode der Pfarrkirche angehörten. Die runde Apſis gehörte der Mitte des 13., der fünfeckige Anbau dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14., das angeſetzte Schiff der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Die St. Michaels-Capelle bildete die Grab-Capelle für den rings um die Pfarrkirche gelegenen Friedhof; als ſolche ſtand ſie mit der Kirche ſelbſt in ſo unmittelbarem Zuſammenhange, daſs ſelbe in die Betrachtung einzubeziehen unvermeidlich war. Filial-Kirchen und zur Liebfrauen-Kirche gehörende Capellen, wie die Kirche zur Unſerer lieben Frau zu Zemendorf (Zaumendorf), oder die St. Niclas-Capelle, und andere wurden hier unberückſichtigt gelaſſen.

Die bisherigen Annahmen lauten dahin, daſs die Liebfrauen-Kirche ſchon um 1209 in ihrem Baue begonnen wurde. Nehmen wir die Formen des älteſten Theiles in Betracht, ſo iſt denſelben nicht entgegenzutreten; ja die Art der Beſtimmung, ihre Lage und Richtung beweiſt, daſs mit dem Baue ſehr bald nach der Vollendung der Stadtumwallung und vor der vollendeten Beſiedlung begonnen worden ſein mußte.

Der Fortgang des Baues ist bei einiger Aufmerksamkeit ziemlich gut zu verfolgen. Wir sehen in dem Erdgeschosse des nördlichen Thurmes den Beginn desselben, die Arbeit erstreckte sich sodann auf das mittlere Gewölbe der Façade, endlich auf den südlichen Thurm, bis zur Höhe des Frauenchores; fast gleichzeitig mit der Vollendung des mittleren Gewölbes wurde die erste Etage am nördlichen Thurm fertiggestellt. Die massige Anlage, sowie die Verhältnisse an sich im Gegensatze zu jenen der übrigen (romanischen) Theile lassen erkennen, dass hier, wenn nicht eine längere Unterbrechung des Baues, doch ein Wechsel

des Werkmeisters zu verzeichnen ist; denn die Formen und Stärken der Pfeiler und nicht minder die Lösungen im Frauenchore an der Südseite weisen auf einen entschiedenen Fortschritt in Beziehung auf die Anwendung der Gesetze der Statik und auf die technische Ausführung hin. Ungeachtet dieser Wahrnehmung ist es deutlich erkennbar, dass die späteren Werkmeister bestrebt waren, an dem ursprünglich gefertigten Plan, was die Außenseite des Baues betrifft, so wenig als möglich zu ändern.

Die Ansicht der West-Façade, deren Formen auch von den späteren Meistern festgehalten wurden, gibt uns Anlass zu einigen Bemerkungen. So einfach auch die Anlage der Kirche erscheint, so fällt dennoch, wenn wir von den Dimensionen absehen, die Aehnlichkeit derselben mit dem östlichen, dem Georgen-Chore des Domes zu Bamberg auf und es scheint uns, als wäre beim Baue der Liebfrauen-Kirche zu Neustadt eine Erinnerung an das Stammland der fränkischen Fürsten wachgerufen worden, jedenfalls ist anzunehmen, dass fränkische Werkmeister zur Zeit in Oesterreich und Ungarn thätig waren.[1]

Diese Aehnlichkeit des Bamberger Domes mit unserer Liebfrauen-Kirche erstreckt sich nicht allein auf die allgemeine Anlage, sondern bis zu den Einzelnheiten in den Ornamenten, ja sogar auf die eigenthümliche Orientirung. Nehmen wir dazu in Betracht, dass der erstere in seinen vorhandenen hier in Betracht kommenden Theilen nur um etwa 20 Jahre älter als unsere Kirche ist, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, in die Verhältnisse beim Baue des Georgen-Chores und des Langschiffes am Dome zu Bamberg einzugehen.

Der alte von Kaiser Heinrich II. erbaute, 1012 eingeweihte Dom wurde 1081 durch den Brand zerstört. Nach dem Zeugnisse des Biographen Heinrichs, Dietmar von Merseburg, befaß derselbe zwei an den entgegengesetzten Enden befindliche Krypten, also zweifelsohne schon damals zwei Chöre. Erst Otto I. der Heilige begann 1110 den Neubau desselben, von welchem aber auch nur mehr Spuren vorhanden sind. Der Theil, welcher heute noch an der Ostseite vor das Auge tritt, stammt von dem bauluſtigen Bischofe Thiemo, der vom Jahre 1192 an den Neubau kräftig gefördert hatte, und es ist für unsere Untersuchungen nicht ohne Wichtigkeit, dass Vermuthungen auftreten, es sei schon unter dem Vorgänger Otto's, einem aus dem mit den Babenbergern in vielfachen Beziehungen stehenden Geschlechte von Andechs, der auch im Georgen-Chore bestattet ist, der Plan zum Neubaue gefertigt worden. Die alten Kryptenanlagen waren für den Werkmeister von 1192 etwas Gegebenes; wo sich derselbe aber von Fesseln frei fühlte, da treten die Analogien mit der Liebfrauen-Kirche in überraschender Weise zu Tage. Sie sprechen sich unverkennbar im Grundplane des Langschiffes und in der Construction der Thürme aus. Selbst die Pfeiler im Innern mit den im

[1] Der Verfasser vermuthet als Werkmeister der Kirche, und zwar der späteren Anlagen in der ersten Periode einen aus dem Geschlechte der *Maurer*, das nachweislich vom 13. bis ins 15. Jahrhundert in Neustadt bluhte und zu Ehren gelangte. 1305 wird *Rudolph der Maurer* als Stadtrichter genannt; 1338 *Leopold der Maurer*. Ein *Georg der Maurer* erscheint 1340 in den Urkunden, der Eidam seiner Witwe 1348 als Stifter des heiligen Geist-Altares in der Liebfrauen-Kirche. 1376 ist *Leopold der Maurer* Bürgermeister. 1382 Burggraf zu Stüchsenstein, 1402 wirken *Hans* und *Leopold*, 1403 wird eines *Michael* Erwähnung gethan. Ihr Siegel, siehe meine Regesten.

Eck geſtellten Rundſäulen finden wir wieder, nicht minder ſind die decorativen Details von großer Aehnlichkeit, ſo die Frieſe mit den charakteriſtiſchen Zahnſchnitten und Kugeln und vor allem die Decoration des ſüdöſtlichen Portales am Georgen-Chore, die wir in ganz gleicher Form an der Liebfrauen-Kirche wiederfinden. Derſelben Schule gehörten auch der Meiſter der Michaels-Kirche in Wien, der unvergleichlich ſchönen goldenen Pforte am Dome zu Freiberg, des Domes in Gurk, der Abtei-Kirche zu Trebitſch, jener der Kirche in Wechſelburg u. A. an.[1] Auch in Ungarn finden wir Bauten, die unverkennbar der gleichen Schule angehören, wie unter andern die Kirche zu St. Jak. Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daſs der Dom in Bamberg gleich der Liebfrauen-Kirche in Neuſtadt von Südweſt gegen Nordoſt orientirt iſt, und daſs auch an jenem die ſtyliſtiſchen Gegenſätze zwiſchen dem Aeußeren und Inneren, welche wir zunächſt berühren, ſich bemerkbar machen.

[1] *E. Forſter,* Denkmale deutſcher Baukunſt I, pag. 19, Taf. 4.

Notizen.

49. Seine Excellenz der Unterrichts-Miniſter hat die Conſervatoren Dr. *Heinrich Righetti* in Trieſt, und *Nicolaus Rizzi* in Pola in ihrem Ehrenamte auf weitere fünf Jahre (das iſt bis Mai 1891) beſtätigt, ferner den Cuſtos der Waffenſammlung des Allerhöchſten Kaiſerhauſes *W. Boeheim* zum Conſervator in Angelegenheiten der II. Section für die Bezirke Groß-Enzersdorf, Miſtelbach, Korneuburg und Ober-Hollabrunn in Nieder-Oeſterreich ernannt.

Dr. *Joſeph v. Mayer,* Profeſſor an der Landes-Oberrealſchule in Wr.-Neuſtadt, und *P. Archangelus Simconer,* Profeſſor am Gymnaſium der Franciscaner in Bozen, wurden von der Central-Commiſſion zu Correſpondenten ernannt.

50. *(Gräberfunde bei Civezzano.)* Wenn Alterthümer und Kunſtgegenſtände der erſten Jahrhunderte des Mittelalters in den tyroliſchen Muſeen ſpärlich vertreten ſind, ſo darf man aus dieſem Mangel nicht den Schluß ziehen, daſs etwa die Trientiner Thäler nach dem Untergange des römiſchen Reiches und nach dem Erlöſchen ſeiner Weltcultur in einen Zuſtand des vollkommenen Verfalles gerathen ſeien.

Hin und wieder findet man im Muſeum zu Trient, in der Sammlung Roveretos, im Ferdinandeum zu Innsbruck und auch im Privatbeſitze Reſte jener mittelalterlichen Zeit. Leider wurden dieſe Gegenſtände bis jetzt zu wenig berückſichtigt infolge mangelhafter, oder auch irriger Angabe der Fundſtelle, und weil man der prähiſtoriſchen und römiſchen Forſchung verhältnismäßig mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte als der fränkiſch-longobardiſchen. Es waren auch, und es iſt noch jetzt nicht ſelten, unter ſpät-römiſchen Alterthümern Gegenſtände der ſogenannten „barbariſchen Zeit“ zu finden, die als „römiſche Funde“ bezeichnet wurden.

Die Aufmerkſamkeit auf mittelalterliche Entdeckungen in der Umgebung Trients lenkte der fleißige Sammler *M. Zanella* ſchon vor Jahren; und ſeine Sammlung, die er noch bei Lebzeiten mit großer Liberalität dem Muſeo di Trento überlies, beweist welch feinen Sinn und welche Fachkenntniſſe jener Sammler beſaß. Gegenſtände aus *Piedicaſtello* und aus *Civezzano* ließen mit einiger Sicherheit ſchließen, daſs in jener Umgebung eine fränkiſche oder longobardiſche Niederlaſſung ihre Todten beſtattete.

Von beſonderem Intereſſe, ja von hervorragender Bedeutung iſt der Fund von Civezzano, den die Gebrüder *Dorigoni* am 13. Februar 1885 gemacht haben.

Civezzano erhebt ſich öſtlich von Trient in reizender ſonniger Lage. Urkundlich wird im Jahre 845 das nahe gelegene Caſtel Fornaco mit *Civitianum* genannt. Prähiſtoriſche, römiſche und jetzt barbariſche Funde beſtätigen die Bedeutung und die Wichtigkeit dieſer Ortſchaft. Auf dem Weingarten-Grunde genannt „al Foſs“ bei Ausrodung einiger Maulbeerbäume in einer Tiefe von 1·60 M. ſtießen die Arbeiter auf ein bereits zerſtörtes Grab, in welchem nebſt Menſchenknochen eine eiſerne zweiſchneidige ſtarke Spata (Schwertklinge) ohne Heft (Fig. 1), eine Schließe und ein prismatiſcher Bronzeknopf gefunden wurden. Dieſer letzte Gegenſtand zierte, wie bekanntlich (*Lindenſchmit,* Die Alterthümer unſerer heidniſchen Vorzeit I, Heft VI, Tav. 7) das äußerſte Ende der Schwertzunge, und bildete ſomit den Schluß des Griffes. Das Schwert zeigt Reſte der Holzſcheide und miſst ſammt Zunge 86 Cm. Man fand keine Spur eines Sarges vor, noch weniger eine Stein- oder Ziegeleinfaſſung und mithin ſcheint die einfachſte Beſtattungsweiſe in Anwendung gekommen zu ſein

Fig. 1.

Kaum 2 M. entfernt lag in einem Holzſarge (Fig. 2) ein vollkommen gut erhaltenes Skelett, die Füße nach Oſten, den Kopf nach Weſten, die Arme längs des Körpers geſtreckt. Der Sarg, in Form eines Sarkophags miſst in der Länge 2·30 M., in der Breite 0·80 M., in der Höhe 0·50 M. hat ſtarke geſchmackvoll gezeichnete Eiſenbeſchläge. Reizende Thierkopfe ſchmücken die Ecken, und in der Mitte des Deckels aus einer ſpiralförmig gedrehten Stange bildet ſich ein plattgeſchlagenes Kreuz. Ob die gezeichnete flache Form des Deckels die richtige war, läſst ſich nicht genau beſtimmen. Wahrſcheinlich entſpricht mehr der Wirklichkeit ein Deckel in der Geſtalt eines Daches. Auf dem

Boden, rechts und links des Sarges lagen, entſprechend den Haken des Deckels, vier Ringe, die zum Heben und Tragen des Sarges gedient haben mögen.

Auf der rechten Seite des Skelettes, mit der Spitze nach unten gerichtet, befand ſich das Schwert ebenfalls doppelſchneidig, ſehr verroſtet mit Spuren der Holzſcheide. Sowohl die Form wie auch die Größe (0·92 Cm.) entſpricht den fränkiſchen Schwertern, aber auch ebenſo gut den longobardiſchen (Necropoli barbarica di Teſtona. Atti della società di Archeologia e belle arti per la provincià di Torino. 1880, Val. IV, Heft 1). Auf der Höhe der Schulter lag die Lanze (Fig. 3) mit der Spitze nach oben gerichtet, und in der

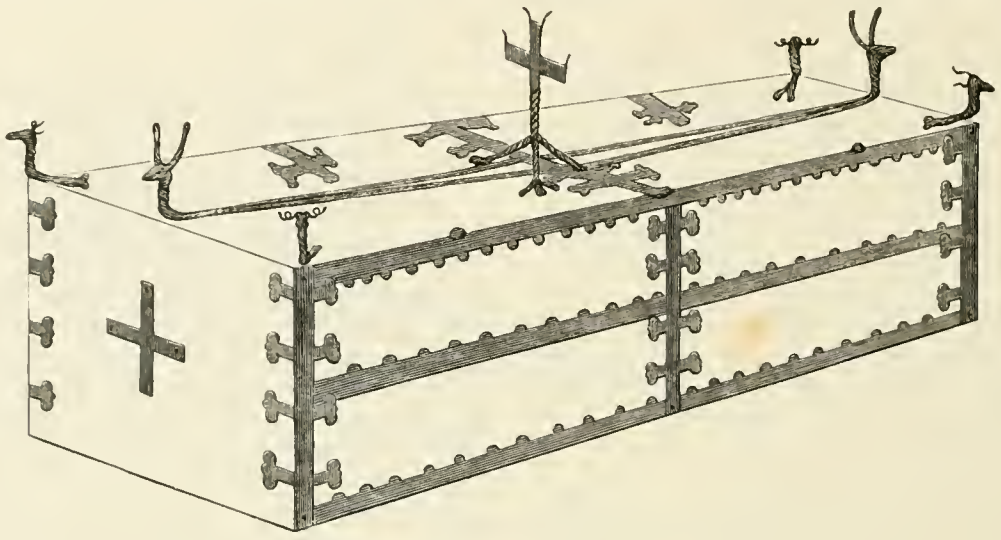


Fig. 2. (Civezzano.)

unmittelbaren Nähe fanden ſich drei Wurfſpieße von eigenthümlicher Geſtalt mit wellenförmigen Kanten. Die Bruſt erſchien geſchmückt mit einem reizenden goldenen Kreuze (Fig. 4), gleichſchenkelig (crux immiſſa) im Gewichte von $2^1/_2$ Ducaten. Die Ornamentik, die ſehr häufig auf Ziergegenſtänden der erſten Jahrhunderte des Mittelalters vorkommt, und den orientaliſchen Einfluſs verräth, iſt in dem dünnen Goldblech mittelſt eines Stempels geſchlagen worden. Auch im hohen Alterthum war dieſe bandförmige Flechtart ein ſehr beliebtes Motiv, wie dies die prænestiniſche Ciſte (Bronzeeimer) aus der umbriſchen Zeit, gefunden in der Certoſa, beweiſt. (*Zannoni* Gli ſcavi della Certoſa.) Es iſt kaum anzunehmen, daſs dieſe Ornamente von den Umbrern oder Etruskern auf die Römer übertragen worden ſind, und daſs die letzteren ſie weiter bis ins Mittelalter verpflanzt hatten. Man findet in der römiſchen Cultur und Kunſt keine Spur dieſer Motive, die dann ſpäter, vornehmlich in der merovingiſchen und carolingiſchen Zeit, ſo beliebt wurden und ſo vielfache Anwendung fanden. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daſs derlei Zeichnungen aus dem Oriente ihren Urſprung herleiten, ſowohl im fernen

Fig. 3. (Civezzano.)

militäriſchen Macht bildeten, iſt mit Sicherheit nicht zu beſtimmen. Viele Vermuthungen ſind vorgebracht worden, aber das verhältnismäßig ſehr geringe Material läſst keine verläßliche Interpretation zu.

In der Gegend der Bauchhöhle traf man verſchiedene feine Golddrähte an im Gewicht von 2 Zechinen, welche ohne Zweifel zum Schmucke und zur Verzierung des Gürtels in demſelben eingewebt waren. Die eiſerne Schnalle (Fig. 5), mit ſilberner Einlage (Tauſchirarbeit) dürfte ebenfalls zum Gürtel gehört haben.

Die Füße erſcheinen von einem 0·40 Cm. im Durchmeſſer breiten umgeſchlagenen Keſſel aus dünnem Bronzeblech beinahe vollſtändig bedeckt. Die Henkel desſelben, die losgelöſt gefunden wurden, zeigen noch Spuren von Blei, womit ſie an den Keſſel angelöthet waren. Welche Anwendung dieſem Gefäße zugedacht wurde, iſt, aus Mangel an parallelen Funden, nicht zu ermitteln.

Zur linken Seite des Skelettes etwa in der Höhe der Schulter lag der Schildbuckel aus Eiſen mit Spuren des Schildgriffes (clavis umbonis) (Fig. 6). Die Form entſpricht der bekannten aus fränkiſcher Zeit, die in Rheinheſſen zum Vorſchein kamen, und unterſcheidet ſich gar nicht von den longobardiſchen aus Teſtona. Der Mittelpunkt des Buckels trägt als Verzierung einen kreuzförmigen vergoldeten Knopf. Dieſer Schmuck bildet bei derlei Schutzwaffen eine Ausnahme, denn am häufigſten ſind die Schildbuckel ganz glatt.

In der unmittelbaren Nähe und ſogar unter dem Schildbuckel kommen ſechs vergoldete Bronze-Knöpfe (Fig. 7) zum Vorſchein, die dazu dienen mußten, um die Holzverkleidung oder Fütterung an dem Schilde zu befeſtigen. Weiters fand man zwei prismatiſche Bronze-Knöpfe, die zu dem Schwert und zu dem langen Meſſer-Scramaſax (Fig. 8) gehörten, welches zur Linken unter dem Gürtel lag

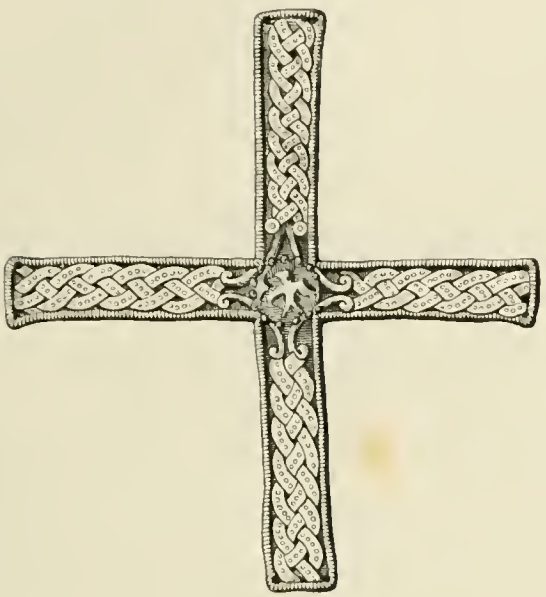


Fig. 4. (Civezzano.)

Ferner fand ſich ein fragmentariſches Armband mit verſtärkt auslaufendem Ende in Form eines Schlangenkopfes. *Lindenſchmit* Bd. I, Heft XII bei VI ſagt: „daſs alle bisher bei den Ausgrabungen unter verläſslicher Aufſicht gefundenen Armringe aus Frauengräbern ſtammen.“ Dieſer Anſicht kann man nun nicht mehr huldigen, da man getroſt annehmen darf, daſs in dem Grabe zu Civezzano ein Krieger ruhte. Der gleiche Umſtand wiederholte ſich in Teſtona und bietet zugleich eine nicht unweſentliche Unterſtützung für die Annahme, daſs im Mittelalter auch die Männer Armringe trugen. Ich ſelbſt beſitze ein Armband, welches der Form nach entſchieden dem Mittelalter zugeſchrieben werden muß, und ſolche Dimenſionen aufweist, daſs es unmöglich zum Armſchmucke einer noch ſo kraftigen Frau dienen konnte. Ohne genaue Angabe der Lage fand man acht Eiſenreife im Durchmeſſer von 20 Cm., von welchen zwei durch eine Handhabe verbunden waren. Es ſcheint, daſs dieſe Reife zur Einfaſſung eines kleinen Holzeimers oder Fäſschens verwendet wurden. In dieſem Falle würden wir analoge Funde aus dem 5. Jahrhunderte in Schweden verzeichnen, bei welchen nebſt Schwertklingen, Wurfſpießen, Schildbuckeln, auch kleine Holzeimer mit eiſernen Reifen und bronzenen Handhaben ſich vorfanden.

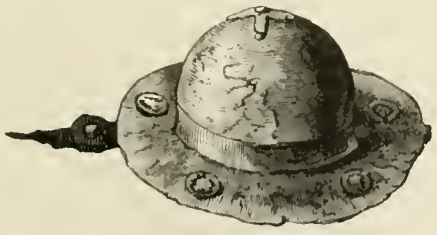


Fig. 6. (Civezzano.)

Auch ein ſehr verroſtetes Riemenbeſchlag mit Silber oder Bleiverzierung kam aus dieſem Grabe (Fig. 9).

Das ganze Grab-Inventar ſpricht für einen Krieger aus dem 5. bis längſtens 9. Jahrhunderts. Die Beſtattungweiſe iſt die bei den nordiſchen Stämmen gewohnlich übliche, denn ſie pflegten ihre Todten in Reihengräber zu begraben, und zwar gekleidet, mit reichen Beigaben und Attributen, theilweiſe in bloßer Erde, häufig in Steinpackung oder auch in Ziegelgräbern, nicht ſelten in Holzſarge.

Fig. 9, 7, 5. (Civezzano.)

Die äußerſt reichen Beigaben, die dieſen Todten begleiten, verglichen mit dem ſpärlichen Grab-Inventar des erſten Fundes, ergibt, daſs hier eine vornehme Perſönlichkeit beigeſetzt wurde, die man auch im Grabe auszeichnen wollte. Der Sarg ſelbſt mit dem vielen Eiſenſchmuck, die Waffen, wenn auch Helm und Panzer fehlen, das große ſchöne goldene Kreuz, der goldgeſtickte Gürtel ſprechen für die Diſtinction des Beſtatteten.

Für uns iſt dieſer Fund von Wichtigkeit, weil dies der erſte iſt, der ein vollkommenes Grab-Inventar aus dem Mittelalter uns zeigt.

Welchem Volksſtamme dieſer Todte angehören mochte, iſt wohl nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; allein große Wahrſcheinlichkeit ſpricht für einen *Franken*, wenn nicht eher ein *Longobarden*-Häuptling es war, deſſen Herrſchaft hier bis gegen Ende des 8. Jahrhundertes währte.

Ueber das Schickſal dieſes Fundes ſei noch erwähnt, daſs derſelbe von Händlerhänden um eine anſehnliche Summe in den Beſitz des Ferdinandeums zu Innsbruck gelangte.

Spätere Ausgrabungen lieferten andere Gegenſtände zu Tage, aus denen der Schluß gezogen werden kann, daſs die Umgebung von Civezzano eine Nekropolis barbarica birgt.

Fig. 8. (Civezzano.)

Zum Schluſſe will ich meinem Freunde Dr. *Giorgio Cav. Ciani*, den warmſten Dank entrichten für die mir freundlichſt gemachten Mittheilungen und überlaſſenen Zeichnungen, welche er unmittelbar nach dem Funde aufzunehmen Gelegenheit hatte.

L. de Campi.

51. *(Partagirte Römermünzen.)* Dann und wann geriethen bei Ausgrabungen römiſche Bronze-Münzen in Beſitz des Conſervators *S. Jenny*, welche die unverkennbaren Spuren einer abſichtlichen Theilung unter Zuhilfenahme eines Schneideinſtruments oder eines ſcharfen Meißels an ſich trugen. Drei Stücke bilden genaue Hälften (Fig. 10), von einem weiteren iſt nur ein Kreisſegment, das einem Viertel der Münze gleichkommt, abgetrennt und ein fünftes Stück trägt nur einen ſcharfen Hieb, welcher die Halbirung bewerkſtelligen ſollte. Repräſentanten einer weitergehenden Theilung, wodurch auch die halbe Münze noch in zwei Stücke getrennt wurde, welche ſomit dem vierten Theil des Werthes der Münze entſprachen, fehlen bisher, obwohl nach Analogie mit dem Nachbarlande zu erwarten ſteht, es werden unter künftigen Funden in Vorarlberg auch dieſe nicht ausbleiben. Es genügen übrigens die vorhandenen Münzen-Bruchtheile, um die Thatſache zu conſtatiren, daſs die in der Weſtſchweiz gebräuchliche Zerkleinerung des Verkehrsmittels auch in Brigantium ſtattfand, das doch in einem anderen Lande, in Vindelicien, gelegen war.

Fig. 10.

In einer Abhandlung *R. Forrer's* in der Antiqua Nr. 10, Jahrgang 1885, wird nämlich aus einer großen der Privatſammlung von *A. Dardel Thorens* in St. Blaiſe und des antiquariſchen Muſeums in Bern entſtammenden Reihe ſolcher Münzen der Schluß gezogen, daſs die Sitte, Münzen in ihrem Werth und Gewicht zu verringern, um aus ihnen kleinere, dem kleineren Aequivalent entſprechende Gegenwerthe zu ſchaffen, ſchon während der La Tène-Zeit beſtand, in welcher ſie bei den curſirenden Potinmünzen angewendet wurde; ferners daſs mit der römiſchen Occupation, als gallo-römiſches wie römiſches Bronzegeld an Stelle der rein galliſchen Potinmünzen trat, das Theilen des neuen Geldes auch weiterhin — nunmehr mit beſſeren Inſtrumenten — bis weit in die römiſche Zeit hinein ſich erhielt. Dr. *Edmund v. Fellenberg* fand in den römiſchen Ruinen des Engewaldes eine große Menge ſolcher halbirter und geviertheilter Münzen vom römiſchen As des Endes der Republik an, bis zu den ſchönen Geprägen des 2. Jahrhunderts n. Chr. Seine Wahrnehmung, wie gerade die getheilten Münzen alle ſchlecht erhalten, ſehr abgebraucht ſind, ſtimmt mit der *Jenny's* überein, denn unter den hier gefundenen Exemplaren findet ſich nur eines, an dem der Kopf und ein anderes, an dem noch ein S im Felde und ..aes... am Rande ſich erhalten hat, an allen übrigen iſt die Prägung total durch Abnützung verwiſcht. Offenbar ſcheuten ſich die Leute, ſchöne Münzen zu zerhacken und wählten dazu die durch Gebrauch ſtark abgeſchliffenen heraus.

52. In *Pirano* wird demnächſt, wie Prof. *M. Trenkwald* berichtet, jenes herrliche figurenreiche Altar-Gemälde von *Carpaccio* in der S. Francisco-Kirche zur Aufſtellung gelangen, das auf Koſten Seiner Majeſtät jüngſt reſtaurirt wurde. Bei der ſchwachen Beleuchtung des Refectoriums, woſelbſt das Gemälde proviſoriſch untergebracht iſt, kann man das Bild nicht genau unterſuchen, und muß ſich begnügen zu ſagen, daſs das Bild ſofern nicht ſchlecht reſtaurirt wurde, als derbe Uebermalungen vermieden wurden. Faſt könnte man verſucht ſein zu glauben, daſs außer einigen Retouchen und der Uebertragung auf ſtarke neue Leinwand die Enthaltſamkeit des Reſtaurators ſo weit ging, ſogar den alten Firnis zu ſchonen, denn das Bild erſcheint dunkel. Das Bild ſoll wieder in jener Capelle zur Aufſtellung gelangen, für welche es ſchon urſprünglich beſtimmt war, und ſoll dieſe eine ganz weiße Marmor-Verkleidung erhalten. Dieſe Capelle iſt in ein Travé des linken Seitenſchiffes eingebaut und ſoll ebenfalls reſtaurirt werden, gegenwärtig aber noch ganz unfertig. Es fehlen die beiden Leſenen, die Füllungen der kleinen Kuppel, die Niſchenfiguren, was alles in Marmor neu herzuſtellen ſein würde. Die ganze Kirche iſt friſch geweißt, die ſchönen alten Marmor-Ornamente der Capelle ſind geputzt.

Wie in *Pirano* nimmt auch in *Parenzo* das Weißen überhand. Der dortige alt-venetianiſche Glockenthurm, vom Boden bis beiläufig zur erſten Stockhöhe und der urſprüngliche ſchöne Quaderbau ſind von da ab bis zur oberſten Thurmſpitze mit weißem glattem Stucco friſch überzogen, die Füllungen zwiſchen den drei breiten Lehnen, die wie an allen Thürmen venetianiſcher Periode ſich bis zum Thurmhelm hinauf erheben, und bis zur Erſtenſtock-Höhe auch hier noch erſichtlich ſind, wurden mit Bewurf gleich ausgefüllt, alles glatt gemacht, wobei der Charakter verloren ging. Aehnliches geſchah mit dem Vorhofe des Domes, da ſind zwar die alten Marmorſäulen unberührt belaſſen, ſonſt aber herrſcht allenthalben weißer Kalkanſtrich mit Ausnahme eines mannshohen ebenſo fatalen grauen Anſtriches, welcher rings um den Säulengang geführt iſt, und wobei leider auch die wichtige Inſchrift eines in die Wand eingelaſſenen frühchriſtlichen Tabernakels auf das nachläſſigſte verſtrichen worden iſt.

An einer Seitenwand des Vorhofes ſind verſchiedene Fundſtücke, Grabſteinplatten, Capitäl- und Säulen-Fragmente eingelaſſen und aneinander gefügt, wodurch ſie allerdings vor weiterer Beſchädigung geſichert erſcheinen; nur dürfte man demjenigen, der die Aufſtellung beſorgte, zu viel freie Hand in der Anordnung gelaſſen haben. Von dieſem oben offenen Vorhofe aus wird die einſt mit Moſaiken geſchmückte Giebel-Façade ſichtbar, von denen aber nur mehr zwei Apoſtelbilder erhalten ſind Die Farbenpracht der zur Erneuerung beſtimmten Moſaiken würde mit dem geweißten Vorhofe ſchlecht ſtimmen. Die herrlichen Moſaiken im Inneren des Domes, am Baldachin des Hoch-Altars und in der Apſis, erſcheinen noch ziemlich wohl erhalten. Nur an der linken Seite der Apſis beginnt der Verfall, es wäre hohe Zeit dem Fortſchreiten dieſer Schäden Einhalt zu thun.

53. *(Die ehemalige Kloſterkirche zu Saar).* Eine fromme Sage berichtet, daſs die heil. Jungfrau Maria einem in der Saarer Wildnis herumirrenden Grafen (Přibislav v. Křižanau, Burggrafen von Eichhorn) an einem Brunnen, als wenn ſie ſich abwiſche, erſchienen ſei, und demſelben nicht eher aus der Wüſte helfen

wollte, bis er nach längerer Weigerung ſich entſchloſs, ein Kloſterſtifter zu werden, welches Gelübde aber erſt Boczko Graf von Bernegg und Nidda Burggraf von Znaim, ſammt ſeiner Schwiegermutter, der Witwe dieſes Přibislav im Jahre 1251 erfüllten, indem ſie ein geiſtliches Haus Ciſterzienſer-Ordens unter dem Namen „Fons Mariae," Marien-Brunn in Saar ſtifteten und einige Ordensmänner aus dem böhmiſchen Kloſter Pomuk anher berieſen. Eine andere Verſion erzählt wieder: Boczko Graf von Bernegg habe die wunderbare Heilung ſeiner Blindheit dem Gebrauch des hieſigen „Marien-Brunnenwaſſers" zu verdanken gehabt und deswegen das Kloſter geſtiftet. Die markgräfliche Beſtätigungs-Urkunde Přemysl Otakar's vom Jahre 1252 über die Fundation dieſes Kloſters beſagt nur, daſs die Stiftung in Erfüllung eines „gewiſſen Gelübdes" des verſtorbenen Přibislav erfolgte.

Das Stift wurde aber 1286 von Räubern verwüſtet und erſt 1294 wieder hergeſtellt. Mit dem Jahre 1420 beginnen jedoch für daſſelbe eine ununterbrochene Reihe ſchwerer Schickſalsſchläge und Prüfungen, welche faſt bis zu deſſen Aufhebung fortdauerten; denn bereits 1421 beraubten und verbrannten die Huſſiten das Kloſter gänzlich und ermordeten auch mehrere Ordensmänner. Gegen 1460 wieder hergeſtellt und im erträglichen Zuſtande, mußten es die Conventualen 1469 des ausgebrochenen Krieges wegen verlaſſen. Es erholte ſich zwar 1488 neuerdings, aber 1530 durch wiederholte Unglücksfalle hart betroffen, vertrieb ein feindlicher Einfall die Brüder in die Fremde. Zurückgekehrt minderte ſich die Zahl der Prieſter derart, daſs bis zum Jahre 1607 blos vier Ordensmänner hier waren, die noch dazu den Befehl erhielten, 1614 das Kloſter zu räumen. Darauf wurde die bisherige Abtwohnung 1617 in ein gutsherrliches Schloſs umgeſtaltet, ein Theil des Conventsgebäudes niedergeriſſen und der Ueberreſt den aus Kremſier hierher verſetzten Franciscanern übergeben. Das Stift und die Stift Saarer Güter gelangten nun in den Beſitz des Cardinals Dietrichſtein, deſſen Erbe Fürſt Maximilian die Herrſchaft 1638 dem Ciſtercienſer-Orden verkaufte, daher die Franciscaner nach Kremſier zurückgehen mußten.

Inzwiſchen plünderten hier die Schweden 1647 nicht unbeträchtlich. Als ſich darauf das Stift erholte und wieder gehoben hatte, brannte es 1689 ab, wodurch das ganze Gebäude in Aſche fiel.

Nach vollendetem Neubaue traf es abermals das Unglück, daſs das Conventsgebäude ſammt dem Kirchendache in Flammen aufging. Kaum war das Gebäude aber hergeſtellt, als am 16. Juli 1784 nochmals Feuer ausbrach und binnen $^3/_4$ Stunden das Kloſter ſammt Kirche, Thurm, Glocken und Uhr verzehrte und blos die Abtwohnung nebſt den Wirthſchaftsgebäuden gerettet wurden.

Schließlich wurde es am 4. October 1784 mittelſt kaiſ. Befehl aufgehoben. Damals lebten hier außer den Prälaten 49 Ordensmänner, wovon die meiſten in die Seelſorge übergingen. In der Bibliothek fand man 14 Bände Handſchriften, 25 Incunabeln, 960 brauchbare und 102 unvollſtändige theologiſche Werke, dann eine große Anzahl anderer Bücher.

Der letzte Abt *Otto Steinbach von Kranichſtein*, einer alten deutſchen Adelsfamilie entſtammend, die als Wappen im blauen Felde einen ſchräg gelegten wellenförmigen Querbalken und unter demſelben drei ſilberne Steine führte, war 1751 zu Roſenberg in Böhmen geboren. Als Stifts-Archivar und Abt ein raſtloſer Förderer der Landesgeſchichte, ſchrieb er ſehr viele Werke. Nach Aufhebung des Stiftes wurde er zum geiſtlichen Rath und Referenten in Prag ernannt. Er ſtarb zu Wien am 19. Februar 1791 im 40. Lebensjahre.

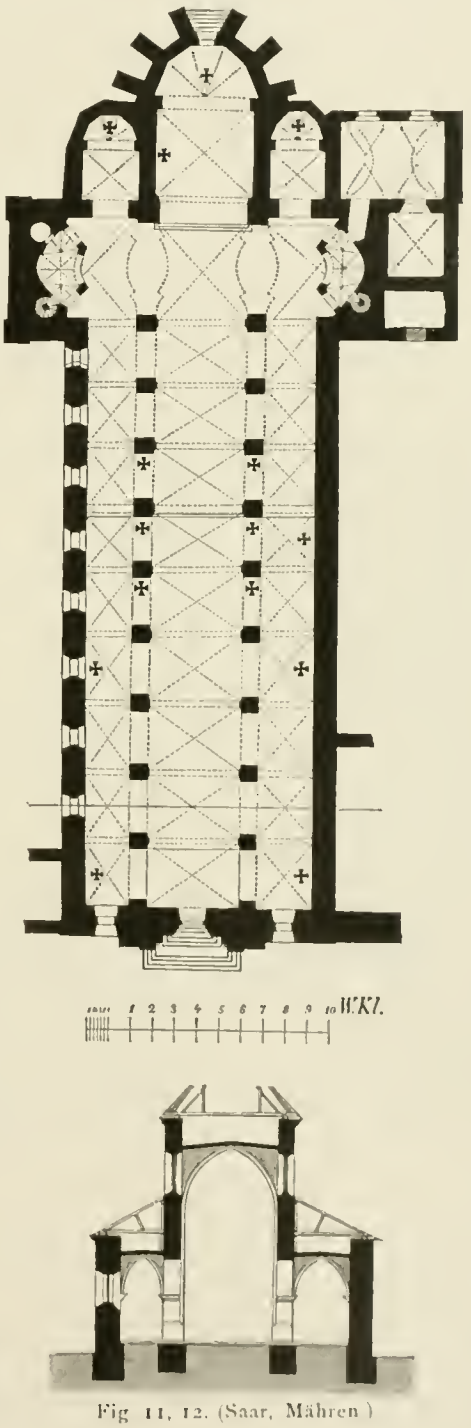


Fig 11, 12. (Saar, Mähren.)

Herrſchaft und Stift Saar ward nach der Aufhebung bis zum Jahre 1826 von der k. k. Staatsgüter-Adminiſtration verwaltet, dann an den böhmiſchen Oberſt-Landmarſchall Joſeph Grafen Wratislaw von Mittrowitz und von deſſen Erben 1831 an Fürſten Franz

Joſeph von Dietrichſtein verkauft, deſſen Tochter Clotilde, vermählte Gräfin Clam-Gallas nunmehrige Beſitzerin der Herrſchaft iſt.

Das Schloſs Saar liegt hart an der böhmiſchen Gränze in einem freundlichen Thale am Sázavafluſſe. Von der ehemaligen Größe und architektoniſchen Zier ſowie ſeiner inneren Ausſtattung blieben aber nur wenig Reſte erhalten, wie das zweiſtöckige Prälatengebäude aus dem 17. Jahrhundert — jetzt Schloſs nebſt Wohnungen für Beamte und Kanzleien — mit einem ovalen Saal, deſſen Kuppel noch kunſtvolle Fresken zieren, darſtellend Scenen aus dem alten und neuen Bunde, dann die himmliſche Seligkeit der Heiligen aus dem Ciſtercienſer Orden, welche wahrſcheinlich ſpäter von dem Hofmaler K. Karl VI,. dem Bologneſer Simon Gionimo, der im Stifte durch mehrere Jahre unterhalten wurde, meiſterhaft gemalt ſind.

Knapp daran befindet ſich die ehemalige Convent-Kirche zur Himmelfahrt Mariens, jetzt Pfarrkirche, eine im Uebergangsſtyl gebaute dreiſchiffige Hallen-Kirche, deren Gewölbe auf ſtarken Pfeilern ruhen. Durch die oftmaligen Brände hat ſie aber vielfache Aenderungen erhalten, ohne daſs der urſprüngliche Bau-Charakter verwiſcht worden wäre (Fig. 11 u. 12). Sie iſt 79 M. lang und 19 M. breit und enthält mehrere Seiten-Altäre, deren Bilder theils von Gionimo, theils von Saarer Maler Thom. Schabart (1705), ſowie von Thad. Töpper aus Groß-Meſeritſch (um 1760) gemalt ſind.

Das Haupt-Altarbild malte Michael Willmann 1692 und die Figuren dieſes Altars verfertigte der Bildhauer A. Theny aus Böhmen 1709—1735.

Die Kirche hat 40 Fenſter, einen Muſik-Chor auf kühnem Bogen von 12 Schritt Spannweite, darauf eine reich ornamentirte Orgel. Zwei Grüfte für die ehemaligen Abte und Ordensmänner, nebſt welchen früher noch drei andere da beſtanden, nämlich für das Geſchlecht der Kunſtadt, der Lipa und Kaunic, wie deren Wappen noch bezeugen.

Die prächtig geſchnitzten Chorſtühle mit 48 Sedilien vor dem Presbyterium, das durch ein reich verziertes und kunſtvoll gearbeitetes hohes Gitter — eine ſchöne und ſeltene Schloſſerarbeit aus dem Jahre 1666 — von dem Schiffen abgeſchloſſen wird, machen einen beſonderen Effect. Die Ausſtattung der Altäre und der Kanzel, daran als Symbol der Marien-Blumen plaſtiſch abgebildet iſt, zeugt noch von der einſtigen Prachtliebe und Erhabenheit des Ordens, der hier wirkte. Denn der Chronica domus Sarensis zu Folge, die der Ordensmann Johann von Auguſta (Augsburg?) im Jahre 1300 ſchrieb, erfahren wir, daſs deſſen Vater Ekkard aus Deutſchland beim Kloſterbau vor 1268 als Steinmetz beſchäftiget war, und Johann ſelbſt „die Sitze, in welchen die junge Herrſchaft dem ewigen Gott lobſingt," ſchnitzte und bemalte.

In der geräumigen Sacriſtei befindet ſich ein ſchönes Waſſerbecken in Geſtalt einer großen Muſchel aus ſchwarzem Marmor, die von einem einköpfigen gekrönten Adler getragen wird, welcher als Bruſtſchild die Inſignien der Herren von Kunſtadt trägt und in der rechten Klaue ein Kreuz hält. Es iſt dies das Münſterbergiſche Wappen, welches die herzoglichen Brüder Albert, Georg und Karl 1502 als Nachkommen der Kunſtadte den Aebten und dem Stifte, ſammt dem Siegeln mit rothem Wachſe verliehen (*Steinbach* II. 197). Ober dem Becken iſt die Darſtellung des Brunnens Mariae erſichtlich.

Das hohe Haupt-Portal der Kirche im Spitzbogen, mit zierlich profilirter Steinverkleidung wird durch ein maſſives eiſenbeſchlagenes Doppelthor geſchloſſen, auf welchem kreuzweis gelegte und mit vergoldeten Roſetten befeſtigte Stäbe haften, zwiſchen deren Rhombenfond je eine heraldiſche Lilie und ein Stern wechſeln. Sie ſind aus Eiſenblech geſchlagen und waren vormals vergoldet.

Oberhalb dieſes Portales befindet ſich an der Stirnwand ein großes Rundfenſter, das früher ein zierliches Maßwerk gehabt hatte. Der ehemalige große Kirchenthurm, da baufällig, ward im Jahre 1845 abgetragen und wurden ſeine vier neueren Glocken auf den maſſiven Uhrthurm bei der Schule im Hofe verlegt.

An die Kirche lehnt ſich das geweſene lange Conventsgebäude an, hievon blos ein Theil, darin die Wohnung des Seelſorgers, erhalten blieb, während die übrigen Räume eine vollſtändige Ruine ſind und ſo dem Ganzen ein romantiſches Ausſehen verleihen. Beſonders maleriſch präſentiren ſich dieſe Räume von der Gartenſeite, wo der ehemalige Kreuzgang geweſen, aus dem die Conventualen in die Kirche gelangten.

Dieſer Eingang iſt jetzt vermauert, doch zeigt die in gothiſcher Form noch erhaltene Verkleidung ein weit vortretendes ſchön ausgeführtes Stableiſten-Portal. Links daneben erblickt man an der Wand noch zwei al fresco gemalte Scenen, darſtellend den Tod des heil. Bernhard und deſſen Erſcheinung Mariens. Die einſt hier geweſenen Malereien ſind ſchon lang verſchwunden.

Dagegen erhielt ſich mitten im ehemaligen Conventsgarten jener berühmte circa vier Klafter tiefe Brunnen, von welchem das Stift den Beinamen „Fons Mariae" führte und deſſen vortreffliches Waſſer dem Burggrafen Boczko Grafen von Bernegg die verlorene Sehkraft wieder gegeben haben ſoll.

In einer gemauerten achteckigen Capelle, die eben ſo viele Strebepfeiler ſtützen, mit drei offenen gothiſchen Maßwerk- und drei blinden Fenſtern, dann einem ſpitzbogigen Thor, ober dem das Bildnis des Marien-Brunnens in einer Niſche ausgemeißelt iſt, befindet ſich der eigentliche Brunnen. Die inneren Wände dieſer Capelle ſind mit einem gothiſch gezierten Parapet ſammt acht canelirten Flachſäulen, die ein einfaches Kreuzgewölbe tragen, bekleidet. Die in Mitte dieſes Raumes beſtehende Brunnen-Quelle iſt durch eine achtkantige Marmor-Einfaſſung geſchützt. Auf ihr fußet ein kunſtvoll ausgeführter Eiſenaufſatz, nämlich acht Stäbe, die ſich oben in Bügelform kronartig verbinden und die heil. Maria mit dem Kinde, umgeben von Engelgeſtalten, gleichſam thronend tragen. Den Fuß der Stäbe bilden Löwentatzen und die Bügel ſind mit Blumen, Blättern und Schnörkeln — eine zierliche Schmiedearbeit — decorirt, welche ehemals vergoldet waren. Wir können blos annehmen, ſie ſei etwa Mitte des 16. Jahrhunderts entſtanden. Und da an einer Stelle der Außenwand das Dietrichſtein'ſche Wappen angebracht iſt, ſo dürfte eine Reſtauration nach 1830 erfolgt ſein.

Auf dem öſtlich neben Schloſs Saar ſich erhebenden „grünen Berge", von deſſen Fuße bis zum Scheitel eine Baumallee führt, während der übrige

Theil des Berges mit Waldbäumen bepflanzt ist, ließ der Saarer Abt Wenzel Weymluwa zwischen 1719—1722 durch den geschickten Architecten Santini eine sehenswerthe fünfeckige Capelle zu Ehren des heil. Johann von Nepomuk erbauen. Der Olmüzer Weihbischof Johann F. J. Graf Braida consecrirte sie feierlichst am 27. September 1722.

Ihre meisterhafte Bindung des hohen zu einem Stern sich formenden Kuppel-Gewölbes sammt herumführender Galerie ist besonders schön, so wie der Gedanke, der in Rücksicht auf die Joannei'schen fünf Sterne überall gut angebrachten fünffachen Zahl der großen und kleinen Eingänge, der Altäre und übrigen Bestandtheile, die bis auf die geringste Verzierung überall sternförmig oder wenigstens fünfeckig ausgeführt wurde. Leider hat die Capelle durch Elementarschäden viel gelitten, da im Jahre 1842 und 1850 ein Blitzstrahl das Dach sowie den Thurm verbrannte und im Jahre 1851 durch Einbruch mancher Schaden verursacht worden ist.

Trapp.

54. Das kleine Kirchlein im *Moos* bei Niederdorf (Pusterthal, Tyrol) birgt eine Reihe sehr interessanter Reste alter Kunstarbeit, worüber hier kurz gesprochen werden soll. Das frei im Thale bei einer kleinen Häusergruppe gelegene Gotteshaus, mit dem üblichen gothischen Tyroler Spitzthurm, hat ein Schiff von drei Travées, dann zwei Joche im Chor, der mit drei Seiten das Achteck schließt. An den Wänden laufen Dienste herab, vorn mit einem vorgelegten Rundstab, ganz übereinstimmend mit jenen in der größeren Kirche des nahen Ortes *Aufkirchen*, wo ähnliche Netzgewölbe vorkommen. Offenbar stammen beide Bauten aus derselben Schule, vielleicht vom nämlichen Meister. In Moos hat sich derselbe über dem Triumphbogen mit folgender Inschrift verewigt:

hoc opus conpletum in vigilia michahelis 1 ℔ 92
D X S
das paw hat vol pracht maister Sigmunt von stegn.

In den Gewölbekappen über dem Hoch-Altar sind in vier Medaillons die Zeichen der Evangelisten in Fresco, mit Banderolen, worauf Inschriften, wie Matheus evangelista etc. auf blauem Grunde im Styltypus des 15. Jahrhunderts gemalt. An den beiden mittleren Kappen sind zwei gemalte deutsche Tartschenschilder angebracht. Der eine enthält das Wappen von Görz, der andere das der Gonzaga. In den rautenförmigen Schlußsteinen des Chors sind polychrom dargestellt die Schlange der Mailändischen Visconti, der Tyroler Adler und die segnende Hand in Wolken. Die Schlußsteine des Langhauses, theils rhombisch, theils kreisrund, tragen das Brustbild der Madonna mit dem Kinde, eines Bischofs und anderer Heiliger, ebenfalls 15. Jahrhundert.

Der Hoch-Altar im späten Renaissance-Styl enthält gothische Schnitzereien von einem älteren Einrichtungsstück dieser Bestimmung, in Gold und Farben gefasst. Die Reliefs stellen vor die Anbetung der Weisen, Pietà, Gott Vater: (15. Jahrhundert).

An der südlichen Außenwand der Kirche ist ein colossales, stark beschädigtes Fresco des heil. Christoph angebracht, roher als dasjenige gleichen Gegenstandes in Aufkirchen. Der Heilige ist jünglinghaft aufgefasst, das Christuskind hat ein mit Granat-Apfelmuster decorirtes Kleid, Christoph ein kurzes Röckchen, gelbes Unterkleid, rothen Mantel; er stützt sich auch hier auf eine Palme als Wanderstab, das Kind hält den Reichsapfel, im Wasser schwimmt eine gekrönte Sirene, rückwärts Landschaft. Im Ganzen verräth sich südlicher Einfluß; die Entstehungszeit des Gemäldes dürfte über den Beginn des 16. Jahrhunderts nicht zurückdatiren.

Endlich schmückt noch die Außenseite des Kirchleins hinter dem Hoch-Altar, also in der Achse des Polygons, ein zweites Fresco. Es stellt das Crucifix dar, dessen Stamm Magdalena umklammert, welche daneben kniet. Sie hat ein blaues Kleid und rothen Mantel, sowie weißen Halsschleier, neben ihr steht die Salbenbüchse. Die Inschrift der dabei befindlichen Tafel lese ich:

die figur hat geferimit maist
hañs halbere (r?)
L·XXXXII jar.

Auf dem daneben gemalten Schilde ist grau in grau dargestellt ein Nagel zwischen zwei gleichen undeutlichen Gegenständen von der Form: ⋈

Die Gründung des Kirchleins hängt mit dem Aufschwung des nahegelegenen Bades Alt-Prags zusammen. Hier bestand schon 1490 eine Ansiedlung, wo der Forstknecht Hofstätter hauste, dem die heilsame Quelle des Hirschbrunnens bereits bekannt war und Dienste leistete. Der Rath des letzten Landgrafen von Görz Leonhard Theobald von Fraunstätter bewilligte ihm die Errichtung eines „Badels", dessen Ruf zunahm, als die Gemahlin Leonhard's, eine Herzogin von Mantua, welche 1491 in Lienz weilte, dort von ihren „Leibschmerzen" geheilt worden war. Sie stiftete die durch Meister Sigmund von Stegen erbaute Kirche im Moos 1492, bei deren Einweihung dem Hofstätter ein Lehensbrief ausgestellt wurde, welchen später Erzherzog Ferdinand am 6. October 1565 bestätigte und erweiterte.

Bezüglich der Inschrift des Crucifix-Bildes bestehen verschiedene, von einander abweichende Lesearten. Ich habe sie genau copirt. Dass Manche gar Hans Holbein lesen und dem großen Meister diese mittelmäßige Malerei vom Jahre 1542 zuschreiben wollten, braucht wohl nicht ernst genommen zu werden. Das „geferimit" (gefriemt d. i. bestellt) geht überhaupt nicht auf den Künstler, sondern blos auf den Auftraggeber.

Hg.

55. Der Central-Commission ist die Nachricht zugekommen, dass am 26. Mai Morgens der nordliche Thurm der Basilica in *Sekkau* eingestürzt ist. Der Thurm fiel auf die Nordseite außerhalb des Kirchenschiffes in den Stiftshof, den nördlichen unbewohnten Tract des Stiftsgebäudes theilweise durchschlagend und auch den am Thurme angebauten ebenfalls unbewohnten Zubau beschädigend. Die Kirche selbst und der südliche Thurm haben keinen Schaden gelitten, nur ist am Portale das aus Quadern aufgeführte Kuppelgewölbe am Scheitel eingeschlagen worden, und musste die obere Portalmauer wegen der starken Erschütterung abgetragen werden.

56. Ueber den Email-Altar zu *Zimmerlehen* ſind der Central-Commiſſion ſehr werthvolle Nachrichten zugekommen. Der Pfarrer von *Völs* hatte nämlich zwei Abſchriften von Documenten aus den Jahren 1606 und 1793 vorgelegt, von welchen das erſtere beſagte, daſs Ferdinand von Kuebach, Viertlhauptmann an der oberen Etſch etc., bei ſeinem Anſitz Zimmerlehen im Jahre 1594 die Capelle gebaut und im Jahre 1606 eine Gottesdienſtſtiftung conſtituirt hat, zu deren Perſolvirung eben die beſagte Capelle ſammt Altar und

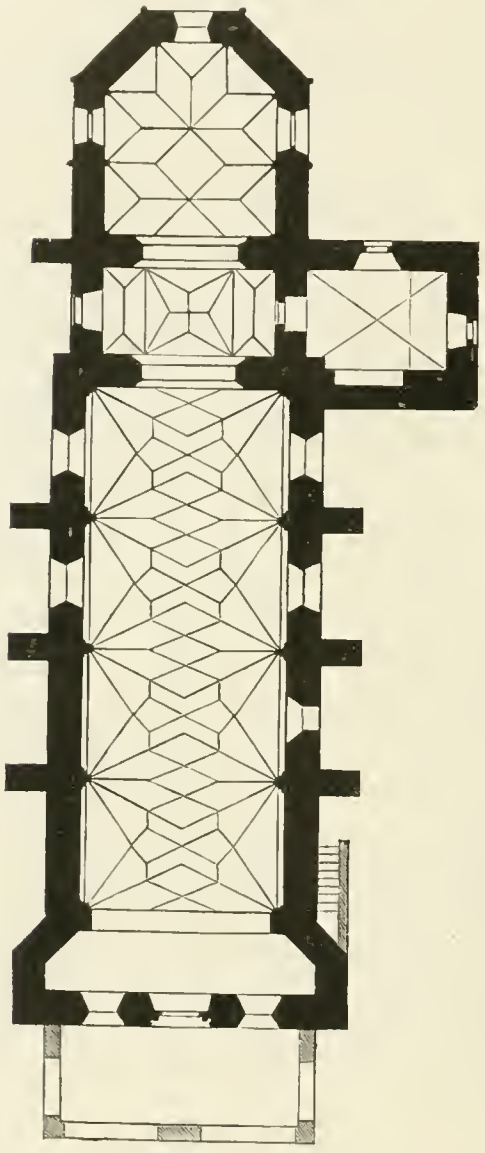


Fig. 13. (Wallersberg.)

allem ſonſtigen Inventar für ewige Zeiten gewidmet worden iſt; das zweite Document anno 1793 iſt der Kaufvertrag, vermöge deſſen der Hof Zimmerlehen von der von Kuebach'ſchen Familie an die Familie Fulterer überging. Wenn nun auch dieſes Document keineswegs klare Aufſchlüſſe über die Eigenthumsverhältniſſe bezüglich der Capelle und des Altares gibt, ſo geht aus demſelben im Zuſammenhalte mit dem letzten Kaufvertrage vom Jahre 1876 doch ſo viel hervor, daſs der jeweilige Hofbeſitzer die Pflicht der Erhaltung der Capelle und ihrer Einrichtung als eine Reallaſt übernahm und ihm gewiß das Recht nicht zuſtehen dürfte, ohne weiteres irgend etwas aus der Capelle zu veräußern. Dieſe Stiftung hat daher mindeſtens den Rechtsbeſitz des Servituts des Gebrauches an der Capelle, daher der factiſche Beſitzſtand gewahrt werden muß, was durch ein Verkaufsverbot erreicht wird. In dieſem Sinne iſt auch die politiſche Behörde vorgegangen und hat auf Anſuchen des Pfarrers von *Völs* dem Eigenthümer der Capelle das Verbot ertheilt, den Altar oder ſonſt ein Stück der Capelleneinrichtung zu mindern oder zu veräußern.

57. *(Notizen aus Kärnten.)*

Die Pfarrkirche zu *St. Peter* am *Wallersberg* (Fig. 13) iſt ein geoſteter langgeſtreckter einſchiffiger

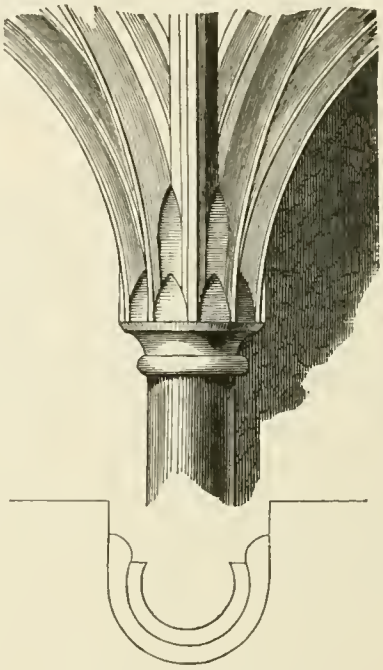


Fig. 14. (Wallersberg.)

Bau. Durch ein ſpitzbogiges Portal mit profilirtem Gewände betritt man einen mit einer Tonne überdeckten Vorraum, der breiter iſt als das ſich unmittelbar anſchließende Kirchenſchiff, welches aus vier Jochen beſteht, die mit je einem Sterngewölbe überdeckt

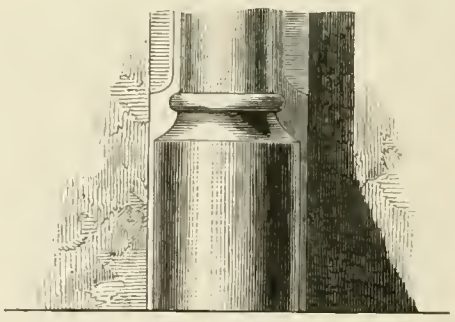


Fig. 15. (Wallersberg.)

ſind. Die Rippen ruhen auf Wandpfeilern mit je einer Dreiviertel-Säule als Vorlage und verſchneiden ſich unmittelbar in die Trommel oder dem einfachen Capitäl (Fig. 14). Der Dienſtſockel beſteht aus einem runden Wulſte über der Abſchrägung (Fig. 15). Der Orgel-Chor

nimmt das erſte Joch ein und ſchiebt ſich mittelſt eines Holzzubaues auch noch in das zweite Joch vor. Die Schifffenſter ſind bis auf eines moderniſirt, dieſes iſt zweitheilig mit Fiſchblaſen-Maßwerk. An das Schiff

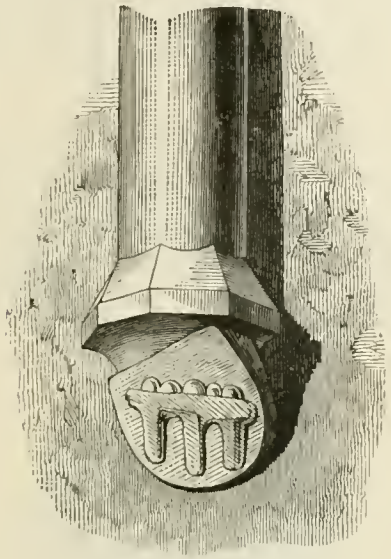


Fig. 16. (Wallersberg.)

ſchließt ſich das Thurm-Quadrat an, in ſeinen Oeffnungen zwei enge ſpitzbögige Bögen bildend. Dieſer Raum iſt ebenfalls mit einem Sterngewölbe überdeckt. Das Presbyterium bildet ein Joch und den fünfſeitigen

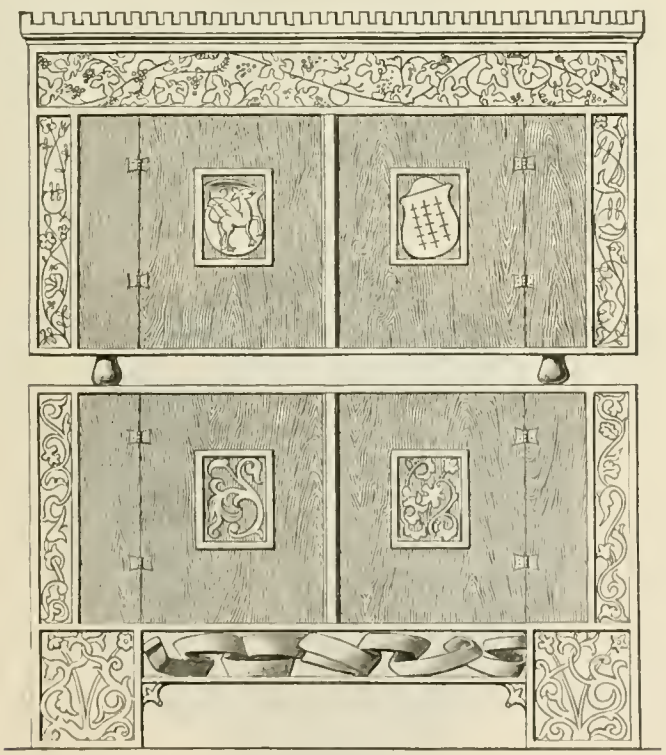


Fig. 17. (Wolfnitz.)

Chorſchluſs mit moderniſirten Fenſtern. Die Rippen ruhen auf Dienſten, die mit einem achteckigen Capitäle verſehen und mit Blattwerk und Köpfen abwechſelnd geziert ſind, ſich bis zur Fenſterhohlbank herabſenken und theils ſich in die Wand verlieren, theils mit kleinen achteckigen Anſatzen, daran ein Schild (Fig. 16) oder Kopf abſchließen. Außen am Chor Wanddienſte bis $^3/_4$ Höhe hinaufreichend und achteckig pyramidal abgedacht. Dem Innern des Langhauſes entſpricht ein Syſtem von einfachen Strebepfeilern. Das gothiſche Kirchengebäude ſtammt aus zwei Bauzeiten, einer älteren und einer jüngeren, der das Presbyterium angehört. Der Thurm hat ſpitzbogige Schallöcher und ein Zwiebeldach. Von der Kirchen-Einrichtung iſt zu erwähnen die achteckige Kanzel mit Steinunterbau und gewundener Säule. Die alte Brüſtung fehlt. Weißmarmornes Weihwaſſer-Becken von eigenthümlicher Geſtaltung, ſehr ſchadhaft, mit Eiſenreifen umzogen. Der Taufſtein ebenfalls von weißem Marmor aus dem 16. Jahrhundert.

Außen nördlich ein römiſcher Votivſtein, an der Südſeite ein antiker Relief in Medaillon-Form mit einem Mannes- und Frauen-Bruſtbild.

Die Sacriſtei der *St. Leonhards-Kirche* bei *Wolfnitz* beſitzt einen intereſſanten Paramenten-Schrank (Fig. 17) mit ſchönen Schnitzereien. Derſelbe beſteht eigentlich aus zwei niedrigen aufeinander geſtellten Schränken mit Flügelthüren, davon der obere mit einem crenellirten Abſchluſs verſehen iſt. Beide Käſten ſind von

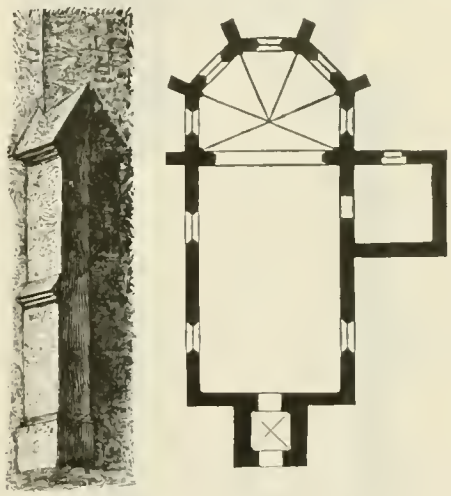


Fig. 18. 19. (Trebeſſing.)

einem zierlich geſchnitzten Relief-Bande eingefaßt. In den Füllungen der Flügel theils Wappen, theils Ornamente

Die Filial-Kirche zu *St. Katharina* bei *St. Ulrich* nächſt *Feldkirchen*, ein ſehr kleiner Bau mit flachgedecktem Schiffe und rundgewölbtem Chor beſitzt eine ſehr ſchön geſchnitzte Brüſtung des Orgel-Chores aus Fichtenholz. Sie iſt ſechsfeldig mit aufgelegten Ornamenten im ſpät-gothiſchen Style, Geflechte von Ranken, Diſtel- und Wein-Blättern, Früchten, dabei Vögel. Ein Feld mit verſchlungenen Bändern zeigt die Jahreszahl 1526 und einzelne Buchſtaben. Die Zwiſchentheilung durch Rundſtäbe, unten Sockelgeſims. Ein Seiten-Altar von 1688.

Die Kirchen-Ruine in *Trebeſſing* nächſt *Gmünd* zeigt ein fünfſeitiges Presbyterium aus dem Achteck conſtruirt, eintheilige ſpitzbogige Fenſter, Strebepfeiler (Fig. 18 und 19), Rippen-Gewolbe mit Schlußſtein und Conſolenſtutzen, darüber ein Nothdach. Das Schiff verfallen. Der Renaiſſance-Thurm noch eingedeckt. Außen am Presbyterium Reſte einer Wand-

malerei, man erkennt noch einen Engel mit einer Posaune, und dabei ein Spruchband.

Die *Leonhard-Kirche* bei *Tweng* gehört zu den wenigen rein erhaltenen gothischen Kirchen Kärntens, und dürfte in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts entstanden sein. Das Langhaus der einschiffigen Kirche (Fig. 20) besteht aus zwei Jochen, welche mit einem einfachen streng constructiven Rippen-System überdeckt sind. Das Presbyterium besteht aus einem Joche und dem gewöhnlichen polygonen Chorschlusse. Alle Räume sind gleich hoch. Die Rippen laufen im Schiffe an runden Diensten ohne Capitäl an, im Presbyterium läuft die Rippe mitunter als Dienst ganz herab. Unter den Fenstern finden sich seichte im Segment-Bogen abgeschlossene Nischen. Die Fenster spitzbogig mit Maßwerk. Die Brüstung des Orgel-Chores maßwerkartig durchbrochen; das Haupt-Portal rundbogig

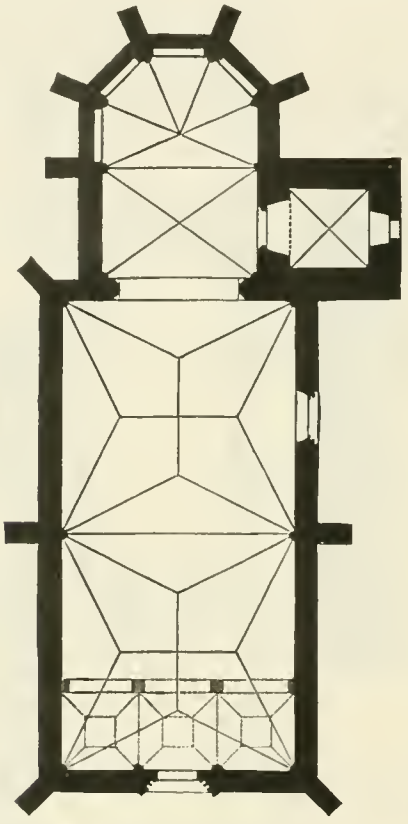


Fig. 20. (Tweng.)

mit reicher Gewandung, schöne Beschläge. Der Thurm viereckig mit großen Spitzbogen-Fenstern. Im Presbyterium ein alter Chorstuhl mit neuer Vorderwand, die Rückwand ist mit reichem Schnitzwerk in den Füllungen verziert, Zinnen-Fries. In einem Felde: Maria hilf uns und 1512 und Andre Kamper. Die Hauptzierde der Kirche bildet der große vollständig erhaltene Flügel-Altar mit reichem Schnitzwerk. Auf einfacher steinerner Mensa eine hohe Predella, ein Schrein mit zwei Flügeln. An diesem innen zwei Engel in Relief mit den Marterwerkzeugen, auf der anderen Seite, St. Elisabeth und St. Helena. Auf der Predellawand eine Heilige gemalt, auf der Rückwand das Schweißtuch. Im Kasten St. Leonhard, St. Sebastian und St. Rochus, ganze Figuren. Auf den Flügeln innen in bemaltem Relief St. Rupert und Wolfgang, außen gemalt St. Hemma, Bonifaz, St. Heinrich und andere. Im Coronement der Ecce homo mit Johannes und Maria. Auf der Rückwand St. Laurenz und St. Christoph. Rechts und links je ein Ritter auf einer Console. In der Sacristei ein einfacher Messkelch aus dem 16. Jahrhundert, und eine gothische Truhe mit einfacher Tyroler Flachschnitzerei und Original-Beschlägen.

58. *(Siegel böhmischer Städte.)*

Das in Fig. 21 abgebildete runde Siegel, welches einen Durchmesser von 4 Cm. hat, gehört der Stadt *Beraun*, führt im Schriftrahmen innerhalb einfacher Randleisten folgende Legende: *Sigillvm · minvs · civitatis · beraunensis (Lapidare). Am Außenrande ein Lorbeerkranz. Im Siegelfelde eine gezinnte Quadermauer mit offenem Thor, das im spitzen Winkel schließt,

Fig. 21. (Beraun.)

darin ein halb herabgelassenes Fallgitter, darunter ein gegen links schreitendes Lamm, beiderseits des Thores je ein halbrunder Thurm mit einem Fenster, Zinnenkranz und Spitzhelm, von den Thürmen setzt sich die Stadtmauer weiter fort. Ueber der Thormauer ein wachsender Ritter mit Schwert und Schild, darauf der böhmische Löwe. Siegel aus dem 16. Jahrhundert.

In Fig. 22 ist das schöne Siegel der Stadt *Laun* aus dem 14. Jahrhundert abgebildet. Dasselbe ist rund,

Fig. 22. (Laun.)

mit 65 Mm. im Durchmesser, und führt innerhalb Perllinien als Umschrift folgende Legende: † Sigillvm. majvs · civitatis · delvna* (Lapidar). Im Bildfelde eine gezinnte Stadtmauer, die zwei Ecken bildend und an den Seiten sich zurückziehend gegen den Rand aufsteigt.

Spitzbogiges Thor, offen mit Fallgitter. An den beiden Ecken je ein achteckiger Thurm mit einer langen Fenfterfchlitze, Zinnengalerie und Spitzhelm. Zwifchen beiden Thürmen ein Dreieckfchild, darin Stern und Mondfichel. Der Original-Stempel diefes in kräftiger Arbeit ausgeführten Siegels foll noch vorhanden fein. Fig. 23 veranfchaulicht das kleine Siegel derfelben Stadt; im Siegelbilde fehen wir die faft ganz gleiche

Fig. 23. (Laun.)

Darftellung, wie eben befchrieben, die Umfchrift lautet: † s*minvs*civitatis*de lvna. Diefer Stempel mag mindeftens um ein halbes Jahrhundert jünger fein.

Fig. 24 und 25 veranfchaulichen zwei Siegel, die fich auf die Stadt *Braunau* beziehen. Das erfte Siegel,

Fig. 24. (Braunau.)

rund mit einem Durchmeffer von 40 Mm. gehört in die erfte Hälfte des 15. Jahrhunderts und zeigt im Siegelfelde einen zierlichen Dreipaß mit Eckknorren und darin einen unten zugefpitzten Schild, darin gegen

Fig. 25. (Braunau.)

links gewendet ein Schwan (Gans?) und oben rechts ein Stern. Die Legende fagt: Sigillvm*civivm*de* brawnaw*. Das andere Siegel hat folgende Legende: † s. civivm de brvnov innerhalb Perlenlinien und führt im Siegelfelde einen feitwärts und unten gerundeten Schild, darin gegen rechts gewendet der Schwan und der Stern; diefes Siegel dürfte um ein halbes Jahrhundert älter fein.

In Fig. 26 erfcheint das Siegel der Stadt *Haida*. Dasfelbe gehört bereits in die Zeit gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Es ift von einem Lorbeerkranze umrahmt und zeigt im Bildfelde einen verfchnörkelten Schild, darin eine zweithürmige Burg. In der Mittelmauer ein rundbogiges Thor mit Fallgitter, darüber

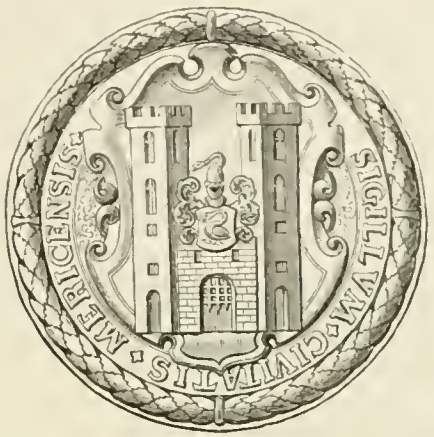


Fig. 26. (Haida.)

zwei kleine viereckige Fenfter, in den über Eck geftellten und crenellirten Thürmen unten eine kleine Pforte, dann zwei kleine viereckige und zwei größere rundbogige Fenfter übereinander. Ueber dem Mittelbaue fchwebt ein Schild mit einem Schwane als Wappen und wachfend als Zimier, umgeben von reicher Helmdecke. Die Legende befindet fich zunächft des Kranzes innen und umzieht den Schildesrand von links gegen unten nach rechts, oben ihn freilaffend, fie lautet: figillvm civitatis mericenfis.

59. Confervator *Pirkmayr* hat an die Central-Commiffion berichtet, dafs die eingefammelten pfleggerichtlichen *Archive des Herzogthums Salzburg*, die für die Landes-Gefchichte von hoher Bedeutung find, in einem paffenden und ficheren Saale des Regierungs-Archivs zu Salzburg untergebracht wurden.

60. Der *kärntnifche Gefchichts-Verein* machte an die Central-Commiffion die Mittheilung, dafs in Betreff der archivalifchen Arbeiten gegenwärtig gegen 3300 Urkunden repertorifirt find, fo dafs alle präcis datirten Stücke bis zum Jahre 1435 durchgearbeitet erfcheinen.

Die Repertorifirungsarbeit, auf welche früher die meifte Arbeitszeit verwendet worden war, mußte eine Einfchränkung erfahren, als im Herbfte 1885 mit der Ordnung des *Arnoldfteiner Archives* begonnen wurde. Die Ordnung, in welche das letztere zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch den Hofrichter *Ainether* gebracht worden war, ift im Laufe der Zeit fo vollftändig geftört worden, dafs in den einzelnen Actenpacketen fachlich gar nicht zufammenhängende Schriftftücke aus den verfchiedenften Zeiten beifammen lagen. Es mußte fohin eine von Grund aus neue Ordnung in Angriff genommen werden, welche fich naturgemäß auf die Acten von hiftorifchem Werthe befchranken mußte. Das Arnoldfteiner Archiv befteht aber ungefähr zur

Hälfte aus hiſtoriſch völlig belangloſen Acten neuerer und neueſter Zeit. Dieſelben wurden wie vorher in ihrer Fasciculirung belaſſen, und über jeden Fascikel ein kurz gehaltenes Inhaltsverzeichnis angelegt. Man wird feinerzeit die Forſtverwaltung Oſſiach erſuchen müſſen, dieſe für den Geſchichts-Verein als Skartpapiere zu betrachtenden Actenſtücke entweder zur weiteren Aufbewahrung oder zur Skartirung zurücknehmen zu wollen. Die Ordnung der geſchichtlich werthvollen Acten iſt nun ſo weit gebracht, daſs die einzelnen Actenſtücke nach ihrer inhaltlichen Zuſammengehörigkeit in Gruppen getheilt größtentheils wieder beieinander liegen, ſo daſs bereits mit der Katalogiſirung begonnen werden konnte, welche Arbeit bis zum Herbſte wohl vollendet ſein dürfte.

Von den Handſchriften des Arnoldſteiner Archives wurden 450 Stück katalogiſirt. Ebenſo ſind von 100 Urkunden Regiſter angelegt worden.

Das *Archiv des Villacher Local-Muſeums* wurde im Monat September geordnet, über die dortſelbſt befindlichen 128 Urkunden ein Katalog in Villach hinterlegt, eine ausführliche Regeſtenſammlung aber im Vereins-Archiv zurückbehalten.

Aus dem fürſtbiſchöflich *Gurker Archive* wurden 114 Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts regiſtrirt und gleichzeitig repertoriſirt.

Die Copien-Sammlung des Vereins-Archives wurde um 48 Stücke, welche nach Urkunden des Staats-Archives und des Archives Sr. Excellenz des Grafen Wilczek in Wien, ſowie nach Urkunden des Gutes Draſſendorf angefertigt wurden, vermehrt.

Die Sammlung von Abgüſſen kärntneriſcher Siegel, welche bereits vom Notar *Freſacher* begonnen worden war, wurde fortgeſetzt und beläuft ſich gegenwärtig auf 469 Stücke ſolcher Siegel, welche ſich an dem Vereine nicht eigenthümlichen Urkunden befinden.

61. An der Façade des Hauſes Nr. 26 in der Via del ſuffraggio zu *Trient* befindet ſich ein Fresco-Gemälde, die Madonna mit dem Kinde vorſtellend. Sie ſitzt vor einer Roſenhecke; der Hintergrund iſt jetzt grau, dürfte aber blaue Himmelsluft urſprünglich geweſen ſein. Ihr Kleid hat rothe Farbe, ferner trägt die Geſtalt einen weißen ſchleierartigen Ueberwurf von langer Form, der auch über das Haupt reicht. Das nackte neben der Mutter ſtehende Kind iſt ſchon ziemlich erwachſen. Rechts unten in der Ecke ſieht man das Bruſtbild des Stifters, eines Mannes von etwa fünfzig Jahren, in gelblichem Gewand mit weißem Hemdkragen. Oben ſteht die Jahreszahl: 1587. Der Eindruck, den das Gemälde macht, iſt freundlich und angenehm, wenn ſchon die Ausführung etwas derb. Das Motiv der Madonna weiſt auf das Studium Raphael'ſcher Typen zurück.

Ilg.

62. In der Sacriſtei des Domes zu *Trient* hängt ein kleineres auf Holz gemaltes Bild, mehrere Heilige vorſtellend, dem Charakter des 15. Jahrhunderts entſprechend, welches den mir ſonſt unbekannten Malernamen:

Cecchinus da Verona pinxit.

in der Beiſchrift enthält.

In dieſer Sacriſtei habe ich neben den herrlichen Arazzi noch folgende, beſonders bemerkenswerthe Gegenſtände geſehen:

Zwei Manuſcripte, in ſilbernen Einbänden. Auf der Außenſeite des vorderen Deckels des Einen iſt die Madonna in ſehr hohem Relief, vergoldet, auf jener des andern ein Heiliger, ſitzend, dargeſtellt. Rückwärts in Niello Biſchof Fridericus de Vanga, von einem ornamentirten Rahmen eingefaſst.

Ein altare portatile von getriebenem Silber, mit den Evangeliſtenſymbolen. Rückwärts eine Silberplatte mit gravirter Inſchrift, wonach derſelbe Biſchof der Spender iſt.

Mehrere viereckige Stickereien in Plattſtich, reſtaurirt, mit Heiligen-Geſchichten, 15. Jahrhundert, aber noch im Style des vorhergehenden, wie die Rüſtungen und die ganz den Bildern der Giotesken Schule entſprechenden Architekturen beweiſen.

Endlich Bernſtein-Arbeiten des 16.—17. Jahrhunderts, und Fiſcherringe des 15., worunter einer mit der Inſchrift: Paulus papa.

Ilg.

63. Zu *Aufkirchen* bei Niederdorf im Puſterthal in Tyrol iſt an der Südſeite der Kirche ein coloſſales Fresco des heil. Chriſtoph, oben von einem Bogen abgeſchloſſen, gemalt. Er hat ein bartloſes markirtes Geſicht, blondes gekräuſeltes Haar, nach mittelalterlicher Junkerweiſe friſirt, darauf ruht ein wulſtförmiges Schapel, roth und weiß geſtreift, an dem ſich das auf ſeiner Achſel ſitzende Chriſtuskind feſthält. Seinen Oberkörper umhüllt ein kurzer gelber Lendner mit ſchönem Muſter von Granatäpfeln, darüber trägt er einen kurzen rothen Mantel. Das weiße Futter iſt ungemuſtert, unter demſelben treten die Arme hervor. Das nackte Knäblein, welches ihn ſegnet, hat ein weißes, innen violettes, flatterndes Mäntelchen. Chriſtoph hält einen grünen Palmbaum, ſeine Beine ſind nackt. Im Waſſer ſchwimmt, zwiſchen ſeinen Beinen ſichtbar, eine Sirene mit doppeltem aufgeſtellten Fiſchſchwanz, rothem Kleid und Krone auf dem Kopfe, ferner Fiſche, Meerwunder, Onager, Thiere mit Kameelhälſen, in den Formen, welche dem Phyſiologus des Mittelalters entſtammen. Eines derſelben, von gelber Farbe und mit vier Füßen ausgerüſtet, trägt einen Mönchskopf mit Tonſur, ein anderes Ungeheuer hat einen nackten weiblichen Oberkörper. Ein rothgekleideter Mann mit drei goldenen Schellen iſt auch unter der Geſellſchaft. Rechts ſieht man den Einſiedel, Felſen, eine Hütte, ganz oben eine Stadt mit Mauern. Eine der wunderlichen Geſtalten führt Trommel und Pfeife. Eigenthümlich ſind an den beiden Hauptfiguren die geſchlitzten halb geſchloſſenen Augen. Das Gemälde gehört wohl der deutſch-tyroliſchen Schule aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, hat aber jedenfalls ſtarke Beeinflußung vom Süden. Ueber demſelben ſind die Wappen des Tyroler Adlers und von Görz angebracht; es dürfte ſomit im Zuſammenhange ſtehen mit jenen landesfürſtlichen Beeinflußungen, welche ich in der Notiz über das nahegelegene Kirchlein im Moos dargelegt habe (ſ. 54).

Die gothiſche einſchiffige Kirche iſt gänzlich erneuert. Das Langhaus hat fünf Travées, der Chor zwei, und ſchließt mit drei Seiten des Achteckes. An

den Wänden laufen Dienſte empor. Sehr ſchön und reich iſt die Rippenformation, im Langhaus von einem ganz eigenthümlichen Muſter, im Presbyterium netzförmig. Daſelbſt ſtehen auch auf Conſolen an den Wänden vier Holzfiguren, darunter zwei, Florian und Georg, in ganzen Harniſchen vom Ende des 15. Jahrhunderts, mit Spagneroles und Bart.

Ilg.

64. Im *Rendenathale,* in deſſen hinterſten Gründen, wo der Weg von Pinzolo zu dem Curorte Sta. Madonna di Campiglio aufſteigt (Südtyrol, weſtlich von Trient), liegt das kleine Bergdorf *S. Antonio* mit einem ſchlichten Kirchlein, welches einige ſehr einfache gothiſche Bauformen verräth. Die eine ſeiner Längsſeiten am Aeußeren iſt intereſſant durch Fresco-Gemälde, welche, in mehreren Schichten übereinander zutage tretend, von der alten und lebhaften Kunſtübung in dieſer Gegend Zeugnis geben. In dem ganzen nach Süden geöffneten Thale ſind an den zahlreichen alten Kirchlein derlei Reſte von Malerei nicht ſelten. Jenes von S. Antonio hat in der ſpitzbogigen Lünette ober der Thüre eine Darſtellung der Pietà mit der heil. Magdalena und anderen Heiligen, ſchon aus dem 16. Jahrhundert, unter der Tünche kommen aber noch verſchiedene lebensgroße Heiligen-Figuren älteren Charakters zum Vorſchein, an denen die Deſſins der Gewänder ſorgfältig ausgeführt ſind. An der Außenwand eines Hauſes im Orte befindet ſich ebenfalls ein Fresco: die Madonna in throno mit dem Bambino, neben ihr auf der einen Seite S. Antonius von Padua, auf der anderen Sebaſtian, Chriſtophorus und Rochus, dabei die Inſchrift:

1503 die ultima menſis octobris.

Der künſtleriſche Styltypus iſt vollkommen italieniſch-mittelalterlich, beinahe noch im Geiſte des Trecento gehalten.

Ilg.

65. *(Nachtrag zu dem Artikel „über eine Bronze-Schüſſel romaniſchen Styles.")* Ungefähr gleichzeitig mit meiner Beſprechung der gravirten Bronze-Schüſſel im Beſitze des Herrn Belvedere-Inſpectors *Karl Scheffler* in Wien iſt in der Gazette archéologique eine analoge Arbeit von *H. Maurice Prou* veröffentlicht worden, auf die ich hier deshalb aufmerkſam machen muß, weil ſie das ohnehin ſpärliche Vergleichsmaterial um eine weitere gravirte Schüſſel romaniſchen Styles vermehrt. Das in der Gazette archéologique veröffentlichte Gefaß iſt erſt vor kurzem vom Medaillen-Cabinet der Pariſer National-Bibliothek angekauft worden und war mir deshalb noch nicht bekannt geweſen, als ich das Vergleichsmaterial für meine Arbeit über die Wiener Schüſſel zuſammenſtellte. Nachdem nun die Pariſer Schüſſel publicirt iſt und nachdem ich ſie jüngſt im Original geſehen habe, will ich nicht verſäumen, ſie mit der Wiener Schüſſel in Beziehung zu ſetzen. Eine kurze Beſchreibung wird es klar machen, daſs die Schüſſel des Pariſer Medaillen-Cabinets in ikonographiſcher Beziehung zu den intereſſanteſten ihrer Art gehört. Sie zeigt nämlich im bauchigen Rande ſechs gravirte Darſtellungen zur Achilleis des Statius; eine ſiebente ſchließt ſich daran auf dem Boden des Gefäßes. Man ſieht 1. Achilles mit dem Kentauren Chiron, 2. und 3. Thetis, wie ſie Achill von Chiron zu Lykomedes führt, 4. Ulyſſes, der den als Mädchen verkleideten Achilles erkennt, 5., 6. und 7. den Abſchied des Achill von Lykomedes. Alle Darſtellungen ſind mit Inſchriftzeilen verſehen. Im Rande gewahren wir die Bilder durch niedrige romaniſche Säulen mit attiſcher Baſis von einander getrennt; die Darſtellung auf dem Boden iſt von einem Ornament-Bande umfaßt. Auf dem horizontalen Rändchen fällt die Anwendung desſelben „opus punctile" auf, das wir auch auf der *Scheffler*'ſchen Schüſſel und an derſelben Stelle gefunden haben. Indeſs ſteht die Pariſer Schüſſel doch der Wiener in den Dimenſionen und in manchen Einzelheiten weniger nahe, als den von mir zum Vergleich herangezogenen rheiniſchen gravirten Schüſſeln, mit welchen ſie die allernächſte Stylverwandtſchaft zeigt. Dies veranlaſst mich auch, die Schüſſel des Medaillen-Cabinets zu Paris für eine rheiniſche Arbeit zu halten.

Die überaus intereſſanten Darſtellungen zur Achilleis bilden eines der auffallendſten Beiſpiele von dem Nachwirken der Antike im hohen Mittelalter.

Th. Frimmel.

66. Die Domkirche zu *Görz,* dem heil. Hilarius und Tatianus geweiht, wurde zu Ende des 14. Jahrhunderts neben der im Jahre 1365 erbauten Anna- und Leonhard-Capelle erbaut, welche gegenwärtig in ihrer noch erhaltenen alterthümlichen Geſtalt das Presbyterium und die Sacriſtei bildet. Im 17. Jahrhundert wurde der Dom umgebaut. Das Presbyterium iſt ſomit im gothiſchen Style gebaut, das Langhaus durch zwei Reihen von zwei übereinanderſtehenden rundbogigen Säulen-Arcaden in ein Mittelſchiff mit zwei Seitenſchiffen ſammt Emporen getheilt; dieſe Räume ſind flach gedeckt, die Hauptfaçade iſt anſpruchslos, dasſelbe gilt von den freien Langſeiten. Dieſe nüchterne und monotone Façade ſoll nun etwas geändert und, ſoweit es die beſcheidenen Mittel erlauben, geſchmackvoll ausgeſtattet werden. Das vorgelegte Project wurde von der Central-Commiſſion begutachtet und als ein verhältnismäßig glücklicher Verſuch, der abſolut formloſen Façade wenigſtens einiges Relief zu geben, zur Ausführung empfohlen.

67. Der Central-Commiſſion iſt Nachricht zugekommen, daſs in der romaniſchen Rund-Capelle zu *St. Georgen* bei *Schönna* Wandmalereien aufgefunden wurden. In der Mitte des runden Raumes ſteht eine Säule als Stütze des Gewölbes, und laufen auf deſſen Capitäl vier breite Gurten zuſammen. Wand, Gurten und Gewölbe ſind bemalt, und dürfte — ſoweit es unter der Tünche beſtimmbar iſt — die Malerei dem 14. Jahrhunderte angehören.

68. Das in der Decanat-Kirche zu *Tabor* befindliche Tauf-Becken, welches aus dem 15. Jahrhundert ſtammt und im Lazenfluſſe gefunden wurde, iſt wegen Schadhaftigkeit außer Gebrauch geſetzt und an das ſtädtiſche Muſeum übergeben worden.

69. Zu dem, im zweiten Hefte des XII. Bandes veröffentlichten Artikel des Dr. *E. Wernecke* „Beiträge zur öſterreichiſchen Kunſtgeſchichte aus Geſchichts-

quellen ſchleſiſcher Provinzialſtädte“ erlaube mir zu bemerken, daſs das Meiſterzeichen auf dem Gewölbe der hieſigen Pfarrkirche öfter vorkommt, wie ich ſeinerzeit dem Herrn Profeſſor *Rziha* nach Wien mittheilte, welchem ich die getreuen Copien aller hierorts bisher eruirten Steinmetzzeichen ſandte.

Jar. Schiebl.

70. Conſervator *V. Berger* hat berichtet, daſs die St. Veits-Capelle im Stifte *St. Peter in Salzburg* [1] reſtaurirt wird. Bei dem Abkratzen der Tünche in den Kappen der Rippenkreuz-Gewölbe kam man auf alte Malerei, und zwar in mehreren Schichten übereinander: zu unterſt Bemalung im gothiſchen Style (jede Kappe mit blauem Fond, begränzt von mehrfarbigen Bordüren aus verſchiedenen Motiven, als: Herzlaub, Kleeblatt, Mäander etc.), darüber mehrere Bemalungen aus der Zeit der Renaiſſance. Die gothiſche Bemalung wurde unter Anwendung großer Vorſicht blosgelegt, erwies ſich aber ſo ſchadhaft, daſs ein Belaſſen in dem aufgedeckten Zuſtande nicht befürwortet werden kann. Auf den mit plaſtiſchen Roſetten gezierten Schlußſteinen fanden ſich vielfach Spuren ehemaliger Vergoldung, desgleichen auf den Capitälen der die Rippen aufnehmenden Dienſte. Die Rippen (Profil mit Birnſtab) haben verſchiedenfarbig, jedoch glatt bemalte Profilglieder. Im blauen Fond der Gewölbe-Kappen — welcher durch im Scheitel ſich hinziehende farbige Streifen zweigetheilt erſcheint — fanden ſich die Spuren von ehemals angebracht geweſenen plaſtiſchen vergoldeten Sternen. Bei dem Abkratzen der Wände kam man in den Wandflächen des eckigen Chorſchluſſes auf gothiſche Wandbemalungen, und zwar Teppichmuſter, ſowie Fragmente von Figuren; von letzteren iſt ſicher zu erkennen eine gekrönte heil. Maria. Auch zeigte ſich, daſs die Malereien durch mannigfache Umgeſtaltungen im Innern (namentlich an den Fenſteröffnungen und den unteren Wandtheilen) ſchon in früheren Zeiten bedeutenden Schaden gelitten haben. Bei der Unterſuchung der heute rundbogigen Fenſter fand man ihre ehemals ſpitzbogige Form und das gothiſche Gewändprofil (Hohlkehle zwiſchen Plättchen.)

71. Correſpondent *v. Diviš* in *Pardubic* theilte mit, daſs in *Trnova* anläſslich der Wahrnehmung, daſs öfters Topfſcherben zu Tage treten, Grabungen durchgeführt wurden, man conſtatirte eine aber ſchon längſt durchwühlte bedeutende Gräberſtätte. Trotzdem glückte es, einige intacte Gräber noch zu finden. Man gelangte zu ſechs ganzen großen mit Knochen angefüllten Thongefäßen, einem zerſchlagenen Töpfchen und vielen Scherben; zwei kurze Bronzedrähtchen waren das einzige Ergebnis von Metallgegenſtänden. Die Fund-Objecte kamen in das Muſeum zu Pardubic.

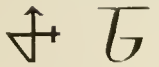
72. Conſervator Baron *Hauſer* hat im Auftrage der Central-Commiſſion die Felsinſchrift am *Spitzelofen* in *Lavantthal* einer eingehenden Unterſuchung unterzogen. Dieſe Expedition hat feſtgeſtellt, daſs ſich an dem genannten Orte eine etruskiſche Inſchrift überhaupt nicht befindet. Allerdings zeigen ſich unterhalb der letzten Zeile der römiſchen Inſchrift noch einige Vertiefungen, die aber wahrſcheinlich nichts anderes ſind, als verſchwommene Spuren des Meiſels, mittelſt deſſen die ganze Wand geglättet wurde. Selbſt wenn man dieſe Striche für Buchſtaben halten würde, ſo beſtünde die etruskiſche Inſchrift nur aus einem Worte, was deren Beſtand ſehr unwahrſcheinlich macht. Es ergibt ſich daraus, daſs die Wohnſitze jenes Volksſtammes, von welchem die altetruskiſchen Inſchriften unſerer Monarchie herrühren, nicht weit über das Gailthal hinaus ausgebreitet waren, ſomit in *Wurmlach* die nördlichſte zweifellos etruskiſche Inſchrift ſich befand. Die Wand am Spitzelofen enthält demnach nur eine römiſche Inſchrift (C. J. L. III. 5093) „Silvano Saxano etc.“; dieſelbe liegt ſehr hoch, iſt von coloſſaler Größe, $8^1/_2$ M., die einzelnen Buchſtaben ſind circa 30 Cm. hoch, die Breite der Inſchrift $2^1/_2$ M., die Schriftzüge ſind unregelmäßig, heben ſich nicht ſcharf von der Fläche ab und ſind theilweiſe mit Flechten überdeckt.

73. An der landesfürſtlichen Burg *Haſſegg* in *Hall*, die zum Complexe des ärariſchen Salinen-Gebäudes gehört, wird die Bedachung reſtaurirt. Die Central-Commiſſion hat dieſe Gelegenheit wahrgenommen, um hohen Ortes im kunſthiſtoriſchen Intereſſe einige Reſtaurirungen nach dem Projecte des Conſervators *Deininger* zu befürworten. Die Burg Haſſegg iſt heute nur mit einem Thurme verſehen, an welche er angebaut iſt. Die Burg ſtammt wie Conſervator *Orgler* mittheilt, ohne Zweifel aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts und hatte urſprünglich wohl den Zweck, die in Hall errichtete Salzniederlage zu beſchützen. Sie war ſtark befeſtigt und hatte urſprünglich zwei Thürme. Die ſchöne gothiſche dem heil. Georg geweihte Capelle beſteht noch, die tyroliſchen Landesfürſten hielten ſich ſchon vom 14. Jahrhundert an oftmals hier auf, namentlich Erzherzog Sigmund und Kaiſer Max I. Auch Kaiſer Karl V. verlebte daſelbſt im Jahre 1552 zwei Tage. 1567 erfuhr die Burg eine weſentliche Umgeſtaltung. Erzherzog Ferdinand II. verlegte nämlich die landesfürſtliche Münzſtätte hieher, weil auf der Stelle, wo ſie früher beſtand, das Damenſtift erbaut wurde. In Folge deſſen wurde im Innern der Burg ſo manches geändert. Sie erhielt ſeitdem den Namen „Münze“, der große Thurm hieß „Münzerthurm“ und das ehemalige Hofegger Thor „Münzerthor“. Die Münze blieb im Betriebe bis zur bayeriſchen Occupation, Andreas Hofer ließ hier 1809 ſeine Zwanziger und Kreuzer prägen.

74. Bei der im Jahre 1875 durchgeführten Reſtauration der Stadtpfarrkirche in *Grätz* fand man unter der alten Tünche polychrome Bemalung der Schlußſteine in Rippen, und am Triumphbogen eine vierzeilige Inſchrift in ſpäter Minuskelſchrift: Das hat laſſen ma|chen dy erber pu...|ger ſchofft der..|. leydt dy ſ. 1513. Nach Conſervator *Graus* iſt es hiſtoriſch gewiß, daſs dieſe Kirche durch die Dominicaner gebaut wurde. In der Laibung des dritten Arcaden-Bogens am nördlichen Seitenſchiffe war die Jahreszahl 1512 gemalt. Intereſſanter ſind die Zeichen und Namen zweier Baumeiſter an den Kappenflächen im

[1] Die frühgothiſche St. Veits-, früher Marien-Capelle, an der Nordoſtſeite der Stifts-Kirche gelegen, wurde 1319 an Stelle einer früheren, wahrſcheinlich romaniſchen Capelle unter Abt Konrad II. (1313—46) errichtet. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert wurde ſie wiederholt reſtaurirt und umgeſtaltet. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dient ſie als Begrabnisort für die Kloſter-Conventualen.

nämlichen Seitenſchiffe (2. Joch): peter pichler und lienhart ſchtaiger.



75. Bei *Vöcklabruck* wurde in Mai d. J. ein Grab aufgedeckt. Conſervator *v. Kolb* berichtet hierüber: Die Fundſtelle iſt ein Schotterhügel bei Schöndorf; man fand Gerippe und Waffen circa 0·5 M. in der Erde. Die zahlreichen Knochen laſſen auf 5—7 Leichen ſchließen, auch fanden ſich darunter Pferdeknochen, ferner fand man ein eiſernes Meſſer und einen breiten Dolch, von beiden nur die Klingen, ferner ein eiſernes Schwert.

76. Am Fuße des Hügels S. Pantaleon nächſt *Servola* bei *Trieſt* wurden Reſte römiſcher Ziegelpflaſterung gefunden. Die Fundſtelle zeigt ſich als ein mit kleinen ſtehenden Ziegeln ausgeſtattetes Plateau von 1·65 M. Durchmeſſer mit zwei runden Erhöhungen und nach allen Seiten etwas geneigt; die Erhöhungen werden wahrſcheinlich Unterlagen für hölzerne oder Steingefäße zum Waſchen oder Preſſen gebildet haben. Auch befindet ſich im Pflaſter eine Sandſteinplatte mit zwei viereckigen Löchern. Es iſt wahrſcheinlich, daſs dieſe Fundſtelle ſich auf eine Walkerwerkſtätte bezieht. Bei dieſen Grabungen fand man Theile einer hohlen ſteinernen Sonnenuhr, eine eiſerne Hacke und drei Bronze-Münzen.

77. Conſervator *v. Kolb* hat der Central-Commiſſion mitgetheilt, daſs bei *Speck* (Gemeinde Neukirchen, Ober-Oeſterreich) einige *kleine Höhlen* entdeckt wurden. Sie befinden ſich in Zweidrittelhöhe eines Mergelbruches unter einer circa 2·5 M. dicken Humus- und Schotterſchichte. Man kam auf dieſe Löcher, als man die Hälfte des Mergelbruches abgegraben hatte. Ein Betreten dieſer Höhlen, wohin man nur mit ſehr hohen Leitern gelangen kann, iſt ſehr ſchwierig, da ſie nur auf den Knieen paſſirbar ſind. Im Innern ſollen ſich *Sitzbänke* befinden. Sie ſcheinen jenen künſtlichen Höhlen, Erdſtällen, Hauslöchern anzugehören, welche ſchon ſeit mehreren Jahren und an verſchiedenen Orten (Nieder-Oeſterreich, Bayern) Gegenſtand der Forſchung geweſen ſind. Dafür ſpricht das Materiale, nämlich Schlier oder Mergel, in welchem niemals natürliche Höhlen vorkommen, ſodann die Anlage der ſogenannten Steinbänke, welche in künſtlichen Höhlen oftmals zu finden ſind.

In den Höhlen wurden nur zwei Urnen gefunden; ſie ſind bauchig, ſpannhoch, die eine aus lichtem, die andere aus ſtark grauem Thone, dünnwandig mit parallelen Linien und defect. In der Nähe wurde eine dritte Urne gefunden, glatt, ſtark grau und unverſehrt.

78. Conſervator *Glavinič* hat über die weiteren Funde beim Eiſenbahnbaue zwiſchen *Siverić* und *Knin* der Central-Commiſſion berichtet. Man fand:

1. In einer quadratiſchen Ummauerung, gedeckt mit einer großen 12 Cm. ſtarken Steinplatte, eine ſteinerne Urne ſammt Deckel. Darin ein gläſernes, ſehr dünnwandiges Gefaß (olla aſſuaria), mit einem Thondeckel geſchloſſen und zur Hälfte mit Knochenreſten gefüllt. Innerhalb der Ummauerung fanden ſich noch zwei einfache thonerne Lampen; dann

2. 30 Cm. unter Terrain ein Bruchſtück einer Ara der Göttin DIANA;

3. In einer Tiefe von 0·20—0·50 M. unter Terrain folgende Gegenſtände zerſtreut liegend:

a) Vier fragmentirte Inſchriften.

b) Die Inſchrift: Diis Manibus. Vitalioni dulcissimo coniugi, qui vixit annos . . Flavio Crescentione infelici . . . — Zu bemerken iſt, daſs der Länge nach eine $2^1/_2$ Cm. tiefe Rinne gemeißelt iſt.

c) Die Inſchrift: Flavvs Bouti filius, miles cohortis I Lucensium, annorum XXXI, stipendiorum X, domo Luco Augusti. Heres faciundum curavit. Hic situs est.

d) Der untere Theil einer Grabplatte, auf welcher eine Sichel und ein anderes Werkzeug erhaben gemeißelt ſind.

e) Ein Armband aus Bronze.

f) Eine Fibula aus Bronze.

g) Ein Ring aus Bronze mit eingravirter Zeichnung.

79. Conſervator *Größer* hat an die Central-Commiſſion über einen Römerfund berichtet, der bei *Guttaring* gemacht wurde, derzeit der erſte in dieſem Orte, der einen Beleg über den Verbindungsweg von Mantucajuni über Guttaring, Deinsberg nach Candalice (Hüttenberg) gibt, beſonders wenn man ihn mit den Funden in Deinsberg (1884) und mit dem Münzenfunde zwiſchen Guttaring und Althofen zuſammenhält. Im Mai l. J. fand man beim Aufheben eines Kellers unter einer $3^1/_2$ M. tiefen Sandſchichte eine Art Erzaufbereitungsſtättte. In ſchwarzer holzkohlenreicher Erde waren Eiſenſchlacken, Stücke von ſchwarzen und gelblichen Thongefäßen, vier thönerne viereckige Gewichte (c. 1 Kl.) und vier Steine von zwei Handmühlen (ſtark verwitterter Glimmerſchiefer), zwei ganze Münzen und Münzreſte gefunden (Probus).

80. Conſervator *Strnad* hat an die Central-Commiſſion einen Bericht über einzelne Archive in *Pilſen* erſtattet. Die Archive der Stadt *Pilſen* befanden ſich bis zum Jahre 1850 in ganz gutem Zuſtande. Damals wurden die alten ſtädtiſchen Bücher öffentlich an Private verkauft und ging ein großer Theil derſelben um einen geringen Preis an eine Schwefelfabrik über, die ſie einſtampfen lies. Bald jedoch beſſerer Einſicht folgend, wurde, was noch zu erlangen war, zurückgekauft. Die Grund- und Teſtament-Bücher gingen an das Gericht über. Auch die Urkunden namentlich die Siegel, fanden lange Zeit keinen Schutz, nur jene, die Stadtrechte, Privilegien, Freiheiten und Gnaden der Stadt Pilſen enthielten, waren beſſer aufbewahrt und geſchont.

Dieſer arge Zuſtand blieb bis zum Jahre 1860. Erſt damals begann der verdienſtvolle ſtädtiſche Beamte *Martin Hruška* ſeine Aufmerkſamkeit den Urkunden zuzuwenden. Als im Jahre 1879 die Gemeinde ein eigenes Muſeum für Stadt und Umgebung errichtete, wurden aus dem Rathhauſe die Urkunden mit den Stadtbüchern auch in dasſelbe übertragen, wo ſie jetzt der öffentlichen Benützung jedermann freiſtehen. Durch Gründung des ſtadtiſchen Muſeums hat man auch den geeigneten Ort erworben, wohin allmählich die Zünfte ihre erhaltenen Denkmäler aller Art übergeben und ſie dort aufbewahren konnten. Bis heute haben es

alle Zünfte mit Ausnahme der Fleiſchhauerzunft gethan. Auch das Curatorium des ſtädtiſchen Muſeums bemüht ſich von allen für die Geſchichte der Stadt wichtigeren Urkunden und Schriftſtücken authentiſche Abſchriften ſich zu verſchaffen. Man zählt im ganzen 428 Original, Urkunden, die ſich wieder in *A.* Urkunden, welche die Stadt betreffen, 342 Stück, und *B.* in fremde Urkunden 86 Stück eintheilen laſſen.

A. Urkunden, die Stadt betreffend: *a)* 110 königliche Urkunden von 1320—1827; *b)* 37 geiſtliche Urkunden von 1321—1781, davon 14 päſtliche Bullen; *c)* 146 adelige und private Urkunden von 1307—1783; *d)* 49 Schuldbriefe von 1480—1779; zuſammen 342 Stück.

B. Fremde Urkunden: *a)* 12 königliche; *b)* 9 geiſtliche; *c)* 54 adelige; *d)* 11 private; zuſammen 86 Stück.

Ordnet man die Urkunden der Sprache nach, ſo ergibt ſich folgendes Reſultat:

In lateiniſcher Sprache geſchriebene Urkunden gibt es	174	Stück
In böhmiſcher Sprache geſchriebene Urkunden gibt es	238	„
In deutſcher Sprache geſchriebene Urkunden gibt es	16	„
	428	Stück.

Die älteſte lateiniſche Urkunde iſt von 1307, die älteſte deutſche von 1392, und die älteſte böhmiſche von 1397. Auf Pergament geſchrieben ſind 350, auf Papier 78.

Alle Urkunden mit nur wenigen Ausnahmen ſind noch gut leſerlich; aber die Siegel fehlen bei dem größeren Theile. In dieſer Hinſicht verdienen beſonderer Erwähnung die Urkunden mit dem erhaltenen Stadtſiegel aus verſchiedenen Zeitperioden, die für die genaue Zuſammenſtellung des Stadtwappens von großem Werthe ſind. Nicht minder werthvoll ſind die vier goldenen Bullen: die älteſte von 1434 (K. Sigmund), zwei Confirmationen dieſer Bulle von Ferdinand I., 1562 und Maximilian II. 1567 ebenfalls mit goldenen Siegeln und endlich die Bulle Ferdinand II. von 1627. Eine große Seltenheit iſt das Majeſtäts-Siegel des Königs Wenzel IV. von 1372, wie er noch bei Lebzeiten ſeines Vaters die Privilegien der Stadt Pilſen, als ſchon gekrönter böhmiſcher König beſtätigte. In künſtleriſcher Beziehung iſt das Stadtſiegel von 1307 eine ſehr gelungene Arbeit.

Was den Inhalt betrifft, ſo enthalten die königlichen Urkunden Verleihungen verſchiedener Freiheiten der Stadt oder ſind es deren Confirmationen. Ordnet man ſie nach den einzelnen Herrſchern der Zahl nach, ſo entfallen:

auf König Wladislav	17	Urkunden
„ „ Wenzel IV.	14	„
„ „ Sigmund	11	„
„ „ Ferdinand I.	10	„
„ „ Georg	8	„
„ „ Ludwig	7	„
„ Kaiſer Rudolph II.	6	„
„ König Johann I.	5	„
„ „ Ladislaus	5	„
„ Kaiſer Maximilian II.	4	„
„ „ Leopold I.	4	„
„ König Karl IV.	3	Stück
„ Kaiſer Ferdinand III.	3	„
auf Kaiſer Karl VI.	3	Stück
„ „ Franz II.	2	„
„ König Mathias Corvin	1	„
„ Kaiſer Karl V.	1	„
„ „ Mathias	1	„
„ „ Ferdinand II	1	„
„ Kaiſerin Maria Thereſia	1	„
„ Kaiſer Joſeph II.	1	„

Die von den geiſtlichen Würdenträgern verliehenen Urkunden enthalten größtentheils Abläſſe an einzelne Klöſter und die Pfarrkirche. Intereſſant iſt da ein Exemplar der Excommunications-Bulle des Papſtes Paul II. von 1466 gegen den König Georg; dann die Urkunde von 1534, durch welche dem damaligen Pfarrer zu Pilſen, wie auch allen ſeinen künftigen Nachfolgern vom Papſte das Recht, der Pontificalien innerhalb der Stadtmauern ſich bedienen zu können, verliehen wird.

Die übrigen ſtädtiſchen Urkunden enthalten entweder Verkäufe von unbeweglichem Vermögen, oder Schenkungen beſtimmter jährlicher Abgaben an verſchiedene kirchliche Inſtitute in der Stadt.

Bei den fremden Urkunden iſt es ſchwer zu beſtimmen, wie ſie nach Pilſen gekommen ſeien. Von den neun Klattauer Urkunden, aus den Jahren 1350—1418, kann man faſt beſtimmt behaupten, daſs ſie während der huſitiſchen Bewegung nach Pilſen gekommen und von dieſer Zeit hier geblieben ſind. Von allen dieſen angeführten Urkunden wurden bisher etwa nur 50 hie und da veröffentlicht.

Die Stadtbücher.

Die Stadtbücher ſind bis jetzt noch zerſtreut und erſt allmählich wird es vielleicht dem Curatorium des ſtädtiſchen Muſeums gelingen, ſie hier alle zu verſammeln. Heutzutage befindet ſich ein Theil dieſer Bücher im Muſeum, ein anderer bei dem k. k. Kreisgerichte und endlich ein dritter Theil bei dem k. k. Bezirks-Gerichte in Pilſen.

Das ſtädtiſche Muſeum beſitzt: *A.* 2 Libri judiciorum, 1. vom J. 1411—1449, 2. vom J. 1454—1487. *B.* 5 Libri sententiarum; *C.* 9 Libri expeditionum vom Jahre 1527—1575; *D.* 6 Protocolla conſularia vom Jahre 1554—1679; *E.* 11 Protocolla miscellaneorum vom Jahre 1756—1782.

Das k. k. Kreisgericht beſitzt: *A.* 7 Libri emptionum und venditionum vom Jahre 1461—1604; *B.* 4 Libri contractuum vom Jahre 1505—1538; *C.* 3 Libri divisionum et transactionum vom Jahre 1567—1682; *D.* 4 Libri testamentorum vom Jahre 1460—1699; *E.* 2 Libri inventariorum vom Jahre 1755—1883; zuſammen 20 Bücher.

Alle dieſe hier angeführten Stadtbücher liegen bei dem Kreisgerichte vollkommen unbenützt, denn es iſt ſchwer in ihnen zu leſen und das Suchen iſt ebenfalls ungemein beſchwerlich, da die Regiſter vollkommen ungenügend ſind. Die acht Grundbücher, welche um das Jahr 1700 angelegt wurden und nach den acht Stadtvierteln benannt werden, werden hie und da benützt, wiewohl auch höchſt ſelten. Das k. k. Bezirksgericht beſitzt hauptſachlich nur Grundbücher der ehemals unterthänigen ſtädtiſchen Dörfer.

Die Eintragungen ſind in den Gerichtsbüchern bis zum J. 1462 nur lateiniſch und vom J. 1462 wieder nur

böhmiſch. Die Expeditions-, Appellations-, Protokollen-Bücher aus dem 16., 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts ſind nur böhmiſch, erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehren ſich die deutſchen Eintragungen und vom Jahre 1800 wurden faſt alle Bücher ausſchließlich deutſch geführt.

Die Stadtbücher bei dem Kreisgerichte und bei dem Bezirksgerichte ſind nur böhmiſch geführt, nur im vorigen Jahrhunderte erſcheinen einige wenige deutſche Eintragungen.

81. Für die *Paſtoral-Conferenz der Leitmeritzer Diöceſe* im J. 1886 wurde unter anderen Themen auch jenes aufgenommen:

„Da in den Pfarr-Archiven mannigfaches hiſtoriſches Material ruht, welches nicht nur zur Bereicherung der Geſchichtskenntnis, ſondern auch nicht ſelten zur Aufhellung von ſtrittigen Rechtsfragen wichtige Dienſte zu leiſten geeignet wäre, bis jetzt aber entweder gänzlich unbekannt, oder doch nur ganz engen Kreiſen zugänglich, wo nicht gar der Gefahr des völligen Zugrundegehens ausgeſetzt iſt, ſo möge erwogen und bei den Conferenzen des Vicariats-Clerus beſprochen werden: ob und wie es wohl durchführbar ſein würde, daſs dieſes Material, wie es z. B. in älteren Stiftsbriefen, Inventaren, Rechnungen, Memorabilien-Büchern oder anderweitigen Urkunden erliegt, durch eine möglichſt allgemeine Betheiligung des Diöceſan-Clerus erhoben, und dann mittelſt einer entweder lieferungsweiſe oder periodiſch herauszugebenden Druckſchrift (einer Art „Archiv für Diöceſan-Geſchichte“) veröffentlicht, und auf dieſe Art allgemein zugänglich und nutzbar gemacht, wie auch zugleich für die fernere Zukunft am ſicherſten erhalten werden könnte.“

82. *(Madonna mit drei Rofen.)* Die hier im Bilde vorgeführte Marien-Statue, welche vor einigen Jahren in den Beſitz des Innsbrucker Muſeums kam, ſtammt aus dem Puſterthale und lag bis dahin unbeachtet zwiſchen Schutt und Geſtein im unterſten Raume eines Kirchthurms, wohin ſie ohne Zweifel gelegentlich baulicher Umgeſtaltungen, wie ſolche im Laufe der Zeit an ſo vielen Kirchen vorgenommen wurden, als dienſtuntauglich geſchafft worden war. Wie ſich aus den noch anhaftenden Mörtelreſten und der nur an der Vorderſeite eingetretenen Geſteinsverwitterung ergibt, war dieſelbe einſt als Außenſchmuck des Gotteshauſes, vielleicht über dem Portale, eingemauert, wozu das Bildwerk auch urſprünglich beſtimmt war, da die Rückſeite des Blockes roh und unbehauen iſt. Letzterer Umſtand führt auch zur weitern Erkenntnis, daſs der Künſtler keinen Bruchſtein zur Arbeit verwandte, ſondern ſein Material aus dem Gerolle eines Baches holte, und zwar muß die betreffende Steinart (Kalk?) nicht in reicher Auswahl vorhanden geweſen ſein, denn unſer Stück geht zur einen Hälfte ſtark in Quarz über und war alſo zur Bearbeitung nicht gut geeignet. Die Schwierigkeiten — gerade der Madonna-Kopf mußte zum guten Theil aus dieſer harten Geſteinsart herausgemeißelt werden — wurden indes meiſterlich überwunden.

Fig. 27. (Prag.)

83. Conſervator Profeſſor *V. Berger* hat an die Central-Commiſſion über einen vor kurzem bei dem Abbruche einer ſchadhaften, das Irrenhausfeld begrenzenden Mauer in der Gaswerkgaſſe, Vorſtadt Mülln in *Salzburg* gemachten Fund berichtet. Die mit anderen Steinen zur ſeinerzeitigen Aufführung genannter Mauer verwendeten Fundſtücke aus rothem Marmor ſind gothiſcher Provenienz und beſtehen aus einer circa 1·35 M. hohen Figur (bärtiger Mann mit Mantel, Herzogshut und Scepter) mit rückwärts angearbeitetem Säulenſchafte von 23 Cm. Durchmeſſer und aus einem Baldachin mit zinnengekrönten Fialen an einem achtſeitigen Pfeilerſtück von 22 Cm. innerem Durchmeſſer; ferner aus einer größeren Anzahl kleiner Bruchſtücke, die ihrer Form nach einem Maßwerke angehört haben dürften. Die Figur iſt an ihrer Oberfläche ſtark abgewittert, der Baldachin, an welchem rauhe Boſſen noch deſſen Unfertigſein zeigen, dagegen gut erhalten. Auffallend iſt die Uebereinſtimmung der Fundſtücke mit den Figuren und Baldachinen, welche im Muſeum aufgeſtellt, ſowie mit ſolchen, welche in der Friedhofmauer zu Aigen eingemauert ſind.

Im Muſeum befinden ſich ſechs gut erhaltene Figuren (zum Theile männliche Geſtalten mit den Herrſcher-Inſignien, zum Theile weibliche) an achtſeitigen Pfeiler-, beziehungsweiſe runden Saulenſchäften und einige Baldachine, zum Theil mit rauhen Boſſen. In Aigen befinden ſich eine ganze männliche Halbfigur (Oberkörper) der vorerwähnten Art und zwei Baldachine (einer davon nur rauh boſſirt); die zugehörigen Pfeiler- oder Säulenſchäfte ſind vermauert.

Conſervator *Berger* ſpricht die Meinung aus, es gehörten alle dieſe zerſtreut vorfindlichen Theile einem gothiſchen Denkmale an, allenfalls einem auf Säulen und Pfeilern mit vorgeſtellten Figuren ruhenden baldachinartigen Baue über einem Sarkophag, und konnte dieſes Denkmal ſeinen Standplatz im alten Dome gehabt haben, wofür der Umſtand ſpricht, daſs ſich bezüglich der beiden Figuren in Aigen die Tradition erhalten hat, daſs ſie aus dem alten Dome ſtammen. Das Denkmal muß unfertig geweſen ſein, da rauhe Boſſen ſowohl an den Baldachinen, als auch an den Figuren vorkommen. Die Fundſtücke wurden an das Muſeum abgegeben.

84. Im Jahre 1846 verſchwand in *Dornbirn* ein alter Bergfried als letztes Bauwerk von dem Schlößchen der Seitenlinien der *Ritter von Ems*. Seitdem erinnern nur noch zwei Todtenſchilde im Vorarlberger Landes-Muſeum — die einzigen heraldiſchen Denkmäler dieſer Art im Lande — an die letzten Glieder dieſes Zweiges eines großen Geſchlechts.

Der größere 112 Cm. im Durchmeſſer haltende Schild trägt am Rande zwiſchen den aus wirklichen

Hanfstricken geflochtenen Einfassungen in gelben Buchstaben auf blauem Grund die Schrift:

Anno Domini 1536 Am Newen Jahrtag starb der Edel herr Burkhart von Emps zu der hochenemps dem Gott gnädig seye.

Auf dem roth bemalten Mittelfeld steht das in Holz geschnitzte Hohenemser Wappen: ein tartschenförmiger Schild, ein gelber, rechts schreitender Steinbock mit schwarzen Hörnern in blauem Felde; über dem versilberten Kolben-Tournierhelm mit drei stark ausgebauchten, angenieteten Spangen erhebt sich als Kleinod der wachsende Steinbock rechtshin gewendet, der bis an den Außenrand stößt. Helmdecken in blauer und gelber Bemalung von etwas gedrückter plumper Form erfüllen den übrig bleibenden Innenkreis.

Die Umschrift des zweiten, etwas kleinern Schildes (100 Cm. im Durchmesser) thut uns kund:

Anno Domini 1549 auf den 26. tag Jenner starb der edel herr Christophel von Embs zu der hochem Embs, deme Gott gnedig und barmhertzig sein welle.

Unter der Ruhestätte in der Capelle des Obern dorfer Schlosses hängend, bezeichnete dieser Todtenschild das Erlöschen dieser Seitenlinie in Ritter Christoph zu Torenbüren, dessen Ehe mit Martha von Hohen-Freyberg und Eisenberg angeblich kinderlos geblieben war. Er war ein Neffe des vorgenannten Burkard und Sohn des Hanns von Embs, Gemahls der Sibylla von Riedheim.

Der Schild ist eine Nachbildung des erstbeschriebenen, stimmt heraldisch in Form und Farbe mit jenem in allem Wesentlichen überein; die technische Ausführung verräth nicht die gleiche Hand, insofern der spätere durch elegantere Verschlingung der Helmdecke, durch schwungvollere Formen in allen Theilen und durch feinere, wenn auch in manchen Einzelnheiten weniger richtige Ausarbeitung der Wappenthiere dem ersten vorgezogen zu werden verdient.

Jenny.

85. *(Die Ausgrabungen bei Salurn).*

Auf der Strecke von *Bozen* nach *Trient* liegt der letzte deutsche Ort *Salurn*. Schon die Lage machte ihn bereits in den ältesten Zeiten zu einer wichtigen militärischen Station; hier verengt sich das Etschthal, und war an der sogenannten Salurner Klause in alter Zeit ein mächtiges Thor angebracht, welches das Thal absperrte. Eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes nun ist der sogenannte „Galgenbüchl", d. i. ein großartiger Schuttkegel aus Dolomitgestein von ungefähr 500 Quadratmeter im Umfang. Rechts und links von ihm erheben sich steile, vollständig kahle Dolomitwände, die eine so hervorhängende Stellung haben, dass es den Anschein hat, sie fallen baldigst auf den Wanderer herab. Der Name des Büchels „Galgenbüchl" kommt daher, weil man in Zeiten, als Salurn noch sogenannte Patrimonial-Gerichtsbarkeit hatte, einen kleinen Theil des Kegels dazu benützte, um den uncultivirten Salurnern hier das Lebenslicht auszublasen.

Dieser Schuttkegel wurde im Laufe von Jahrhunderten immer mehr erhöht und erniedrigt; erhöht dadurch, dass bei großen Elementar-Erscheinungen: Regen, Hagel, Ungewitter, die oberhalb sich befindenden Dolomitwände ausgewaschen wurden, abbröckelten und deshalb den Kegel eine Menge Gerölle bedeckte; erniedrigt wurde der Hügel deshalb, weil man das Material haufenweise fortführte, um Wege zu erhöhen, um Straßen, Dämme u. s. w. herzustellen.

Seit einiger Zeit arbeitet man nun in Salurn am neuen Etschbett und brauchte zur Aufführung des Etschdammes Material, das man von dort nahm. Bei den Grabungen stießen die Arbeiter auf allerhand Scherben, Stücke aus Thon, vollständige Urnen, fanden auch menschliche Skelete, Münzen, Lanzen u. s. w. Man ging nun sorgfältiger zu Werke, und Schreiber dieser Zeilen, der mit Fachmännern das ganze Gebiet besichtigte, mußte der Meinung derselben beipflichten, dass sich hier ein vollständiges römisches Leichenfeld befinde.

Die Gräber ziehen sich in einem Bogen von ungefähr 100 M. Länge hin; der Kopf der Skelete ist nach Osten gerichtet. Man kann zwei Arten von Gräbern unterscheiden: „Leichengräber" und „Urnengräber"; die ersteren haben folgende Gestalt: die Leiche liegt auf ziemlich dicken gebrannten Ziegeln, die an den Rändern Fugen haben; diesen Ziegeln sind andere in dieser Form eingefügt, dass sie schief aufsteigend, oben sich nähernd über dem Skelete ein dreieckförmiges Dach bilden. Die Urnengräber: Die Urnen stehen da ganz mit Kohle umgeben und mit Asche gefüllt, ein Ziegel bildet die Decke der Urne. Der *Stoff der Urnen* ist im allgemeinen gebrannter Thon, der jedoch nicht rein, sondern mit Graphit und Gyps vermischt ist; besonders interessant sind einzelne Stücke, wo zwischen den beiden bräunlichen Thonschichten der schwarze Graphit wie hineingeschoben sich findet.

Die Form der Urnen ist nicht überall dieselbe, besonders die Halbformen weichen sehr ab, indem einige enger, andere weiter sind, der Rand mehr oder weniger gebogen ist, an den Außenseiten Linien, Einschnitte, Erhöhungen und Vertiefungen. Bemerkenswerth ist, dass die Urne dort, wo man sie anfasst, eine ziemliche Vertiefung, eine Höhle hat, um sie leichter fassen zu können, die Größe der Urnen ist sehr verschieden. Einige sind ganz klein mit einem Höhendurchmesser von 10 Cm., andere dagegen von 15·18 Cm.; leider wurden sehr viele zerschlagen. Die Dicke der Urnen ist auch verschieden und beträgt 3, 4, 5 Mm. Auch sei erwähnt, dass diese bei Salurn ausgegrabenen Urnen mit jenen von *Stadl*, das einige Stunden von Salurn entfernt ist, nicht ähnlich sind.

Der Inhalt der Urnen ist Asche verbrannter Körper. In der Asche versteckt findet sich mancherlei Geräthe; so fand man z. B. Dolche, ein Armband, einen sehr alten Nagel. *Ueber das Alter des Leichenfeldes* ist man noch nicht klar, weil man nur Einzelnes ausgegraben; man hofft aber bei genaueren Nachforschungen auf sichere Beweise zu stoßen.

Simeoner.

86. Conservator *v. Kolb* hat an die Central-Commission berichtet, dass man zu *Edramsberg* im alten Bette eines Mühlbaches ein Steinbeil fand, das nunmehr an das Linzer Museum gelangt ist; das Beil ist 11 Cm. lang, 4 Cm. breit, 4 Cm. hoch und so glatt, dass es den polirten Steinwaffen zugezählt werden kann. Das Beil scheint ursprünglich länger gewesen zu

fein. Es dürfte ehemals an der durchlochten Stelle abgebrochen fein, fodann hat man in dem keilförmigen Reifstücke ein neues Loch getrieben. An dem Bruch find noch die Spuren der urfprünglichen Durchlochung deutlich erkennbar.

87. Conservator Baron *Hauser* hat mitgetheilt, dafs vom 7. bis 12. Juni d. J. auf Koften des hiftorifchen Vereines in *Frögg-Velden* Grabungen durchgeführt wurden. Nebft verfchiedenen Bruchftücken aus Bronze und Meffercben aus Eifen kamen zehn gut erhaltene Reitergeftalten einer bisher noch nicht gefundenen Gufsform, dann zwei menfchliche Geftalten aus Blei zum Vorfchein. Auch thönerne Urnenfcherben mit intereffanten Zieraten wurden gefunden. Brauer *Seidel* grub auch auf feinem Grunde, er fand zwei ganz gut erhaltene Kahnfibeln aus Bronze und eine eiferne Bogenfibel mit anhängendem Ringe und einen fchadhaften Halsfchmuck aus Bronze.

88. *(Bronze- und Münzenfund bei Politz in Mähren.)* Im heurigen Frühjahre ergaben fich bei *W. Meferitfch* zwei fehr beachtenswerthe Funde. Bei Politz fand man alte Silbermünzen, bei *Hohendorf* verfchiedene Bronze-Gegenftände. Letztere wurden ausgeackert, fie follen fich in einem Topfe befunden haben und wurden fofort unter der Bevölkerung vertheilt. Man fand einen offenen Halsring, deffen Oberfläche fchraubenförmig verlaufende Vertiefungen, offenbar durch Drehung des 4—5 Mm. ftarken Drahtes entftanden, aufweift. Nur die Endtheile find auf 33, beziehungsweife 60 Mm. glatt geblieben und waren aller Wahrfcheinlichkeit nach länger, indem fie an den äufserften Enden eingerollte Schlingen oder Haken befafsen. Der innere Durchmeffer des 40 Grm. fchweren Ringes beträgt 130 Mm. Die Patina ift vielfach befchädigt und die äufserften Enden zeigen frifche Bruchflächen.

Sechs gedrehte und zwei glatte Bruchftücke von wenigftens einem ähnlichen Halsring, welcher, da die Bruchflächen bei zwei Fragmenten in gleicher Weife wie die Oberflachen oxydirte Schichten befitzen, fchon in alter Zeit zerbrochen worden fein mufste und in diefem Zuftande in die Erde gekommen war.

Drei Bruchftücke eines ftarkeren flachen Ringes, deffen Querfchnitt ein Bogenzweieck vorftellt. Die Hohe des Bandes beträgt 14 Mm., deffen Dicke in der Mitte 7 Mm. Die Oberfläche der Fragmente ift rauh und uneben; auch zeigt fie ganz unregelmäfsige Vertiefungen und Erhöhungen, welche den Schluß zulaffen, dafs der Gegenftand einer bedeutenden Feuersglut längere Zeit hindurch ausgefetzt war.

Eine Schmucknadel mit fcheibenförmigem Kopfe. Ihre Länge ift 252 Mm., die Dicke 4 Mm., der Durchmeffer der Scheibe 28 Mm. Das obere Drittel ift mit eingravirten Schraubenlinien und Strichreihen fchön ornamentirt. Aehnlich fieht das Bruchftück der Nadel von einem älteren Funde aus, das fich noch vorfand, nur ift der Kopf kleiner und dicker, der Dorn fchwächer und ohne Verzierung.

Die gefundenen Thonfcherben rühren fammtlich von aus freier Hand gearbeiteten Gefafsen her und kann man aus den vorhandenen Fragmenten auf grobe, dickwandige Gefäße zum alltäglichen Gebrauch, auf flache Schalen oder Schüffeln, auf Topfchen mit Henkel, fowie auf ornamentirte Urnen und überhaupt Cultgefafse, die mitunter mit einem Graphitüberzug verfehen waren, fchliefsen.

Mit Rückficht auf die vorgebrachten Fundverhältniffe und die Befchaffenheit der Objecte kann man annehmen, dafs die Fundftellen ein prähiftorifches Grabfeld mit Brandgräbern ift.

Was nun den Münzenfund betrifft, fo berichtet weiter Dr. *Karl Maška* an die Central-Commiffion, dafs mehrere Taglöhner am 27. April d. J. bei Umgrabung eines Ackers in Politz zwei Töpfchen mit altem Silbergeld fanden. Sie vertheilten dasfelbe untereinander. Rafch wurde der Fund im Orte bekannt und fo wurden die gefundenen Münzen in der Gemeinde Politz-Hohendorf, fowie in den umliegenden Ortfchaften unter die Bevölkerung theils verfchenkt, theils um geringe Beträge verkauft. Die Thongefäße, von denen jedes etwas mehr als $^1/_4$ Liter faßte und mit einem Deckel verfehen war, lagen bei einander in geringer Tiefe, und wurden beim Graben zertrümmert, wobei die Geldftücke zum Vorfchein kamen. Von den jedenfalls mehr als 500 gefundenen Exemplaren wurden im ganzen nur 144 Stück ermittelt. Sie find meiftens fchwach abgenützt und ftammen aus der zweiten Hälfte des 16. und vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Das älteffe Exemplar ift nämlich vom Jahre 1553, das jüngfte 1625; die meiften fallen jedoch in die Zeti 1610 bis 1616. 134 Stück davon find Silber-Denare, während die übrigen 10 Stück nur einfeitig geprägte Heller find. In Bezug auf ihren Urfprung weifen faft alle nach Norden oder Nordweften hin, und zwar find in der größten Anzahl die Länder: Polen (45 Stück), Mark Brandenburg (10 Stück), und mehrere fchlefifche Fürftenthümer und Grafffchaften (38 Stück), vertreten. Außerdem kommen einzelne Exemplare von verfchiedenen deutfchen Bisthümern und Abteien, Grafffchaften und Städten vor, unter anderen von Barby, Corvey, Fulda, Göttingen, Halberftadt, Koln, Minden und Paderborn. Je ein Denar ftammt aus Luzern und Zug in der Schweiz.

89. Correfpondent *Petermandl* berichtet: Während des Baues der Stadtpfarr-Kirche zu *Steyr* gegen Ende des 15. Jahrhunderts ließ ein einzelner Bürger der Stadt ganz nahe bei diefer Kirche, und zwar an deren Oftfeite im Friedhofe, eine Capelle erbauen, die „*Traindter Capelle*“ genannt. Das Gewolbe diefer Capelle ift leider, und zwar im Beginne diefes Jahrhunderts, abgebrochen und durch ein Tonnen-Gewolbe aus Ziegeln erfetzt worden.

Prevenhuber erzählt von derfelben: „Anno 1492 ftarb Sigmundt Traindt, Rathsbürger allhier. Er war ein fehr reicher Mann und hat auf feine Unkoften erbauet die fchone Capelle am Freidthoff, fo man noch die Traindter Capelle nennet, zufammt der unteren Grufft oder Capellen mit funf gezierten Altaren.“ Diefe Capelle war eine Doppel-Capelle, von welcher der der Stadt zugelegene Theil, worin auch der Stifter begraben liegt, leider zu einem Gafflocale adaptirt wurde. Der zweite Theil ift heute noch verfchuttet und dürfte im Laufe diefes Jahres aufgedeckt werden. Man hat die Grabfchrift auf einem Baufteine eingemeißelt aufgefunden. Diefelbe lautet: „Das ift die Be-

gräbniß des Erbarn Sigmundt Traindt, Stiffter der gegenwärtigen Capelle, der geſtorben iſt am Pfingſttag nach St. Michaelis Tag, anno 1492. Agnes, ſeine Hausfrau, iſt geſtorben 1492.“ Der Grabſtein iſt aber leider durch das neu aufgeführte Gewölbe zu einem Drittheil verdeckt. Außer einem Chriſtus und zwei Engeln aus dem vorigen Jahrhunderte, welche zu einem der Altäre gehört haben mögen, fand ſich nichts von der Capelle mehr vor.

Im Eingangsthurme des Stadt-Friedhofes fand man circa 20, aus dem 16. und 17. Jahrhunderte ſtammende ſchmiedeiſerne Grabkreuze, welche mit Bewilligung der beiden Pfarrämter vom Fachvorſtande Herrn Guſtav Ritzinger einer gründlichen Reſtaurirung unterzogen, und an der Außenwand der Friedhofs-Capelle aufgeſtellt werden

Auch der bekannte reich mit Zinn-Ornamenten und Figuren gezierte Taufſtein, anno 1569 angefertigt, ſoll einer gründlichen Reſtaurirung unterzogen werden, nachdem ein Bürger unſerer Stadt einen namhaften Betrag zu dieſem Zwecke zu leiſten verſprochen hatte.

90. Conſervator *Sedláček* hat über die aufgefundenen Wandmalereien in der Decanats-Kirche zu *Píſek* an die Central-Commiſſion berichtet:

Die wichtigſten und zugleich gut kennbaren Reſte dieſer Malereien ſind folgende:

1. An der Eckſäule des Presbyteriums und des ſüdlichen Nebenſchiffes ein viereckiges Gemälde auf bloßem Stein gemalt. Es ſtellt den Tod Chriſti vor und ſtammt gewiß, wie auch die folgenden (mit Ausnahme von Nr. 11) aus der carolingiſchen Periode. Der Maler verräth einen ausgeprägten Hang zum Natürlichen; der Mittelkörper des Heilands iſt bedeutend vorgebeugt, der Faltenwurf der beiden unter dem Kreuze ſtehenden Geſtalten natürlich und ſchön gezeichnet.

2. Weſtlich davon auf der nächſten Säule ſieht man den Heiland mit geſenktem Haupte und leidendem Körper; zu den Seiten desſelben ſind zwei Geſtalten. Auf dem Heiligenſchein der ſüdlichen Geſtalt lieſt man: S IACOBVS, darunter knieen zwei Geſtalten und zwiſchen ihnen erblickt man vier kleinere ſtehende Geſtalten. Unter den Knieenden ſind Inſchriften angebracht, wovon nur die Buchſtaben ROLOV und LGV HARDA ſichtbar.

3. Auf der zunächſt gelegenen Säule zwiſchen Haupt- und Nebenſchiff ein viereckiges Bild, unſtreitig das ſchönſte der Kirche, die Kreuz-Abnahme Chriſti vorſtellend; die Bewegung der Figuren iſt natürlich, der Körper des herabgleitenden Heilands weich gehalten. Zugleich iſt dieſes Bild von allen am beſten erhalten.

4. An der Ecke des Presbyteriums und des Mittelſchiffes die Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde.

5. Eine alte aus dem 14. Jahrhunderte ſtammende Inſchrift, ſehr verblaßt wovon man nur einzelne Worte, wie z. B.

olacobi o ſtco hedwig° ſo ierо^{i} a°omoccco...o

entziffern kann.

6. an dem erſten im Presbyterium gegen Norden gelegenem Fenſter:

a) ober dem Fenſter zwei zu einander geneigte Geſtalten (nicht mehr vollſtändig erkennbar);
b) weſtlich vom Fenſter Reſte eines Heiligen-Bildes, wovon nur der ſcharlachrothe Talar erkennbar, dagegen deutlich die Buchſtaben o STEPISADVS;
c) öſtlich ein kaum erkennbares Heiligen-Bild darunter die Buchſtaben ADALBOD· und weiter unten wieder Reſte einer Heiligen-Geſtalt.

7. Wandmalereien aus dem 14. Jahrhunderte. Ornamente aus Ranken und Kleeblättern vorſtellend.

8. Bei dem 4. Fenſter des Presbyteriums welches der ſüdlichen Seite zugewendet iſt, Reſte eines Wenzels-Bildes mit hübſchem ausdrucksvollen Kopfe und Adlerſchild.

9. Bei dem 5. nächſtgelegenen Fenſter zwei Biſchofs-Geſtalten und darunter zur linken Hand Reſte eines Bildes, wahrſcheinlich St. Veit vorſtellend.

10. Auf dem Arcus triumphalis eine vollſtändige Reihe von Heiligen-Bildern.

11. Im ſüdlichen Nebenſchiffe in der Ecke, die der ſüdöſtlichen Seite zugewendet iſt, wohlerhaltene Malereien aus dem 16. Jahrhunderte:

a) links von dem im 16. Jahrhunderte umgebauten Fenſter zwei Juden, eine große Traube tragend;
b) in der Fenſterniſche links die Kreuzigung;
c) daſelbſt rechts drei Geſtalten und eine große Schlange. Dieſe Partie iſt wohlerhalten.

91. Correſpondent *Redlich* hat der Central-Commiſſion einen Abdruck des großen Stadtſiegels von *Eger* (abgebildet S. LXXX, Jahrg. 1885) überſendet und damit einige intereſſante Bemerkungen verbunden. Der noch vorhandene Siegelſtempel iſt von Meſſingbronze, 74 M. im Durchmeſſer und war ſchon im 13. Jahrhundert im Gebrauche. Von den verſchiedenen Siegelbildern darin ſind blos das in der Mitte befindliche Fallgitter und der Adler in das gegenwärtige Siegel übergegangen. Aus dem Jahre 1696 ſtammt ein Typar von Meſſing (60 Mm. hoch und 45 Mm. breit), das die Legende: „S. Conſiſtorii Egrani 1626“ trägt und das eben bezeichnete vereinfachte Wappen zeigt. Es gehörte dem lutheriſchen Conſiſtorium an.

92. Conſervator *Kirſchner* hat an die Central-Commiſſion über die Weiterführung, eigentlich Vollendung ſeiner Arbeiten in Betreff der Durchſicht der Urkunden des *Troppauer Stadt-Archives* berichtet. Hieran reihte ſich die Bearbeitung des Muſeums-Archives. Hierauf folgte eine Vereinigung beider Archive unter Wahrung des beiderſeitigen Eigenthumsrechtes. Zu den im Vorjahre ausgewieſenen 60 Pergament-Urkunden des ſtädtiſchen Archives treten nunmehr noch 32 der Muſeums-Bibliothek hinzu, 11 in lateiniſcher, 12 in deutſcher und 9 in böhmiſcher Sprache; die älteſte lateiniſche Urkunde ſtammt von Biſchof Theodorich von Olmüz 1288, die älteſte deutſche von den Herzogen Wenzel und Przemko von Troppau 1386 und die älteſte böhmiſche aus dem Jahre 1473 und betrifft eine Altarſtiftung in der Georgs-Kirche zu Troppau.

93. Zu den ehemals beſtvernachläſſigten Pfarrkirchen *Prags* gehörte, wie aus einem an die Central-Commiſſion gerichteten Berichte des verſtorbenen

Conſervators *Baum* hervorgeht, die vom Hauptverkehr abſeitsgelegene Kirche *St. Caſtulus*. Auf Anſuchen des Pfarrers *P. J. Havlů* bewilligte im vergangenen Jahre der Stadtrath als Patron der Kirche einen mäßigen Betrag aus dem ſo ziemlich erſchöpften Kirchenfonde für die dringenſten Reparaturen, für das weitere mußten der Pfarrer und die meiſt armen Eingepfarrten ſelbſt ſorgen.

Die Kirche St. Caſtulus gehört hinſichtlich ihres Baues zwei Zeitaltern an. Das linke Seitenſchiff iſt älter als das Mittelſchiff und rechte Seitenſchiff. Der Name des Heiligen, dem die Kirche geweiht iſt, iſt in Böhmen nicht häufig zu finden, und ſogar ganz Mitteleuropa hat nur zwei dem Heiligen geweihte Kirchen, und zwar Prag und Mosburg nächſt Landshut in Bayern aufzuweiſen. Schon die Seltenheit des Namens veranlaſste, den Bau der Kirche fremden Urhebern zuzuſchreiben; allgemein wird angenommen, daſs die deutſchen Ordensritter, welche 1215 eine Commende und ein Spital bei St. Peter auf dem Pořič beſaßen, die St. Caſtulus-Kirche, das gegenwärtige linke Seitenſchiff erbaut hatten. An dieſe beſcheidene Kirche der deutſchen Ordensritter wurde ſpäter, im 14. Jahrhunderte ein Haupt- und ein Seitenſchiff nebſt einem Thurme angebaut. Da das Präſentationsrecht an dieſer Pfarrkirche die jeweilige Königin Böhmens hatte, ſo könnte das Hauptſchiff und rechte Seitenſchiff, ſo wie das über der Sacriſtei erbaute Theſaureum der Königin Eliſabeth, Gemahlin Johanns v. Luxemburg zugeſchrieben werden. Vielleicht war auch Karl IV., der ſo viele Kirchen in Prag und Böhmen theils neu erbaut, theils erweitert hatte, der Erbauer des Hauptſchiffes. Urkundlich wird die St. Caſtulus-Kirche erſt 1357 als Pfarrkirche erwähnt, obſchon dieſelbe längſt Pfarre geweſen iſt. Im 14. Jahrhunderte war dieſe Pfarrkirche eine der anſehnlichſten Prags und ihre Schule galt als eine der beſten Böhmens. Die Kirche war reich dotirt und, wie aus alten Inventarien zu erſehen iſt, beſaß ſie einen koſtbaren Schatz an Reliquien und Paramenten, welcher Schatz in dem ſehr feſten, leider jetzt völlig leeren Theſaureum über der Sacriſtei aufbewahrt wurde.

Der intereſſanteſte Theil der Kirche iſt unſtreitig das zweiſchiffige linke Seitenſchiff; es iſt zugleich der älteſte Theil des Ganzen. Drei ſchlanke runde Säulen theilen den Raum in zwei Schiffe und tragen ein ſchönes gothiſches Gewölbe von acht Kreuzen. Die Rippen verlaufen an den Säulen in die runde Fläche, an den Wänden werden dieſelben durch beſaubte Conſolen geſtutzt. Sechs tiefprofilirte Fenſter im Spitzbogen, ohne jedes Maßwerk, erhellen den Raum, ein ſiebentes Fenſter über dem Eingangs-Portale iſt vermauert, und nach außen durch das Dach einer ſpäter angebauten gothiſchen Vorhalle gedeckt. Auch das Portal mit der gothiſchen Profilirung iſt dem 14. Jahrhundert angehörig und wurde wahrſcheinlich bei der Erweiterung der Kirche errichtet. Das Rippenwerk iſt einfach profilirt, die Schlußſteine ſind, bis auf zwei Stücke an der Oſtſeite, glatt ohne jede Profilirung. An jedem der zwei genannten Gewölbſchlußſteine iſt in erhabener Arbeit das Mälzerzeichen angebracht. Der Zuſammenhang der deutſchen Ordensritter mit dem Mälzerzeichen iſt unklar. Die Kirche, aus Plänerkalkſtein (opuka) erbaut, iſt in den Mauerſtärken maſſig, die Fenſterpfeiler verhältnismäßig groß, und nach außen mit ſtarken Streben gegen den Gewölbſchub verſtärkt. Gegen Oſten ſchließt an das linke Schiff die Sacriſtei an, ein Raum, der mit den fünf Seiten eines Achteckes abgeſchloſſen iſt, und gewiſſermaßen eine Fortſetzung des einen Schiffes des linken Seitenſchiffes bildet. Der untere Theil der Sacriſtei iſt mit dem linken Seitenſchiffe (der ehemaligen alten Caſtulus-Kirche) gleichen Alters; der obere Theil, die Schatzkammer, gehört dem 14. Jahrhundert an. Deutlich ſieht man in der Sacriſtei, wie ein Strebepfeiler für das Presbyterium des Mittelſchiffes durch das alte Gewölbe durch, neu aufgeführt wurde, und wie eine Wendeltreppe zu dem Theſaureum ſpäter angebaut worden iſt. Genaue Unterſuchungen ergaben, daſs die Sacriſtei kein Presbyterium des linken Seitenſchiffes iſt, ſondern für ſich eine Capelle bildet. Die Sacriſtei hat noch größere Mauerſtärken als das linke Schiff und ſehr vertiefte kleine ſpitzbogige Fenſter. Von außen hat ſie gar keine Strebepfeiler. Möglich, daſs dieſe Sacriſtei die alte von den deutſchen Ordensrittern gegründete St. Caſtulus-Kirche iſt, und daſs ſpäter daran eine zweiſchiffige Kirche von irgend jemand, dem die Mälzerzeichen in den Schlußſteinen gelten, angebaut wurde. Aus der alten Ordenskirche wurde dann die Sacriſtei der neuen zweiſchiffigen Kirche. Die Sacriſtei iſt ein niederer, im Spitzbogen eingewölbter Raum mit einfach profilirten Rippen, welche ehemals auf Conſolen (die gegenwärtig fehlen) ruhten. Schlußſteine ſind glatt ohne jede Profilirung und Verzierung. Fenſterchen ohne Maßwerk.

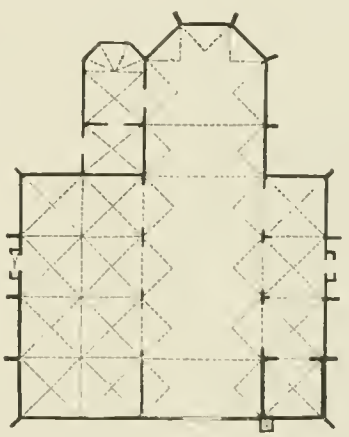


Fig. 28. (Prag.)

Bemerkenswerth iſt die Thür, welche aus der Sacriſtei zu der Wendeltreppe der Schatzkammer führt. Sie entſtammt dem 14. Jahrhundert, iſt mit Leinwand, welche bemalt iſt, überzogen und mit ſtarken gothiſchen Langbändern beſchlagen. In der Sacriſtei ſteht ein einfacher Kaſten, gothiſch beſchlagen und mit ſchwarzgefärbten gothiſchen Ornamenten bemalt.

Im linken Seitenſchiff befindet ſich eine gemauerte Altar-Menſa gleichen Alters mit dem Schiffe.

Das rechte Seitenſchiff iſt in ſeiner Urſprünglichkeit ſo ziemlich erhalten; einfache Kreuzgewölbe auf kurzen Dienſten oder auf einfach profilirten Conſolen ruhend. Fenſter im Spitzbogen.

Das Mittelſchiff iſt leider nach dem Brande 1689 ganz umgebaut worden. Das eingeſtürzte gothiſche Gewölbe wurde durch eine Tonne mit Lunetten erſetzt, und das Schiff bedeutend erniedrigt, wie man dies heute noch auf dem Dachboden der Kirche ſehen kann. Die Fenſter, ehemals im Spitzbogen wurden verkleinert und im Halbkreis überwölbt. Die Dienſte, welche ehemals das Gewölb-Rippenwerk trugen, wurden in barocke Liſenen umgewandelt. Die Sitzbogen zwiſchen den Seitenſchiffen und dem Mittelſchiff wurden im Halbkreiſe neu überwölbt und die Pfeiler verſtärkt Außer dieſem wurde ein neuer Muſik-Chor errichtet,

welcher auch auf Verkragungen in das linke Seitenschiff hinüberreichte. Die Arbeiten nach dem Brande wurden vom Altstädter Magistrate als dem nunmehrigen Patron der Kirche dem Baumeister *Paul Payer* anvertraut, welcher die äußeren Arbeiten 1695, die inneren Arbeiten 1699 beendet hatte.

Im Jahre 1731 widmete *Joh. Ig. Bukovský* einen neuen Haupt-Altar der Kirche, welcher, an und für sich schon unverhältnismäßig groß, später noch mit Zusätzen von Altären aus den aufgehobenen Kirchen in das Monströse vergrößert wurde. Die Kirche war bis zum vergangenem Jahre mit vielen Altären ohne allen Kunst- und historischen Werth im wahren Sinne des Wortes verstellt.

Ehemal stand die Kirche inmitten eines großen Kirchhofes, dem jetzigen St. Castalus-Platze. In und um die Kirche wurden viele hochangesehene Persönlichkeiten der Altstadt begraben. Nach Aufhebung des Kirchhofes wurden die Grabplatten theils als Plasterplatten benützt, theils an Private als Materiale verkauft. So befand sich im Bräuhause „U Celestinů" eine Gerstenröste aus Grabplatten zusammengesetzt; eine Platte war das Epitaphium des berühmten Baumeisters und Aeltesten der Maurer- und Steinmetzzunft *Domenico de Brifis,* der sein Haus auf dem Ziegenplatze der altstadter Maurerzunft als Herberge vermacht hatte, und der es bis heutigen Tages gehört. Eine zweite Platte gehörte dem *Joh. A. Hysrle von Chodon*, bekannt als Feldhauptmann aus dem 30jährigen Kriege, der bei Lützen „den Tod des Helden errang". Eine Platte gehorte einem Spanier *Alvas o Alvax Jos.* Kriegsschreiber S. M. 1638. In Mitten der Kirche war eine Gruft, in welcher die ansehnlicheren, d. h. die reicheren Bürger des St. Castulus-Viertels ihre letzte Ruhestätte fanden, in soweit sie kein eigenes angekauftes Familien-Erbbegräbnis auf dem Friedhofe hatten.

Nach einigen abgehaltenen Local-Commissionen, zu welchen der Conservator von Prag beigezogen wurde, wurde endlich im vergangenen Jahre zu der Renovirung geschritten. Diesmal galt es mit Wenigem Vieles zu machen und dies ist bekanntlich sehr schwer, und um so schwieriger, wenn das Ganze nicht in eine Hand gelegt wird. Einiges besorgte der Patron durch seine Organe, anderes der Pfarrer auf seine Kosten durch seinen Vertrauensmann.

Auf Kosten des Patrons wurden Isolirmauern um die Kirche errichtet, um die Feuchte abzuhalten, der schadhafte Putz wurde abgeschlagen, die Wände ausgetrocknet, neu verputzt und getüncht, die Fenster des Seitenschiffes neu mit sechseckigen Scheiben in Blei verglast; das Presbyterium mit farbigen Cement-Plasterplatten, und zwar etwas bunt neu ausgepflastert, und das rechte Seitenschiff und das Mittelschiff einfach in Tönen bemalt. Das Presbyterium ist reicher bemalt, doch läst es noch manches zu wünschen übrig.

Von den Pfeilern wurden auf Anregung des Pfarrers die nichts weniger als kunstwerthen Altäre entfernt und der Kirche ein würdigeres Ansehen verschafft. Der monströse Haupt-Altar wurde verkleinert, mit einer neuen Predella und einem Tabernacul versehen. Das große Fenster in der neuen Westwand, dann die Fenster im Presbyterium wurden auf Kosten des Pfarrers mit farbigen Borduren en grisail aus Katedral-Glas versehen. Auf Kosten des Pfarrers wurde die Kanzel restaurirt, dann wird im linken Seitenschiffe nach dem Carton von Professor *Sequens* ein Glasfenster, St. Agnes vorstellend, in Innsbruck bei *Neuhauser* gemalt, und auf der alten Mensa ein Altar zu Ehren der seligen böhmischen Königstochter Agnes, der Gründerin des nachbarlichen Agnes-Klosters, errichtet. Die Bemalung des linken Seitenschiffes besorgt der Patron der Kirche. Es soll eine reichere Bemalung im Geiste des Jahrhundertes sein, in welchem das Seitenschiff erbaut worden.

Im linken Seitenschiffe stand bis gegenwärtig eine plastische Passion unseres Heilandes. Es sind lebensgroße Figuren untergeordneten Kunstwerthes. Die Eingepfarrten hegen eine große Verehrung für diese Passion. Der Pfarrer läßt, um seinen Kirchangehörigen gerecht zu werden, dieselben neu polychromiren und es werden dieselben an der Westwand entsprechende Aufstellung finden.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass sich vor der Renovirung im Presbyterium zwei zopfige Reliquien-Altäre befanden. In dem einen Altare zur linken Hand war das Cranium des heil. Castulus aufgestellt. Diese Reliquie erwarb Karl IV. irgendwo in Deutschland, widmete dieselbe der St. Veits-Kirche (vide Inventar), von wo sie später, wahrscheinlich durch Karl selbst, der St. Castulus-Kirche geschenkt wurden. Die beiden höchst primitiven Altäre wurden cassirt und die Reliquien in der Predella des Haupt-Altares untergebracht.

Die im Pflaster eingelassenen Grabplatten wurden herausgehoben, an den Wänden des rechten Seitenschiffes aufgestellt und die Stelle, wo sie ehemals lagen, genau bezeichnet. Es ist die Grabplatte des Herrn Magisters *Nicolaus Conecyus* Cancellarius der alten Stadt Prag, welcher 1616 den 6. Octobris selig im Herrn entschlafen ist. Er ist in ganzer Figur „fürtrefflich" plastisch dargestellt und mit einer Umschrift, welche alle seine Titel und Würden enthält, versehen. Ein Grabstein gehört dem *Pavlanský de Fauenmuri,* ehrsamen Stadtrathe der Altstadt. Er war Bergmeister der Altstädter Weinberge. Eine Grabplatte gehört dem *Carl Hubatius* und seiner Ehefrau. Hubatius war ein großer Wohlthäter der Kirche. Er errichtete anno 1695 vor dem marmorenen Sacraments-Häuschen an der Evangeliumseite im Presbyterium ein „Ewiges Licht" für alle Zeiten. Carl Hubatius war ehrsamer Bürger und Fleischhauer der alten Stadt Prag, und hat auf seiner Grabplatte auch das alte Fleischer-Zunftzeichen, den zweischwänzigen Löwen mit dem Fleischerbeil in den Pranken abgebildet gehabt; als aber seine Nachkommen wegen ihren Verdiensten in den Adelstand erhoben wurden, so wurde dem Löwen auf der Grabplatte das Fleischerbeil abgemeißelt; doch ist auf der Grabplatte bis heutigen Tages der Löwe mit deutlichen Spuren des Fleischerbeiles zu sehen

Lichtdruck von JAFFE & ALBERT, Wien

Lichtdruck von JAFFÉ & ALBERT, Wien

Beiträge zur Geſchichte der Liebfrauen-Kirche in Wiener-Neuſtadt.

Von *Wendelin Boeheim.*

II.

DER Bau des Langſchiffes mit den beiden niedrigen Abſeiten und zweifelsohne die oberen nicht mehr beſtehenden Theile der beiden Thürme, endlich der gleichfalls im 15. Jahrhundert abgebrochenen Apſiden fällt, nach dem noch Vorhandenen zu urtheilen, in die Zeit um die Mitte und mehr gegen die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nach den urkundlichen Nachrichten zu ſchließen, hatte der Kirchenbau noch vor der gänzlichen Vollendung einen vorläufigen Abſchluß ſchon 1359 gefunden, denn nach Duellius. „De Fundatione Templi Cathedralis Austriaco-Neopolitani etc. Norimbergae 1733“ wurde die Kirche im genannten Jahre ein erſtes Mal eingeweiht. Es heißt darin pag. 6: „In Codice Membr.[1] cit. ad festum Depositionis S. Rudberti habetur exaratum: In literis indulgentialibus quidam Archiepiscopus Salzburgensis meminit Ecclesiam hujus Novae Civitatis parochialem consecratam in honorem B. V. Mariae et S. Rudberti a quodam D. Joanne Episcopo Chimensi sub data anni 1279; in nullis aliis literis reperi aliquid de S. Rudberto. Fuit autem haec Ecclesia antea vocabulo B. Virginis intitulata ut habetur in antiquioribus literis, quae sunt de Data Anni Dom. 1259.“

Dieſer Angabe entſpricht allerdings die Beobachtung, daſs wir an dem romaniſchen Theile der Kirche noch heute zwei von einander verſchiedene Bauſchulen unterſcheiden können, wonach es ſcheint, daſs die Theile der älteren 1259, die der jüngeren aber 1279 ihren Abſchluß gefunden haben; es iſt aber auch noch eine andere Urſache der zweimaligen Einweihung anzunehmen, welche politiſcher Natur iſt. Die erſte Einweihung fällt in die Regierungszeit Otakar II., die zweite in jene Rudolph I., ein Jahr nach ſeinem Regierungsantritte. Es wäre nicht unmöglich, daſs der letztere, um alle Spuren der früheren Regierung im Volke zu verwiſchen, dieſe zweite Einweihung angeordnet hätte.

Heute nach ſovielen Umbauten laſſen ſich die einzelnen Abſchnitte im Baue nicht mehr mit aller Präciſion feſtſtellen, doch iſt, wenn wir das Vorhandene ins Auge faſſen, ſo viel deutlich zu erkennen, daſs nach Vollendung der Façade und der Thürme, im nördlichen allenfalls bis zum vierten, im ſüdlichen bis zum fünften Geſchoße, und des nördlichen Theiles des Frauen-Chores, das Schiff bis zum ſechsten Travée begonnen und möglicherweiſe auch vollendet wurde. Die Gewölbſchlüße jedoch zeigen in den Schluß-Roſetten ſchon Formen der jüngeren Bauſchule.

Die Werkmeiſter dieſer älteren Partien gehörten entſchieden der, ſagen wir, fränkiſchen Schule an, wenn ſie auch in ihren Arbeiten eine allmälige Weiterbildung erkennen laſſen. Den Meiſtern dieſer Schule, welche ziemlich an 50 Jahre wirkten, war der urſprüngliche Plan des Gotteshauſes vor Augen gelegen, ſie waren erſichtlich beſtrebt im Aeußeren nicht nur die altgewohnten Formen, ſondern ſpeciell den Plan des Erfinders feſtzuhalten. Nicht ſo im Innern des Schiffes, alſo der ſpäteren Ausführungen. Wir finden da im Gegentheile mit den alten Ueberlieferungen des romaniſchen Styles nahezu völlig gebrochen, ſowohl was die Verhältniſſe, als auch was die Löſungen wie die Auszierung betrifft. Hier ſtand der Werkmeiſter bereits auf dem Boden der Gothik, nur die Fenſterformen, in denen er von dem Plane der Außenſeiten abhängig war, erinnern noch an die ältere Styl-Periode. Was uns bei Betrachtung des Innern weiters auffällig erſcheint, iſt ungeachtet der impoſanten Dimenſionen deſſen Kahlheit, und da tritt ein weiterer Contraſt mit der reich decorirten Außenſeite zu Tage. Möglich, daſs der Mangel an Geldmitteln zu einer möglichſt einfachen Ausſtattung zwang, denn die an einigen Stellen bemerkbaren hübſch ſculpirten Kranzgeſimſe ſowohl im rechten als im linken Seitenſchiffe vorn ſehen ſich faſt wie Muſterſtücke an.

Fig 2.

Der letzte Werkmeiſter und zweifelsohne der Vollender des Domes ſowie der (urſprünglichen) Thurme, gehörte nicht der Bauſchule ſeiner Vorgänger, ſondern, ſoweit aus den wenigen übergebliebenen Theilen ſeiner Arbeit zu entnehmen iſt, der franzöſiſchen Bauſchule der Ciſtercienſer an, oder war doch von ſelber merklich beeinflußt. Er ändert die decorativ ausgeſtatteten Geſimſe vollſtändig um und wendet Knorrenſimſe an, wie wir ſie im neuen Dormitorium zu Heiligenkreuz treffen, die dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehören. Leider ſind gerade jene jüngſten Theile dieſer Periode dem Erdbeben von 1356 zum Opfer gefallen, nur das fünfte Geſchoß des nördlichen Thurmes iſt erhalten geblieben, aber dieſer Reſt genügt, um beiläufig ſein Alter zu beſtimmen und den Contraſt mit den älteren Formen darzulegen. Allem Vermuthen nach fertigte der genannte Meiſter auch den nicht mehr exiſtirenden Chor, der vielleicht ähnlich jenem zu Trebitſch einen polygonen Abſchluß hatte, ſowie die Apſiden der Abſeiten, welche vermuthlich halbrund gebildet waren.

[1] Offenbar im Archive zu Salzburg

Sicher ſind von der Hand dieſes Werkmeiſters die älteſten Theile der abgebrochenen St. Michaels-Capelle, des Karners, geweſen, von welchem wir noch gute Abbildungen beſitzen. Die halbrunde Apſis derſelben zeigte im Kranzgeſimſe den gleichen Knorren-Fries (Fig. 2), wie wir ſelben am nördlichen Thurme finden. Die fünfſeitige Capellenanlage iſt aber entſchieden jünger geweſen und dürfte erſt gegen Ende des 13. Jahrhunderts, vielleicht nach der Feuersbrunſt von 1281 erbaut worden ſein, wahrſcheinlich ſtand das Pentagon auf den Grundveſten eines ältern kreisrunden Karners, der durch ein Elementar-Ereigniss zerſtört wurde (ſiehe Figur 10). Von dem im 15. Jahrhundert angebauten Schiffe werden wir noch ſpäter zu ſprechen haben.

Mit dem Vorſtehenden iſt der allgemeine Verlauf des Baues der romaniſchen Periode, wie ſich derſelbe aus den vorhandenen Reſten erkennen läſst, gegeben. Es iſt nur ein einziges inſchriftliches Denkmal aus jenem Zeitraume vorhanden, das aber bis nahe an das Einweihungsjahr der Kirche hinanreicht. Es iſt eine Grabplatte, welche jetzt an einem Pfeiler unter dem

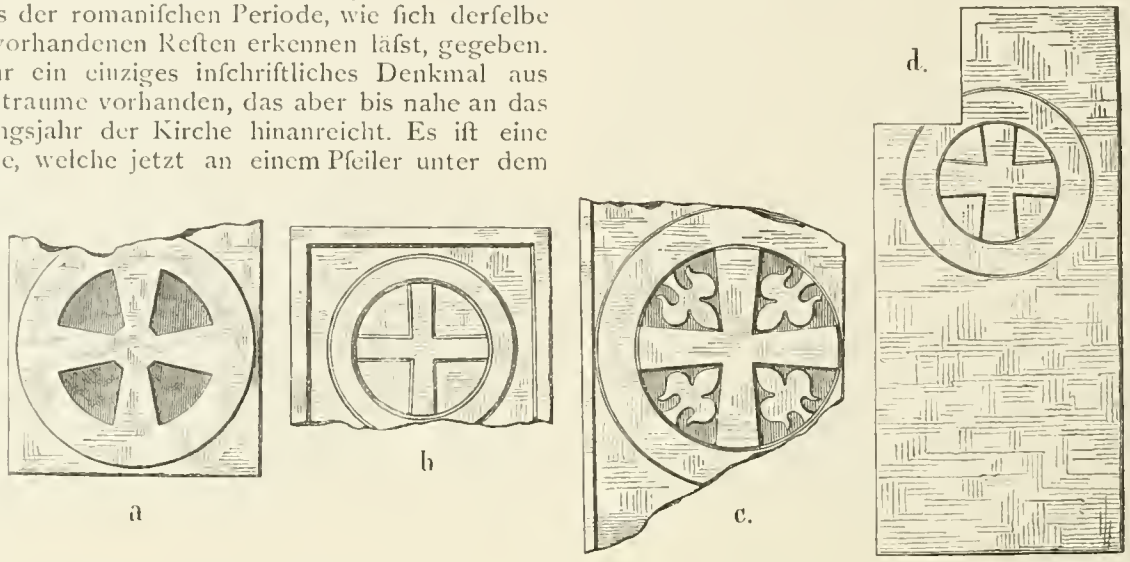


Fig. 3.

Frauen-Chore ihren Platz gefunden hat, urſprünglich aber ohne Zweifel im Presbyterium eingemauert war. Ihre Inſchrift lautet:

„Anno · Domini · m c c lxxx viij · x · Kal · Januarii · obiit · Germanus · Guglaher · magister · primator · hujus · ecclesie · necnon · fundator · altaris · st · sps · orate · pro · eo · “

In den alten Acten der Pfarrkirche wird der hier Genannte als der Baumeiſter der Kirche angenommen, es iſt aber zweifelhaft, ob unter der Bezeichnung magister primator ein Werkmeiſter, und nicht eher der Kirchenmeiſter zu verſtehen ſei, wie ſolche auch noch vom 14. Jahrhundert von der Kirche namentlich bekannt ſind. Unter den Verzeichniſſen der Altarſtiftungen finden wir den genannten Guglaher nicht mehr. Als Stifter des Heiligen Geiſt-Altares wird in den Urkunden „Georg der Maurer in Aiden“ (Stadtrichter 1345 und 1349, geſtorben um 1353) und deſſen Hausfrau Katharina angegeben. Die Stiftung datirt vom Tage Maria Magdalena 1349. Guglaher's Stiftung iſt vermuthlich noch vor dem erſten Umbau des Chores um 1360 in dieſe neue einbezogen worden.

Die Liebfrauenkirche, von ihren Werkmeiſtern vollendet, ſtand unverſehrt bis zum Tage von Pauli Bekehrung 1348, an dieſem Unglückstage wurde ſie durch Erdbeben bereits erheblich geſchädigt. Vielleicht ſchon bei dieſer Kataſtrophe, ſicher aber durch das Erdbeben vom 18. October 1356 fielen die Thürme in Trümmer, das Schiff erhielt erhebliche Beſchädigungen, der Chor ſcheint von dem Erdſtoße nicht minder arg betroffen worden zu ſein. An den Thürmen iſt die Ausdehnung der Zerſtörung noch ganz deutlich zu erſehen geweſen; die Thurmhelme waren vermuthlich vollends eingeſtürzt, die Wände aber bis zum ſechſten Geſchoße, alſo bis nahezu der Hälfte ihrer Höhe aus den Fugen gerüttelt.

Die Wiederherſtellung der Kirche fällt in die Regierungszeit Herzog Leopold III, und gleichzeitig mit dem Neubaue der gleichfalls zerſtörten herzoglichen Burg, um 1360 bis etwa 1390. Der herzogliche Baumeiſter *Michael Weinwurm* dürfte bei dieſer Reconſtruction thätig geweſen ſein, wenigſtens iſt ſeine Anweſenheit zur Zeit mehrfach conſtatirt. Er baute wie wir wiſſen die Spinnerkreuzſäule und in den ſtädtiſchen Urkunden bis 1403 wird mehrmals eines Steinmetz Michel Erwähnung gemacht. Der Herſtellungsbau erſtreckte ſich auf die Verſicherung der Thürme unterhalb durch maſſige Pfeiler, auf einen ſtarken Vorbau an der Eingangspforte und auf den Wiederaufbau der Thürme. Unter den Quadern des oberen, alſo um 1360 datirenden Theiles der Thürme fanden ſich an unterſchiedlichen Stellen ſolche mit eingegrabenen Conſecrations-Zeichen, welche in Fig. 3 *a*, *b*, *c*, *d* dargeſtellt ſind. Dieſelben gehören ihren Formen nach ſämmtlich der romaniſchen Periode an und ſtammten zweifellos von dem alten Baue der Thürme, in welchen vermuthlich, wie in Kloſterneuburg und an anderen Orten Beiſpiele vorkommen, einige obere Geſchoße ſpeciell kirchlichen Zwecken dienten. Dieſe Quadern wurden bei ihrer Neuverwendung ganz willkührlich, ohne Rückſicht auf ihre Auszierung verwendet, wie *d* erkennen läſst.[1] Dieſe Wahrnehmung iſt das erſte Beweis-Argument zu der Annahme, daſs beide Thürme vor 1356 vollendet waren.[2] An der Außenſeite der Weſt-

[1] Gütige Mittheilung des Herrn Architekten *Richard Jordan*.

[2] Ein weiteres Beweismoment bilden neuere Funde, welche erſt am Schluße der Arbeiten beim Abbruche der Thürme gemacht wurden. Man fand nämlich an der Nordſeite an beiden Thürmen in unterſchiedlicher Höhe vom Boden, aber bereits in den unteren Geſchoßtheilen Quaderſtücke eingemauert, welche an den inneren Seiten ſehr ſchön gearbeitete Sculpturen zeigen, die der ſpätromaniſchen Periode angehörten. So ein intereſſantes

Façade wurde ein Treppenthürmchen angeſetzt, um vom Platze aus auf den Frauen-Chor gelangen zu können. Eine von dem Verfaſſer vorgenommene Beſichtigung führte zu der Anſicht, daſs der dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörende Bau der Thürme wenig ſorgfaltig und erſichtlich in dem Beſtreben, nur bald fertig zu werden, vorgenommen wurde. Nur die Außenflächen beſtanden aus Quadern, der Kern war durchgehends Gußmauerwerk. Auch der ganze Reconſtructions-Plan ſcheint an dem Mangel beſtimmter Maße gelitten zu haben, oder doch vielfach abgeändert worden zu ſein, es ließen ſich ſonſt die vielen Ungleichheiten in den Formen beider Thürme kaum erklären. Die Röſchen der Thurmhelme waren in den Anſätzen ungenau berechnet, ſo daſs oberhalb in kolbigen Linien geſchloſſen werden mußte. Die Spitzbogenfenſter des ſechſten Geſchoßes wurden viel zu groß angelegt, und machten den Anblick großer ſchwarzer Löcher, ſo daſs man ſpäter im 15. Jahrhunderte für nöthig erachtete, ſie etwas zu verkleinern. Dem Mangel jeder architektoniſchen Zier an den verkleinerten Fenſtern wurde durch eine primitive Polychromirung in roth und gelb abgeholfen, von welcher rings um die Fenſter noch Spuren zu ſehen waren. Der Helm des kleinen Treppenthürmchens mußte im 15. Jahrhunderte neu aufgeſetzt werden. Von dem Herſtellungsbau am Chore iſt nichts mehr übrig geblieben und es dürfte auch dieſer deutliche Kennzeichen eines überſtürzten Vorganges an ſich getragen haben.

Am 11. Juli 1886 wurde durch die Delegirten der k. k. Central-Commiſſion Profeſſor *F. Trenkwald*, Director *A. Ilg* und Architekt *R. Jordan* im Tympanon des Hauptportales der Liebfrauen-Kirche unter einer dicken Mörtelſchichte ein Freskobild entdeckt und mit Aufwand aller Vorſicht blosgelegt. Daſſelbe, 2·60 Meter breit, iſt oben halbrund und nahm einſt den ganzen Raum des halbkreisförmigen Tympanons ein. Wir ſehen in der Mitte die Himmelskönigin in grünem Kleide mit über den Kopf geſchlagenem Mantel von blauer Farbe (Fig. 3). Sie hält das Chriſtuskind mit grünem Unterkleide und rothem Mantel im linken Arme, während ſie ſelbem mit der Rechten einen Apfel darreicht. Die Köpfe ſind nimbirt, der Nimbus des Kindes iſt durch das Kreuz bezeichnet. Die Schuhe der Madonna ſind kolbig ſpitzzulaufend und von gelber Farbe. Zu den beiden Seiten gewahrt man knieende Engel mit Rauchfäſſern in den Händen. Der heraldiſch rechts dargeſtellte trägt ein blaßgrünes Unterkleid und einen blauen Mantel, deſſen Falten nach rückwärts fliegen. Die dunklen Haare ſind kurz geſchoren, die Flügel zeigen heraldiſche Formen gothiſchen Styles. Der links dargeſtellte Engel hat in ſeinen unteren Partien durch den Bruch des Steines gelitten. Das Kleid zeigt Spuren von lichtrother Farbe mit grünem Futter, der blaue Mantel mit grünem Futter endet rückwärts in fliegende Falten. Von einem Unterkleide iſt noch eine rothe Bordüre erkennbar. Der Kopf iſt von blonden Haaren umrahmt, deren Partien leicht über die Schultern herabfallen. Beide Engel tragen nicht ſehr ſpitz zulaufende Schuhe, der eine ſchwarze, der andere gelbe. Die Rauchfäſſer beſitzen romaniſche Formen. Rechts ganz am Rande die breite Rahmung deckend, erblicken wir die knieende Geſtalt eines Donators mit weiblich jugendlichen Geſichtszügen und kurzgeſchorenem Haar, die offenen Hände anbetend erhoben. Das Unterkleid ſcheint violett, das lange weite Oberkleid, von einem Gürtel gehalten, iſt röthlich gefärbt.

Am oberen Rande in der Rahmung leſen wir in ziemlich ausgebildeten Majuskeln: S · MARIA. Der Hintergrund ſcheint tiefblau geweſen zu ſein.

Die techniſche Behandlung iſt ſehr einfach; die nackten Theile erſcheinen in blaſſer Fleiſchfarbe, die Contouren ohne Schattirungen in brauner Farbe, ebenſo ſind die Falten an den Gewändern nur durch gleichfarbige dunklere Striche dargeſtellt. Alle Geſtalten ſind kräftig contourirt, Spuren von Gold ſind nicht zu bemerken.

So einfach die Darſtellung in Bezug auf die Mittel gehalten iſt, ſo bedeutend erſcheint das Bild in Hinſicht auf die Compoſition und die Gewandtheit in der Ausführung. Die ungemein anmuthigen Bewegungen der Körper, die richtige, faſt elegante Zeichnung der Hände in den verſchiedenſten Stellungen, die graziöſen Wendungen der lieblichen Köpfe, wie nicht minder

Fig. 4

die leichte Behandlung der flatternden Gewänder erweiſen in ihrem Zuſammenhalte eine bereits vorgeſchrittene künſtleriſche Fähigkeit und eine Sicherheit im Ausdrucke, wie ſie uns nur bei Meiſtern der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entgegentreten, die in nicht geringem Grade von Italien beeinflußt ſind. Ziehen wir ſchließlich den Charakter der Schrift in Erwägung, dann müßen wir uns zu der Anſicht hinneigen, daſs das aufgefundene, für die heimiſche Kunſtgeſchichte hoch wertvolle Gemälde, wenn nicht direct in die Periode der Kirchenreſtauration nach dem Erdbeben 1356, alſo um das Jahr 1370, doch in eine wenig ältere zu reihen iſt.

Gleichzeitig mit dem Wiederaufbaue der Kirche wurde auch die Verlegung der durch das Erdbeben zerſtorten Wienergaſſe vorgenommen, welche eine mehr öſtliche Richtung erhielt. Der Pfarrplatz,

Capital mit Diſtelblattern aus einem dreifachen Saulenbundel wachſend und in dreitheiliges Rippenwerk ubergehend. Die Zeichnung des Blattwerks iſt von ungemeiner Schonheit. In dem bereits erwähnten Strebepfeiler am nordlichen Thurme, der bekanntlich aus dem 16. Jahrhundert datirt, fanden ſich gleichfalls Werkſtucke mit Sculpturen, die aber bereis in die Zeit der Gothik ſich reihen.

urſprunglich ein Quadrat Fig. 1 *i, k, l, m* bildend, welcher bis in die Wienergaſſe hineinreichte, erhielt dadurch, daſs an ſeinem Oſtrande in der neuen Richtung der Gaſſe eine Häuſerreihe gebaut wurde, ſeine jetzige trapezähnliche Geſtalt. [1]

Von den Urkunden des Stadt-Archives aus dieſer Periode hat ſich nur eine einzige gefunden, welche das Kirchengebäude ſelbſt betrifft, andere behandeln nur innere Einrichtungen desſelben, dieſe iſt aber ſeltſam genug: Eritag vor Lorenzen (13. Auguſt) 1436 trifft Niclas Pyrching Bürger zu Neuſtadt die letzwillige Verfügung, es mögen Unſerer lieben Frauen Pfarrkirche 10 ß. ₰. gereicht werden, „zu Helff, das ſie innen geweißet werd.“ Dieſe Urkunde vor Augen, wären wir faſt veranlaſst die Vandalenthaten unſerer heutigen Schwärmer für weiße Kalkwände in Kirchen milder zu beurtheilen. Jedenfalls haben wir aber hier den Neſtor der Kirchentüncher vor uns.

In dieſe Zeit fällt weiters der Beginn einer andern baulichen Arbeit, die in Beziehungen zur Kirche geſtanden iſt, ſie zog ſich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hinaus, es iſt die Mauer, welche rings um die Kirche angelegt den Friedhof einſchloß nebſt dem zur Kirche führenden Portale. Eine Stein-Inſchrift, die urſprünglich an der Mauer ſelbſt, ſpäter am Karner eingemauert war, gegenwärtig aber an der Außenſeite der Kirche ſelbſt und zwar an der Vorhalle zur Kreuzthüre angebracht iſt, berichtet uns die Jahrzahlen und Tage des Beginnes und der Vollendung, ſie lautet:

„† Anno . dm . mccccxii . Ist . angevengt . die . Friedhofmaur . egidii . vnd . ist „volpracht . barbare . virginis . xc †.“

Von dem Portale der Kirchhofmauer hat ſich noch eine, freilich ſehr primitive Abbildung in einem Kupferſtiche erhalten, der ſich in dem über die Aburtheilung und Hinrichtung der Grafen Zrinyi, Frangipani und Nádasdy 1671 erſchienenen Werke findet [1], dieſem wurde die nebenſtehende Skizze Fig. 5 entnommen.

Die dritte und letzte Periode des Baues der Liebfrauen-Kirche fällt in die Regierungszeit Kaiſer Friedrich III., ſie charakteriſirt ſich im Querſchiffe *m l* Fig. 6 dem Presbyterium *s* mit den beiderſeits anliegenden Chören *x* und *z*, und den Seiten-Capellen *o* und *n*, endlich den beiden älteren *p* und *q* und der neuen ſogenannten Silber-Sacriſtei *r*.

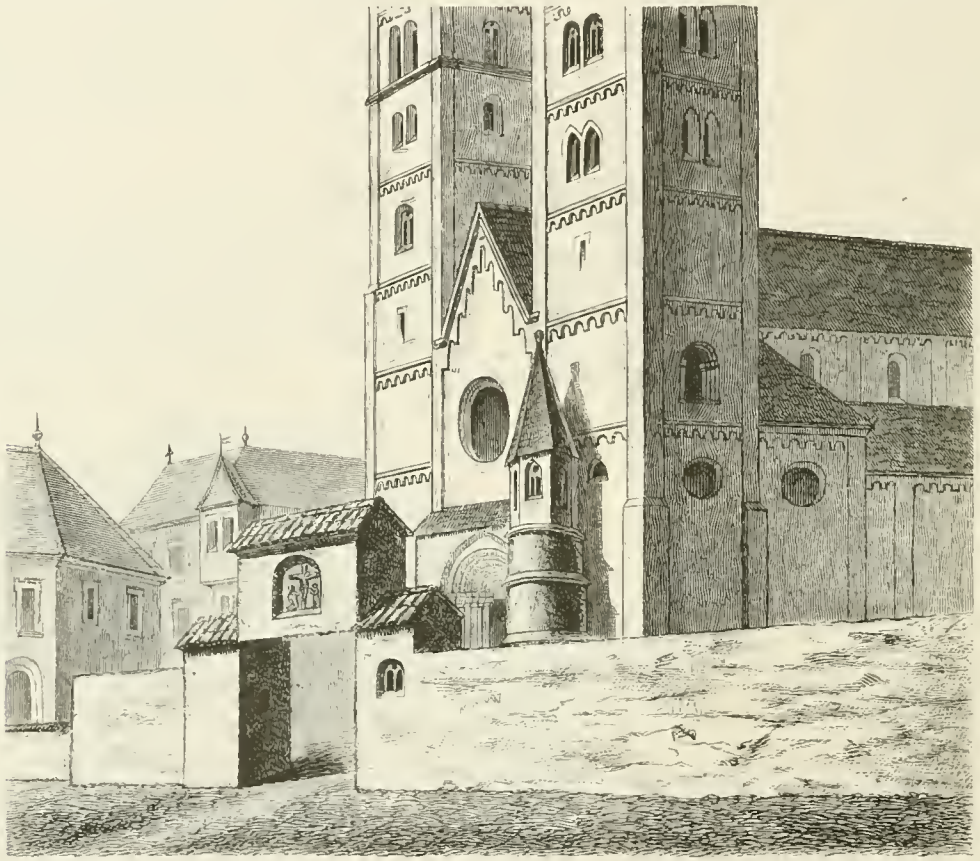


Fig. 5.

Dieſe Anlagen aus dem 15. Jahrhundert entſtammen nicht einem einheitlichen Plane; zum Theile aus der kaiſerlichen Kaſſa, zum Theile aus Schenkungen und Vermächtniſſen der Bürger beſtritten, wurde je nach dem augenblicklichen Bedürfniſſe und den jeweilig vorhandenen Mitteln eine Räumlichkeit zur anderen gefügt. Ueber die Art, in welcher die Koſten des Baues von Seite des Kaiſers beſtritten wurden, belehren

[1] Auch der Hauptplatz hatte von ſeinem erſten Conſtructeur eine quadratiſche Geſtalt erhalten. Die Spitzen des Quadrates fielen genau in eine Kreislinie, die ihren Mittelpunkt in der genannten Baſisſtraße hatte. Im Laufe der Jahrhunderte bildeten ſich erſt die kleinen Unregelmäßigkeiten heraus, die wir noch heute wahrnehmen

[1] „Ausführliche vnd Warhafftige Beſchreibung, Wie es mit denen Criminal-Proceſſen vnd darauff erfolgten Executionen, Wider die drey Graffen Frantzen Nadaſdi, Peter von Zrin vnd Frantz Criſtophen Frangepan, eigentlich hergangen. — Gedruckt zu Wien in Oeſterreich, bey Mattheo Cosmerovio, Rom. Kayſerl. Mayeſtatt Hoff Buchtruckern im Jahr 1671.“

uns zwei Documente. In dem erſten, Eritag nach Michael (30. September) 1466 datirt, wird Hanns Pirger Kirchenmeiſter an den Marktrichter Scheinner zu Neunkirchen betreffs 12 Talente Denare zum Baue der Liebfrauen-Kirche gewieſen, in dem zweiten, Mittwoch nach Coloman (15. October) 1466 weiſt die Regierung den Kirchenmeiſter an die Wölfinn zu Neunkirchen bezüglich 12 Talente Denare zur Notdurft des Baues Unſerer lieben Frauen Pfarrkirche.[1] Das erſte Vermächtnis „zum pau Unſer liebe frawn pharkirche“ finden wir in einem Teſtamente von 1445, ſpäter und bis ins 16. Jahrhundert hinein enthält nahezu jedes Teſtament eines Bürgers oder einer Bürgersfrau ein Legat zum Kirchenbau bis zu 100 Pfund Pfennigen und darüber.

Die früheſte Jahrzahl, welche wir an den Bauwerken der jüngſten Periode treffen, iſt 1449, dieſelbe bezeichnet die Vollendung des Chores an der Evangelienſeite *x* unter dem Bauherrn Niclas Ottentaler, der ſich ſelbſt in der Inſchrift „verpringer des paws“ nennt.[2] Wir müßen alſo den Beginn des Neubaues etwas früher ſetzen, der Beginn des Querſchiffes ſelbſt, und des Chores an der Epiſtelſeite *z*, dürfte aller Wahrſcheinlichkeit nach in das Jahr 1441 fallen. Das Presbyterium wurde, wie die Jahreszahl am Gewölbeſchluſſe beſagt, 1467 vollendet. Obwohl kein Name oder Wappen den Bauherrn desſelben bezeichnet, ſo erfahren wir doch aus den vorerwähnten Urkunden, daſs als Kirchenmeiſter und Bauherr Hanns Pirger wirkte.

Der Anlaſs zu einem vollſtändigen Umbau des alten Presbyteriums von c. 1370 war gewiſs weniger in deſſen Schadhaftigkeit, als in der Unzulänglichkeit des Raumes desſelben gelegen geweſen, die dringend Abhilfe gefordert hatte. Der alte Chor war von nur geringer Tiefe, die beiden Seitenſchiffe beſaßen vermuthlich kleine Apſiden mit halbrunden Abſchlußen. In der Mitte des Chores befand ſich überdies eine Gruft von mäßiger Ausdehnung und Tiefe, zu welcher eine Stiege von 16 Stufen hinabführte In derſelben fanden ſpäter die Kinder des Erzherzogs Ernſt des Eiſernen, Ernſt, Rudolph, Leopold, Anna und Alexandra, welche im frühen Jugendalter ſtarben, ihre Ruheſtätte. Im Jahre 1440 mußte ſich die Knappheit des Kirchenraumes als eine Calamität darſtellen. Herzog Friedrich III., welcher die Nachricht ſeiner Wahl zum römiſchen König am 9. Februar erhielt, hatte beſchloſſen, die Feierlichkeit der Annahme ſeiner hohen Würde in der Liebfrauen-Kirche abzuhalten, die unter den übrigen Kirchen immerhin noch den bedeutendſten Innenraum beſaß; in der Burg, die an vielen Theilen noch unfertig war, verfügte man noch weniger über eine entſprechende, für eine ſo glanzende Feſtlichkeit ausreichende Räumlichkeit, nachdem damals noch nicht einmal die Georgs-Kirche erbaut war. Die Feierlichkeit fand am 6. April ſtatt. Wir erfahren aus den Wiener Stadtrechnungen von 1440, aus welchen Functionären die Geſandtſchaft des Reiches beſtand, da dieſelben bei ihrer Durchreiſe von der Stadt mit einer „Ehrung“ bedacht wurden.[1] Es waren die Herren von Prag und Nürnberg, die Räthe von Cöln und Brandenburg, jene des Pfalzgrafen am Rhein, und von Plauen, endlich ein Herr von Lichtenſtein (wahrſcheinlich Chriſtoph). Nimmt man nun weiters den Clerus, den Hofſtaat Friedrich's, den zahlreichen Adel des Landes, endlich den Rath der Stadt mit der Bürgerſchaft in Betracht, welche Corporationen doch in der Kirche entſprechende Plätze erhalten mußten, ſo mag daraus die Schwierigkeit erkannt werden, welche bei dieſer Gelegenheit waltete. König Friedrich ſchreibt darüber in ſeinem Memorienbuche: — — „vnd hab das (die Wahl) aufgnomen zu der neuſtatt in vnſer fraumpfarkiern mit der zirhait, die darzue gehört, an dem (Mittic)hen nach quaſimodogeniti — — —“ Für die Reſidenz des römiſchen Königs mußte alſo an ſich ſchon für eine entſprechend geräumige und prächtiger geſchmückte Hauptkirche geſorgt werden. Damit ſtehen auch zweifelsohne die Beſtrebungen Friedrich's im Zuſammenhange, durch die Berufung der regulirten

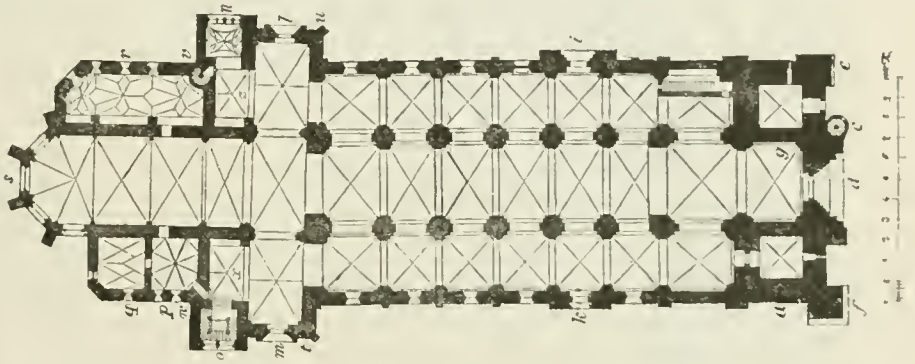


Fig 6

Chorherren den Gottesdienſt impoſanter zu geſtalten; ebenſo war durch die endlich 1469 gelungene Bemühung desſelben, Neuſtadt zum Sitze eines Biſchofs zu erheben, ein weiteres Bedurfnis zur Erweiterung des Innenraumes aufgetreten.

Man erkennt in weiteren Maßnahmen Friedrichs in der Liebfrauen-Kirche ganz wohl den Gedankengang desſelben. In dem Streben, den Glanz ſeines Hauſes hervorzuheben, ließ er über der Gruft ſeiner verſtorbenen Geſchwiſter im „neuen Presbyterium“ eine Tumba aus rothem Marmor errichten. Dieſe Tumba wurde, wahrſcheinlich 1768 bei Gelegenheit der Aufſtellung des jetzigen Hoch Altars, entfernt, wir beſitzen von ſelber eine freilich wenig genaue Abbildung in *Herrgott's* Taphographie IV, Tafel XII, wo ſelbſt auch pag. 230 eine Beſchreibung des Kunſtwerkes gegeben wird. Nach ſelber beſtand die Tumba aus einem vierſeitigen Aufbaue von 116 Cm. Höhe aus rothem Marmor, der oberhalb mit einer feulpirten Marmorplatte bedeckt war. In letzterer, welche noch vorhanden und im Querſchiffe an der Evangelien-Seite nächſt der ſogenannten Biſchofsthüre an der Wand aufgeſtellt iſt, erblickt man den Bindenſchild mit dem

[1] Jahrbuch d. kunſthiſt. Sammlungen d. Allerh. Kaiſerhauſes. Regeſten.

[2] Dieſe Bezeichnung „verpringer“ konnte leicht zu der Annahme führen, das Ottentaler Steinmetz geweſen war. Ohne die Möglichkeit einer ſolchen Annahme zu beſtreiten, muß derſelben dennoch entgegen gehalten werden, daſs in keinem der vielen dieſer Perſönlichkeit erwähnenden Urkunden im Stadtarchive über das Handwerk derſelben etwas verlautet. An mehreren Stellen im Innern der Kirche erſcheint ein Wappen Drei Kronen in einem rechts laufenden Schragbalken. *Freihers v. Sacken* bezeichnet es ſonderbarer Weiſe als jenes der Neudecker Nach einem im Stadt-Archive vorhandenen Siegel iſt es das Wappen des Niclas Ottentaler.

[1] *Chmel*, Geſch. K. Friedrichs III. etc. I Beilage XXX pag. 57-II pag. 11 und 21 ff. *Schlager* Wiener Skizzen III pag. 85

gekronten Stechhelm und dem Pfauenſtoß, von Engeln und Löwen gehalten. In den Ecken finden ſich die Wappen von Steiermark, Kärnten, Krain und Tyrol. Die ganze Darſtellung iſt von einer Leiſte umrahmt, in welcher die folgende Inſchrift in ſchwülſtigem Latein zu leſen iſt:

„Illustris · princips · domini · clariſsime · vitis · Arnesti · grati · archiducis · austrie · nati · hic · requiescunt · et · anni · domini · crescunt · ad · m · et · quadruplex · c · binum · X · I · quoque · duplex · " (Fig. 7).

Von den Seitenflächen, welche mit Wappen geziert waren, ſind in *Herrgott* nur eine Lang- und eine Querſeite dargeſtellt. Auf erſteren erkennen wir Burgau,

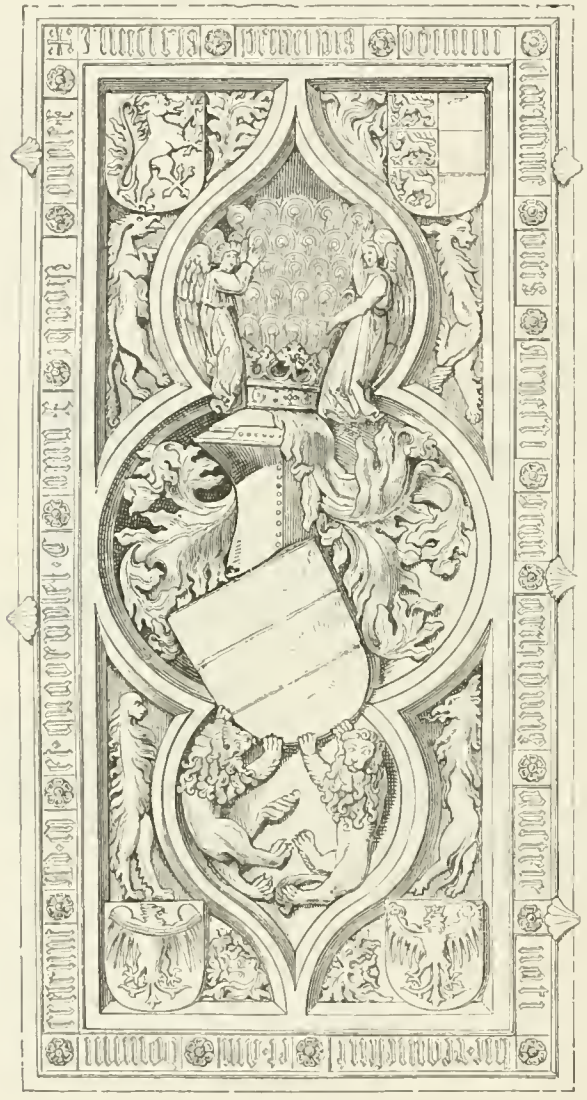


Fig. 7.

Elſaſs, ein drittes Wappen iſt undeutlich gegeben; im Texte wird es als Pontus Naonis bezeichnet, auf letzterer findet ſich Alt-Oeſterreich und Habsburg. Im Ganzen ſollen 13 Wappenſchilder dargeſtellt geweſen ſein.

Die Tumba iſt nach der Sculptur an der Deckplatte zu ſchließen, ungeachtet aus der Inſchrift 1422 herauszuleſen iſt, nicht vor 1460, eher ſpäter, gefertigt worden, dafür ſpricht der Styl, nicht minder aber eine Anzahl Wappen, auf welche Friedrich um 1422 nicht einmal einen Anſpruch erheben durfte. Weiters konnte ſich die Jahreszahl 1422 nicht auf alle hier beſtatteten Kinder beziehen, höchſtens auf zwei, denn Leopold ſtarb vor 1424, Anna am Martinstage 1429, Ernſt aber erſt am Lorenztage 1432. Es iſt darum zu vermuthen, daſs auf der vorhandenen Grabplatte jene Inſchrift wiedergegeben wurde, welche auf einem älteren Steine befindlich war, der die Gruft zu einer Zeit bedeckte, als nur zwei Kinder des Erzherzogs Ernſt darin beſtattet waren. [1]

Im Chorſchluße finden ſich drei Sedilien, von welchen leider das zierliche Maßwerk ausgebrochen iſt. *Freih. v. Sacken* kannte deren urſprüngliche Beſtimmung nicht, ſelbe möge daher hier ihre Stelle finden. Dieſelben dienten als Sitze für den Prieſter und zwei Laien, gewöhnlich dem Kirchen- und dem Spitalmeiſter zur Entgegennahme der Spenden bei den ſogenannten „Opfergängen," wie ſelbe noch heute

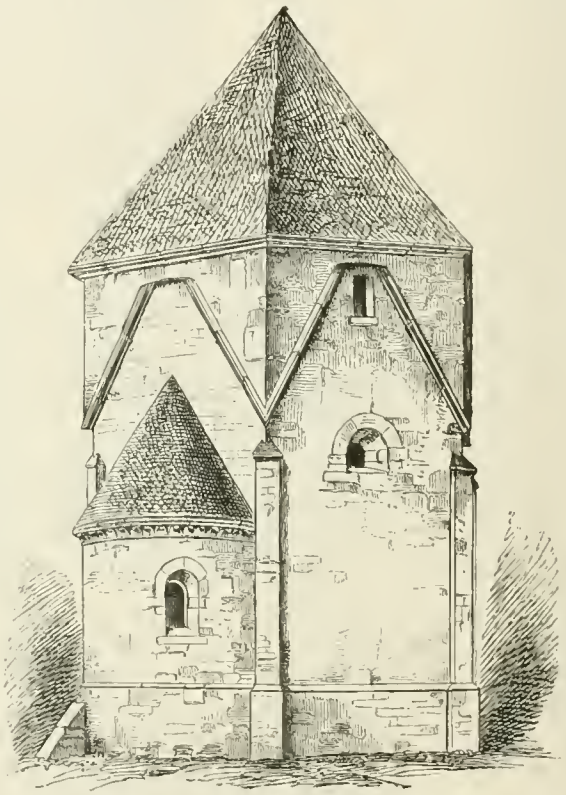


Fig 8.

in Neuſtadt und auch anderswo üblich ſind. An größeren Feſttagen nach der Hauptmeſſe ordnen ſich nämlich die Gläubigen, ziehen um den Hoch-Altar und legen in die Hände der genannten Perſonen ihre Spenden nieder.

Die Capital-Linie des neuen Chor-Baues fällt nicht in die Verlängerung jener des Schiffes, ſondern divergirt mit ſelber um beiläufig 10 Grade. Aehnliche Diverſionen, und in weit größerem Maße, kommen auch an anderen Kirchen, wie unter anderen an der Kirche Maria am Geſtade zu Wien, an der Sebalds-Kirche zu Nürnberg vor; hier findet dieſe Ablenkung von der Richtung ihre Erklärung. Die Veranlaſſung war durch den Umſtand gegeben, daſs die Abſchlußmauer des Schiffes, welche zweifelsohne noch dem

[1] Vergl. auch *Fronner* J. N. Mon. N. Civitat. Lib. III. Analogien im Style und der Compoſition mit dem Sarkophage Friedrich III. in der Stephanskirche in Wien, führen auf Niclas Lerch als Meiſter dieſes Werkes, dann kann daſſelbe nicht vor 1467 errichtet worden ſein.

älteren Baue angehört, wahrſcheinlich Schwierigkeiten in der Fundirung wegen, eine ungleiche Stärke beſitzt und überhaupt ſehr irregulär ſich darſtellt. Der Werkmeiſter war dadurch genöthigt an eine ſchief laufende Wandfläche anzuſetzen und es entſtand für ihn die Alternative, entweder ſein Querſchiff, und vor allem das Rippenwerk, der Stolz eines Meiſters, unſymmetriſch zu geſtalten oder von der alten Mittellinie abzuweichen. Er wählte das letztere und führte ſeinen Bau ſenkrecht auf die ſchräge Abſchlußwand. Originell in ihrer architektoniſchen Anlage und von reicher Wirkung erſcheinen die beiden Seiten-Capellen *x* und *z* mit den darüber angeordneten offenen Oratorien, durch welche der Meiſter unterhalb Raum für mehrere

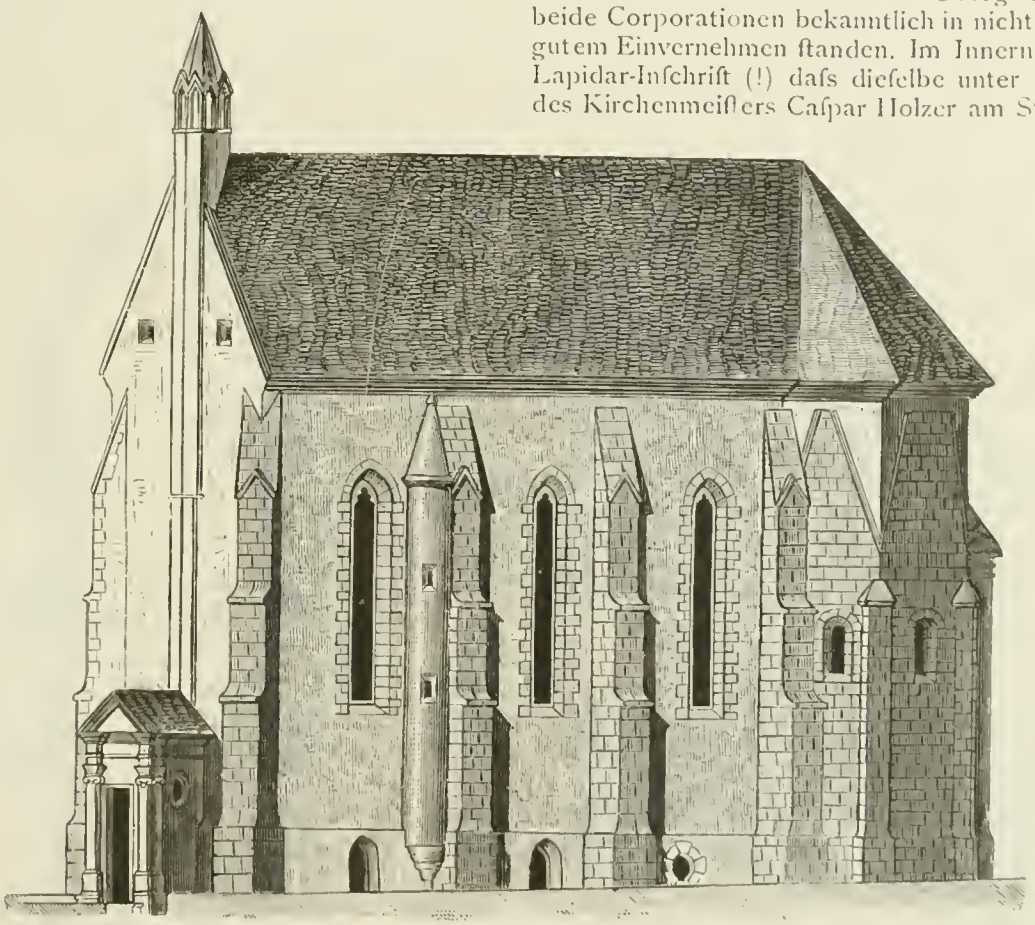


Fig. 9.

Altäre und Grüfte, oberhalb Plätze für Frauen und vornehmere Einwohner ſchaffte. Speciellen Stiftungen entſtammen die anliegenden Capellen *o* und *n*, von welchen die letztere noch das alte ſchöne Rauten-Gewölbe beſitzt. Die Spitzbogenfenſter an beiden Capellen zählen zu den correcteſten Muſtern ſpätgothiſcher Baukunſt, ihr Maßwerk iſt als Vorlage in Schulen zu empfehlen. Die rechtsſeitige Capelle *o* iſt im Jahre 1800 um eine bequemere Verbindung zu dem neuerbauten Oratorium zu vermitteln, in ein Stiegenhaus umgewandelt worden. Dieſes Oratorium wurde über die 1486 und 1487 erbaute Sacriſtei *p* und *q* aufgeſetzt. [1] Bei dieſem Umbaue wurde eine ſculpirte Darſtellung von Wappen und Marken, welche urſprünglich an der Außenſeite der eigentlichen Kirchenwand ſich befand, und auf welcher auch die Jahreszahlen 1486 und 1487 erſichtlich ſind, an die neuerbaute Wand überſetzt. Die alten Communicationen auf das Oratorium und das Kirchendach waren mit jener an der Epiſtelſeite ganz gleich, wie die noch vorhandenen Reſte der Schneckenſtiege an der Außenſeite zeigen. Die beiden letzteren Jahreszahlen bezeichnen die Periode der Erbauung der älteren Sacriſtei unter dem Bürgermeiſter Jacob Kölbel. Der jüngſte Theil des Baues iſt die ſogenannte Silber-Sacriſtei an der Epiſtelſeite. Die Erbauung einer zweiten Sacriſtei ſteht in Beziehung zur Berufung der Chorherren an die Liebfrauen-Kirche neben den Georgsrittern, welche beide Corporationen bekanntlich in nichts weniger als gutem Einvernehmen ſtanden. Im Innern bezeugt eine Lapidar-Inſchrift (!) daſs dieſelbe unter der Leitung des Kirchenmeiſters Caſpar Holzer am St. Colomanstage 1491 vollendet wurde. Das Thürmchen am Dache des Querſchiffes wurde auf Koſten des kaiſerlichen Büchſenmeiſters Conrad Weiß errichtet, welcher in ſeinem Teſtamente vom 22. December 1482 hiefür vier Pfund Pfennige widmete.

Unmittelbar nach Vollendung der älteren Sacriſtei beeilten ſich angeſehenere Bürger Ruheſtätten in derſelben wie auch in der vorliegenden Capelle zu erhalten. So beſtimmt der ehemalige Bürgermeiſter Hans Pirger in ſeinem Teſtamente vom 4. December 1487: „das man mich beſtätt in dem newen fagrer, ſo dann meine Freundſchaft liegt"; zum Baue ſpendet er fünf Pfund Pfennige. [1] Ebenſo wünſcht Andre Haller in ſeiner letztwilligen Verfügung Sonntag vor Michaelis 1488

[1] Bei dieſer Gelegenheit wurde im Presbyterium das noch beſtehende Fenſter ausgebrochen, wobei das große von Kaiſer Friedrich III 1493 geſtiftete St. Chriſtoph darſtellende Wandbild, das wir ſpäter erwähnen, zu Grunde ging.

[1] Wohl nur zur Ausſtattung im Inneren.

im „neuen fagrer“ beſtattet zu werden; zum Bau des Sagrers widmet er 24 ungariſche Gulden. Meiſter Heinrich Hopf, Lehrer der Arznei, verordnet in ſeinem Teſtamente vom 15. Februar 1491 „under dem paradeis vor Vnnſer Lieben Frawen pildnus ober der thür“ beſtattet zu werden, und daſs man ihm ein Epitaphium oder eine Tafel machen laſſe mit den Bildniſſen Unſerer lieben Frau und der heil. Bartholomaus, Erasmus und Chriſtoph. Mit dem letzterwähnten iſt aber keineswegs das große Wandbild des heil. Chriſtoph an der Evangelienſeite des Presbyteriums bezeichnet, welches Kaiſer Friedrich III. 1493 errichten ließ. Es iſt wie vorhin erwähnt leider 1800 zerſtört worden, aber ſchon früher und zwar in Folge des großen Brandes 1494 hatte das Bild erheblich gelitten. Hanns Eſtenfelder Schirrmeiſter (Fechtmeiſter) verordnet in ſeinem letzten Willen vom 1. September 1495, daſs der Pfarrkirche ſechs rheiniſche Gulden gereicht werden mögen, um den Sanct Chriſtoph daſelbſt zu beſſern. Bei einer im Jahre 1858 vorgenommenen Reſtauration des Presbyteriums wurde der untere Theil des Bildes entdeckt und die daſelbſt angebrachte Inſchrift blosgelegt. Sie lautet: „Anno domj 1493 am Sambſtag nach ſand Jorgen tag hat vnſer Allergnedigiſter Herre der Römiſch Kayſer Friderich der dritt des namens den ſand Criſtoffen machen laſſen. a·e·i·o·u·“ Um endlich aller Bauten in dieſer Periode Erwähnung zu machen, gedenken wir noch des oberen Theiles des Stiegenhäuschens zunächſt dem Haupt-Portale. Der Bau desſelben ſowie die des Verbindungsganges mit dem Sing-Chore iſt augenſcheinlich eine Reparatur und datirt, wie die Jahreszahl am inneren Eingange zur Chorſtiege beſagt, aus dem Jahre 1469.[1]

Ein eingehendes Studium der Urkunden hat leider noch zu wenige Daten zur Eruirung der Meiſter am Kirchenbau des 15. Jahrhunderts ergeben. Immerhin und wenn wir auch in dieſer Beziehung auf Vermuthungen uns beſchränken müßen, iſt doch in der Forſchung ein Schritt weiter gemacht, daſs wir eine Zahl von Werkmeiſtern aus jener Periode, und theilweiſe ſelbſt ihre Lebensverhältniſſe zu eruiren vermochten. Um die Mitte des Jahrhunderts war der angeſehenſte Steinmetz in Neuſtadt Caſpar Sorger; er erſcheint unter anderen auch als des Römiſchen Königs Gärtner, Pfinztag vor Urbani 1450 als Zeuge in einem Freundſchaftsbeweiſe. Er ſtirbt 1451 und ſetzt in ſeinem Teſtamente ſeine Hausfrau Margaretha als Erbin ein. Mit Sorger gleichzeitig wirken auch Lucas Schaber († 1469) und Andre Leyner von Würflach († 1474) in der Stadt, um 1470 auch Paul Widmer, er erhält 1475 das Bürgerrecht und wird Stadtmeiſter. Der Meiſter des Chores dürfte Peter von Puſica geweſen ſein, der 1475 aus dem Leben ſchied. Puſica iſt auch von 1452 bis 1474 Baumeiſter an der Kirche von St. Peter an der Sperre beim Wiener Thore geweſen. Sein Steinmetz-Zeichen findet ſich oberhalb an dem ſchönen Portale dieſer Kirche und es ſcheint auch, daſs das ſchöne Wappen mit dem Fiſche, das wiederholt an der Außenſeite auftritt, ihm angehört hat.

Nach dem hohen Anſehen, welches der Steinmetz Jörg Goltperger in Neuſtadt genoſſen hatte, zu ſchließen, wäre mit Beſtimmtheit anzunehmen, daſs dieſer an den ſpäteren Bauten des Presbyteriums Antheil gehabt hatte. Jörg Goltperger, der urſprünglich in Wien anſäſſig geweſen war, iſt der Sohn des Meiſters Michel Goltperger († 1466), der gleichfalls in Neuſtadt wirkte. Jörg der um 1510 aus dem Leben ſchied, hatte ſich viele Verdienſte um den Wiederaufbau der 1494 durch Brand zerſtörten Stadt erworben.

Die jüngſten Bauten, die Silber-Sacriſtei etc. ſind ſicher Werke des Steinmetzes Sebald Werpacher († 1503). In dem Gedenkbuche des Bürgermeiſters findet ſich unterm Eritag vor Philippi und Jacobi 1482 die Stelle: „Verfolgt, daz man maiſter Sewolter, ſteinmetz, zu der ſtatt paw nach bevelh der k. maj aufnehmen ſol.“

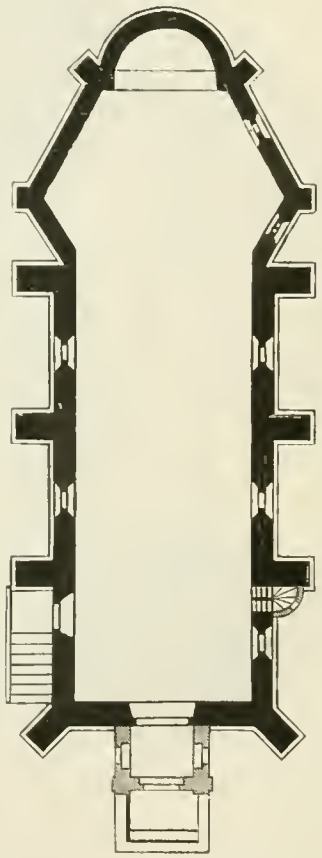


Fig. 10.

Zum Schluße mögen noch einige Bemerkungen über die Capelle am Karner folgen, welche bedeutungsvoll dem heiligen Michael geweiht geweſen war. Sie war im Gegenſatze zur Liebfrauen-Kirche genau orientirt. Die halbrunde Apſis ſtammt wie erwähnt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der urſprüngliche Capellenraum mochte ähnlich den Karnern von Tulln, Hadersdorf, Mödling etc. kreisrund mit vortretendem Portale conſtruirt geweſen ſein. Dieſer Theil wurde ſpäter gegen Ende des Jahrhunderts durch eine fünfſeitige Halle erſetzt, die an die intact gebliebene Apſis angeſetzt wurde, Fig. 8 und 10. Um 1460 entſtand das Schiff

[1] Hier ſei auch zugleich erwähnt, daſs die Verbindung der beiden Thürme etwas über der Höhe des Giebels durch eine Brücke eine nicht nur nicht urſprüngliche, ſondern vielmehr erſt eine Anlage war, die nicht über das 18. Jahrhundert hinaureicht. Die älteſte Brücke von Holz wurde (kaum vor 1768) zu dem Zwecke gebaut um, ohne den Singchor zu betreten, vom ſüdlichen in den nördlichen Thurm gelangen zu können. In der Feuersbrunſt von 1834 ging ſie zu Grunde und wurde durch eine ſchmiedeiſerne Brücke erſetzt, die lange Zeit den Stolz der Bewohner bildete und als ein Wahrzeichen der Stadt angeſehen wurde, veranlaſst durch die irrige Meinung, ſie ſei die höchſte Brücke in Deutſchland.

von drei quadratiſchen Travées mit geradem Abſchluß und dem in die Mauer eingeſetzten Thürmchen. Die hier beigegebenen Zeichnungen geben, Fig. 9, 10, letztere den Grundriſs, erſtere die Anſicht der Kirche von der Südweſtſeite, wie ſie ſich um 1820 darſtellte. Beide letzteren Darſtellungen ſind Copien von einem Plane, welchen der damalige Baumeiſter Joſeph Koch fertigte und der Alterthums-Sammlung zu Neuſtadt verehrte. Bezüglich des Meiſters des Schiffes geht unſere Vermuthung dahin, ſie ſei ein Werk Peter's von Puſica. In ſeinem Teſtamente vom 6. April 1475 verordnet er, daſs ſeine Kinder am Karner ein Lichthaus machen laſſen ſollen, hinter dem vordern Altar, dergeſtalt, daſs das Licht am Friedhofe zu ſehen ſei, aber innerhalb angezündet werde. Schon 1482 beginnen aber die Nachkommen des dahingeſchiedenen Meiſters zu verarmen, ſo daſs dieſe nicht mehr im Stande ſind das Oel für das ewige Licht zu beſtreiten. 1489 geſtattet ihnen der Stadtrath, daſs das Licht nur an jedem Quatember von ihnen anzuzünden ſei. Das in beiden Figuren 9 u. 10 dargeſtellte Vorhaus, ſowie die im Grundplane erſichtliche Stiege an der Evangelienſeite ſind Werke des vorigen Jahrhunderts und kommen hier nicht in Betracht.

II. Der Hoch-Altar.

Von dem älteſten Hoch-Altare der Liebfrauen-Kirche haben wir keine Kenntnis mehr, er beſaß ohne Zweifel die gewöhnlichen einfachen Formen romaniſcher Altäre mit geringer künſtleriſcher Ausſchmückung. In dem Erdbeben von 1356 ſcheint derſelbe gleich der Apſis, in der er geſtanden, Schaden gelitten zu haben, doch melden uns erſt Urkunden vom Jahre 1363 von einer Erneuerung. Wir erfahren nämlich aus dem Gültenverzeichniſſe dieſes Altares, daſs die Stifterin desſelben die Wittwe des alten Peter Poringer geweſen iſt. Dieſe Stelle Datum Mittich nach Reminiſcere 1363 bezieht ſich gewiß auf einen vorgenommenen Umbau desſelben nach dem Erdbeben 1356.

Am Cäcilientage (22 November) 1437 trifft die Bürgersfrau Margaretha Rumpler unter anderem die teſtamentariſche Verfügung „daſs man von erſt xxxij ℔ ₰, ſo mein erſter man zu einer tafel auf Vnßerer Frawn altar, vorn im kor in der pharkirche gelegen, gemeint hat, ausrichten vnd das liecht auf der parkirche beleuchten ſol. Item ich ſchaff xx ℔ ₰, das man die zu des heilige geiſts altar anlegn ſoll.“ [1]

Die Ausführung der Beſtimmung ſcheint ſich aber verzögert zu haben, denn 1438 „an Unſerer lieben Frauen Abend zu der parnwart“ (14. Auguſt) beſtätigt der Gatte der Obigen, Caſpar Rumpler in ſeinem Teſtamente die Verfügungen ſeiner Ehefrau, jedoch mit dem Beiſatze: „doch alſo, ob man in derſelben jars friſt darzu anhueb zu machen; geſchech, daz aber nicht, ſo main ich vnd ſchaff die vorgenannten xxxij ℔ ₰ zu ſand Johanns altar zur meß“ etc. Ebenſo beſtätigt der Erblaſſer die Verfügungen ſeiner Hausfrau bezüglich des Heiligengeiſt-Altares und wünſcht daſs derſelbe angelegt werde.[2] Es iſt unbekannt ob, das Legat für den Hoch-Altar wirklich verwendet wurde; in den, den St. Johannes-Altar betreffenden Urkunden und Verzeichniſſen findet ſich darüber nichts.

Im Jahre 1494 am Tage nach Maria Heimſuchung (3. Juli) wurde das neue Presbyterium durch Brand

Fig 11.

hart beſchadigt, wobei der Hoch-Altar ſo ſehr gelitten hatte, daſs derſelbe durch einen neuen erſetzt werden mußte. Schon vom Jahre 1495 an finden wir in den Teſtamenten im Rathsprotokolle Legate für dieſen neu zu errichtenden Altar.

[1] Raths-Protokoll pag. 63.
[2] Raths Protokoll pag. 82

Am St. Lorenztage (10. Auguſt) teſtirt Elsbeth die Witwe des Schloſſers Stephan Helawer ihr Haus zur Hälfte „zu Vnnſer lieben Frawn pfarrkirchen zu der tafel“[1], Eritag St. Ägydius (1. September), der Schirrmeiſter Hanns Eſtenfelder zu gleichem Zwecke 10 rheiniſche Gulden.[2]

Dieſer Hoch-Altar welcher ſich bis in's vorige Jahrhundert erhalten hatte, wurde erſt im Jahre 1508 errichtet oder wenigſtens fertiggeſtellt. Seine allgemeine Form, freilich mit einer Menge ſpäterer Zuthaten aus der Zopfperiode, hat ſich in einer primitiven Zeichnung erhalten, welche unter den Bau-Rechnungsacten des jetzigen Hoch-Altars vom Jahre 1768 gefunden, und welche augenſcheinlich zu dem Zwecke angefertigt wurde, um den Zuſtand des bisherigen darzuſtellen.[3] Wir bringen dieſelbe in einer möglichſt genauen Copie in Fig. 11. Aus der, wenn auch wie geſagt ſehr primitiven Zeichnung iſt doch zu erſehen, daſs zur Zeit des Abbruches eigentlich nur mehr Reſte des gothiſchen Altares vorhanden waren und es ſcheint, als wollte der Zeichner desſelben deſſen Schäden abſichtlich recht hervorheben. Ungeachtet dieſer Bemühungen iſt es demſelben nicht gelungen, den feinen ſtylvollen Aufbau und die eleganten Verhältniſſe uns zu verbergen. Ja wenn wir uns deſſen muthmaßliche Ausſtattung vergegenwärtigen, die Niſchen und Stuhldächer mit Statuen beſetzt vorſtellen, ſo kommen wir zur Ueberzeugung, daſs mit dieſem Altar eines der ſchönſten Werke der Spät-Gothik, wenn auch noch ſo mangelhaft dargeſtellt iſt.

Wie in der Zeichnung Fig. 11 erſichtlich, iſt die Menſa mit dem ſtufenförmigen Aufſatze und dem Tabernakel ein ziemlich geſchmackloſes Werk des vorigen Jahrhunderts. Getrennt von dieſem Unterbau erhebt ſich der Torſo des gothiſchen Altar-Baues, er ſtuft ſich in fünf Abtheilungen ab, von welchen die zweite das Hauptbild enthält. Jede der übrigen drei Theilungen läuft in zierliche Fialen aus, in deren Saulenſtellungen einſt Statuen geſtanden waren. Das Hauptbild, die Himmelfahrt Mariens darſtellend, iſt in einer Niſche angeordnet; die Figuren der Jünger Chriſti ſcheinen voll rund gearbeitet geweſen zu ſein. Der nach abwärts gerichtete Strahlenſchein iſt ein ſpäteres Machwerk. Statt ſelbem war einſt vermuthlich die Seele der zum Himmel entſchwebenden Jungfrau in jener Art dargeſtellt, wie ſie zur Zeit typiſch geworden war, nämlich von Chriſtus emporgetragen. Oberhalb wird die Darſtellung von einem durchbrochenen Baldachine gedeckt, deſſen Zierlichkeit nur ſehr unvollkommen wiedergegeben iſt. Dieſes Mittelbild iſt durch Tafeln zu ſchließen, deren innere Seiten Scenen aus dem Leben Chriſti und Mariens enthalten; die Rückſeiten waren zweifelsohne bemalt. Was uns in der Zeichnung dargeſtellt iſt, dürfte nur einen Theil der Tafeln bilden, die äußerſten Flügel fehlten damals bereits, und auch die dargeſtellten, ſo ſcheint es, dürften nicht mehr verſchließbar geweſen, ſondern ſpäter feſtgemacht worden ſein. Es beſtanden ſomit ſtatt der hier dargeſtellten 18 urſprünglich 24 Scenen in je zwei in Angeln beweglichen Flügeln, ſo daſs je einer jeder Seite das Mittelbild ſchloß und die äußeren beiden Flügel umgeſchlagen wurden. Soweit aus der Zeichnung zu erkennen iſt, begann der Cyclus der rechtsſeitigen Tafel mit der Heimſuchung Mariens und ſchloß mit der Flucht nach Aegypten, an der linksſeitigen mit der Verkündigung und mit der Verſuchung Chriſti. Der obere luſtige und zierliche Aufbau enthielt, wie erwähnt, zahlreiche Statuen, die Mitteldächer im oberſten Theile waren ohne Zweifel durch die Darſtellung der Krönung Mariens eingenommen, wie das der Symbolik des Styles entſpricht. Wahrſcheinlich um die größten Schäden und Abgänge zu verdecken und die entſtandenen leeren Räume auszufüllen, wurde in der Höhe der Wimberge der erſten Fialenreihe eine in Holz geſchnitzte Darſtellung der Krönung Mariens mit an den Seiten ſchwebenden Engeln angebracht, die nach ihrer Zeichnung und Ausführung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehört, und auf welche wir ſpäter zurückkommen müßen.

Wenn wir uns den hier ſkizzirten Altar in ſeiner allgemeinen Anlage und in Beziehung auf die Art der Gruppirung der ſymboliſchen Darſtellungen näher ins Auge faſſen, dann dämmert in unſerer Erinnerung ein anderes Altar-Werk auf, deſſen Schema in der Anordnung des religiöſen Grundgedankens eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unſerem erkennen läßt, ja das gleichfalls der Himmelfahrt Mariens geweiht iſt. Wir finden dieſe auffällige Aehnlichkeit in einem Kunſtwerke, das einhellig zu den großartigſten und vollendetſten gezählt wird, und welches *Effenwein* mit kurzen gewichtigen Worten als einen „Markſtein in der Kunſtgeſchichte“ bezeichnet, dem Hoch-Altare in der Marien-Kirche auf dem Ring zu Krakau, gefertigt von Veit Stoß.

Dieſer Altar iſt allenthalben bekannt, wenn wir aber demungeachtet denſelben in einigen Worten beſchreiben, ſo geſchieht dies lediglich aus der Urſache, um auf die Aehnlichkeiten zwiſchen beiden, dem beſtehenden und dem leider zu Grunde gegangenen Werke hinzuweiſen:

Ueber die Menſa erhebt ſich eine Predella, in welcher der Stammbaum Chriſti, gewöhnlich der Stammbaum Jeſſe genannt, im Hoch-Relief dargeſtellt iſt. Auf ſelbem ſteht der eigentliche Altar-Schrein, in deſſen Niſche die Scene der Himmelfahrt Mariens in zahlreichen, theils vollrunden theils Relief-Figuren zu erblicken iſt. Marie bricht ſterbend in den Armen der Apoſtel zuſammen, während in den Wolken oberhalb Chriſtus die Seele ſeiner Mutter in den Himmel erhebt. Ueber dieſe herrlich ſchön behandelte Darſtellung wölbt ſich in ganz gleicher Anordnung ein Fialen-Baldachin wie in unſerer Zeichnung. Die Flügel ſind eintheilig, enthalten aber in ganz ähnlicher Anordnung Reliefs aus dem Leben Chriſti und Mariens, ja einzelne dieſer Scenen ſcheinen, ſoweit die Zeichnung ein Urtheil erlaubt, ganz mit ſolchen am Neuſtädter Altare in der Compoſition übereinzuſtimmen. Ueber dem Schreine erhebt ſich eine feine luſtige Baldachin-Architektur, die in Fialen ausläuft. In ihrem Innern erblicken wir in der Mitte die Krönung Mariens, zu deren Seiten zwei Engel, an den beiden äußerſten Conſolen aber zwei heilige Biſchöfe.

[1] Raths-Protokoll pag. 282.
[2] Raths Protokoll pag. 284.
[3] Das Verdienſt der Auffindung dieſer für die Kunſtgeſchichte äußerſt werthvollen Zeichnung gebührt dem unermüdlichen Ordner des Stadt-Archives zu Wiener-Neuſtadt, meinem hochgeehrten Freunde Herrn Profeſſor Dr. *Joſeph Mayer*.

Es unterliegt nun der Beurtheilung des Lefers, inwieweit diefe angedeutete Aehnlichkeit bemerkenswerth erfcheint, und eben um zu einem richtigen Urtheile zu gelangen, follen noch einige urkundliche Materialien zur Unterftützung unferer Wahrnehmungen hier folgen. Im dem Teftamente des Bürgers Albrecht Kadner Samftag nach St. Veit (20. Juni) 1506 heißt es unter anderem: „Auch fchaff ich ain pfund phenig zum Yeffe dafelbft (d. i. in der Kirche zu unferer lieben Frau zu Neuftadt) vnd zu der taft am vordern altar 1 fl. 8.“ [1]

In dem Teftamente des Bürgers Stephan Pinter vom Neujahrstage 1507: „Item mer fchaff ich zu Vnnfer Lieben Frawn thumkirchen hie zu der tafel x fl. 8, das mein lieb gefchefftherren follen ain ftugkh oder figur in der tafel faffen laffen got vnd der junkfrawn Maria zu lob vnd eren vorn im kor“ [2]

Weiters in dem Teftamente des Chriftoph Profs vom Freitag nach Erhardi (14. Jänner) 1508: „Item, ich hab in die new groß taft in der pharrkirchen die kronung Vnnfer Lieben Frawen mit zwain engl fneiden laffen; wann man die faffen wird, fchaff ich alsdann darzur ze raichen zehen phund phening...“ [3]

Endlich widmet der Handelsmann und Bürger Peter Vinckh in feiner letztwilligen Anordnung, Montag nach Lätare (3. April) 1508 zu der Tafel im Chor und zu anderen Zwecken 24 Gulden.[4]

Mit der Anführung diefer Urkunden dürfte wohl vollftändig der Beweis erbracht fein, dafs der verfchwundene Altar der Liebfrauen-Kirche in Neuftadt eine bis ins einzelne gehende Aehnlichkeit mit dem Meifterwerke Veit Stoß gehabt hatte. Wo in der Zeichnung der Tabernakel angedeutet ift, da befand fich wohl ohne Zweifel der Stammbaum Jeffes und wir kennen nun nebft dem Befteller diefes Stückes auch jene der damals bereits verfchwundenen Gruppen der Krönung Mariens und der beiden Engel und wahrfcheinlich auch der Gruppe der Himmelfahrt Mariens.

Es liegt nun nach den gegebenen Ausführungen nichts näher, als in dem Meifter des Altars der Liebfrauen-Kirche *Veit Stoß* zu vermuthen, gewifs näher, als in demfelben eine andere Perfon, etwa einen Gehilfen oder Schüler anzunehmen, der in einem an fich immerhin anfehnlichen Werke eine Copie geliefert haben follte. Nachdem uns aber bisher die Beweismittel für diefe Annahme fehlen, müßen wir uns begnügen, einige Umftände in den Verhältniffen der Stadt und des Lebens des Nürnberger Meifters zu erörtern, welche insgefammt die Annahme eher zu ftützen geeignet find.

Vor allem wenden wir uns zu dem Vorbilde, dem Marien-Altar zu Krakau. Veit Stoß begann denfelben, wie wir wiffen 1477, er wurde 1484 mit der Schnitzerei fertig, vollendete denfelben aber erft 1489. Auch der Krakauer Altar wurde durch freiwillige Gaben und Legate der Bürger zuftande gebracht und der Meifter erhielt dafür 2888 (polnifche?) Gulden.[5] Der Meifter kehrte nach faft zwanzigjähriger Abwefenheit 1496 nach Nürnberg zurück, heirathete dortfelbft zum zweitenmal und erkaufte ein Haus. Es ift die Vermuthung nicht abzuweifen, dafs Stoß auf Veranlaffung *Michael Wohlgemut's* nach Nürnberg rückgekehrt war, denn er tritt fogleich in innige Verbindung mit dem Meifter, der zu dem Zeitpunkte auf der Höhe feines Schaffens geftanden und den an ihn ergangenen Auftragen von nah und fern kaum zu genügen im Stande war. Thatfache ift, dafs Stoß die meiften der Altäre fchnitzte, die mit Gemälden Wohlgemut's geziert find, und dafs er auch mit *Dürer* bald in Beziehungen kam. Gerade in dem Jahre 1508, welches als jenes der Fertigung des Altares der Neuftädter Kirche anzunehmen ift, vollendete der Meifter den Haupt-Altar der Pfarrkirche in Schwabach und den Rahmen zum Altar-Bilde des Landauer Brüderhaufes, *Dürers* Anbetung der heil. Dreieinigkeit,[1] der jetzt im Befitze des Herzogs von Aumale fich befindet. Gerade in der fpäteren Zeit feines Schaffens breitete der Meifter feine Thätigkeit uber Böhmen, Ungarn, Polen, und felbft nach Siebenbürgen aus. Nachgewiefen find von ihm Altäre in den Kirchen zu Bartfeld und zu Leutfchau in Ungarn, die nach dem Tode Wohlgemut's (1519) datiren. Selbft die Umftände in Neuftadt waren um 1508 derartige, dafs der Stadtrath gedrängt war einen Meifter für das Altar-Werk aus der Ferne zu berufen, denn der einzige eines derlei Werkes fahige Meifter in Neuftadt, *Lorenz Luxberger* war im Laufe des Jahres 1501 geftorben. Luxberger erfcheint in Urkunden zuerft 1472 in Neuftadt.

Ohne einen beftimmten Ausfpruch zu wagen, müßen wir dennoch die Wahrfcheinlichkeit zugeben, dafs hier ein bisher noch unbekanntes Werk diefes Meifters eruirt ift, wenn wir diefes felbft auch unwiederbringlich verloren haben. Stoß arbeitete von zahlreichen Gefellen unterftützt mit ungemeiner Schnelligkeit. Ungeachtet der großen Zahl der bekannten Werke ift, wie auch fein beffer Biograph *R. Bergau* bemerkt, eine noch größere Anzahl feiner Arbeiten, und viele in weiter Entfernung von Nürnberg, uns unbekannt geblieben.

Bei der mangelhaften Vorlage ift es allerdings fchwer, in meritorifcher Beziehung einen Vergleich mit dem Werke Veit Stoß' in Krakau zu wagen, doch ift immerhin fo viel zu erkennen, dafs im großen Ganzen der Altar der Liebfrauen-Kirche in Neuftadt reicher, durchgebildeter in der Anlage, impofanter in feinem ganzen Aufbau fich darftellt. Diefe Wahrnehmung genügt, um zu dem Schluße zu kommen, dafs Wiener-Neuftadt mit diefem Altare ein großartiges Kunftwerk verloren hat.

Am 27. Februar 1768 erlitt Wiener-Neuftadt ein gewaltiges Erdbeben, das nicht nur die Liebfrauen-Kirche, fondern auch die des Neuklofters, befonders aber die Burg befchädigte. Nach dem Berichte in *Fronner's* Manufcripte [2] erfolgte der erfte Stoß um $2^3/_4$ Uhr Früh, diefem folgten Erfchütterungen um $5^3/_4$, $8^3/_4$, $10^3/_4$ Uhr Vormittags, $2^3/_4$ Uhr Nachmittags, die letzte um $8^3/_4$ Uhr Abends. Der Hoch-Altar, ohnehin

[1] Raths-Protokoll pag. 299.

[2] Raths Protokoll pag. 304 ff. Vergleiche bezüglich diefer und der vorigen Citate meine Regeften im Jahrbuche der kunfthift. Sammlungen des Allerh. Kaiferhaufes Bd. IV.

[3] Raths-Protokoll pag. 304 ff.

[4] Stadt-Archiv. Abfchrift Scrin. XCII 10.

[5] Dr. *K. Dohme*, Kunft und Kunftler des Mittelalters und der Neuzeit. Art. Bergau R. Veit Stofs. — Quellenfchriften für Kunftgefchichte X. Des *J. Neudorfer* Nachrichten von Kunftlern und Werkleuten zu Nurnberg, mit Anmerkungen von Dr *G. W. K. Lochner*.

[1] Das Bild befindet fich gegenwärtig in den kunfthiftorifchen Sammlungen des öftern. Kaiferhaufes.

[2] Monumenta Novae Civitatis Austriae etc. *Joann. Nepom. Franc. de Paula Fronner*, Consiliarii civici etc. Liber III. De ecclesia parochiali etc. 1836. Ein ungeachtet mancher Unrichtigkeit, die bei dem damaligen Stande der Kunftwiffenfchaften erklärlich ift, dennoch für die Kenntnis der Baudenkmale Neuftadts wichtiges, ja unentbehrliches Werk. Ein Exemplar befindet fich im Stifte Neuklofter in Neuftadt, ein zweites im Befitze eines Nachkommen des Autors ebendafelbft.

vom Alter bereits hart geſchädigt, wurde durch dieſes neue Elementar-Ereignis vollends baufällig und verfiel ungeachtet mannigfacher Reparaturen und Ergänzungen, die den Styl der Zeit an ſich tragen, in jenen erbärmlichen Zuſtand, den wir aus der Zeichnung erſehen.

Doch ſchon einige Jahre vor dieſem Ereigniſſe wurde die Errichtung eines neuen Hoch-Altars ſtatt des bisherigen hölzernen durch den Biſchof *Ferdinand* Grafen von *Hallweil* angeregt, welcher in der Zeit ſeiner Amtsthätigkeit fortwährend bemüht war, die Kirche im Geſchmacke ſeiner Zeit neu auszuſtatten.

In Folge des Andringens des Biſchofes wendete ſich der Stadtrath zu Ende des Jahres 1767 an die Landesregierung mit der Bitte, den beabſichtigten Umbau zu geſtatten und den Plan der Beſchaffung der hiezu erforderlichen Geldmittel zu genehmigen. Nebſt einer Collecte unter der Bürgerſchaft und den wohlhabenden Einwohnern, welche ziemlich ergiebig geweſen zu ſein ſcheint, da ein einziger Bürger, der Handelsmann *Johann Vuezl* in der Neugaſſe allein 500 Gulden zu dem Zwecke beiſteuerte, ſollte die erforderliche Bauſumme von 7400 Gulden durch einen Beitrag von 1000 Gulden aus dem Kirchenamte, eine gleiche Summe aus dem Kammeramte der Stadt gedeckt werden. Die Beſchaffung eines Altar-Bildes hatte der Biſchof aus eigenen Mitteln übernommen. Das Anſuchen des Stadtrathes erhielt am 17. Februar 1768 die folgende Erledigung:

„Von Kaiß Königl Creyß Amts wegen des V. U. W. W. dem N. Burgermeiſter Richter und Rath der Landesfürſtl Stadt Neuſtadt hiemit anzufügen.“

„Es habe Eine Hoch Löbl K. K. N. Ö. Regierung mittels Decreti dato und 12. et pſto 15. dieſes Monaths Febr. dem alhieſig K. K. Creyß-Amt zu notificieren beliebet, was maſſen Ihro K. K. A Maytt. unſere allergnädigſte Erb Landes Fürſtin, und Frau, Frau, auf deren ſelben bey Hocher Behörde angeſuchter Conſens, um aus den daſelbſtigen Cammer-Amt zu Erbauung eines neüen Hoch Altars in der alldortigen Dom-Kirchen 1000 fl. beytragen zu dörffen, untern 6. dieſes Monaths Febr. an Eine Hoch Löbl K. K. N. Ö. Regierung gelangen zu laſſen, geruhet hätten, daſs allerhöchſt dieſelbe, bey der angezeügten Bewandtnuſs, maſſen die Erbauung eines neüen Hoch-Altars unumgänglich nöthig ſey, und die aus dem daſelbſtigen Cammer: Amt pr 1000 fl. erfolgende Darſchieſſung, ohne einiger Verkürzung der künftighin noch zu beſtreitten habenden Cammer Amts Außlagen beſchehen könne, allergnädigſt geſtatten wollen, daß zu antragender Erbauung eines neüen Hoch-Altars von Marmor, von dem Kürchen Amt 1000 fl. und ebenſoviel von dem alldortigen Stadt-Cammer Amt bey getragen werden mogen, doch aber ſich an dem auf 7400 fl. gemachten Unköſten Ueberſchlag, zu halten- und ſolcher nicht zu überſchreitten ſeyn; Welche allerhöchſte Reſolution, und reſpective allermildeſte Bewilligung Ihme N Burgermeiſter Richter und Rath zur nachrichtl. Wiſſenſchaft hiermit intimiret wird.“

„Sig. Wienn den 17. Febr. 1768.“

„Der Röm Kaiſ. Königl. A. Maitt. Truchſes, N. Ö. Regierungs Rath und Kreyſs-Hauptmann des V. U. W. W.

Ignaz Edl. v. Menßhingen.“

O. Pap. Arch. B. Nr. 201.

Nun bemühte ſich unverweilt Biſchof Graf Hallweil für den genehmigten Altar einen entſprechenden Plan zu erlangen, welchen der k. k. Hofſtatuar *Gabriel Molinarolo,* ein ſonſt in Oeſterreich wenig genannter Künſtler[1] (geboren 1721, geſtorben 1. Mai 1780), fertigte. Das Modell des Planes lieferte der Augsburger, ſpäter aber Neuſtädter Bildhauer und Bürger *Joſeph Klein,* dasſelbe iſt noch gegenwärtig vorhanden und wird in der Alterthums-Sammlung der Stadt bewahrt. Es hat eine Höhe von etwa 1 Meter, rückwärts findet ſich die Inſchrift: „Joſephus Klain Vecit A. V. 1769.“ Die Steinmetz-Arbeiten fertigte der bürgerliche Steinmetz-Meiſter in Neuſtadt *Franz Götz.* Der Stadtrath ließ bezüglich derſelben mit dem Meiſter einen Contract aufnehmen, welchen wir hier im Wortlaute folgen laſſen. Derſelbe iſt undatirt, hätte ſomit im Klagefalle eine nur beſchränkte Rechtskraft gehabt. Aus einzelnen Umſtänden iſt zu entnehmen, daſs er zu Ende des Jahres 1769 aufgenommen wurde:

„*Anheut zu Ende geſezten Dato iſt zwiſchen Herrn* N. Burgermeiſter, Stadt Richter und Rath der N. Ö. Landesfürſtlichen privilegirten Stadt Neuſtadt *Eines*: Dann den Franz Götz burgerlichen Steinmetz Meiſtern alhier *anderten Theils:* wegen erbauung eines Neuen Hoch Altars in der alhirigen Dom- und Pfarr-Kirchen nachfolgender Contract verabredet, und angeſchloſſen worden; und zwar

Erſtlichen verſpricht gedachter Steinmez Meiſter Franz Götz bemeldten Hoch Altar nach den gelegten, und gemachten *Model* aus dem vorgeſchlagenen, und beangenehmten Meyerſtorffer *Marmor* Gut, und ſtand hafft ohne überflüſſigen ſtucken, und Kätten mittels Reiner ſchleiſſung und heller Pollierung in Zeit *Vier* jahren von untenſtehenden Dato (?) an verfertigen, wovor

Andertens: erdeuter Stadt Rath ihme Franz Götz mit einverſtandener auffſetzung berührten Hoch Altars und hierzu benöthigten Eiſen, welches Er Steinmetz Meiſter aus eigenen zu preſtiren haben wird, Contrahirtermaſſen in Summa *Sechs Tauſend Gulden* in baaren zu bezallen, und zwar in nachfolgenden ratis alſs anjezo gleich 800 fl. und nach *proportion* des gebrochen, und anhero gebrachten, und *Succeſſive* ausgearbeiteten *Marmors* die weitere Zallungen von Zeit zu Zeit zu machen, und bey gänzlich zu ſtande gebracht, und vollſtändig ausgefertigt, und gefezten Hoch-Altar die von denen ſtipulirten 6000 fl. lezt verbleibende *ratam* ſomit in *Totum* abzufuhren ſich erkläret, und verbindet; Endlichen auch

Drittens mehr beſagter Stadt Rath ſich erbiettet bey auffzung dieſes neu nach 3 jahren verfertigten Hoch Altars das hierzu benöthigte Gerißt Holz aus Gemeiner Stadt Zimmer-Stadl zu verſchaffen, jedoch daſs ſolches Gerißt Holz nach beſchehener auffzung des Altars wiederum richtig zuruckgeſtellet werde, und Gemeiner Stadt zu ihren anderweitigen Gebrauch verbleibe; *Alles Getreulich und ohne Gefährde:* Zu wahrer Urkund deſſen ſeynd *Contracts* halber zwey

[1] Von Arbeiten desſelben iſt wenig bekannt; eine Thongruppe: Venus und Adonis aus der Sammlung Rothſchild mit der Signatur GM., die auch auf der hiſtoriſchen Ausſtellung der k. k. Akademie der bildenden Künſte figurirte, wird ihm zugeſchrieben. Cat. Nr. 49. In den Protokollen in Hoffachen und den Baurechnungs-Acten des kaiſerlichen Hofes um jene Zeit, welche im k. k. Hof- und Staatsarchive erliegen, wurde uber *Molinarolo* nichts vorgefunden; es entſteht daher die Frage: ob der Künſtler am kaiſerlichen Hofe beſtallt geweſen war?

gleichlautende *Exemplaria* errichtet, von beeden Contrahirenden Theillen unterfchrieben. und ausgefertiget, fodann jedwedern *Contrahenten* im *Originale* behändiget worden."

„Actum Neuftadt den" (die Einfetzung des Datums ift unterblieben.)

Kleines Stadtfiegel. „Burgermeifter Stadt Richter und Rath alda." Siegel, in rothem Spanifchem Siegelack. Achteckig mit Wappen. Im Schild eine Mauerpalette, zwifchen welcher gekreuzt ein Hammer und eine Art Mauerkelle. Ueber dem Schild ein gekronter gefchloffener Helm mit einem wachfenden Löwen nach rechts gewendet als Helmzier, beiderfeits Helmdecken, oberhalb rechts und links vertheilt die Buchftaben Z. G.

Unterfchrift: „Frantz Götz Burgl Stein Mötz Meifter m./p."

Orig. Papier: Archiv B. Nr. 177.

Im Jahre 1769 wurde nun nach Sicherftellung der benothigten Steine in Meyersdorf die Aufftellung des Altares rüftig begonnen, und derfelbe hätte im Jahre 1773 anftandslos beendigt fein können; doch verzögerte fich die Arbeit durch mehrere Umftände bedeutend, namentlich durch das Ableben des Bifchofs Grafen Hallweil, der als die Seele des Unternehmens anzufehen war.

Inzwifchen fällt eine kleine unerquickliche Proceß-Scene zwifchen dem Steinmetz-Meifter Götz und dem Bildhauer Klein, welch' letzterer den Preis für das gelieferte Modell des Altares von erfterem beanfpruchte, während diefer auf feinem Contracte beftand und die Zahlungspflicht dem Altarbaufonde zufchob. [1]

Ungeachtet der Bau 1773 erft bis etwa zur Hälfte der Säulenhöhe gediehen war, glaubte der Bürgermeifter fich in Rückficht auf den Steinmetz-Meifter doch verpflichtet, als Verwalter des Baufondes eine Interims-Rechnung legen zu müßen, welche wir fammt dem Verhandlungs-Acte hauptfachlich aus dem Grunde im Wortlaute bringen, weil hier mehrere Detail-Umftände berührt werden, welche zum Verftändniffe des Ganzen nicht unwichtig find. Namentlich erfahren wir aus dem Wortlaute des Abfolutoriums vom 2. September 1773, dafs der vorige Altar um 100 Gulden verkauft wurde, wenn auch der Käufer desfelben leider nicht genannt wird:

„Löbl Wohl Weifer Stadt Rath Günftige
Herrn und Freünde"

„Nachdeme, ficher Verhofft, an Heüer meine Schluß Rechnung des zu erbauenden neüen Hochaltars Legen zu konne; es hat aber daß abfterben unfers in gott Ruchenden Herrn ordinario der Vollendung des gebaü fo vielle Hindernuße in dem Weeg geleget, dafs noch einige Zeit mit desfelben Verfertigung wird anftandt genohmen werden.

Womit aber ein Lobl. Stadt-Rath wegen des Vorfundigen Raitt Reft, als auch wohin die Empfangene gelder feynd Verwendet worden, wiffend feyn, als habe angebogene interims Berechnung und dem ausgefahlenen Raitt Reft pr fl. 91 26 kr. erlegt, und mir dem gewohnlichen Rathfchlag aus Bitten follen."

„Eines Löbl Stadt Rath"
„Dienftlicher Johann Bapt. Haggenmüller m p.
Burgermeifter."

[1] Raths-Protokoll 1768, Art 26. April, 3. Mai, 28. Juni.

In tergo:

„Der Pupiller-Raithkammer una cum allegatis ad revidendum, et referendum zuezuftellen; dem Herrn Rechnungs-Führer aber wirdet über den Erlaag der Rechnung fo wohl als auch des baaren Raith Reftes deren 91 fl. 26 kr. gegenwärtiger Rathfchlag ertheillet."

„Neuftadt am 17. Auguft 1773."
„Ferdinand Landfteiner m p"
„Stadtfchreiber"

Orig. Papier Arch B. Nr. 201

201.

Lobl Wohlweißer Stadt Rath

Großgünftig Hochgeehrte Herrn Es hat untern 17. El. Menfis Aug. a. a. (Titl) Herr Bürgermeifter Johann Bäptift Haggenmäller über die zu erbauung der in alhirigen Stadt unnd Pfarr Kürchen zu ftehen Kommenden Neüen Hoch Altars fo wohl Von ihme empfangene, alß Verausgabte Geldpoften feine weitere Berech- und ausweifung zu Löbl Stadt Raths handten erleget, von wannen mir auch folche auf die Pupillen Raith Cammer una cum allegatis ad revidendum et referendum zuegeftellet worden ift; Hieraus habe nun erfehen, dafs Er (Titl) Herr Rechnungsfahrer nicht allein der Lauth feiner Vorjährig Gelegten Hoch Altars Rechnung ihme pr 114 fl. 24 kr. in Handten Verbliebenen Raith Reft, fondern auch die Von dem Verkaufften Alten Hochaltar eingelöfte 100 fl. wie auch die Von dem Löbl Stadt Cammer Ambt dargegebenen 1000 fl. nebft anderen eingegangenen Geldern und zwar in Summa mit 1562 fl. 24 kr. in ordentl-Empfang Genohmen, Worüber auch Selbten die Hierzue an Stein-Metz, Glafer, Tifchler, und Schloffer arbeith Benöthigt Beftrittene Ausgaben (fo fich in Summa auf 1470 fl. 58 kr. Beloffen) mit ihren lit. A. usqu. I inclusive Belegten quitungen authentice erwiefsen hat, dafs alfo in calculo der Empfang die ausgaaben, umb 91 fl. 26 kr. übertroffen, welch Verbliebenen Raith Reft auch er (Titl) Herr Rechnungsfohrer mit der Rechnung zu Lobl Stadt Raths Handten erleget, wie fich auch erft Bemelter Raith Reft Deren 91 fl. 26 kr. in dem wirkhl. Gerichts Depofito Bey Löbl Stadt Raths Handten Befindet. So ich Hiemit referieren, fothane Rechnung ad ratificandum anmit überreichen und mich Empfehlen wollen."

„Eines Löbl Stadt Raths
Dienftgehorf.
Joh. Cafpar Thurner m p.
Raithh."

In tergo:

„ps. 2. Sept. 1773.

Die Von (Titl) Herrn Johann Baptift Haggenmiller Bürgermeiftern erlegte Dom und pfarr Kirchen Hoch Altars Berechnung Betrf. „Ein Stadt-Rath wollen inligende Rechnung (fo bey der Canzley cum allegatis aufzubehalten) hiemit ratificiret Haben."

„Actum Neuftadt den 2. Sept. 1773."
„Ferdinand Landfteiner m./p.
Stadtfchreiber"

Orig. Papier. Arch. B. Nr. 201.

Einen Hauptumftand der Verzogerung des Baues erfahren wir aus diefen Acten nicht, wir erfahren ihn aber mit ziemlicher Klarheit aus dem vorerwähnten Manufcripte *Fronner's*, III. pag 145. Die Menfa mit dem Tabernakel war namlich langft vollendet und

verfetzt, als die Aufhebung des Jefuiten-Ordens im Juli 1773 erfolgte, in deren Folge auch das Collegium und die Kirche der Jefuiten in der Neunkirchengaffe in überftürzter Eilfertigkeit gefchloffen und ausgeräumt wurden. Das Ordinarium und der Stadtrath beeilten fich dabei ein auf deren Hoch-Altar befindlich gewefenes Marienbild, das unter der Bevölkerung allgemein verehrt wurde, zu erwerben und befchloffen dasfelbe an dem neuen Hoch-Altare aufzuftellen. Diefes unter die Gnaden-Bilder zählende Marien-Bild ftammt aus Königsaden (Királyfalva) bei Preßburg in Ungarn. Aus demfelben foll im Jahre 1683 Blut gefloffen fein.[1] Nachdem bei der Höhe des Tabernakels für das Bild kein Platz gewefen wäre, fo mußte diefer fammt der Menfa entfernt und durch einen niedrigeren, wie er jetzt befteht, erfetzt werden. Der urfprünglich gefertigte wurde an den Speis-Altar in der Seiten-Capelle unter dem vordern Chore an der Evangelienfeite überfetzt, wofelbft fich derfelbe noch gegenwärtig befindet.[2] Durch diefe wefentlichen Umänderungen erhielt der Hoch-Altar erft feine gegenwärtige Geftalt, welche wir in Folgendem befchreiben:

Der hohe Unterbau befteht aus röthlich braunem Breccien-Marmor, wie folcher an der fogenannten Wand bei Brunn und Meyersdorf gebrochen wird, die Menfa aus fchwarzem Marmor, der dem norwegifchen fehr ähnlich ift. Letztere fteht zwifchen zwei ftark vortretenden Pilaftern, an deren Seiten, gegen die Wände des Presbyteriums zu, zwei Portale fich öffnen, um gelegentlich der Opfergänge hinter den Altar zu gelangen. Der vergoldete Tabernakel ift verhältnismäßig klein, um Platz für das darüber angebrachte Gnadenbild zu erübrigen. Diefes Gnadenbild war einft in einen filbernen Rahmen gefafst, auf welchen vier kleine Engel befindlich waren. Diefer wurde bei der Silbereinlöfung des Staates abgegeben. Der jetzige Rahmen ift theils von Silber, theils von Meffing, zwei ftehend dargeftellte Engel follen noch von dem urfprünglichen Rahmen ftammen. Ueber dem Unterbau erhebt fich die Altarwand mit freiftehenden canälirten Säulen römifcher Ordnung an den Seiten, die Capitäle find vergoldet. Am Gebälke des Unterbaues find in weißem Stein gearbeitete lebendig bewegte Statuen befindlich, welche die Heiligen Ambrofius, Auguftinus, Jofeph und Zacharias darftellen. Das Altarbild, die Himmelfahrt Mariens, ift wie erwähnt eine Spende des Bifchofs Grafen Hallweil und foll in Rom (?) gemalt worden fein. Unterhalb am Sockel des dargeftellten Sarges Mariens findet fich der Name des Meifters: DOM· CIGNAROLI·PINX.

In der in gefchwungenen Linien aufftrebenden Predella, welche über dem Gebälke aufgefetzt ift, erfcheint eine Gruppe von Engeln in Wolken, welche die Kaiferkrone tragen. Diefes in weißem Stein gearbeitete Hoch-Relief gehört zu den reizendften Arbeiten der Rococokunft. Der Altarbau ift oben durch den Namen Jehovas im vergoldeten Strahlenfchein gekrönt.

Diomio, das ift *Domenico Cignaroli*, der Meifter des Altarbildes, der Himmelfahrt Mariens, ift der jüngere Bruder und wie Einige berichten auch der Schüler des berühmten Gianbettino (Giovanni Baptifta) Cignaroli, der nach Bevilaqua[1] zu Salò am Gardafee 1706 geboren, und 1770 zu Verona geftorben ift. Domenico, über deffen Geburts- und Todesjahr nichts bekannt ift, malte in Bergamo und wie es fcheint auch in Tyrol, wenigftens fpricht *Tinkhaufer* von mehreren Gemälden in diefer Diöcefe, von denen nur einige Giovanni Battifta, der Reft Domenico angehören dürfte. Von dem Bilde des heil. Johannes von Nepomuk im Dom zu Brixen fagt *Tinkhaufer* I. 144, er fei von Cignaroli aus Wien, während es bekannt ift, dafs Giovanni nie über die Alpen gegangen war. Fiorillo, der Giovanni perfönlich kannte, bemerkt, dafs diefer nach feinem eigenen Geftändniffe niemals Porträte gemalt habe; nun fchreibt aber *Tinkhaufer* in feiner „Diöcefe Brixen" ein Porträt des Pfarrers Rubi in der Jefuiten-Kirche zu Innsbruck einem Cignaroli zu. In unferem Altarbilde ftellt fich Domenico als ein Meifter dar, der im Hinblicke auf feine Periode nicht unterfchätzt werden darf. Wie allen feinen Zeitgenoffen in Italien, mangelt auch ihm ein individuelles Gepräge in feiner Arbeit, die fich im Styl an eine ganze Reihe großer Vorgänger in Ober-Italien, am ausgefprochenften aber an Correggio anlehnt. Die Zeichnung ift correct und weift noch alle Traditionen des großen Styles. Die Figuren der Glorie, in etwas füßlichem Tone gehalten, ftehen im Gegenfatze zu den Figuren der Apoftel im Vordergrunde in ihrer tiefen fchwarzen Schattirung, ein Contraft, der heute noch auffälliger erfcheint, als der ganze Vordergrund nachgedunkelt hat, während die Farbfchatten der Glorien-Figuren in ihrer urfprünglichen Leuchtkraft wirken. Das Bild ift übrigens in nicht tadellofer Condition, fchlecht gefpannt und in weiten Flächen craquelirt.

Bei dem Abbruche des alten gothifchen Altares wurde die in der Zeichnung erfichtliche Darftellung der Krönung Mariens bei Seite genommen und nicht mit dem Altare verkauft. Sie wurde nach dem Erdbeben 1768 oberhalb an den Triumphbogen verfetzt, wo fie noch gegenwärtig zu fehen ift.

Die Schlußrechnung wurde 1774 gelegt. Wir finden über felbe im Raths-Protokolle unterm 28. April diefes Jahres das Abfolutorium. Da die Einweihung erft ein Jahr fpäter ftattfand, fo ift anzunehmen, dafs fich diefelbe in Folge verfpäteter Einfendung der Sculpturen verzögerte.

Die feierliche Einweihung des neuen Hoch-Altars erfolgte durch den Bifchof *Heinrich von Kerens* am Pfingftfonntage des Jahres 1776.

[1] Die Gefchichte diefes Gnadenbildes wird in einer Urkunde des Generalmajors Grafen *Adam Czobor*, Inhaber eines Hufaren-Regimentes, ausgeftellt zu Wien 29. Marz 1689, gegeben. Es war vor 1683 in einer kleinen offenen Capelle außerhalb Königsaden aufgeftellt gewefen und wurde von da in dem genannten Jahre, um es vor den Türken zu fchützen, in das Schlofs übertragen. Am 14. Auguft 1683 aber, als die Türken vor Wien lagen, entdeckte ein Major des Hufaren-Regimentes Czobor (?), dafs aus dem Frauenbilde Blut fließe. Der Befitzer Graf Czobor liefs das Bild zu feiner Gemahlin Barbara, eine geborne Erdödy, auf fein Schlofs Scharfenftein (Éleskö) im Preßburger Comitate bringen und dort zur Verehrung aufftellen. Als Graf *Leopold v. Kollonitfch*, Bifchof von Neuftadt, von diefem wunderthätigen Bilde horte, bewarb er fich um felbes für die Kirche der Jefuiten zu Neuftadt.

Soweit die Quelle; wir haben dagegen nur zu bemerken, dafs das Hufaren Regiment des Grafen Adam Czobor (jetzt Nr. 9) erft 1688 errichtet wurde, und dafs im Auguft 1683 während der Anwefenheit der Türken in Wien wohl fchwerlich ein Major eines „kaiferlichen" Regimentes in der Nahe von Preßburg gewefen fein dürfte.

[2] In der fogenannten Silber-Sacriftei find oberhalb des Sacriftei-Altares, der nebenher erwähnt früher Menfa und Tabernakel des früheren holzernen Hoch-Altares in deffen letzter Zeit gebildet haben foll, noch 12 vergoldete Statuetten in fitzender Stellung aufgeftellt, welche Chriftus mit den Apofteln beim Abendmahle darftellen. *Fronner* ftellt die Meinung auf, fie feien früher am Hoch Altare angebracht gewefen, das ift aber, wie ich aus der Form derfelben erweife, ein Irrthum. Diefe Figuren, welche aus der erften Halfte des 16. Jahrhunderts ftammen, fchmückten einft, wie ich mit allem Grunde vermuthe, um einen gefchnitzten Tisch gruppirt, den Speis-Altar vor Uebertragung der Menfa und des Tabernakels vom Hoch-Altar dahin.

[1] *Bevilaqua*. Memorie della vita di Cignaroli. Verona 1771.

Bald nach der Fertigſtellung des Hoch-Altars wurden auch noch andere wichtige Veränderungen in der inneren Ausſtattung der Kirche vorgenommen. Außer der Erneuerung vieler Seiten-Altäre wurden an den Wänden des Presbyteriums, dort wo im 15. Jahrhundert noch kleine Altäre geſtanden waren, 1777 neue Chorſtühle aufgeſtellt. *Fronner* ſagt über ſelbe, ſie hätten 700 Gulden gekoſtet und ſeien von einem „ledigen Tiſchler“ gefertigt worden, der ſich dabei zum eigenen Schaden gearbeitet habe und dann fortgezogen ſei. Er nennt uns den Namen des ſehr geſchickten jungen Meiſters nicht, wohl aber jenen des Bäckermeiſters, bei dem das Holz getrocknet (gebacken) wurde. In die gleiche Zeit fällt die Erbauung der großen Orgel im rückwärtigen Chore. Wir erfahren nirgends etwas über den Meiſter derſelben, nur der Vergolder wird uns genannt; es iſt *Daniel Volkmann*, derſelbe, welcher auch die Vergolder-Arbeiten am Hoch-Altare beſorgte. Die ſogenannte kleine Orgel auf der Empore an der Epiſtelſeite des Presbyteriums ſtammt aus der Jeſuiten-Kirche; ſie wurde nach der Aufhebung des Ordens hieher übertragen.

Mit dem Vorſtehenden ſind die Daten zur Baugeſchichte des Hoch-Altars der Liebfrauen-Kirche, welche dem Verfaſſer zu erlangen möglich waren, erſchöpft. Lücken in derſelben müßen einer ſpäteren Forſchung, namentlich in den Diöcesan-Acten zu St. Pölten, die der Verfaſſer nicht einzuſehen in der Lage war, vorbehalten bleiben. Zur Vervollſtändigung erübrigt noch eine Ueberſicht über die Beneficien und Gülten des Hoch-Altars von der älteſten Zeit. Wir bringen dieſelben aus einem Verzeichniſſe, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem Stadtrathe zu dem Zwecke angelegt wurde, um einen Einblick in das kirchliche Vermögen zu gewinnen. Dieſes Verzeichnis enthält die Gülten zahlreicher Altäre in den Kirchen Wiener-Neuſtadts, wir entnehmen demſelben nur jene des Hoch-Altares. Wenn auch augenſcheinlich die älteſten Stiftungen zu ſelbem ſchon damals der Vergeſſenheit anheimgefallen waren, [1] ſo reichen doch die angeführten bis faſt zur Mitte des 14. Jahrhunderts hinauf und beſitzen unleugbaren culturhiſtoriſchen Wert durch die Anführung vieler bemerkenswerter Perſönlichkeiten und die Bezeichnung von mannigfachen Liegenſchaften in Nieder-Oeſterreich und Ungarn, welche theilweiſe noch heute feſtzuſtellen ſind:

„Auf vnſer Frauen Altar Im Chor“

„Stifftter: Catarina des Alten Petern Pöringer ſeligen wittib des Datum ann Mittich nach Reminiſcere im 1363 jar.

Zuegehorung.

15 ℔ ß jarlichs vnnd ewiges gelt.

Ain hauß das wol 15 ℔ ß wert iſt, darin der Capelan wonen ſoll.

Vnd ſein die 15 ℔ ß auf nachuolgunten güetern Zuerſuechen:

1 ℔ ß von Irem (der Stifterin) Aiden Eydl von Schönſtain vnd Criſtein Irer Dochter, auf einem weingarten in der Roth — vnd diennt jarlich in Neuperg 1½ Eimer Perkhrecht, Mer auf einem weingarten genannt der Khärner — vnnd dient auch in Neuperg 1½ Eimer perckhrecht;

Mer auf ainem weingarten zu Pieſting, genand der Salland gelegen in dem khirchweg diennt in das ſpittall zur Neuſtoth 60 ß vnd 2 Gwimer.

Mer auf ainem weingarten bei der aichen genanndt der Linſacker diennt dem Erbarn Herrn Herrn Fridrich von Potendorf vnnd ſeinen bruedern für 5 ß zu faſtnacht, 1 ß zu pergkhdöting an S. Georg tag, 1 Emer wein zu perckhrecht an S. Michaelstag 1 ℔ vnd 20 ß zu diennſt.

Ain weingarten zu ſalhenau gelegen an dem khrautgarten vnnd diennt Herrn Ruedolph auf der grueb Burgermaiſter in der Neuſtoth, vnnd Herrn Niclas Hannß Graf Bürger zu Wienn 2 Emer wein perckhrecht vnd 8 ß.

Mer auf irem hauß, dorin ſy wont, alß es hinten vnnd vorn vmbfanngen iſt, zu nagſt Cainrod Khutners hauß vnnd diennt in des Herzog camer 12 ß Mer ain Confirmation ires Teeſtaments — der Datum ſteet an S. Dorothea Tag im 1363 jar.

Alß erſtlich zu Stolhofen Saidl hauß diennt 70 ß

Raidl im Loch 30 ß vnd 2 khöß für 3 ß.

Zwo öde hofſtath da weilland der Pruller vnd fridl der Khärner auffaſſen, die auch gediennt 4½ ß Wiener ß. Cainroth am Pach diennt von ainem weingarten zu wierflach genant der feichter 24 ß.

Heinrich Poſner Richter zu Pieſtinckh dient von ainem hauß daſelbſt zu Pieſtinckh 3 ß, ain hain für 4 ß.

Leobmon des Jud Freidleins ſun diennt ainem von weingarten zu Pfaffſtetten 10 Wiener Pfening.

Eberhart vnnd ſein gemainer dienen von ainem Weingarten gelegen zu Rinßgarten 8 ß an Sant Colmanſtag.

Ain beſtäth brief vom Herzog Ruedolph über die Stifft das Datum am S Vrbans tag Anno 1368. (Lateiniſche Vergleichung zwiſchen dem Caplan dieſes Beneficiums mit jenem von St. Johanns-Altare ihrer beider Wohnungen wegen, die nur eine Einfahrt beſaßen.)

Gwöhr außzug vmb ain weingarten genand der Ochſenburger zu Phaffſtetten, diennt dem golzhauß Maurbach 2 Emer moſt perkhrecht des Datums Samſtags den 24. Januarj Anno 73.

Item ain weingarten zu Pfaffſteten iſt der Stifft B Mariae Virginis aigen vnnd gibt jarlich dauon zu pauen 14 ß wiert genant der Oxenwürger. (Iſt zweifelsohne der vorgenannte damit identiſch.)

Item Ain clains weingartl in der Warth ſo im Aubach gehayſen iſt der Stifft aigen, gibt dauon zu pauen 4 ß vnd der Herrſchafft Forchtenſtain diennt man ain achtel moſt.

Item Ain clains weingartl zu Pieſting, ſo bei meinen vorfordern in groſſen abpau iſt chumen, gibt 6 ß dauon zu pauen.

Item Drey tagwerch wiſmath bei dem Stockh Thuern iſt der Stifft aigen. Jarlich Michaelis 2 ß.

Es ſollen auch mer zinßgelt auf etlichen heuſer zu dieſem Hochwierdigen Stifft gehoren, ſo auß dem gruntburch geriſen ſein worden. (ſic!) Auch ain weingarten zu Prune ligent dem ſtifft Zugehorig.“

[1] Es ſcheint daſs bei den Erdbeben 1356 die vorhandenen Stiftungs-Urkunden größtentheils zu Grunde gegangen ſind. Die älteſte Stiftungs-Urkunde uber den heiligen Geiſt Altar iſt vom Jahre 1349 datirt, die älteſte des Herman Guglaher von 1288 wird nicht mehr erwahnt. Die Große und Bedeutung der erwahnten Kataſtrophe für Neuſtadt und wohl auch für einen großen Theil von Oeſterreich hat noch nirgends den richtigen und entſprechenden Ausdruck gefunden.

Nach der Zuſammenſtellung im 16. Jahrhundert gehorten noch dem Beneficium:

Ein Weingarten zu Wöllersdorf, genannt „der Schluſter."

Ein kleines Krautgartl anſtoßend an die Wieſe beim Stockthurm; und ein ſolches nächſt dabei gelegen.

Stiffter Petter Ruebendunſt burger zu der Neuſtatt, vermug ſeines geſchäffts des Datum an Montag nach Allerheilligen tag 1442 jar.

200 fl. darumb ain hauß hinten gegen dem Freithof über erkhaufft worden. Ain weingarten bei St. Georgen neben des Spittal-Weingarten das Rofenfeld genannt.

Ain weingarten im innern goldperg zu Morwiſch, auf den Odenburgher gründen, zunehſt Graff Paur weingarten.

Mer ain khelh, zwaj meßgewandt, ain meſſpuch, 2 altartuecher. Mer hatt Georg Eylperger (Eyperger) Pfarrer zu Priggles vermug Stifftbrief des Datum Am Mitichen nach dem Suntag Jnuocauit im 1472 Jar Ain perggrecht 14 eimer moſt im Stuppachgraben, Priggles Phar gelegen, ſo man järlich dem Herrn Mathes Wurmprannd vmb 8 fl. zinß verlöft. (Vergl. meine Regeſten Nr. 3253.)

Ueber dieſe zwej ſtifftbrief wird noch ain weingarten zu Ruſt im Vogelgſang, zu dieſem Altar gebraucht, vmb welchen weingarten der zeit wie die zum Stifft gehurig, nichts gefunden worden.

Diß Stifft vorzeit gleichwohl aber dem jungen Domincowiſch worden vber der nechſtabgeleibten V. Ge. Mt. etc. verordnung järlich 20 f gereicht, dem ſoll wenn der ad Publica lect.[1] täglich, 32 fl. gereicht werden vnnd ſein hiezur weilund Hrn. Balthauſer Pihler Predicant alhier zu pefferung ſeiner beſoldung auch von dieſem Benefitio. Ueber dem man dazumall Dommincowitſch geben, 50 fl. gereicht worden. Weil aber das Benefitium bej weitem ſo vil nit ertragen mag, hat Gemaine Statt darleihen reichen müſſen.

Hernach ſolle das Florian Wünckhlers geſtifft gottes geſchriben werden."

Dieſe Stiftung des *Florian Winkler*[1] bezieht ſich auf das ſogenannte Heiligen Kreuz-Amt. Sie datirt vom Samſtag vor Stephani 1478 und beträgt 10 ℔ ₰ ewige Gülte für ein geſungenes Amt an jedem Freitag „auf dem clainen vnnſer Frauen Altar an dem gäter zunägſt vor den Chor."

Zu demſelben gehörte auch eine Verſchreibung Montag vor St. Katharina 1477, auf 800 ungariſche Gulden zum Bau des Kloſters der Franciscaner bei St. Jacob in Neuſtadt (jetzt Capuziner-Kirche) gegen zu verrichtende Gottesdienſte, weiters:

Eine Verſchreibung, „Phinztaag nach der 11000 maiden 1477" auf 150 ℔ für Abhaltung einer wöchentlichen Meſſe, endlich

Eine Verſchreibung des Comthurs des deutſchen Ordens und ſeiner Ordensbrüder, Sonntag vor Simon und Juda 1477 auf 32 ungariſche Gulden lautend, zur Abhaltung eines Seelenamtes für den Stifter jede Quatember mit 4 aufgeſteckten Kerzen an Unſerer lieben Frauen Altar. Sollte der Orden ſeine Verpflichtung nicht erfüllen, ſo möge er für jeden einzelnen Fall mit 2 Pfund Wachs der Pfarrkirche zu Strafe verfallen ſein.

[1] Das heißt für ſeine tägliche Predigt, der Bezug aber natürlich jährlich.

[1] *Winkler* war einer der bedeutendſten Wohlthater Neuſtadt's. Sein Bildnis, ein gutes Oel-Gemälde vom Ende des 15. Jahrhunderts, in welchem Winkler mit dem Elefantenorden dargeſtellt iſt, wird in der kleinen, aber wertvollen Alterthums-Sammlung der Stadt bewahrt.

Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much.*

Nachtrag.

Da dem Gegenſtande dieſer Abhandlung erſt in den letzten Jahren eingehendere Aufmerkſamkeit geſchenkt und mit der Veröffentlichung der Kupferfunde eigentlich erſt begonnen worden iſt, mußte im vorhinein auf eine erſchöpfende Aufzählung derſelben verzichtet werden. Wenngleich dieſer Umſtand für das Ergebnis der vorſtehenden Betrachtungen im Ganzen und im Einzelnen ohne Bedeutung iſt, ſo dürfte es doch zweckmäßig ſein, das Verzeichnis der Fundorte durch einige Beobachtungen zu ergänzen, welche ich bei einer Reiſe in die ungariſchen Länder zu machen Gelegenheit hatte. Sie ſind ſchon an ſich beachtenswerth, weil ſie die Zahl der Fundorte und Fundſtücke um ein weſentliches vermehren und dadurch die einſtmalige Bedeutung der Gegenſtände aus ungemiſchtem Kupfer erhöhen. Sie werden aber umſo wichtiger, als ſie die große örtliche Lücke, welche zwiſchen den Funden von Troja, Kypern und den griechiſchen Inſeln einerſeits und den mittel- und weſteuropäiſchen Funden anderſeits dermalen noch beſteht, auszufüllen beginnen.

Dieſe Fundorte und Fund-Gegenſtände ſind folgende:

Fundort.	Gegenſtand
Lubenberg (bei Rudolfswerth), Krain.	Bruchtheil eines großen Gußfladens aus Kupfer, aufbewahrt im Muſeum zu Laibach.
Boljun, Iſtrien.	Vier Flachbeile, ziemlich dick und lang, dem Kupferbeile von Stollhof in Nieder-Oeſterreich entſprechend. Muſeum in Agram.
Grahovište (bei Diakovar), Kroatien.	30 Stück kupferne Beile mit Schaftloch und dieſem gleichlaufender Schneide, unſerer Hacke am meiſten gleichend, doch mit rundem, dem Schaftloche folgenden Nacken. Muſeum in Agram.

Fundort.	Gegenſtand.
Britinska (bei Katina), Kroatien.	Ein dem vorigen gleichgeformtes hackenähnliches Beil, 16½ Cm. lang. Muſeum in Laibach.
Unbekannter Fundort, Kroatien.	Ein gleichgeformtes, nur etwas kleineres Beil. Muſeum in Laibach.
Preſtzanek, Kroatien.	Breites Flachbeil ohne Schäftungs-Vorrichtung. Muſeum in Agram.
Unbekannter Fundort, Kroatien.	Flachbeil. Muſeum in Agram.
Unbekannter Fundort, Kroatien.	Gutgeformter, den gewöhnlichen Steinhämmern völlig gleichender Beilhammer mit plattem Nacken. Muſeum in Agram.
Mué, Dalmatien.	Flachbeil von der in den oberöſterreichiſchen Pfahlbauten vorkommenden Form Muſeum in Agram.
Budua (?), Dalmatien.	Zwei Doppelbeile von der in Ungarn gewöhnlichen Form, mit einer Schneide einerſeits und einer ausgezogenen Platte andrerſeits. Muſeum in Laibach und in Agram.
Fort Spizza, Dalmatien. (Eigentlich zwiſchen Spizza und Caſtel Laſtua am „Triplex Confinium“ von Montenegro, Türkiſch- und Oeſterreichiſch-Albanien.)	Beiläufig 20 Stück eigenthümlich geſtalteter Doppelbeile mit Stielloch und dieſem paralleler Schneide und ſtumpfen unausgebildeten Nacken, anſcheinend reines Kupfer. Von demſelben befindet ſich eines im Muſeum zu Agram, eines in Laibach, zwei andere ſollen nach Ober-Italien gelangt ſein.
Taliſa, Bosnien.	Vier in der Größe wechſelnde Flachbeile. Muſeum in Agram.
Szebeklèb (Honter Comitat), Ungarn	Außer den von *Franz v. Pulszky* in ſeinem Werke über die Kupferzeit in Ungarn angeführten Fund-Gegenſtänden befindet ſich im National-Muſeum zu Budapeſt ferner ein nach Farbe und Weichheit des Materiales aus reinem Kupfer beſtehender Pickel von dem neben bezeichneten Fundorte, welcher in allen Stücken, namentlich in der von allen derartigen Gegenſtänden ganz abweichenden Geſtaltung der Dülle der aus den Kupferminen aus der Mitterbergalpe ſtammenden Pikeln vollkommen gleicht und demnach mit einigem Rechte zu einem urgeſchichtlichen Kupferminenbetriebe in Ungarn in Beziehung gebracht werden darf.
Pfahlbauten im Laibacher Moor, Krain.	Von den in der vorſtehenden Abhandlung erwähnten Gußlöffeln aus den Pfahlbauten im Laibacher Moore befinden ſich drei Stück in Muſeum zu Laibach. Außerdem bewahrt dieſes Muſeum von derſelben Fundſtelle zehn aus ſchwach gebranntem Thon verfertigte Gußformen, von denen ſechs zum Gießen der einfachen kupfernen Flachbeile dienten, wie ſolche an Ort und Stelle ſelbſt gefunden wurden; die übrigen vier entſprechen genau der Form jener kupfernen Beile mit Stielloch (Hacken), welche zu Grahovište und Britinska im benachbarten Kroatien gefunden worden ſind. Bemerkenswerth und für das primitive Verfahren Zeugnis gebend iſt der Umſtand, das die Gußformen für die Flachbeile nur aus einem Theile beſtanden, dafs daher nur die eine Seite des Beiles durch die Gußform ihre Geſtalt erhielt, und die andere Seite durch Hämmern nachgebildet werden mußte.

Ueber Archive und Siegel der Städte und Märkte in Krain.

Vom k. k. Conſervator *Auguſt Dimitz.*

Die Archive der Landſtädte und Märkte in Krain ſind zum Theile ſchon von verſchiedenen Geſchichtsfreunden gelegentlich aufgeſucht und iſt ihr Inhalt durch Publication in vollſtändigem Abdruck oder in Regeſten-Form verwertet worden. Ich habe in meiner Eigenſchaft als Conſervator eine förmliche Reviſion dieſer Archive als meine nächſte Obliegenheit in's Auge gefaßt, und mit derſelben im Jahre 1882 begonnen. Es war dabei meine Abſicht, von dem gegenwärtigen Stande dieſer Archive Kenntnis zu nehmen, auf ihre Sicherſtellung einzuwirken, ihre Bedeutung zu würdigen und ſchließlich auch die ſonſtigen Reſte ſtadtiſcher Alterthümer, mittelalterliche Siegel u. dgl. der Vergeſſenheit zu entreißen. Das Ergebnis meiner diesfälligen perſönlichen Forſchungen und Bemühungen lege ich in folgender Darſtellung nieder.

1. *Radmannsdorf.* Dieſes, den Beſuchern des nahegelegenen reizenden Sommer-Curortes Veldes wohlbekannte, gegenwärtig nur 664 Einwohner zäh-

lende Städtchen hatte ſeine Blüthezeit im Mittelalter, insbeſondere im 14. und 15. Jahrhunderte, war aber gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bereits ſo geſunken, daſs es nicht mehr die Mittel beſaß, die ſtädtiſchen Jurisdictions-Rechte auszuüben, und daher dem Schickſale der „*Municipaliſirung*“ verfiel. Dieſes beſtand darin, daſs die Stadt in der autonomen Verwaltung lediglich auf die Vermögens-Gebarung beſchränkt wurde, während alle anderen Stadtrechte an die gräflich Thurn'ſche Herrſchaft Radmannsdorf übergingen. Es wurde daher auch das ſtädtiſche Archiv an die Herrſchaft übergeben, in deren Beſitze es ſich noch gegenwärtig befindet. Als ich mich am 25. November 1882 in Radmannsdorf befand, war es meine Aufgabe, dieſe Archivalien kennen zu lernen. Es waren dies: Die Original-Pergamenturkunde Kaiſer Friedrichs, Linz Mittwoch vor dem heil. Palmtag 1485, betreffend die Verleihung einer Alm (Albn) auf dem Berg, genannt Dobertz an die Leute und Holden unter S. Jobſt's Berg (noch heutzutage Wallfahrtsort: Jodociberg); wohlerhalten, doch ohne Siegel. Ferner als der ganze Reſt des ſtädtiſchen Archivs die von Erzherzog Ferdinand 17. November 1604 ausgeſtellte Beſtätigung der Stadtfreiheiten (Original, Pergament, Siegel fehlt), welcher nachſtehende Urkunden inſerirt ſind: 1443, Cilly Samſtag nach Conv. Pauli. Ulrich Graf v. Cilly befiehlt, daſs der Marktrichter in Radmannsdorf „um alle Sachen die ſich im Burgfried verhandeln“, zu richten habe, wie in den anderen Städten und Märkten in Krain gewöhnlich iſt, ohne alle Irrung durch Burggrafen und Pfleger; 1450, Cilly, S. Dorotheentag, Ulrich Graf v. Cilly regelt den Salzverkauf auf dem Markt in Radmannsdorf; 1473, S. Veit in Kärnten, am Montag nach den Sonntag Judica in der Faſten, Kaiſer Friedrich befiehlt, daſs Jene, welche mit Kaufmannswaaren ungewöhnliche Straßen über Radmannsdorf nach welſchen Landen einſchlagen, und die Mauth umgehen, angehalten und ihnen die Waaren mit Beſchlag belegt werden ſollen; 1478, Grätz, Mittwoch Sanct Agnesentag, Kaiſer Friedrich geſtattet den Bürgern von Radmannsdorf bis auf Weiteres, Leute und Holden vom Lande, die ſich in der Stadt niederlaſſen wollen, aufzunehmen und an Niemanden auszuliefern.

Auf meine Erkundigung nach dem Stadtſiegel erhielt ich mehrere Privat-Urkunden des 16. Jahrhunderts zugeſendet, denen dasſelbe angehängt war. Ein Mann mit dem Rade in der Rechten und dem Städtebild in der linken Hand ſtellt das Wappenbild der Stadt dar. (*Hoff*, Gemälde von Krain I. Theil, Laibach 1808, S. 158.) Es mag zu einer Zeit entſtanden ſein, wo die Herleitung des Stadtnamens nicht mehr bekannt war und man daher zu der nächſtliegenden Deutung griff. Uebrigens kommt das Rad als Rad der heil. Katharina auch ſonſt in Marktwappen vor. (*Puſikan*, Wappen-Figuren, Nürnberg 1877, S. 35, Anm. 1.) Der Stadtname findet ſich auch nicht blos Rad-, ſondern auch Ratmannsdorf geſchrieben. Die ſloveniſche Wurzel Rad kommt in dieſer Gegend im Flußnamen Radolna (Rothwein) vor.

Wann Radmannsdorf Stadt geworden, iſt nicht bekannt. Marktrechte erhielt es wahrſcheinlich unter den Kärntner Herzog Heinrich († 1335). In den Jahren 1343—44 findet ſich ein Richter Ulrich und es wird der „Markt“ Radmannsdorf genannt. Im Jahre 1478, (obcitirte Urkunde Kaiſer Friedrichs) findet ſich die Benennung „Stadt“ zum erſten Male.

2. *Weichſelburg*. Am 19. Juni 1882 kam ich in dieſes verfallene Städtchen an der Poſtſtraße Laibach-Rudolfswerth. Der Bürgermeiſter übergab mir auf Befragen alle das Stadt-Archiv bildende Pergament-Urkunden und andere Papier-Acten zur Durchſicht. Er zeigte mir auch die übrigen, doch unbedeutenden Archivs-Acten, aufbewahrt in einer feuchten Kammer des Gemeinde-, zugleich Schulhauſes, das hölzerne Scepter des alten Stadtrichters mit verſchoſſenen Seidenbändern; das alte Stadtſiegel und eine Fahne, ſchwarzgelb mit der Inſchrift: „fürſtlich Auersperg'ſche Landesmauth“ (der Ort war ehedem auf beiden Seiten durch eine Mautgeſchloſſen, für Waaren und Reiſende, die ſie nicht umgehen durften — übrigens ging die Landſtraße, wie noch jetzt, mitten durch den Ort); endlich auch einen ziemlich anſehnlichen Zinnbecher, einfacher mittelalterlicher Form, ehemals für den „Zechtrunk“ der Bürger (Zünfte) beſtimmt, denn Weichſelburg war eine gewerbfleißige Stadt, bis auch für ſie, wie für die übrigen Städte mit den Wirren der Türkenkriege und der Reformation oder vielmehr der Gegenreformation die Zeit des Sinkens und Verfalles kam. Ich beſichtigte auch noch die alte, großentheils erhaltene Ringmauer, man zeigte mir die Stelle der einſtigen Stadtthore und Thürme und ich ſchied von ihm mit dem Wunſche, überall gleich entgegenkommende Aufnahme zu finden.

Die Pergament-Urkunden, welche theilweiſe durch Feuchtigkeit gelitten haben, reichen von dem Jahre 1444 (Vidimus von 1493) bis 1843 (Marktprivilegium). Dem 15. Jahrhunderte gehören an 8 Stück: 1444 Laibach. Eritag nach unſer lieben Frauen Tag zu der Lichtmeß: Beſtätigung der Marktfreiheiten durch Kaiſer Friedrich. 1461 Graz Samſtag nach St. Urbanstag, Kaiſer Friedrich ertheilt den Bürgern die Freiheit der Richterwahl. Beide Urkunden im Vidimus von Richter und Rath der Stadt Laibach 1493. Sonntag nach St. Laurenzentag. 1461, Grätz am St. Marien Maydalentag, Beſtätigung der Richterwahl durch Kaiſer Friedrich. 1461, Grätz, Eritag nach St. Michelstag, Beſtimmung des Weichſelburger Burgfriedes durch Kaiſer Friedrich. 1462, Oberburg, Sonntag vor St. Margarethentag. Kaiſer Friedrich überläſst den Weichſelburgern die Land- und Marktmauth in Beſtand. 1464 Ertag nach St. Annatag. Urkunde des Jörg Lukantſchitſch, „ewiger“ Vicar in Weichſelburg, betreffend die Stiftung einer Frühmeſſe in der dortigen Kirche. 1478: Grätz, Phintztag nach St. Ulrichstag. Kaiſer Friedrich bewilligt den Weichſelburgern, welche auf ſeinen Befehl den Markt zu befeſtigen und zur Stadt zu erheben beſchloſſen haben, Mautgebühren und Straßenzwang. 1480, Wien, Phintztag St. Achazientag. Kaiſer Friedrich befiehlt den Weichſelburgern die Aufnahme und Erhaltung einer Anzahl Fußknechte zum Schutze der Stadt. 1493 Wien, Sonntag nach St. Thomastag. Beſtätigung der Stadtfreiheiten durch Kaiſer Maximilian. Dem 16. Jahrhundert gehören an 19 Stück (darunter ein erzherzoglicher Befehl vom 20. Mai 1599 an den Vicedom in Laibach, der Stadt das ihr ſchon 1591 bewilligte jährliche Schießgeld für den Schießſtand auszuzahlen), dem 17. Jahrhundert 7 Stück, endlich dem 18. Jahrhundert 8 Stück, deren letztes die Beſtätigung der Stadtfreiheiten durch

Kaiſer Joſeph II. am 11. September 1782 mit großem Siegel in rothem Wachs enthält.

Das *Stadtſiegel* von Weichſelburg hat Dr. *Melly*, Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters, Wien 1846, S. 111 beſchrieben.

3. *Biſchoflack*. (1248 urkundlich als Markt, Forum). Das Gemeinde-Archiv war in einem Winkel des Kanzleizimmers der Gemeindeverwaltung aufgehäuft und von Staub bedeckt. Es ſchien mir nur der Neuzeit anzugehören. Man zeigte mir auch eine handſchriftliche Bürger-Chronik, Verzeichnis der aufgenommenen Bürger, angelegt 1818, nachdem während der franzöſiſchen Invaſion und des auf dieſelbe gefolgten Proviſoriums die Aufnahme von Bürgern eingeſtellt worden war. Das Intereſſanteſte, das ich zu ſehen bekam, war der Stadtrichterſtab, aus Meſſing, in Form eines Scepters mit einem Wappen (Stadtmauer und ein Mohrenkopf in der Mitte [Wappen von Freiſingen]) und am unterm Ende mit der Inſchrift: „Johann Chriſei, Stadtrichter.“ Da die Stadt ihren Urſprung und ihre Freiheiten den Freiſinger Biſchöfen verdankte, ſo müſſen die ihre Schickſale betreffenden Urkunden in den Freiſing'ſchen Archiven geſucht werden. Im Jahre 1805 wurde ſie, ſowie Radmannsdorf, Municipalſtadt. Im Jahre 1807 brachte ſie einen Hof-Recurs ein, um ihre, durch die Joſephiniſche Geſetzgebung eingezogene eigene Gerichtsbarkeit wieder zu erlangen. Aus dem von der Staatsgüter-Adminiſtration hierüber erſtatteten Berichte iſt zu erſehen, daſs nach einer Urkunde Ferdinands III. die Bürgerſchaft, dann Richter und Rath dem Biſchof zu Freiſing den Eid der Treue ſchwören, daſs ſie den Richter der Herrſchaft zur Beſtätigung vorſtellen, dieſer im Schloſſe den Eid ablegen und ſeine Amts- und Richterrechnung der Herrſchaft vorlegen mußte.

Im Vorbeigehen möchte ich nicht unerwähnt laſſen, daſs das Städtchen Lack in ſeiner Bauart noch manches Eigenthümliche aufzuweiſen hat und in ſeiner ganzen Anlage ein originelles Gepräge trägt, daſs in den nahen *Altlack* die Grabmäler an der Außenwand der Kirche zum Theil durch hiſtoriſchen und Kunſtwerth beachtenswerth ſind, aber durch Witterungseinflüſſe dem Verderben entgegengehen. Das Grabmal einer Gräfin Erdödy, welche 1794 im hieſigen Urſuliner-Kloſter ſtarb, geſetzt 1860 durch ihren Neffen Fürſten Batthyáni, zeigt ein ſchönes Madonnen-Relief. Das Schloſs Altlack beherbergt die Kunſtſammlung des unlängſt verſtorbenen Landes-Gerichtsrathes Ritter v. Strahl, alte Meubel krainiſcher Herkunft, Gemälde einheimiſcher Maler (Menzinger, Herrlein, Kremſer Schmidt, Langus, Globočnik, Franke), Majoliken, Malereien auf Elfenbein, Glas, in getriebenem Silber, auf Kupfer (2 Tafeln mythologiſche Darſtellungen vom Kremſer Schmidt).

4. *Gottſchee*. Das ſtädtiſche Archiv iſt, wie ich bei meiner Anweſenheit am 28. und 29. Mai 1884 durch Herrn Profeſſor *Wolfhegger* erfuhr, bereits für den Herausgeber des „Archivs für Heimatkunde“ *Fr. Schumi* copirt worden. Ich ſah nur neuere Privat-Urkunden in gutem Zuſtande und eine Abſchrift der ſtadtiſchen Freiheiten von 1471, welche ich mit anderen dieſe Stadt betreffenden Urkunden bereits in den Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines von Krain vom Jahre 1864, S. 55 fg. veröffentlicht habe, an welche Veröffentlichung ſich weiter die Arbeit des ſeligen *J. Parapat*, eines fleißigen Localforſchers, im „Letopis matice ſlovenske“ von 1874, S. 75 fg. anſchließt. Die vorhandenen Urkunden ſind wie geſagt in gutem Zuſtande und es iſt für ihre gute Verwahrung geſorgt.

Das alte Stadtſiegel (1471) (Fig. 1) iſt bereits vom Pfarrer *Elze* in ſeiner gehaltvollen Abhandlung „Gottſchee und die Gotſchewer“ im 3. Jahresheft des Vereines des krainiſchen Landes-Muſeums vom Jahre 1862, S. 11 veröffentlicht. Es ſtimmt dieſe Abbildung im Weſentlichen allerdings mit dem Original überein, doch iſt letzteres etwas größer.

Aus dem herrſchaftlichen Archiv erhielt ich nur ein herrſchaftliches Urbar vom Jahre 1574 zur Einſicht und Benützung. Es iſt dies ein ſogenanntes „reformirtes“, aus dem Bedürfniſſe hervorgegangen, die herrſchaftlichen Rechte nach dem großen Bauernkriege von 1573 neu und gegen jede Anfechtung feſtzuſtellen. Ich halte dieſes vollkommen wohl erhaltene Archivsſtück, welches auch Beſtimmungen über „Beſitzung des Rechts in Civil- und Criminalſachen“ enthält, ſchon in topographiſcher Beziehung der Aufmerkſamkeit

Fig. 1. (Gottſchee.)

Aller würdig, welche ſich mit der Aufhellung des Urſprungs und der Geſchichte dieſer merkwürdigen deutſchen Sprachinſel beſchäftigen. Wegen Abweſenheit des Beamten konnte ich das herrſchaftliche Archiv nicht beſichtigen.

5. *Krainburg*. In der alten Pfalzgrafenſtadt, der „Burg von Krain“ (urkundlich genannt 1253), deren Schickſale der bereits genannte Localhiſtoriker Parapat regeſtenweiſe in dem Letopis der Matica ſlovenska von 1870, S. 91 fg. aufgezeichnet hat, richtete ich meine Frage nach dem Stadt-Archive an den Herrn Bürgermeiſter, der mir (7. Nov. 1884) 34 Stück Urkunden bereitwilligſt zur näheren Durchſicht ausfolgte. Ich fand darunter, als dem Mittelalter angehörig, zwei Stück, und zwar einen Revers des Pfarrherrn *Leopold de Apfalter* in Krainburg über eine Fruhmeſſe vom 12. März 1399 und einen Dispenſations-Brief Papſt Paul's II. (Barbo) vom Jahre 1464 für den Subdiacon Peter Walwot zur Erlangung höherer Weihen.

6. *Naſſenfuß*. Dieſer unbedeutende Ort verdankte ſeine Entſtehung (urkundlich c. 1160) den Biſchöfen von Gurk als Beſitzern der Herrſchaft Naſſenfuß und leitete ſeine Rechte und Freiheiten von dieſen ab. Es wechſelte mit der Herrſchaft ſeinen Herrn und wurde 1615 vom Biſchof Johann Jacob an Joſeph Machortſchitſch in Laibach verkauft. Im Jahre 1775 wurde der

Markt municipalifirt. Als ich am 23. Juni 1884 mich daſelbſt befand, wurde mir auf meine Anfrage zum Beſcheide, es beſtehe kein Gemeinde-Archiv mehr (doch hat Peter Hitzinger in den Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Krain vom März 1853 einen Auszug aus dieſem Archive veröffentlicht), das herrſchaftliche Archiv aber habe der frühere Beſitzer Baron Mandel 1841 nach Graz mitgenommen.

Das Marktſiegel gebe ich hier (Fig. 2) nach einer vom Original-Siegelſtocke abgenommenen Zeichnung. Es iſt das denkbar einfachſte Bildſiegel aus dem Stadtnamen hergeleitet.

Fig. 2. (Naſſenfuß.)

7. *Seiſenberg*. Der Name des Ortes iſt eigentlich jener der alten Burg, der „Seiſenburg“, des fürſtlich Auersperg'ſchen Schloſſes, das zu den älteſten in Krain gehört und mit ſeinen altersgrauen feſten Mauern und Thürmen und mit dem verwilderten Zwinger, auf einem rückwärts ſchroff abfallenden Hügel einen maleriſchen Anblick darbietet, in ſeinem Inneren aber das Bild des Verfalles zeigt.

In der Gemeindekanzlei konnte man mir von Archivs-Schätzen nichts aufweiſen als ein „Richterbuch“, die Reihenfolge der Richter, Proceßſachen u. ſ. w. enthaltend, man zeigte mir auch das wohlerhaltene Richterſcepter aus Meſſing mit einer Inſchrift vom Jahre 1642.

Das Marktſiegel mit der Jahreszahl 1712 zeigt das Auersperg'ſche Wappen mit der Umſchrift: „Gemein. Sig. in Morgt Seiſenburg.“, ohne alles weitere Beiwerk.

9. *Stein*. Das ſtädtiſche Archiv, über deſſen Unzugänglichkeit frühere Forſcher (ſo Parapat, Doneski k zgodovini kranjnskih mest: III. Kamnik, im Letopis der Matica slovenska vom Jahre 1876, S. 125) klagten, fand ich unter der jetzigen Verwaltung (14. Juni 1884) zwar nicht geordnet, aber gut verwahrt. Es enthält nach Mittheilung des Bürgermeiſters keine andere Pergament-Urkunde als die Beſtätigung des Herzogs Wilhelm von Oeſterreich vom Jahre 1396, Wien am Freitag nach S. Bartolme's Tag, des „Zwölfpoten“, daſs die Bürger von Stein nirgends „zu Recht ſtehen ſollen“ als vor ihrem Stadtrichter, welche Freiheit ihnen ſchon Herzog Leopold verliehen. Die Acten des Bürgerſpitals gehen nur bis auf das Jahr 1632 zurück. Die Stadt beſitzt zwei alte Siegel ohne Jahreszahl, doch jedenfalls dem Mittelalter angehörig. Eines davon iſt in Fig. 3 abgebildet.

Hoff, Gemälde von Krain I, 161 beſchreibt das Wappenbild, wie es dieſe Siegel zeigen, als „Ein Weibsbild mit einem Schlangenſchweif zwiſchen einem Thor.“

Die Bauart der älteren Bürgerhäuſer in Stein mit Relief-Darſtellungen an Thoren und Geſimſen, ſowie die Grabmäler in der nahen Kirche der aufgehobenen Abtei Münkendorf verdienen die Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes.

Fig. 3. (Stein.)

10. *Tſchernembl*. Hier fand ich bei meiner Anweſenheit (25. Juni 1884) keine älteren Acten. Die beiden alten Stadtſiegel wurden mir jedoch bereitwilligſt zur Beſichtigung übergeben. Bei dem größeren iſt die Siegelplatte von Silber.

In der Deutſch-Ordenskirche finden ſich an den Seiten des Hoch-Altars eingemauerte Grabmäler und an der Außenwand ein großer römiſcher Grabſtein mit figuraliſchen Darſtellungen. Mehrere ſolche ſollen eingemauert und übertüncht worden ſein.

11. *Laas*. Dieſer Ort wurde in Folge der Türkeneinfälle 1477 vom Markt zur Stadt erhoben und befeſtigt. Urſprünglich war er wohl aus einer Anſiedlung am Fuße der alten, längſt in Trümmern liegenden Burg gleichen Namens entſtanden. Der Bürgermeiſter wies mir bereitwilligſt die das Archiv bildenden in der Stadt-Caſſe verwahrten Pergament-Urkunden vor, unter denen der Stiftbrief von 1477 (veröffentlicht mit den anderen Urkunden in den Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Krain vom Jahre 1854, S. 44). Das alte Stadtſiegel von 1477 ſtellt das im Stiftbrief beſchriebene Wappen der Stadt, St. Georg zu Pferde, den Lindwurm „wundend,“ zur Seite eine Jungfrau betend, dar.

Die Freske an der Aufsenſeite des Grätzer Domes.

Von *Hanns Petſchnig*.

AN der öſtlichen Außenwand des Chores, welcher die, vom Kaiſer Friedrich erbaute Domkirche abſchließt, befindet ſich ein niederer Eingang in das biſchöfliche Gruftgewölbe. Fürſt-Biſchof Zengerle iſt der letzt hier Beſtattete. Ueber dieſem Eingange ſtand eine, im Segment-Bogen abgeſchloſſene Niſche, deren Pultdach ſich an das Kaſſims der Kirche anſchmiegte. Dieſelbe hatte den Zweck, als Schutz für

ein Epitaph zu dienen, welches dem Vice-Kanzler Erzherzog Karl's II., Wolfgang Schranz zu Schranzenegg und Forchtenſtein errichtet wurde.

Im Sommer 1883 wurde die Reſtaurirung der Domkirche in Angriff genommen und im September 1885 kam man mit den Arbeiten beim Chore an, die der Chormauer vorgelegte Niſche wurde abgebrochen. Da man einen Streifen gemalter Ornamente bemerkte, ſo wurde beim Abbruche der beſagten Niſche vorſichtig vorgegangen. Hinter dem abgelöſten Mörtel zeigte ſich die ganze Fläche, ſo wie jene der zwei flankirenden Chorpfeiler mit Malereien bedeckt.

Zur Wiederaufſtellung des beſagten Epitaphs wurde eine andere Stelle am Chore, und zwar gegen Norden nahe am Sacriſtei-Eingange gewählt. Das Epitaph iſt ein Werk des 16. Jahrhunderts. Die architektoniſch aufgebaute Gedenktafel iſt aus grauem Thonſchiefer und lichten marmorartigen Platten hergeſtellt, die Geſammthöhe bis zur oberſten Flamme beträgt 2·25 M. Dieſer Aufbau, in die Mauer eingelaſſen, ſtützt ſich auf einen Mauerſockel. Der untere auf einem profilirten Sockelſims aufſitzende Sockelbau iſt in einen mittleren und zwei etwas vorſpringende quadratiſche Felder abgetheilt. Die quadratiſchen Felder enthalten lateiniſche, der Langſtreifen dagegen eine deutſche Inſchrift. Ueber dem Sockel baut ſich ein Wappen-Fries derart auf, daſs vier Felder Wappen aus Bronze auf dunklem Schiefer enthalten, während die drei freigelaſſenen Zwiſchenräume aus weißem Stein die Trennung der vier Wappenflächen ſehr wirkſam markiren.

Ueber dieſen, durch ein profilirtes Geſims abgeſchloſſenen Sockel-Fries, erheben ſich zwei leſenenartige Hochſtreifen aus grauem Schiefer, auf welchen ein Geſims aufſitzt, das ſich in die Fläche der mittleren Plattenfüllung einſchiebt. Dieſes Abſchluß-Geſims, ſo wie der ſchmale Architravſtreifen ſind aus dunklem Schiefer hergeſtellt, der dazwiſchen liegende Frieſsſtreifen aus weißem Stein und dient zur Anbringung einer lateiniſchen Inſchrift. Auf dieſem Abſchluß-Geſims ſteht eine cannelirte Leſene doriſch-toskaniſcher Ordnung aus dunklem Schiefer. Darüber legt ſich ein, ebenfalls aus Schiefer gemeißeltes Geſims, und bildet ſo die Umrahmung, welche die figurale Darſtellung umſchließt. Ein Giebel krönt den ganzen Aufbau, am Scheitel iſt eine platzende Bombe auf einen Sockel ruhend angebracht.

In Mitte der weißen Innenfläche dieſes Aufbaues erhebt ſich auf hohen Kreuzesſtamm das Bildnis des gekreuzigten Heilandes, welcher auf die unter ihm dargeſtellten Gruppen herabzuſehen ſcheint. Durch dieſe Anordnung wird die innere Fläche in zwei gleiche Theile getheilt. Zur rechten Seite ſind der Vice-Kanzler und ſeine Söhne im ſpaniſchen Coſtüme, zur linken Seite ſeine drei Frauen mit deren Töchtern knieend dargeſtellt. (Bronze-Relief.)

Nach den Darſtellungen hätte der Vice-Kanzler 7 Söhne, 8 Töchter und 5 Wickelkinder, zuſammen 20 Kinder mit drei Frauen. Die vier am Sockel-Fries angebrachten bronzenen Wappen ſind das des Kanzlers und ſeiner drei Frauen. Das erſte iſt viergetheilt, mit einem Mittelfelde. Oben zwei Helme mit reichen ornamentirten Helmdecken. Als Helmzier rechts ragt ein wachſender Mann. Er trägt eine Mauerkrone auf dem Kopfe und trägt in der linken Hand an einem Stiel eine Sonnenblume, die Rechte in die Hüfte geſtemmt. Am linken Helme eine Frauengeſtalt mit flatternden Kopftuch, enge anliegendem Kleide, zwiſchen zwei Hirſchſtangen, welche ſie mit den Händen erfaßt. Im oberen Feld rechts ein halber nach rechts aufſpringender Hirſch, ebenſo im linken Feld unten. Am linken oberen und rechten unteren Felde je ein Bärenkopf mit Naſenring; im Mittelfeld ein Elephant. Die reich ornamentirte Helmdecke umſchließt das Wappenſchild in ſchöner Linienführung. Das zweite Wappen der Familie Wunderer gehört der zunächſt dem Kreuze knieenden Frau an. Es iſt zweifach getheilt. Aus der Helmkrone ragt ein Mann vom halben Schenkel auf, trägt in der Rechten einen Wedel von fünf Straußenfedern. Das rechte Feld füllt eine Seejungfrau aus, die Fiſchſchwänze mit den Händen haltend, am Kopfe eine gezinnte Krone. Im linken Felde quer von rechts nach links ein gezinnter Querbalken, begleitet von je einem ſechseckigen Stern. Das nächſte Wappen der Familie Walther von Waltherswеil bezieht ſich auf die mittlere Frau. Es hat ein vierfach getheiltes Wappenſchild. Aus dem gekrönten Helm ragt ein Eichenſtamm hervor, auf jeder Seite ein Eichel mit Blatt und zu beiden Seiten des Helmes Adlerflügel. Das obere rechtſeitige und das untere linkſeitige Feld enthalten als Heroldsſtück ebenfalls einen Eichenſtamm mit je links und rechts austreibenden Eichblatt mit Eichel. Im linken oberen und rechten unteren Felde iſt ein einköpfiger gekrönter Adler angebracht. Das letzte Wappen, jenes der Familie Pappenheim, iſt auf die erſte Frau zu beziehen. Am Helm als Helm-Kleinod ragt ein nackter Frauenrumpf hervor, am Kopfe eine Krone. Der viertheilige Schild hat rechts oben und links unten zwei Reihen je drei Eiſenhüte. Im linken oberen und rechten unteren Felde ſind auf einem quergetheilten Felde zwei gekreuzte Schwerter angebracht.

Die geſammte Bronze-Arbeit iſt gut durchgeführt, beſonders iſt die heraldiſche Auffaſſung der Wappenſchilder und die der Helmdecken anerkennungswerth. Die Figuren ſind im Style jener Zeit ſchablonenhaft angeordnet, aber viel Fleiß und Genauigkeit auf die Details und die Gewandung verwendet.

Um die Geſammtwirkung zu erhöhen, waren die Kanten der Geſimſe, die Canneluren ſowie die Schrift vergoldet. Die Rückwand neben Chriſtum[1] und dem Kreuze war bemalt und zeigt einen düſteren Wolken-Hintergrund mit rother Sonne, gleichſam um den letzten Moment des Gekreuzigten in Erinnerung zu bringen. Das Ganze iſt ein ſehr beachtungswürdiges Werk des 16. Jahrhunderts

Zur Charakteriſtik des Verhältniſſes zwiſchen dem Erzherzog Karl und ſeinem Kanzler und Finanzminiſter wäre zu erwähnen, daſs dem Wolf Schranz Schwierigkeiten von der ſtolzen Familie der Marſchälle von Pappenheim gemacht wurden, als er als Freier bei derſelben auftrat, und erſt als der Erzherzog ſelber ſich als Brautwerber für ſeinen Kanzler meldete, wurde die Werbung angenommen. Die beiden anderen Frauen gehören ſteieriſch-landſtändiſchen Geſchlechtern an

[1] Der Chriſtus, welcher urſprünglich angefertigt worden iſt, wurde vor circa acht Jahren geſtohlen und durch einen hölzernen erſetzt, jetzt iſt ein gußeiſerner broncirter Chriſtus an ſeine Stelle geſetzt

Die Inſchriften auf dem Epitaph lauten:

Oben im rechtſeitigen Fries in großen lateiniſchen Buchſtaben:

DVM PATIEBANTVR SCHRANZI TVA
STAMINA PARCÆ
LAVDIBVS INSTREPVIT STIRIA·

Im linkſeitigen Fries:

EMORERIS·TELLVS·SACRARIA·
COELI·
SPIRITVS ET MVNDVM FAMA POLVMQVE
TENET·

Im Sockelfries

auf der rechten Seite:	auf der linken Seite:
NATVS	NON
HOMO SVB	MORITVR
HVMO PVRSVS	VITA QVI BENE
HVMATVR	FVCTVS
HOMO·	OBIT

Im Längenſtreifen die deutſche Grabſchrift, auch mit großen lateiniſchen Buchſtaben:

HIE RVET IN GOT DER EDL GESTRENG VND HOCH GELERT HERR WOLFGANG SCHRANTZ ZV SCHRANTZENEGG VND FORCHTENSTAIN, BAIDER RECHTEN DOCTOR, YRER FVR: DVR: ERTZHERZOGEN CARLS ZV ÖSTERREICH: HOCH SELIGST: GEDECHTNVS GEHAIMBER RATH OF VICE CANTZLER VND HAVPTMAN ZV KOSTA WSELIGER, WELCHER DEN 24. OCTOBRIS YM 1594 YAR IN GOT SELIGLICH ENTSCHLAFEN, DEME DER ALLMECHTIG GOTT AIN· FRÖLICHE AVERSTEHVNG VERLEIHEN WÖLLE AMEN·

Als dieſes Epitaph ſo wie die Niſche abgetragen war, kam ein altes Wandgemälde zum Vorſchein, welches die ganze Fläche der äußeren Rückwand am Chore einnimmt und an den beiden angränzenden Pfeilern fortgeſetzt iſt.

Das Hauptbild miſst 4·07 M. in der Breite und ebenſo viel in der Höhe, es füllt ſomit den ganzen quadratiſchen Raum zwiſchen dem Sockel und dem Kaſſims aus; die noch vorhandenen Bilder an den Pfeilern haben dieſelbe Höhe von 4·07 M., aber nur eine Breite von 0·70 Cm.

Das große Wand-Gemälde bringt die Geiſelung und Krönung Chriſti zur Darſtellung nach dem bibliſchen Citate: „da ließ Pilatus Jeſum nehmen und geißeln" Matth. 27, 27. Marcus 15, 16. „Und die Soldaten flochten eine Krone von Dornen und ſetzten ſie auf ſein Haupt und traten zu ihm und ſprachen: „Sei gegrüßt du König der Juden." Die Darſtellung iſt echt mittelalterlich aufgefaßt; die damals üblichen Coſtüme beibehalten.

Der Raum, in welchem die Geißelung vorgenommen wird, iſt architektoniſch gegliedert, zeigt Durchſichten mit Fenſter und Thüren, Bögen mit Rippen und Kreuz-Gewölbe. Die Einfaſſung iſt architektoniſch angeordnet. Zwei Bögen vereinigen ſich auf einer Conſole, welche ſo wie die geſammte architektoniſche Anlage auf den Einfluſs der Renaiſſance hinweiſet; zumal iſt die Conſole charakteriſtiſch für die Hinneigung zur neuen Stylform. In den Zwickeln iſt das ſchön geſchwungene Ornament noch vollkommen gothiſch, während die plaſtiſch gemalte Einrahmung, ſich mehr der Renaiſſance zuneigt. Die wirkſame polychrome ornamentale Einfaſſung zwiſchen den inneren und äußeren Gliederungen iſt ebenfalls vollſtändig im Style der Gothik gehalten. Das langgezogene in hellgrüner Farbe ausgeführte Blatt-Ornament hat die beliebte Form der gothiſchen Periode, am Ende jeden Blattes iſt eine gelbe Kugel, vielleicht eine Orange derart angeordnet, daſs dieſes Gewinde in einen gewiſſen gut wirkenden Rythmus fortläuft und ſo die Einförmigkeit vermieden worden iſt. Die Gewölbe ſind in grüner Farbe gehalten und die Rippen im warmen braungelben Tone. Gelblich und röthlich abgetönt trennen ſich die Wandflächen von einander und geben eine perſpectiviſche Wirkung. Das Bild iſt in drei Gruppen getheilt, die Raumvertheilung eine ſehr günſtige, daher dasſelbe eine klare und ruhige Wirkung macht. Jedenfalls hat der Meiſter ein klares Gefühl für die richtige Anlage einer guten Compoſition gehabt und ſeine Aufgabe verſtändnisvoll gelöſt.

In Mitte des Bildes hängt ein ſchmaler Teppich von der Decke bis herunter zum Sitz. Eine Bordure breitet ſich an der oberen Seite aus. Der Teppich hat das beliebte Brocat-Muſter in großen gelben Blattformen auf rothem Grunde. Vor dieſem Teppich iſt ein herausragender Sitzplatz für Chriſtus ſo angeordnet, wie man im Mittelalter einen Ehrenſitz zu geſtalten pflegte. Auf dieſem Sitze die Mitte des Gemäldes einnehmend und als Hauptfigur der ganzen Darſtellung ſitzt Chriſtus, das Haupt nach links vorneigend, in welchem ſich ſchmerzliche Reſignation ausſpricht. Ein weißes lang herabfallendes und unten reichfaltiges Kleid umſchließt den Körper, während die Arme blos ſind und die Hände gekreuzt im Schoße ruhen. Zu beiden Seiten preſſen zwei Schergen mit gekreuzten Stangen die Dornenkrone auf das Haupt Chriſti. In dieſen, abſichtlich ſehr häßlich dargeſtellten Geſtalten hat der Meiſter alle Rohheit und Brutalität auszudrücken geſucht. So ſtemmt ſich der links befindliche Scherge mit dem rechten Knie auf die Sitzbank, um mit dem rechten Fuße möglichſt frei die Kraft zum Herunterdrücken ſeiner Stange zu erlangen. Das enge gelbe Beinkleid iſt am linken Knie und rechten Schenkel aufgeriſſen. Das grüne Wams wird durch einen Ledergürtel zuſammengehalten. Eine violette Mütze bedeckt das häßlich verzerrte, mit ſtruppigen Haaren umrahmte Geſicht, die Arme ſind ſcharf bewegt, um das ſtarke Niederdrücken der Stange zu charakteriſiren. Auf der rechten Seite iſt ebenfalls in der Bewegung der dortigen Figur das Beſtreben gekennzeichnet, möglichſt viel Kraft aufzuwenden, um die Dornenkrone durch die Stangen auf das Haupt Chriſti zu drücken. Auch bei dieſer Figur iſt das Wams grün, die Aermel ſind roth, ſo wie die Mütze. Ein gelbes fliegendes Band umſchließt den Körper um die Hüfte. Knie und Schenkel des rechten Fußes ſind bloß, die Waden mit einem violetten anliegenden Beinkleid bedeckt, es ſcheint als ob dasſelbe ſich bei der Anſtrengung losgeriſſen hätte, ſo wie am linken Schenkel ſich auch eine Blöße desſelben zeigt. Vor Chriſtus kniet auf dem linken Fuße ein dritter Scherge, ein häßlicher Kahlkopf, welcher verſpottend Chriſtum huldigt und

als Scepter eine Stange vorhält. Im rothen Wams mit grünem Untergewande bildet diese Figur mit den beiden andern die Trias der Rohheit und Brutalität. Rechts steht eine Gruppe von sechs Personen, zunächst ein vornehmer Jude, ein Pharisäer im langen gelben, mit weißem Pelze verbrämten Gewande, rothen anliegenden Tricots und gelben Schuhen und einer grünen pelzverbrämten Mütze. Das Gesicht drückt Befriedigung über das ihm rechtlich erscheinende Marterverfahren aus, er scheint an den Fingern die sträflichen Thaten, welche Christum zur Last gelegt wurden, aufzuzählen. Der vor ihm stehende lebhaft gegen ihn gestikulirende Greis mit weißem Barte und Haaren, einen weißen Hut auf dem Kopfe, scheint doch mehr verwundert und zeigt eine gewisse Mißbilligung. Sein langes Kleid, von einem Ledergürtel zusammengehalten, ist violett und am Oberkörper sehr faltig, die Tricots sind grün und die umgestülpten Schuhe von Rohleder. Zwischen beiden ist der mit einer rothen Mütze bedeckte Kopf eines, wie es scheint indifferent dreinschauenden Menschen ersichtlich, hinter welchem noch zwei zu einander gekehrte Köpfe sichtbar werden. Links von Christus steht zunächst ein Mann im rothen an den Aermeln geschlitzten Kleide mit grünem Kragen und schwarzem Gürtel, die engen Beinkleider sind grün und das bartlose, von langen Haarbüscheln umrahmte Gesicht bedeckt eine mit braunem Pelze verbrämte rothe Mütze, vorne mit grünem Aufputze, einer polnischen Confederatka ähnlich, vielleicht ist dieß ein fremder Kaufmann. Zu seinem Nebenmann gewendet, scheint er demselben beschwichtigend zuzusprechen. Aus dem glattrasirten Gesicht dieser zweiten Figur tritt eine lange krumme Nase hervor. Eine grüne Schaube, welche auf den Rücken auffallt, bedeckt den Kopf tief in die Stirne. Die Bewegung des linken Armes ist stutzerhaft, ebenso die Stellung der beiden Beine etwas affectirt. Sein braunes Wams hat an der linken Achsel einen feinen Aufputz. An den Aermeln ziehen sich Borden herunter, sowie am Wams, welches zierlich ausgenäht ist. Eine grüne Verbrämung putzt das Gewand auf und ein gelber Gürtel mit lang herabfallendem Gürtelband vervollständigt die stutzerhafte Tracht dieser Figur.

Links an den Pfeiler, der horizontal getheilt ist, sieht man die Gestalt des heil. Jacobus mit Stab und Brodsack, einen braungrauen Hut mit umgestülpten Krempen, das in schweren Falten herabwallende Gewand violett in der Farbe, ist in der Anordnung der Falten breit und meisterhaft durchgeführt. Unter selben steht die Figur eines Cardinals mit Kreuzstock im rothen Gewande, mit Achselkragen und dem, von einem Heiligenscheine umflossenen Cardinalshute; ein Hermelinpelz wallt vom Halse herunter. Am rechten Pfeiler ist oben der heil. Christoph im rothen Gewande mit bloßen Beinen, am Rücken das Christuskind tragend. Unter selben ein Bischof, die Mitra auf dem Haupt, einen Heiligenschein hinter selben, den Krummstab in der Rechten, die linke Hand schlägt das Oberkleid zurück. Das Unterkleid grün. Eine, im Verhältnisse kleine Frauenfigur, kniet zu Seiten des Bischofs. Der Kopf mit einem weißen gefalteten Kopftuche bedeckt, nebst weißem Mundtuch, so dass man nur wenig vom Gesichte sieht. Die Hände gefaltet, die Aermel gelb, das Ueberkleid roth, weiß verbrämt. Diese im Verhältnisse so kleine Figur, welche sich an die hohe Figur des Bischofs anschmiegt, dürfte die Donatorin dieser Wandgemälde sein. Auch diese Figuren sind gut gezeichnet und technisch routinirt durchgeführt.

So muß man diese Wandgemälde als das Werk eines geschulten und tüchtigen Meisters aus dem Schlusse des 15. Jahrhunderts ansehen. Die Composition ist lebhaft, die Darstellung charakteristisch und ausdrucksvoll in Miene und Bewegung der einzelnen Figuren, alles gut zusammengehalten; die Technik eine vorzügliche, die geknitterten Falten sind ganz im Geiste Dürer's ausgeführt, die Perspective der Architektur und die Durchsichten wirkungsvoll. Die Erhaltung dieser Wandgemälde wäre aus kunsthistorischen Gründen sehr wünschenswerth.

Am Schlusse möchte ich noch einer Thatsache erwähnen, welche zeigt, dass die Gelüste, auf bemalte, angestrichene oder getünchte leicht zugängliche Flächen seinen verehrlichen Namen nebst Jahreszahl einzukritzeln, weit zurück datirt. Hier hat es wenigstens das Gute, dass diese Kritzeleien, mit welchem die Malereien bedeckt sind, Aufschluß geben über die beiläufige Zeit der Ausführung. Die älteste Jahreszahl, die ich darauf entdeckte, ist:

1 ℔ 19, dann 1 ℔ 97, 1500, 1570, 1578, 1585. Stephams Sterle 1594, Stephann Storck 1594.

Es wurde also bald nach der Herstellung dieser Wandgemälde darauf herumgekritzelt, bis knapp vor der Zeit, als über das Bild die Putzschichte gelegt und die Nische für das früher besprochene Epitaph mit der Jahreszahl 1594, 24. Octobris, hergerichtet worden ist, sind noch immer diese Kritzeleien eifrig betrieben worden.

Notizen.

94. Am nordwestlichen Abhange des *Monte Zaro* in *Pola*, wo einstens das zu Ehren der *Julia* erbaute römische Theater stand, dessen Ueberreste der venetianische Ingenieur *Delville* zum Baue des gegenwärtigen Castelles verwendete, wurden im Jahre 1876 mehrere Villen erbaut. Bei Fundirung derselben fanden sich Ueberreste dieses prachtvollen Baues aus griechischem und egyptischem Marmor (Capitäle, Säulenstücke, Verzierungen u. s. w). Bei der im Jahre 1881 erfolgten Anlage eines Eiskellers wurde das Fragment einer aus dem feinsten griechischen Marmor in vollendeter Ausführung gearbeiteten Statue gefunden. Bei Untersuchung des Erdmaterials fand man, wie Correspondent *Schramm* berichtet hat, noch drei kleine Bruchstücke der Figur (Fragment des rechten Vorderarmes, des linken Fußes und der rechtsseitigen großen Zehe). Dieses Fragment einer Imperators-Statue befindet sich gleich den übrigen Fundstücken im Augustus-Tempel aufgestellt (Fig. 1).

95. Correſpondent *Schramm* hatte an die Central-Commiſſion berichtet, daſs im Jahre 1882 bei Abtragung einer Mauer am Abhange des Caſtellberges in *Pola* in der geringen Tiefe von 25 Cm. das Fragment eines Mithras-Denkmals ausgegraben und im Auguſtus-Tempel deponirt wurde. Dieſer Fund iſt inſoferne wichtig, als bisher in Pola noch kein Denkmal dieſes Cultus gefunden wurde. Die Geſchichte der Verbreitung desſelben in den öſterreichiſchen Ländern erſcheint um eine wichtige Fundſtelle hiermit erweitert (Fig. 2). Das Relief-Fragment iſt 68 Cm. lang und 33 Cm. hoch. Man erkennt die Darſtellung eines im

Fig. 1. (Pola.)

Laufe ſtürzenden Stieres, auf deſſen Rücken eine halbbekleidete Figur kniet. Im Vordergrunde ein Hund, der gegen den Stier ſpringt und rechtshin eine im Verhältniſſe zu den übrigen kleine Figur mit gekreuzten Beinen.

96. *(Die ehemalige Kirche der heil. Apoſtel Philipp und Jacob im Kloſter Sedlec.)* (Fig. 3).

Die Mönche und Baumeiſter des ehemaligen berühmten Ciſtercienſer-Kloſters Sedlec bei Kuttenberg ſcheinen mit beſonderer Vorliebe den von ihnen aufgeführten Kirchenbauten beſondere und ungewöhnliche Formen gegeben zu haben. Die bis jetzt beſtehende ehemalige Kloſterhauptkirche Maria Himmelfahrt mit ihren fünf Schiffen gehört zu den größten, die Allerheiligen-Kirche auf dem Friedhofe mit den zwei übereinander gebauten Capellen, deren untere das bekannte Sedlecer Beinhaus bildet, zu den ſonderbarſten Bauten. Eine ebenſo ungewöhnliche dritte Kirche auf dem ehemaligen Sedlecer Kloſtercomplexe, die zweiſchiffige Kirche der heil. Apoſtel Philipp und Jacob, exiſtirt nicht mehr, ſie wurde im Jahre 1817 dem Boden gleichgemacht. Durch Güte des kürzlich verſtorbenen k. k. Ober-Ingenieurs Herrn *L. Wach* erhielt ich vor Jahren den beiliegenden Grundriß dieſer Kirche nach der Zeichnung des Kreis-Ingenieurs *Walda*, der — nach einer Mittheilung des Herrn *Wach* — die Niederreißung der alten baufälligen Kirche durchführte. Der ſonderbare Kirchenbau — mit ſeinen zwei unregelmäßigen Schiffen von ungleichen Dimenſionen, jedes mit ſeinem eigenen Eingang,[1] einſt mit drei Thürmen verſehen — dürfte einigermaßen intereſſiren, da nur äußerſt wenige ähnliche Baudenkmale ſich vorfinden und die beigefügte Zeichnung als von einem Fachmann herrührend gewiſs Anſpruch auf Treue und Verläßlichkeit erheben kann.

Ueber die Schickſale dieſer einſt berühmten und beſuchten Kirche finden wir in der Geſchichte des Kloſters Sedlec vieles verzeichnet; wir wollen daraus das Wichtigſte, namentlich ſoweit es die Beſchreibung der Kirche betrifft, hier mittheilen.

Bald nach der Gründung des Kloſters Sedlec (1142) entſtanden in der Nähe der Mönchwohnungen mehrere Kirchen und Capellen, darunter auch die Kirche der heil. Apoſtel Philipp und Jacob,[2] welche das Centrum der Kloſter-Colonie bildete, indem ſich daran die Wohnungen der Kloſtergeiſtlichen anſchloſſen. Bald wurde die Kirche ungemein zahlreich beſucht, namentlich wegen des darin aufgeſtellten Gottesgrabes. Im Jahre 1395 bildete ſich hier eine eigene Bruderſchaft des heil. Grabes, die vom Papſt Bonifacius IX. beſtätigt und mit beſonderen Gnaden begabt wurde. In den Huſſitenkriegen mußte das Kloſter Sedlec viel leiden, die Kirchen wurden verbrannt und lagen längere Zeit in Trümmern. Erſt im Jahre 1454 wurde zuerſt die Kirche der heil. Apoſtel Philipp und Jacob wieder neu aufgebaut. Wir finden nun nachſtehende Beſchreibung dieſer Kirche:

Dieſelbe war gleichſam aus zwei Kirchen gebildet, hatte zwei Eingänge, zwei Hauptaltäre, ein dritter kleinerer Altar ſtand an dem mittleren Pfeiler, darüber ein in der Mauer befeſtigter kunſtvoll gearbeiteter eiſerner Träger, darauf eine ewige Lampe hing.

[1] Ich will hier eine Vermuthung bezüglich des Zweckes dieſer Bauart ausſprechen. Es wird mehrfach darauf hingewieſen, daſs urſprünglich den Frauen der Eintritt in die Kirche des Ciſtercienſer-Ordens nicht geſtattet war (Dohme, die Kirche des Ciſtercienſer-Ordens in Deutſchland S. 48). Da es aber gewiß nicht im Sinne des Ordens liegen konnte, die Frauen vom Beſuche des Gottesdienſtes ganzlich zurückzuhalten, ſo wurden andere Maßregeln getroffen, indem gewohnlich beſondere Capellen für dieſelben gebaut wurden. Es iſt alſo moglich, daſs die zweiſchiffige Kirche in Sedlec eben dieſen Zweck hatte, namlich die vollſtändige Trennung der beiden Geſchlechter.

[2] Dewoty ſagt in ſeiner Beſchreibung des Kloſters Sedlec (S. 49): Die erſte Kirche Maria Himmelfahrt ſei zu klein geweſen, um die große Zahl von Andachtigen, die das Kloſter beſuchten, zu faſſen; auch hatten die Mönche darin nicht Platz und Gelegenheit gehabt, die vorgeſchriebenen Gebete zu verrichten, und darum hatten ſie die neue Kirche in Form von zwei Kirchen mit zwei Haupt-Altären — gebaut; dieſe Kirche ſoll dann zum allgemeinen Gottesdienſt gedient haben, während die erſtere für die Monche beſtimmt war. (Vergl. Kapihorsky, Hiſtoria kl. Sedleckeho, S. 8.

Rechts in der Ecke bei der Sacriſtei war die Capelle Corporis Chriſti, wohin ſich die Bergleute zur Erflehung des göttlichen Segens bei ihrer ſchweren Arbeit oft und zahlreich begaben; auf der linken Seite dieſer Capelle war eine Niſche mit rothen Marmortafeln ausgelegt, ringsherum mit einer kunſtvoll im Marmor ausgehauenen Randverzierung.[1] Rechts zwiſchen der Kirchenmauer und dem Wohngebäude war eine erhöhte Kammer, zu der fünf Stufen hinaufführten, die ſchön gewölbt und gepflaſtert, mit einem ſchön gearbeiteten Fenſtergitter und alterthümlichen Schränken verſehen, zu einer Capelle verwandelt war, wo die Kirchenkleinodien und andere Koſtbarkeiten aufbewahrt wurden. Die ganze Kirche war mit ſchönen Pflaſterziegeln belegt, in ihrer Mitte befand ſich eine Gruft, wo viele Wohlthäter des Kloſters begraben wurden, wie zahlreiche dabei befindliche Grabſchriften bezeugten. Die älteſte lesbare Grabſchrift datirte aus dem Jahre 1420 und bezeichnete die Grabſtätte des „Johann Kmoch von Wrchowisstě."

1537 Erneſtus de Dražow, probirius in Montibus Cuttnis;

1663 Zdenko Šťastný Lukavecký z Lukavce und deſſen Gattin (1673), die dem Kloſter Sedlec das Gut Hraběšin vermacht hatten.[1]

Außerdem befanden ſich in der Kirche noch andere Grabſteine, darunter mehrere, deren Aufſchriften nicht mehr lesbar waren.

Nebſt der bereits genannten Corporis Chriſti-Capelle war bei der Kirche noch die Capelle des heil. Andreas, in welcher nach der Reſtauration ein eigener Prieſter den Gottesdienſt verrichtete (es wird als ſolcher genannt P. Venceslaus de Iglavia).

Die Kirche ſelbſt hatte drei Thürme; auf dem erſten Thurme neben dem Wohngebäude war eine kunſtvoll gearbeitete Uhr, auf dem zweiten befanden ſich zwei größere Glocken (die bei der Aufhebung des Kloſters nach Jenikau kamen), auf dem dritten zwei kleinere (von denen eine im Jahre 1482 vom Sedlecer Abte Andreas Ekkard angeſchafft wurde).

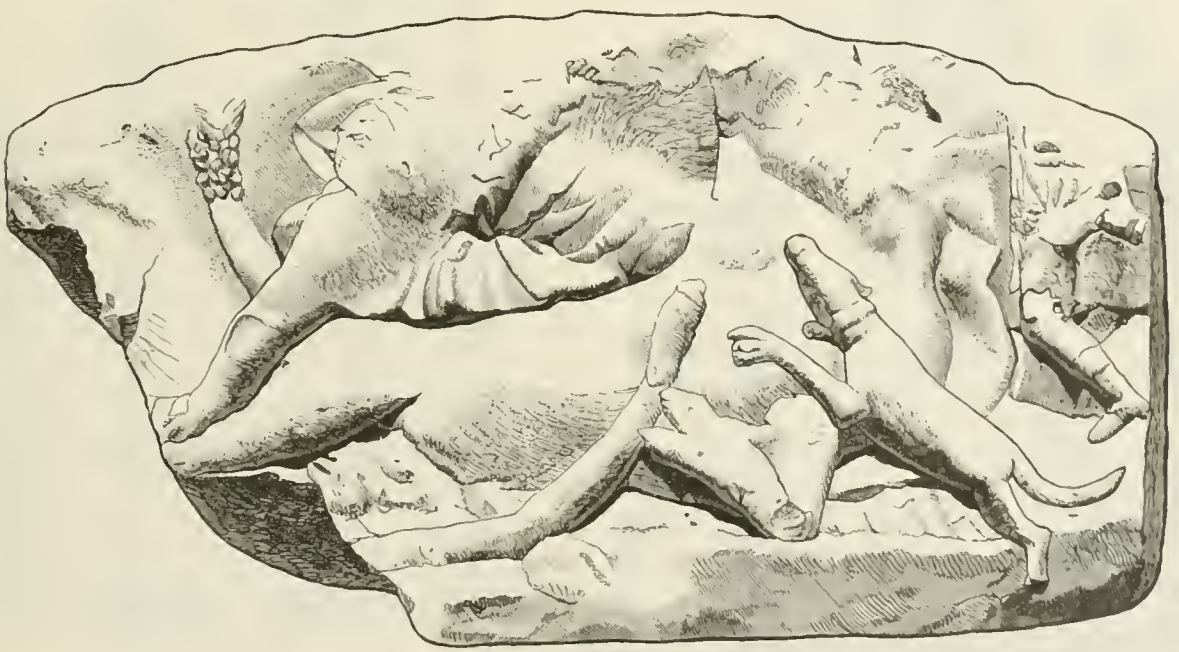


Fig. 2. (Pola.)

1486 domina Margaretha de Wrchowisstie, conthoralis domini Duchconis;

1491 Hinco filius Hinconis, ducis Glacensis;

1493 Jacobus quondam abbas Aulae Regiae et Scalicensis. Rechts bei der Sacriſtei nahe am Altare war ein marmornes Grabdenkmal mit den Abtsinſignien und der Aufſchrift: Obiit R. P. et d. Gregorius olim abbas monaſterii Sedlecenſis;

1516 Carolus de Vertema in Sinderſpiel Glurienſis, ex pervetuſta Rhaetiae eaque nobiliſſima ſtirpe natus etc.;

1521 Wolfgangus Rudolphi de Monaco. In demſelben Jahre ſtarb der Sedlecer Abt Clemens und wurde linkerſeits vor dem Altare des linken Schiffes begraben;

1526 Margaretha von Běšin;

Im Laufe der Zeit hatte die Kirche durch Krieg, Feuerbrünſte und Sturme viel zu leiden. Im Jahre 1558 verheerte eine Feuersbrunſt die Kirche und das anſtoßende Wohngebäude. Bald nach deren Reſtauration verlor die Kirche einen Thurm, der wegen drohenden Einſturzes abgetragen werden mußte. Im Jahre 1645 wurde das Kloſter von den Schweden geplündert. Im Jahre 1696 litten die beiden übrigge bliebenen Kirchenthürme viel durch einen großen Sturm und durch Blitzſchlag, wurden aber wieder reſtaurirt; ebenſo im Jahre 1708. Durch eine Erderſchütterung im Jahre 1768 und durch Gewitter im Jahre 1780 wurden die Kirche und die Thürme arg beſchädigt, jedoch immer wieder in Stand geſetzt. Dieſe Reſtaurationen beſchränkten ſich aber nur darauf, daſs die großten Schäden des Gebaudes einigermaßen verbeſſert wurden; das Gebaude ſelbſt aber hatte der-

[1] *Dewoty* ſagt, daſs er dieſe Verzierungen geſchenkt erhalten habe und bei ſich verwahre, bis es ihm moglich ſein wird, dieſelben entſprechend in einer Kirche unterzubringen. S. a. O. Seite 70. Wo befinden ſich wohl dieſe Marmorſteine?

[1] Dieſer Grabſtein wurde bei der Niederreißung der Kirche in die große Maria-Himmelfahrts-Kirche uberttagen, wo er ſich noch befindet

art gehtten, dafs das Kirchen-Gewölbe Sprünge hatte, die nothdürftig durch Eifenklemmen zufammengehalten wurden und dafs eine gründliche koftfpielige Renovirung fich bald als äußerft nothwendig erwies. Da erfolgte jedoch im Jahre 1784 die Aufhebung des Klofters und damit war auch das Schickfal der Kirche befiegelt. Bald darauf (1786) wurde das werthvollfte aus dem Klofter und den Kirchen verkauft, Bilder, Altäre, Stühle, Orgeln und anderes um lächerlich geringe Preife weggegeben,[1] die Kloftergebäude blieben durch längere Zeit leer und verlaffen, die Kloftergüter wurden in die Verwaltung der k. k. Adminiftration der Staatsgüter übergeben, fpäter (1819) an den Fürften Karl Schwarzenberg verkauft; im Conventgebäude wurde im Jahre 1812 eine Tabak-Fabrik errichtet. Inzwifchen verfiel die Kirche der heil. Apoftel Philipp und Jacob immer mehr. Durch eine Verordnung wurde zwar im Jahre 1805 eine Renovirung

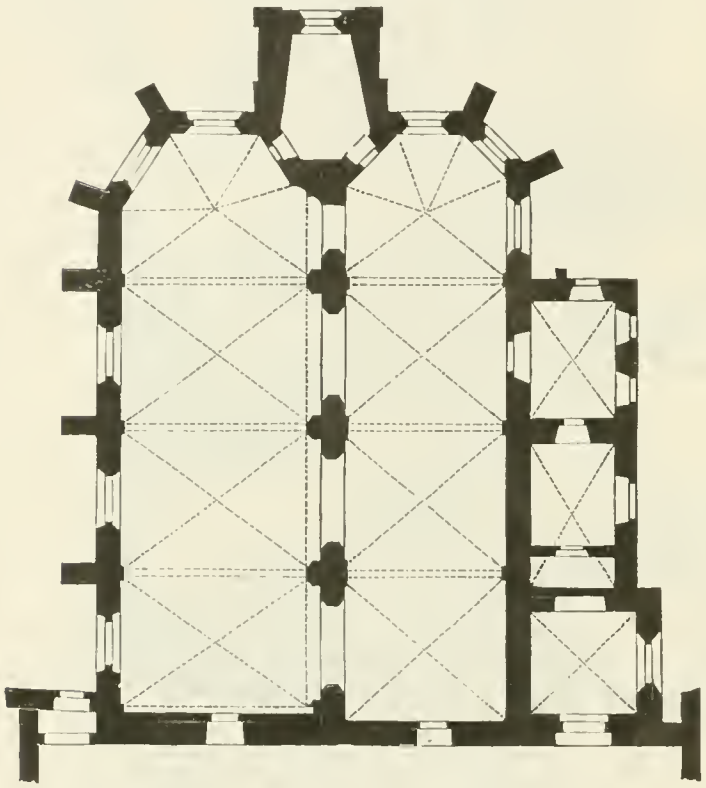


Fig. 3. (Sedlec.)

der Kirche in Ausficht geftellt, da man aber die veranfchlagte Summe (mehr als 3000 fl.) zu hoch erachtete, wurde die gänzliche Abtragung der Kirche befchloffen und der Erlös für den Religionsfond beftimmt. (Das zu gewinnende Materiale — mit Ausnahme der gehauenen Steine, der Fenfter und der Eifenbeftandtheile, die man anderwärts verwenden wollte — wurde auf 899 fl. 54 kr. bewerthet). Am 7. April 1806 wurde in der Kirche die letzte heil. Meffe gelefen; darauf wurden die heil. Reliquien und die wenigen wertvolleren Kirchenfachen in die Maria Himmelfahrts-Kirche übertragen, das übrige verkauft und die Kirche gefchloffen, um bei Gelegenheit gänzlich niedergeriffen zu werden. Diefe erfolgte im Jahre 1817.

Ferd. Fadra.

[1] S. Pamätky kläštera S. von P. *Veselkyj* in der Zeitfchrift „Lumir" 858 S. 327.

97. (Die ehemalige Kirche zu Vill.)

Ungefahr einen halben Kilometer von *Neumarkt* in *Tyrol* gegen Norden entfernt liegt eine kleine Ortfchaft Namens *Vill*. Die Häufer tragen den Charakter einer jungen Anfiedelung und gruppieren fich um ein Kirchengebäude des 15. Jahrhunderts. Leider fteht das Gebäude außer Gebrauch, hat daher in feiner Innen-Decoration einigen, wenn auch nicht erheblichen Schaden erlitten; auch Spuren von Malereien find allenthalben zu erblicken. Heute dient das Gebäude als Magazin und mufs bei diefer Beftimmung ftets weiter befchädigt werden. Eine Inftandfetzung würde noch leicht möglich fein und fich lohnen, denn diefes Bauwerk, deffen Steinmetz-Arbeiten in weichem feinkörnigen Sandftein, wie er in der Gegend gefunden

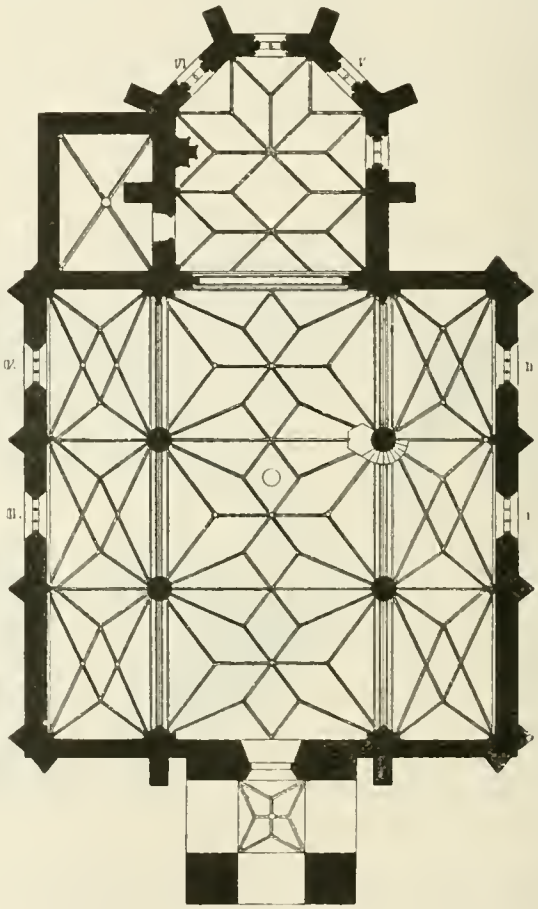


Fig. 4 (Vill.)

wird, ausgeführt find, zeigt ein reizendes und belehrendes Beifpiel jener in präcifen Formen ausgeführten Kirchenbauten in Süd-Tyrol, wie fie im 15. und 16. Jahrhundert aufgeführt wurden.

Der beigegebene Grundrifs[1] (Fig. 4) ftellt uns die Kirche als dreifchiffig angelegt dar; das Langhaus (entftanden um 1473) bildet in feinem Umfange ein faft gleichfeitiges Viereck, daran fich gegen Often ein geräumiger Chor in Fortfetzung des Mittelfchiffes und gegen Weften der Glockenthurm (Fig. 5) anfchließt. Derfelbe bildet in feinem unterften Gefchoße die Vorhalle zum Kircheneingang. Die einzelnen Stock-

[1] Die Aufnahmen von den Schülern der k. k. Fachfchule für Steinbearbeitung in Trient angefertigt.

werke ſind durch Geſimſe markirt und eine ſteile Pyramide bildet den Helm. Die Schallfenſter ſind ſpitzbogig conſtruirt, haben kein Maßwerk, vielleicht war ehemals ein ſolches vorhanden. Das Portal hat eine reich gegliederte Gewandung, iſt ſpitzbogig und mit vier Conſolen und Baldachinen darüber geſchmückt. Die Abſeiten ſchließen geradlinig, vier Rundpfeiler tragen das reiche Netzgewölbe (Fig. 6, 7). Der Fußboden der Mittelſchiffes liegt tiefer als in den Abſeiten.

Das Presbyterium, deſſen Außenſeite mit Werkſtücken bekleidet iſt, ſchließt dreiſeitig ab und iſt mit einem Netzgewölbe bedeckt. Die ſpitzbogigen Fenſter ſind zweitheilig, mit hübſchem Maßwerk und reicher Gewandung ausgeſtattet (Fig. 8). Die Schifffenſter ſind dreitheilig, aber einfacher gehalten (Fig. 9 bis 13). In dieſer Kirche befindet ſich ein herrliches Sacramentshäuschen und ein gothiſcher Kanzelfuß, über welchen der Band XIV der Mittheilungen das weitere mittheilt, und der um 1412 entſtanden ſein dürfte. Reiche Gliederung findet ſich am Triumphbogen.

98. *Die Wandmalereien in der Capelle der Burg Obermontani in Vinſtgau.*

Das tyroliſche Thal *Vinſtgau* iſt noch reich verſehen mit merkwürdigen Kirchlein und alten Capellen. Hieher iſt auch St. Stephan zu zählen, die Capelle der Burg *Obermontani*, nahezu in der Mitte des langgeſtreckten Vinſtgau, wo noch ringsum Weinbau getrieben wird, die Kaſtanienbäume ſchattige Haine bilden und jede Art wohlſchmeckenden Obſtes wächſt. Unſere Capelle liegt aber nicht innerhalb der Ringmauern ihrer Burg, ſondern außerhalb derſelben und etwas niedriger, eine Erſcheinung, welche bei mehreren alten Burgen wiederkehrt, z. B. bei *Greifenſtein* und *Weineck* nächſt Bozen. St. Stephan, ſo nennen die Leute gewöhnlich das ihnen ſehr ehrwürdige Kirchlein nach ſeinem Patrone, erhebt ſich auf einem Felſenvorſprung, der auf drei Seiten jäh abfällt und deſſen Fuß die wild tobende *Plima*, aus dem *Mortellthale* kommend, gewaltig umbrauſt. Die Grundform dieſes Heiligthums iſt ein Quadrat, welchem ſich gegen Oſten quer ein Rechteck vorlegt (vgl. Fig. 14). Das Ganze präſentirt einen einfachen Mauerbau nahezu ohne Steinmetzenarbeit, nämlich das ſehr ſchlanke, ja ſehr ſchmale Oſtfenſter hat an ſeiner Lichtſchlitze eine Einfaſſung aus Hauſtein. Der Spitzbogen dieſer niedlichen Lichtöffnung iſt auch durch Einſetzung von Naſen belebt und bildet die bekannte ſpitzbogige Kleeblattform. Somit iſt uns beim Mangel von urkundlichen Berichten durch dieſe Uebergangsform wenigſtens annäherungsweiſe die Bauzeit der Capelle angedeutet. Auch die drei übrigen ſchmalen Fenſterchen an der Südſeite ſchließen in ſtumpfen Spitzbogen ab. Am Dachreiter über dem Weſtgiebel oder der capellenartigen Fortſetzung derſelben wiederholt ſich ein ähnlich gehaltener Abſchluß der Bogen. Es iſt dieſes Thürmchen das einzige ſolcher Art in Tyrol, wo nämlich die Räume zum Aufhängen der Glöckchen durch ein Säulchen getheilt ſind, und es verdient daher um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit. St. Stephan dürfte bald nach der Gründung der dazu gehörigen Burg *Obermontani* gebaut worden ſein, ungefähr in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Vereinzelt treten wohl auch in Tyrol die früh-gothiſchen Formen, wie wir ſie am genannten Oſtfenſter ſehen, ſchon frühe auf, wofür z. B. am Trientner Dom geſchichtliche Nachrichten nicht fehlen.

Bevor wir in eine nähere Zeitangabe eingehen, ſei uns eine kurze Zwiſchenbemerkung erlaubt. In der Nähe gibt es auch ein *Untermontani*. Dem Eingang in's ſüdlich ſich hinziehende Mortellthal hat ſich ein niedriger Bergvorſprung derart vorgelegt, daſs der Thalbach nur wie durch eine Schlucht hervorſtürzen kann. Nun iſt aber in Tyrol zu bemerken, daſs die

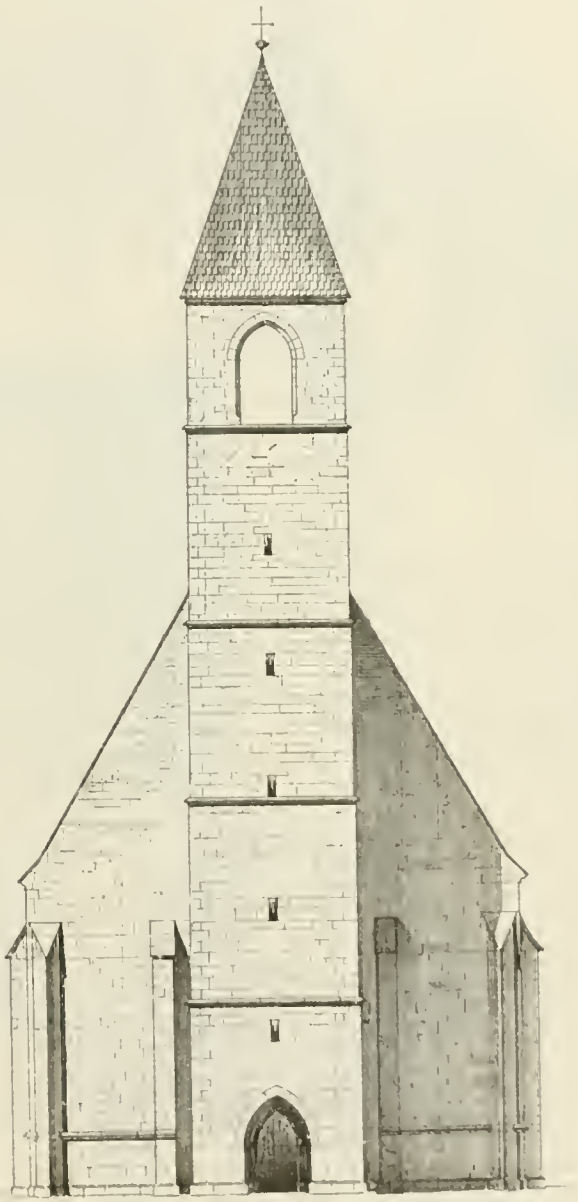


Fig. [illegible] (VIII.)

Römer in keinem Hauptthale es unterließen, die Mündung jedes Nebenthales mehr oder minder, gewöhnlich durch eine Burg zu befeſtigen. Hier war die Lage hiezu wie geſchaffen. Gleich die unterſte Kuppe des Bergvorſprunges wählten ſich die Landeseroberer zur Anlage einer Burg, nahe der darunter vorbeilaufenden Hauptſtraße: Via Claudia. Noch ſteht ein majeſtätiſcher fetter Viereckthurm daſelbſt, ausgezeichnet durch Ruſticaquadern an den Ecken und erinnert überhaupt

durch feine tüchtige Mauertechnik an einen vormittelalterlichen Burgbau, umgeben von einigen nicht viel jüngeren Nebengebäuden, von welchen nur mehr einige Umfangsmauern emporragen. Später, ungefähr im 12. Jahrhundert, hatten fich die Herren von Eppan diefer Römerburg bemächtigt, um ihr Eigenthum im Mortellthale zu fchützen. Mit ihrem Sturze durch die Grafen von Tyrol fiel auch die Burg. Doch diefe bauten (1228) auf der höheren Kuppe des Bergvorfprunges eine zweite Burg und nannten fie *Ober-Montani*. Dies wiffen wir aus einem Proteſte der Bifchöfe von Chur; denn fie nannten die Bauſtelle ihr Eigen, da 943 Kaifer Otto dem Bifchof

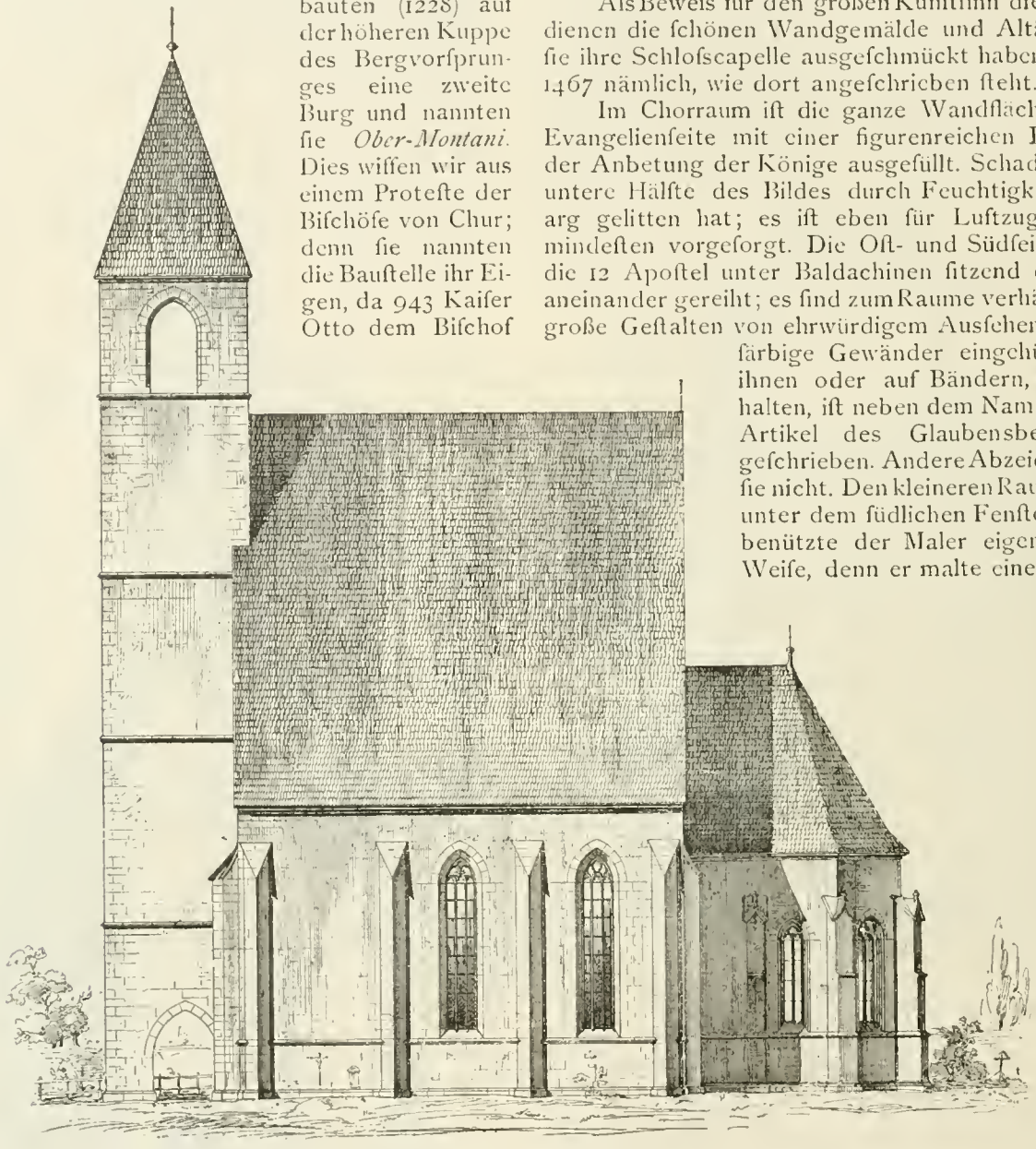


Fig. 6. (Vill.)

Victorin einen Theil von Vinſtgau gefchenkt hatte, worin auch das Dorf Morter und die Gegend von Montani einbegriffen war. Daher fah fich Graf Albert von Tyrol gezwungen, Ober-Montani als Lehen anzunehmen.

Diefe Grafen fchon haben fehr wahrfcheinlich auf der noch freien dritten Hügelkuppe die St. Stephans-Capelle gebaut, wie die oben befchriebenen Bauformen, die flache Oberdecke und das einfache Kreuzgewölbe mit Gräten ohne eingefetzte Gurten über dem Altar-Raum beſtätigen.

Wie die Herren auf dem nahen fchief gegenüberliegenden Annaberg, liebten auch die von Obermontani Kunſt und Wiſſenſchaft. Sie legten eine anſehnliche Bibliothek an, welche nachträglich mit der annabergifchen vereint wurde. Darin entdeckte man 1833 eine Abfchrift des Nibelungenliedes in Quartform auf Pergament fchön gefchrieben, heute in der Univerſitäts-Bibliothek zu Berlin.

Als Beweis für den großen Kunſtſinn diefer Herren dienen die fchönen Wandgemälde und Altäre, womit fie ihre Schlofscapelle ausgefchmückt haben, im Jahre 1467 nämlich, wie dort angefchrieben ſteht.

Im Chorraum iſt die ganze Wandfläche auf der Evangelienfeite mit einer figurenreichen Darſtellung der Anbetung der Könige ausgefüllt. Schade, dafs die untere Hälfte des Bildes durch Feuchtigkeit bereits arg gelitten hat; es iſt eben für Luftzug nicht im mindeſten vorgeforgt. Die Oſt- und Südfeite nehmen die 12 Apoſtel unter Baldachinen ſitzend ein, je zwei aneinander gereiht; es ſind zum Raume verhältnismäßig große Geſtalten von ehrwürdigem Ausfehen, in fchönfarbige Gewänder eingehüllt. Unter ihnen oder auf Bändern, welche fie halten, iſt neben dem Namen auch ein Artikel des Glaubensbekenntniſſes gefchrieben. Andere Abzeichen haben fie nicht. Den kleineren Raum, welcher unter dem ſüdlichen Fenſter übrig iſt, benützte der Maler eigenthümlicher Weiſe, denn er malte einen Schrank, der theilweiſe von einem bei Seite gezogenen Vorhang bedeckt iſt, theilweiſe verfchiedene kirchliche Gefäße abgebildet zeigt, z. B. Kelche, Rauchfafs u. ſ. w. Den Abfchluß nach unten hin bildet unter allen Figuren ein gelber Teppich, einen Stoff nachahmend, welcher in gleichen Abſtänden befeſtigt iſt und Falten wirft. Die Gewölbezwickel beleben Bilder der Evangeliſten und vier Kirchenlehrer nebſt Maria mit dem Kinde, umgeben von pfallirenden Engelsfiguren.

Auch das Schiff von St. Stephan iſt vollſtändig und allſeitig bemalt. Den Uebergang vom Chore bilden

Einzelfiguren an dem Gewände oder der Dicke des Triumphbogens, als: St. Sebaſtian, Pantaleon, Michael, Georg (Ritter), Magdalena und gegenüber eine nicht mehr erkenntliche, jedenfalls weibliche Figur. Die Stirnſeite des genannten Bogens ziert zu oberſt des Engels Gruß an Maria und dann folgen rechts Chriſtoph und ein Biſchof, links davon ein Ritter und eine andere nicht leicht beſtimmbare Geſtalt in Diaconentracht. Selbſt die Fenſtergewände ſind bemalt, ſo ſehen wir in dem einen St. Euſtachius einen Hafen erjagend und St. Stephan mit den Steinen, in dem anderen St. Leonhard und St. Urſula. Unterhalb des erſteren Fenſters ruht St. Alexius an eine Stiege hingelehnt. Die übrigen Flächen der Südſeite und theilweiſe der Weſtſeite bedecken Scenen aus dem Leiden des Herrn. Sie beginnen mit dem feierlichen Einzug in Jeruſalem, dann folgt das letzte Abendmahl, der Oelberg, Chriſtus vor Kaiſas, dem Malchus das Ohr heilend, die Geißlung, die Dornenkrönung, Kreuzigung (mit Simon v. Cyrene) und Kreuzziehung. Den Schluß bildet das jüngſte Gericht in einem großen Bilde. Die zu Richtenden entſteigen in verſchiedenen Stellungen ſoeben der grünen Erdfläche; oben erſcheinen Maria und Johannes d. T. fürbittend bei Chriſtus dem Richter. Mit Ausnahme der Darſtellung von Anton Abt und Urſula umgeben von vielen heil. Jungfauen in einem großen Schiffe nehmen die ganze Nordwand des Schiffes verſchiedene Ereigniſſe aus dem Leben des Schutzheiligen der Capelle in zwei Reihen übereinander ein. Da ſind: 1. Die Erwählung von St. Stephan zum Diacon, 2. ſeine erſte Predigt an die Phariſäer, 3. ſeine Anklage vor den Richtern, 4. die Beraubung ſeiner Kleider, 5. deren Bewachung durch Saulus, 6. die Steinigung des Heiligen, 7. Zugrabetragung, 8. Gamaliel als Anzeiger des Grabes erſcheint einem Schlafenden, 9. Eröffnung des Grabes.

Selbſt die flache Oberdecke, welche durch Leiſten und Maßwerk an deren Enden belebt iſt, entbehrt nicht eines figürlichen Schmuckes. Zu dieſem Zwecke hat man in der Mitte und in den vier Ecken große kreisrunde Holzſcheiben befeſtigt und darauf die Geburt Chriſti, Beſchneidung, Darſtellung im Tempel, die Flucht nach Egypten und in der Mitte die Krönung Mariens gemalt.

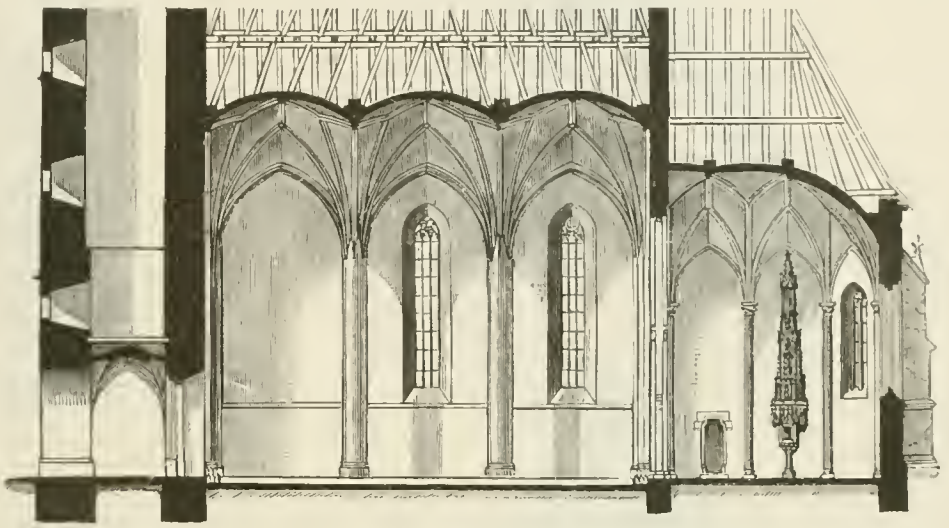
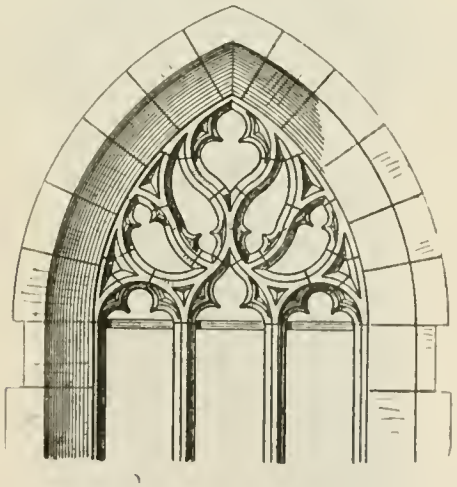


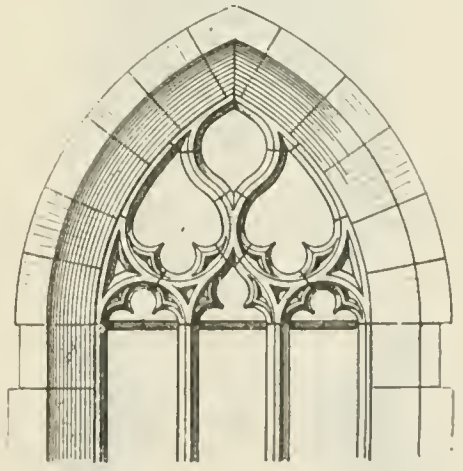
Fig. 7. (VIII.)

Von den Altären hat auch jeder größeren hiſtoriſchen Wert. Im Schreine des Hoch-Altars ſtehen die Himmelskönigin mit dem Jeſuskinde auf dem Arm, rechts von ihr St. Stephan und links eine weibliche Figur, deren näheres Abzeichen fehlt. Dasſelbe gilt von den Reliefs an der Innenſeite der Flügelthüren; außen auf denſelben iſt der Gruß des Engels an die heil. Jungfrau dargeſtellt. In der Predella kehrt die Steinigung des heil. Stephanus zweimal wieder, nämlich innen als ganz freie Gruppe in Rundfiguren und an der Außenſeite der Thürchen als Gemälde, wo auf der einen Hälfte Stephanus allein vor einer majeſtatiſchen Phariſäergeſtalt mit der Miene eines Richters, und



I.

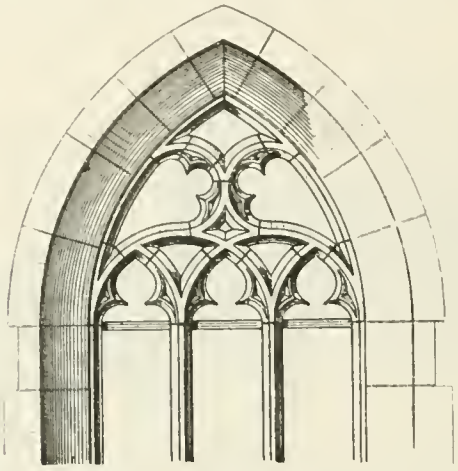
Fig. 8. (VIII.)



II.

Fig. 9. (VIII.)

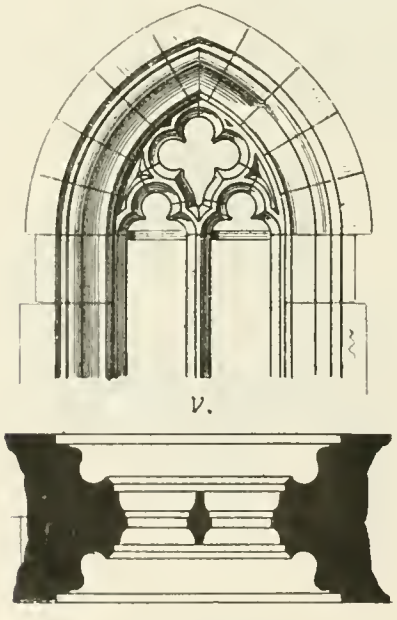
gegenüber die Schaar der Steiniger erfcheint. Der Neben-Altar auf der Südfeite des Chor-Bogens ift ein allerliebftes auffallend flachgehaltenes Werk der fpäteren Gothik, ein fo recht eigentliches Wand-Altärchen, von wenigen Centimetern in die Tiefe, wie man felten wieder finden dürfte. Einer getreuen Veröffentlichung



III.

Fig. 10. (Vill.)

ware dieles alte Kunftwerk fehr würdig. Wie die Altar-Tafel fchließt auch die Predella im Halbkreife ab und dies verleiht dem Ganzen bei geöffneten Flügeln ein zierliches leichtes und fchwungvolles Ausfehen. Das Hauptbild ftellt die vierzehn Nothhelfer in einer Gruppe vor. Aehnlich zart ift das gegenüber liegende Altärchen im Uebergange zur Früh-Renaiffance durchgeführt und

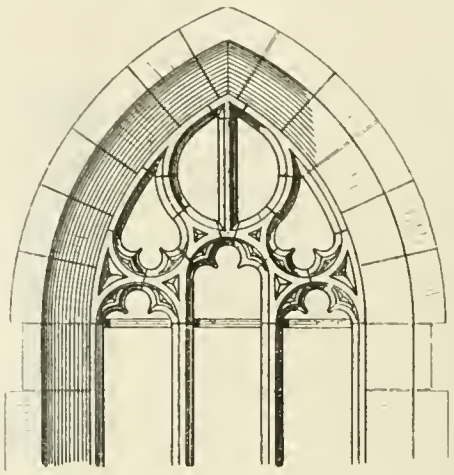


V.

Fig. 12. (Vill.)

bietet wiederum einen eigenen Reiz. Als Mittelbild oder einziges Gemälde ift die feltener vorkommende Himmelfahrt Mariens gewählt; die fchlanke Geftalt der heil Jungfrau fchwebt, von Engeln unterftützt, fanft in die Höhe. Der Maler fcheint zuerft den nackten Leib der Himmelfahrenden fleißig und mit guten Farben untermalt und dann erft denfelben mit Kleidern umhüllt zu haben. Nun find in der Folge die Farben der letzteren derart erblafst, dafs die ganze nackte Geftalt durchleuchtet, was eigenthümlich ausfieht.

Was den Charakter der Gemälde und Statuen in diefer Capelle betrifft, fo ift derfelbe ein edler zu



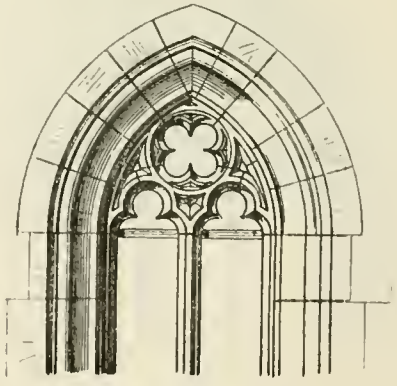
IV.

Fig. 11. (Vill.)

nennen; an allen Einzelfiguren herrfcht eine lobenswerthe Haltung und gut wirkende Ruhe vor. Die Erhaltung der Capelle gefchieht von Seite des Befitzers nur zur äußerften Nothdurft; einmal im Jahre, in der Bittwoche nämlich, wird fie öffentlich von Seite der Gemeinde Morter gebraucht. Man zieht anftatt wie einftens am St. Stephansfeft in Prozeffion dahin, um einer gefungenen Meffe dort beizuwohnen.

Atz.

99. Die Stadt *Beraun* wurde zur Zeit Karl IV. befeftigt, wie zahlreiche Ueberrefte aufweifen, mit Thürmen und Mauern wohl verfehen. In den Huffitenkriegen (1421) litt die Stadt außerordentlich, doch



VI.

Fig. 13. (Vill.)

wurden die Werke unter Žiška wieder hergeftellt. Als die Paffauer in Böhmen einfielen, eroberte Bifchof Leopold die Stadt nach kurzer Gegenwehr, worauf fie geplündert wurde. Dasfelbe gefchah 1620 bis zum franzöfifchen Kriege, feit welchen Schickfalsfchlägen die Stadt fich nur fchwach erholt hat.

Unter den noch erhaltenen Thürmen erſcheinen beſonders zwei beachtenswerth: das obere Thor in der Pilsner Vorſtadt und das untere Prager Thor. Die

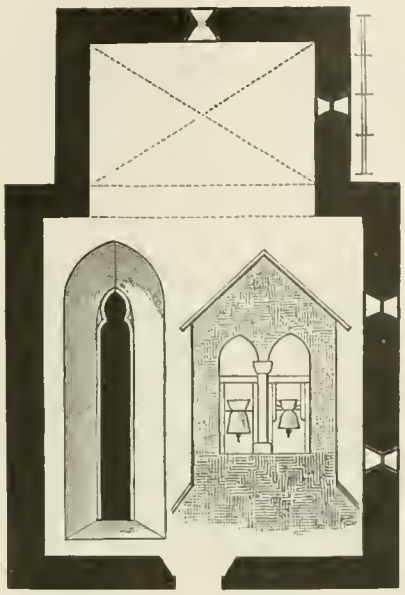


Fig. 14. (Obermontani.)

Anſichten dieſes Thores nach beiden Seiten zeigen deſſen geſchädigten Bauzuſtand und iſt zu hoffen, daſs

Fig 15. (Beraun)

auf Koſten der Gemeinde dieſes werthvolle fortificatoriſche Denkmal nicht allein erhalten, ſondern auch entſprechend reſtaurirt werden dürfte (Fig. 15 und 16).

100. Wir hatten wiederholt Gelegenheit, einzelne der Grabſteine in der Pfarrkirche zu *Sebenſtein* in Abbildung zu bringen und zu erlautern. Für diesmal wollen wir uns wieder mit deren zwei beſchäftigen.

Der in Fig. 17 abgebildete Grabſtein befindet ſich an der rechten Außenſeite des Kircheneinganges; die obere Hälfte der rothmarmorne Platte enthält folgende Inſchrift in 8 Zeilen:

Hie · ligt · begraben · der edl · vnd · geſt
reng Ritther jörg von Kvnigſpe
rg · kay · mt · ratt · der · geſtorben · iſt · des
monats merczen am XXIJ · tag · vnd
am heiligen · paulinus · vor le ·
tare · inn der vaſten · ſo · man · zelt ·
Nach Kriſty · gepurtt · xv · vund · im
XIIIJ jar · dem · got · genädig · fey ·

Unterhalb in einer umrahmten Vertiefung das Wappen Der Schild vierfeldig, im 1. und 4. Felde zwei

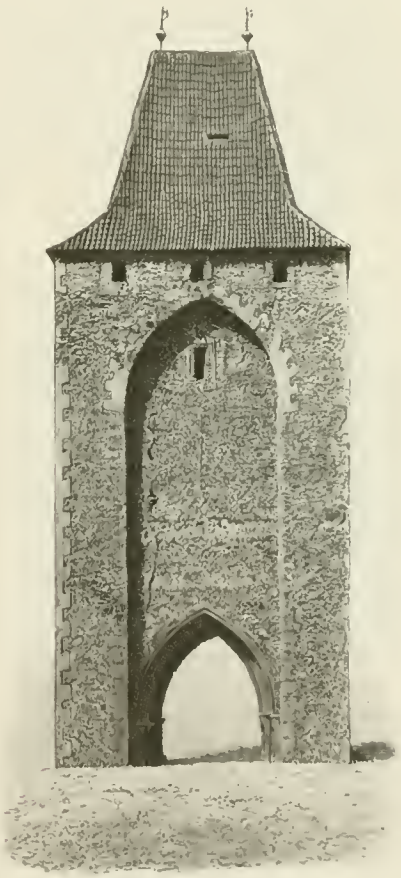


Fig. 16. (Beraun)

halbe mit den Rucken einander zugewendete Kammrader, in den beiden anderen ein Kreuz ohne den rechten Querbalken. Auf den gekronten Helmen als Zimier am erſten ein Pfauenſtutz und am anderen das halbe Kammrad. *Georg von Konigsberg* war vermahlt mit Urſula von Welz † 1511.

Der zweite Grabſtein (Fig. 18) zeigt auf rothmarmorner Platte einen Ritter im Platten-Harniſch mit aufgeſchlagenem Viſier, die linke Hand iſt um den Griff des an einem Leibriemen hängenden Schwertes gelegt, mit der rechten halt die Figur eine mächtige flatternde Lehens-Fahne. Zu Fußen die Wappen der

Konigsberge und Freiberge. Eine über dem Stein angebrachte Inſchrift erzählt: Hie ligt begraben der edl und Geſtreng her Ritter Ernreich von Kunigsberg her zu Pernſtein und Tamersberg k. k. Hofkriegsrathpräſident und der geſtorben iſt am 19. Aprul 1569, dem Gott genad Amen.

Ehrenreich von Königsberg, geb. 1503, war ſeit 1537 vermählt mit Maria, Tochter des Wolfgang von Freiberg. Sie erhielt von Kaiſer Ferdinand I. 860 fl. als Heirathsgut, und ſtarb als Mutter von 11 Kindern 1566. Ehrenreich war 1534 n. ö Feldhauptmann, 1550

Fig. 17. (Sebenſtein.)

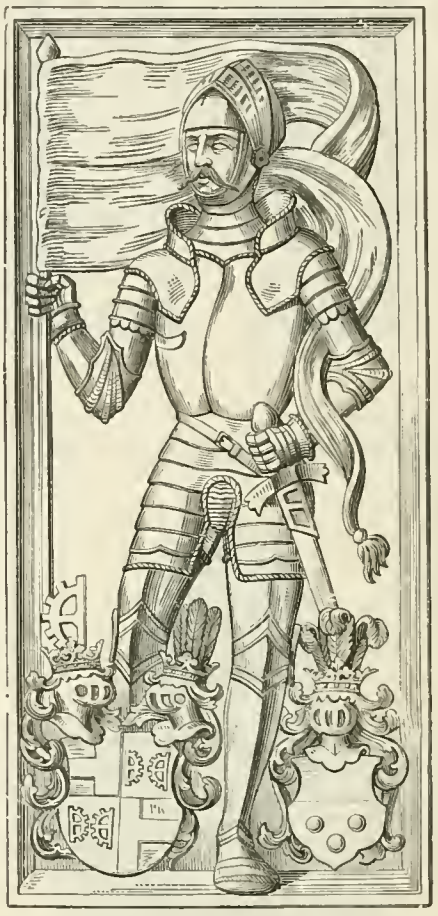


Fig. 18. (Sebenſtein.)

General zu Raab und ſtarb 1569 als Hofkriegsrathspräſident.

101. In der beifolgenden Abbildung (Fig. 19) erſcheint das Bildnis des alten Siegels der Stadt *Bilin* in Bohmen. Der Durchmeſſer dieſes runden Siegels miſst 23 Mm. Die Legende iſt um den Siegelrand angebracht innerhalb einer äußeren Stufen- und Perllinie und innerhalb einer inneren Perllinie in Lapidaren geſchrieben und lautet: Sigillvm · civivm : de : bilin. Im Siegelbilde ſieht man eine niedrige Stadtmauer mit Außenpfeilern und in der Mitte die Mauerflucht unterbrechend einen Quaderthurm. Vor der Mauer fließt ſtark gewelltes Waſſer. Der Quaderthurm iſt mit einem rundbogigen Doppelfenſter verſehen und durch einen heraustretenden Nordgang mit Zinnen abgeſchloſſen. Innerhalb der Mauer, deren rückwärtige Zeile man ſieht, ſtehen beiderſeits des viereckigen Quaderthurmes eben ſolche runde mit einem hohen Spitzdache verſehene Befeſtigungsthürme. Ober dem Mittelthurme ſchwebt ein ſenkrecht getheilter Schild, begleitet beiderſeits von je einer Fahne. Das Siegel mag in das 15. Jahrhundert gehören.

Wenig jünger iſt das weiters abgebildete Siegel (Fig. 20), das der Stadt *Kaudnitz* angehört. Es iſt rund bei einem Durchmeſſer von 15 Mm., zeigt im Bildfelde eine kräftige Quadermauer mit Crenellirung, an den Seiten durch je eine Ecke gebrochen und in der Mitte ein geſchloſſenes Thor. Hinter der Mauer zwei Thürme mit je einem viereckigen Fenſter im oberſten Stockwerke, Crenellirung und ſpitzem Helme. Zwiſchen beiden Thürmen ſieht man einen nach abwärts ſchief gerichtet fallenden Kelch mit Hoſtie.

102. *Grabſtein eines Grätzer Bürgers aus dem 14. Jahrhundert.*

Bei einem Blick aus den Fenſtern der Regiſtratur der k. k. Statthalterei für Steiermark, die nach dem vierten Hof der hieſigen landesfürſtlichen Burg gerichtet ſind, bemerkte ich zufällig einen großen weißen Stein hinter einem Compoſthaufen. Die nähere Beſichtigung ergab, daſs hier eine bis auf die Umſchrift wohlerhaltene Grabplatte aus weißem Marmor von etwa 2 Meter Länge und nur 0·60 Meter Breite lag. Von der abgetretenen Schrift in runden Lapidarbuchſtaben ſind noch die Worte ✣ ANNO DO | MINI † MILLE SIMO † .... und AR · SPORERSTAS · CIVES DE GRAAZ („aus der Sporerſtras“ der heutigen Sporgaſſe) lesbar. Das Mittelfeld füllt ein gothiſches

Kreuz und der darauf ruhende Wappenſchild des Verſtorbenen mit drei laufenden Haſen in Kleeblattſtellung.

Der Stein dürfte von der Abtragung der Kirchhofsmauer um die Domkirche herrühren, und mag die ganze Zeit her (ſeit 1830) an der nämlichen Stelle des wenig betretenen Burghofs, durch vorgelegte Erde verdeckt, gelegen haben, wo ich ihn auffand.

103. Conſervator *Jenny* machte die Central-Commiſſion auf ein mittelalterliches Möbelſtück aufmerkſam, welches, als einziges von ſolchen Kunſt-Objecten des 15. Jahrhunderts in unſere Zeit ſich hinüberrettend, von ſich ſelbſt erzählt, wem es angehört und wo ſein Standort geweſen. An ſeiner inneren Einrichtung wird es als Schreibtiſch erkannt: eine ſchmale 44 Mm. tiefe Brücke, die von der Rückwand bis zu $^3/_4$ Länge der beiden Seiten umläuft, iſt zweckmäßig angebracht, um Federn, Siegelſtöcke u. dergl. Schreib-Utenſilien aufzunehmen. Deren Außenſeite iſt von flacher Schnitzerei über blau gemaltem Grund bedeckt, dem Geſimſe entlang windet ſich Blattwerk in ſchwungvoller Linie

Fig. 19. (Bilin.)

um einen als Baumaſt behandelten Rundſtab, die vorderen Schmalwändchen tragen ein Laub-Ornament, desgleichen die Stirnſeiten der zehn viereckigen, die Brücke tragenden Füße, bis auf zwei der Rückwand, an denen das Welsberg'ſche Wappen, der gevierte Schild in ſtark gebogener Tartſchen-Form angebracht iſt (Fig. 21).

Die Höhe des Schreibtiſches beträgt 77 Cm. ohne die Platte, welche nach damaliger Sitte nur aus einer in breiten Holzrand gefaſsten ſchwarzen Schiefertafel beſtanden haben kann. Als das Möbel vor einigen Jahren entdeckt wurde, fehlte ſowohl dieſe Tafel wie das Schloſs. Der Kaſten, im Verhältnis von 85 zu 80 Cm. gebaut, wird von zwei ſchweren, nach oben und unten ſtark ausladenden Füßen getragen. Dieſelbe flache Schnitzerei mit blauem Grund, wie innen, verziert alle äußeren Flächen; um die erhöhten Randleiſten des Kaſtens läuft wieder das zierliche Blätterwerk mit Stab, während die Außenſeiten der Füße Laub-Ornament mit etwas knolligen Windungen erfüllt. Auf der Seite, welche ſich dem in's Zimmer Eintretenden darbot, erſcheint in gothiſchen Minuskeln die Jahreszahl: mcccclxxx, durch ein leeres Spruchband, einen Blumentopf, Fruchtſtück und Laubwerk in drei Gruppen abgetheilt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs dieſer Schreibtiſch Eigenthum jenes Tyroler Adeligen *Welsberg* war, der in der Marktgaſſe zu *Feldkirch* gemeinſchaftlich mit Ritter *Oswald Sebner* das ſogenannte Schuler'ſche Haus mit dem berühmten gothiſchen Erker erbaute. An dem Erker ſowohl, als an dem ſteinernen Fenſterpfeiler des an ihn ſchließenden Zimmers wiederholt ſich das Welsberg'ſche Wappen, das nämliche gothiſche Laub-Ornament des Tiſches zog ſich dort oberhalb des Wandgetäfels herum und die in die Decke geſchnitzte Jahrzahl 1482 entfernt ſich von jener des Möbels gerade nur um eine ſolche Spanne Zeit, wie ſie die Bau-Periode des Hauſes ſammt Fertigſtellung ſeiner inneren Einrichtung beanſprucht haben mag.

104. Zwiſchen dem 9. und 11. September vorigen Jahres fand in Lemberg ein galiziſcher Archäologentag ſtatt. Er wurde durch eine Anſprache des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* als Vorſitzenden des Comités eröffnet. Als Präſidenten der Zuſammenkunft erſchienen gewählt der Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau Dr. *J. Majer* und der Biſchof von Stanisławów

Fig. 20. (Raudnitz.)

Dr. *Julian Pelesz;* als Vicepräſident Prof. Dr. *Maryan Sokolowski;* als Secretär Herr *Offowski;* außerdem im Präſidial-Bureau Profeſſor Dr. *Cwiklinski.*

Die in den Sitzungen des Archäologentages gehaltenen Vorträge theilen ſich ihrem Inhalte nach in zwei Gruppen: in ſolche, die ſich auf die hiſtoriſchen Zeiten beziehen, und in ſolche die ſich mit der prähiſtoriſchen Epoche befaſſen. Zu den erſteren gehören jene des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* und des Lemberger Gemeinderathes *R. Wiedmann,* zu den letzteren jene der Herren *Offowski, Kirkor, Ziemiecki* und *Szaraniewicz.*

Graf *Adalbert Dzieduszycki* beſprach in ſeinem Vortrage „die ruthenifche Kirchenkunſt", die Architektur, Malerei und Sculptur derſelben. Als die älteſten Denkmäler derſelben bezeichnete Referent die Reſte der Quaderſteinbauten aus der Zeit der Fürſten von Halicz. Von dieſen iſt vollſtändig erhalten die Kirche des heil. Stanislaus bei Halicz. Der Plan des Baues iſt byzantiniſch; die Einzelnheiten jedoch romaniſch. Die Kirche entſtand im 13. Jahrhundert unter ungariſchem Einfluſſe; nach dem Einfalle des Batuchan ward der Bau unterbrochen. Aber zur Zeit der polniſchen

Herrſchaft kam die Ziegel-Gothik auf, die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, ja bis zum Jahre 1648 herrſchend blieb. In dieſer Zeit entſtanden viele Kirchen dieſes Styls. Zu den hervorragendſten gehören die Kathedral-Kirchen in Lemberg und Przemyśl (letztere aus Quaderſteinen erbaut). In Rohatyn entſtand eine gemauerte griechiſche Kirche gothiſchen Styls; hölzerne griechiſche Kirchen desſelben Styls gibt es in Rohatyn und Drohobycz. Im 16. Jahrhundert wurden hölzerne griechiſche Kirchen als Central-Bauten mit fünf Kuppeln gebaut. Das 17. Jahrhundert wendete gewöhnlich nur drei Kuppeln an. Zur Zeit Sigismund III. wurde die eigenthümliche Stauropigial-Kirche in Lemberg erbaut. Schließlich gewann in allen gemauerten Gebäuden der Barock-Styl die Oberhand.

Als die älteſten Denkmäler der Malerei ſieht Referent die al fresco Gemälde in der ſogenannten Jagelloniſchen Capelle auf dem Wawel (Krakauer Kathedral-Kirche) an. Sie ſtammen aus der Zeit

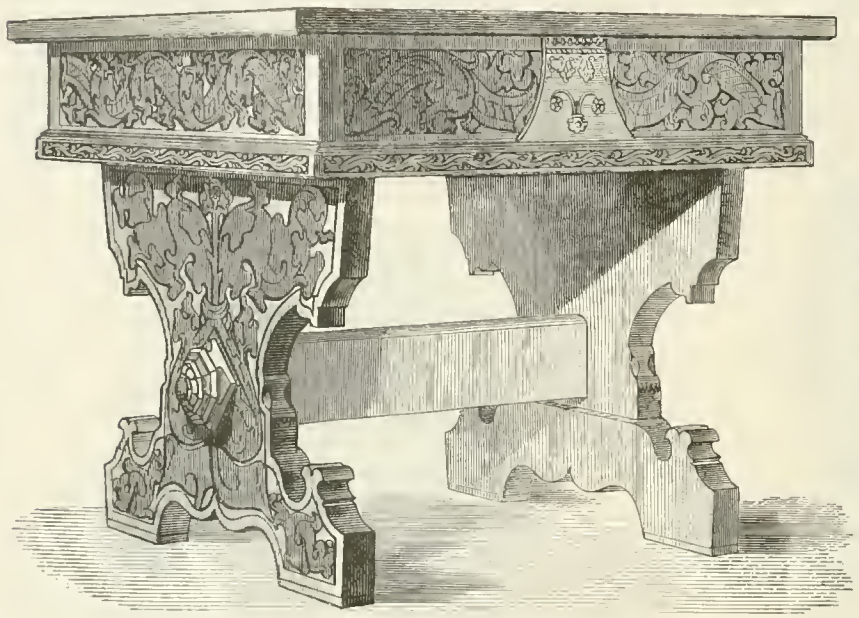


Fig. 21. (Feldkirch.)

Kaſimirs des Jagellonen. Die byzantiniſche Tradition erſcheint in ihnen durch den Geiſt der Renaiſſance belebt. In den zahlreichen al tempera-Gemälden des 15. und der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieben die traditionellen alt-chriſtlichen Geſtalten erhalten. Es finden ſich auch Scenen, welche die zeitgenöſſiſche Tracht aufweiſen, ſowie auch gothiſche Motive. Die Technik erinnert lebhaft an die venetianiſche Schule. Unter Sigismund III. gelangt die ruthenifche Malerei zur vollſten Entwicklung. Die wichtigſten Werke dieſer Zeit ſind die Ikonoſtaſe. Das berühmteſte derſelben iſt jenes zu Bohorodczany; ihm folgt jenes der griechiſchen Paſſions-Kirche in Lemberg. Ein mächtiger Einfluß des Occidents erweckt im Bohorodczaner Ikonoſtas die Täuſchung, als ſtehe er unter Einflüßen frühzeitiger Renaiſſance. Die kirchlichen Darſtellungen ſind hier in der Manier des Weſtens ganz geſchmackvoll ausgeführt.

Nach den Koſakenkriegen beginnt das Barocke aufzutreten. Zu den ſchönſten Ikonoſtaſen dieſer Art gehört jenes zu Buczacz, an zweiter Stelle das in Krasnopuszcza. Im 18. Jahrhundert verdarb der gute Geſchmack; die älteren Kunſtwerke begann man im 19. Jahrhundert zu übermalen und zu zerſtören. Die religiöſen Compoſitionen charakteriſiren die ruthenifche Malerei. Auf jedem Ikonoſtas thront Chriſtus, „archirej“ genannt; zur Rechten die Mutter Gottes, zur Linken Johannes der Täufer; weiters zu beiden Seiten je ſechs Apoſtel, gegen unten zu ſechs Feſtbilder.

In den Darſtellungen des urſprünglichen Chriſtenthums pflegen links vom „archirej“ verſchiedene Heilige abgebildet zu ſein; die Plätze der Apoſtel ſind durch beliebige Gruppen eingenommen; den Fries zieren 13 Lämmer. Gegen Ende des Mittelalters nehmen die Apoſtel die Stelle der Lämmer ein; um dieſelbe Zeit nimmt die traditionelle Darſtellung der Feſtbilder ihren Anfang. In der ganzen Chriſtenheit tritt die Himmelfahrt an Stelle der „Dormitio“ am Ende des 15. Jahrhunderts. Jedoch bei den Ruthenen erhielt ſich letztere länger und erhielt auch einen reicheren Inhalt; ſie verbindet ſich mit der Himmelfahrt und enthält die Gruppe des Ketzers. Alle ruthenifchen Darſtellungen ſind durch weſtliche Elemente bezeichnet.

Die Sculptur beſchränkt ſich bei den Ruthenen ausſchließlich auf die Anfertigung von Kreuzen. Die älteſten derſelben ſind romaniſch einarmig; die ſpäteren weiſen drei Querbalken auf. Dies dreiarmige Kreuz, welches der urſprünglichen Tradition der Kirche und der eigentlichen Kreuzesform entſpricht, welches ferner im Mittelalter auch in den weſtlichen Ländern allgemein war, hat mit der orthodoxen (nicht unirten) Religion nichts gemein.

Herr Gemeinderath *K. Widmann* wies in ſeinem Vortrage: „Die Vertheidigungsmitteln der Stadt Lemberg“ auf die Mittel gegen feindliche Angriffe hin, welche der Stadt von ihrem Urſprunge an durch die verſchiedenen Phaſen ihrer Entwicklung zu Gebote ſtanden. Als Quellen zu dieſem Vortrage wurden hauptſächlich die Acten des Lemberger Archivs benützt.

Der Vortrag des Herrn *Oſſowski* wurde veranlaſst durch eine vom Organiſations-Comité des Archäologentages geſtellte Frage: „Beſteht ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen den ruthenifchen Ausgrabungen und jenen im Flußgebiet der Weichſel?“ Der Vortragende wies auf die große Wichtigkeit der genannten Frage hin, erklärte jedoch, daſs dieſe Frage mit der Kenntnis der den betreffenden Gebieten angehörenden vorhiſtoriſchen Reſte innigſt zuſammenhänge und infolge deſſen noch keine endgiltige Beantwortung erhalten könne. Der Vortragende gibt einen Ueberblick über die bis jetzt bekannt gewordenen vorhiſtoriſchen Ueberreſte. Zu den an der Weichſel getroffenen Objecten gehören die Skelett-Gräber, Dolmenen, die ſteinernen Kaſten-Gräber, die Glocken-Urnen, und Aſchen-Gräber; ferner die Wälle und Ueberreſte vorhiſtoriſcher Anſiedlungen, endlich ſolche der Höhlenbewohner und Pfahlbauten. Zu den im ruthenifchen Gebiet gefundenen Objecten gehören

vor allem die für diese Gegend charakteristischen Tumuli (Erdhügel, Kurhany), die sowohl Aschen- wie Skelett-Gräber enthalten; ferner wurden daselbst Steingräber, Plattengräber, ja ganze Grab- und Friedhof-Anlagen mit Aschen- und Skelet-Gräbern gefunden, die eine große Mannigfaltigkeit aufweisen; endlich vorhistorische Ansiedlungen, Ringburgen (grodziska) und Spuren von Höhlenbewohnern. In beiden Gebieten, sowohl in dem der Weichsel als bei den Ruthenen fanden sich zahlreich einzelne Gegenstände aus Feuerstein, Bronze und Eisen. Nachdem der Prälegent die wichtigsten dieser Funde charakterisirt hatte, gab er eine Vergleichung der in beiden Gebieten zu Tage geförderten Ueberreste im allgemeinen. Er constatirt, dass zwischen den Ausgrabungen im Flußgebiete der Weichsel und bei den Ruthenen thatsächlich ein charakteristischer Unterschied bestehe; derselbe trete am deutlichsten in der Anordnung und Anlage der Grabstätten hervor. Letztere lassen auch eine Verschiedenheit der Leichen-Ceremonien vermuthen, woraus sich wieder auf zwei verschiedene Auffassungen des Todes und dessen, was damit zusammenhängt, bei den Völkern im Weichselgebiet und jenen, die im heutigen Gebiet der Ruthenen wohnen, schließen läßt. Anderseits läßt sich eine Aehnlichkeit zwischen den Ausgrabungen beider Gebiete beobachten. Während nämlich die localen Erzeugnisse in Feuerstein und Thon ganz geringe, aber doch merkbare Verschiedenheit aufweisen, sind die Gegenstände fremder Erzeugung, wie jene aus Bronze und Glas, in beiden Gebieten vollkommen derselben Art. Aus all dem Gesagten lassen sich paläo-ethnographische Schlüße ziehen. Man kann annehmen, dass beide Gebiete in vorhistorischer Zeit gleichzeitig bewohnt gewesen seien, dass aber die Bewohner sich in ethnographischer Hinsicht von einander unterschieden haben; die auswärtige Cultur, unter deren Einfluß sie standen, mußte jedoch dieselbe gewesen sein.

Herr *Ziemiecki* legte die Resultate der Forschungen vor, die er in Halicz und auf der Stätte von Pleśnisko bei Podhorce angestellt hatte. Betreffs Halicz beweist der Prälegent, dass der große Erdhügel in der Mitte des bei Halicz gelegenen Dorfes Krylos die in den ruthenischen Chroniken erwähnte „Halyczyna" sei. Diese steht in ungefähr demselben Verhältnisse zu Halicz in der Zeit seiner Fürsten und später wie der Hügel des Krakus und jener der Wanda zu Krakau. Die in Wiktorów durchforschten Hügel erwiesen sich als Aschengräber und enthielten Ueberreste der Steinzeit, Aexte, Keile, Messer aus geschliffenem Stein wie auch aus Feuerstein. Nur in einem einzigen der dort befindlichen Hügel fand man ein Stück Bronze. Ueberhaupt gehören alle in Halicz und Umgebung gefundenen vorhistorischen Ueberreste hauptsächlich der Zeit des geschliffenen Steines und den Anfängen der Bronzezeit an. Die Forschungen an der Stätte von Pleśnisko haben ergeben, dass die daselbst befindlichen Hügel der Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum gehören. Man trifft dort überall heidnische und christliche Symbole gemischt an.

Herr *Adam Kirkor* las über „Vorhistorische Ueberreste Pokuciens und Podoliens". Von den reichen Mittheilungen, die der Prälegent machte, ist am wichtigsten die Berichtigung und Klarstellung der Umstände, unter denen die Bildsäule Swiatowid's gefunden worden war. Nach den Nachrichten, die man bisher darüber hatte und die von Herrn *Teofil Zebrawski* auf Grund der von Herrn *M. Potocki* gegebenen Relationen stammen, soll die Statue des Swiatowid von letzterem im Flusse Zbrucz, unweit der Einmündung der Tajna und Gnila gefunden worden sein, gerade gegenüber dem Schlosse, welches auf dem Bergzuge „Góry Miodoborskie" an der Stelle liegt, wo an dessen Fuße sich die Ebene Bohod erstreckt, in der sich einst eine Stadt gleichen Namens befunden hatte. Auf Grund dieser Angaben entstand die Ueberzeugung, die Bildsäule sei vom Schloßberge in den Zbrucz hinabgestoßen worden, weshalb *Lelewel* die Bildsäule als die „bohodische" bezeichnet hatte. Doch befinden sich diese Angaben in Widerspruch mit dem thatsächlichen Sachverhalt, wie dies die vom Prälegenten an Ort und Stelle vorgenommenen Forschungen ergeben haben. Vor allem konnte die Bildsäule unmöglich vom Schloßberge in den Zbrucz gestoßen worden sein, da der Fluß ungefähr drei Kilometer von dem Schloßberg entfernt fließt. Das „Schloß" selbst ist durchwegs kein historischer Ueberrest, sondern nur eine Bastion, auf Grund der neuesten Befestigungskunde erbaut. Ferner gelang es dem Prälegenten, die Personen, welche die Bildsäule aus dem Wasser gezogen hatten, ausfindig zu machen. Es sind dies der Ingenieur *Kasimir Bienkowski* und *Anton Brunkiewicz*. Die Umstände der Entdeckung waren nachfolgende: Im September 1848 benachrichtigte Herr Finanzwächter *Laszczewski* Herrn *Bienkowski*, dass im Zbrucz die Leiche eines Ertrunkenen zu sehen sei. Herr *Bienkowski* begab sich selbst an Ort und Stelle und erblickte statt eines Ertrunkenen eine vierkantige Säule mit rundem Kopf. Nach näherer Besichtigung erkannte er darin eine Bildsäule, und mit Hilfe einiger Paare Ochsen gelang es dieselbe aus dem Wasser zu ziehen. Dieser Fundort liegt am Fuße des Berges Sokoliczka, der hier halbkreisförmig steil gegen den Fluss abfällt. Wenn daher von einem Herabstoßen der Bildsäule überhaupt die Rede sein kann, so konnte sie nur von der Sokolicha in den Fluss gestürzt worden sein, dort wo der Zbrucz seine große erste Biegung macht, 300 M. südlich von der Finanzwach-Caserne. Die Bildsäule wurde nach dem benachbarten Liczkowce überführt, blieb dort bis 1849; in diesem Jahre schenkte sie der Eigenthümer von Liczkowce Herrn *M. Potocki*, der sie nach seinem Dorfe Koczubinczyk überführte, von wo sie jedoch durch Vermittlung des Herrn *Zebrawski* als Geschenk an die Akademie der Wissenschaften nach Krakau kam.

Herr *Szaraniewicz* las zuletzt in ruthenischer Sprache über „Schriftliche Mittheilungen und Quellen zu archäologischen Forschungen". In diesem Vortrag stellte der Prälegent die Forschungen und Entdeckungen zusammen, die sich auf die prähistorische Zeit beziehen. Insbesondere beschäftigte sich Prälegent mit dem ruthenischen Gebiet und nahm seine Aufmerksamkeit Halicz in besonderem Grade in Anspruch. Die Entdeckungen in der Umgebung von Halicz schreibt er den zahlreichen Fingerzeigen zu, die in den dortigen Local-Chroniken sich finden. Zum Schluße machte Herr *Szaraniewicz* einige Mittheilungen betreffs der Lage des ursprünglichen Lemberg, wozu ihm die verschiedenen Chroniken, Beschreibungen der Stadt

aus dem 17. Jahrhundert, die „akta grodskie und ziemskie“ das Materiale lieferten.

Die Ausſtellung der Alterthümer, die gleichzeitig mit dem Archäologentage eröffnet wurde, enthielt einige tauſend Objecte, die in den Sälen der Lemberger Technik aufgeſtellt waren. Uebereinſtimmend mit dem Zwecke der Zuſammenkunft waren die Ausſtellungs-Gegenſtände in zwei Gruppen getheilt: 1. Gruppe der vorhiſtoriſchen Funde. 2. Gruppe hiſtoriſcher Objecte, weltlicher und geiſtlicher.

Die Gruppe der vorhiſtoriſchen Objecte war durch die Herren *Kirkor, Offowski, Szaraniewicz* und Graf *Dzieduszycki* erläutert worden; an der Ausſtellung hatten ſich auch die Herren *Krolowski* und *Krzeczunowicz*, ſowie das *Offolinski*ſche Inſtitut in Lemberg betheiligt. Die vorhiſtoriſchen Objecte waren je nach Urſprung und Fundort folgendermaßen gruppirt: Funde, die aus Höhlen, dann ſolche die aus Plattengräbern, Tumuli und Ringburgen (grodziska) ſtammen; außerdem eine Reihe einzelner nicht näher claſſificirbarer Funde. Einzelne Gruppen, die mit Rückſicht auf die locale Zuſammengehörigkeit der Objecte angeordnet waren, enthielten die Funde, die von der Durchforſchung der (griechiſchen) Kirchenfundamente des heil. Spas in Zalukiew bei Halicz herrühren, ferner die bei der Erforſchung von Halicz ſelbſt zu Tage geförderten Objecte, die Ausgrabungen von Pleśnisko bei Podhorce und die Funde aus der Dnieſter und Dnieprgegend. Die größte Anzahl von Objecten wies die Sammlung der in Höhlen vorgefundenen Gegenſtände auf, welche die Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau eingeſendet hatte, ſowie die von Grafen *Adalbert Dzieduszycki* ausgeſtellten Sammlungen. Die Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften bildet einen kleinen Theil jener reichen Ausbeute, welche die Forſchungen *Offowski's* aus den Höhlen in der Umgegend von Ojców und Krakau zu Tage gefördert hatten. Dieſe Ausgrabungen fanden in der Maszycer Höhle ſtatt und ihre Reſultate repräſentiren das Maszycer und Nord-Krakauer Culturglied der vorhiſtoriſchen Zeit. Zum andern Theil ſtammen die ausgegrabenen Objecte aus der nach Dr. *J. Mayer* genannten Höhle, die ſich in Mników befindet und zum Mnikówer Culturglied gehört. Chronologiſch geordnet ſtellt ſich das Maszycer Culturgebiet als das älteſte dar, dem das Nord-Krakauer folgt. Das jüngſte Culturglied und zugleich dasjenige, welches die neolithiſche Periode in Polen abſchließt, iſt das Mnikówer. Die Funde des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* ſtammen aus dem Gebirgszuge „Bujua“ bei Jezupol und gehören chronologiſch in das Nord-Krakauer Culturglied. Ein nicht geringeres Intereſſe boten die Funde aus den Stein- und Plattengräbern, ſowie aus den Tumuli, die Eigenthum der Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau ſind. Sie wurden in Podolien und Pokucien vom Herrn *Kirkor* geſammelt. Beſonders hervorzuheben iſt in dieſer Abtheilung ein prächtiges Armband mit Scarabäen und einem kleinen Froſch; es ward im Tumulus von Balandyn (bei Chehryn) gefunden. Die Tumulus-Funde auf der Stätte von Pleśnisko ſtammen aus der erſten Zeit des Chriſtenthums und enthalten Arbeiten in Gold. Aus der Reihe einzelner zerſtreuter Funde verdienen beſondere Erwähnung jene aus Pokucien, aus der Umgebung von Przemyśl, aus Motkowic, aus Walowic (bei Piatrków), aus Wlynic (bei Radomsk), aus Lubocz (bei Rawa), aus Olsztyn, aus Balice (bei Stryj), aus der Gegend von Krakau, dem Gebiet des San, aus der Umgebung von Złoczów, Leczyce und Plock. Die

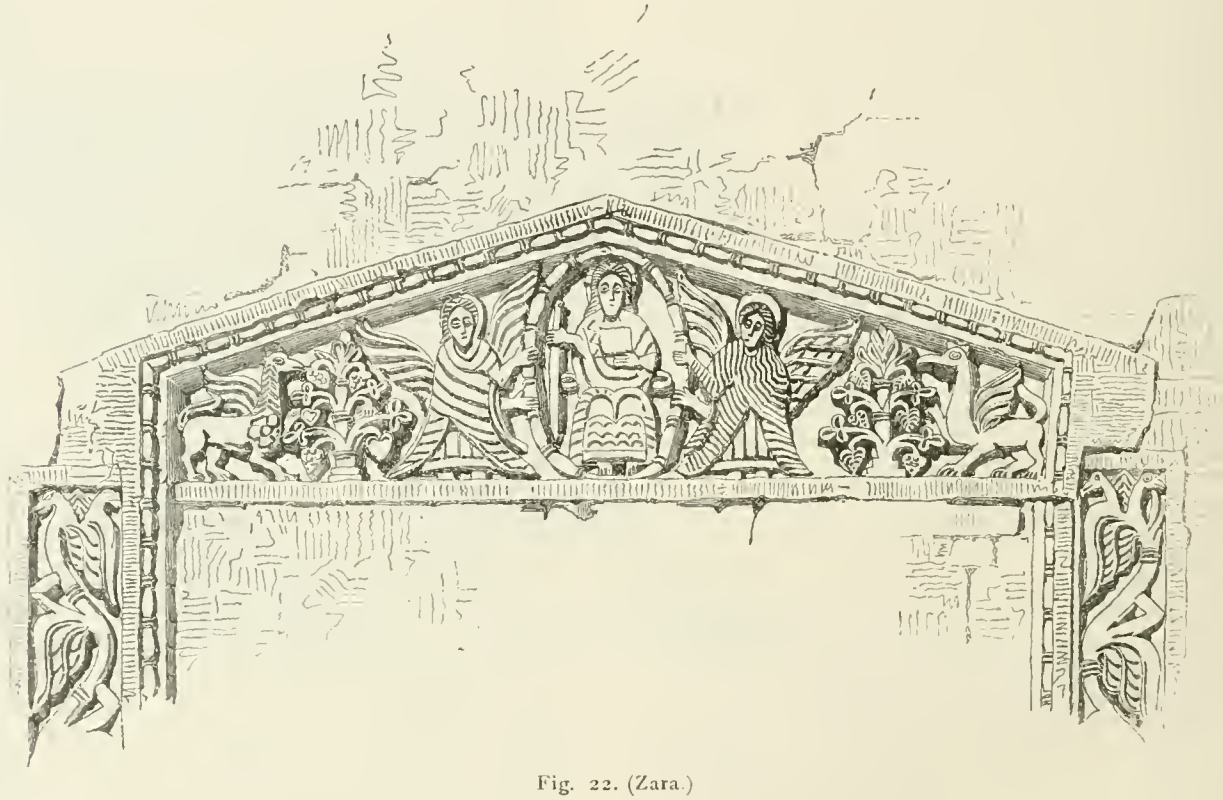


Fig. 22. (Zara.)

Zuſammenſtellung ſo zahlreicher Gegenſtände aus den verſchiedenſten Gegenden gab Gelegenheit zu ſehr intereſſanten Studien.

Außerdem hatte Herr *Kirkor* mit Hilfe des Malers Makarewicz eine Anzahl Abbildungen verſchiedener vorhiſtoriſcher Reſte aufgeſtellt, darunter ſolche von Dolmenen, Menbiren, Felskammern (boldy) u. dgl.

Die Gruppe kirchlicher Kunſt enthielt eine reiche Sammlung von Paramenten der lateiniſchen und griechiſchen Kirche. Es fanden ſich vor: Meſskleider, Altar-Decken, Antipendien, Kreuze, Kelche, Monſtranzen, Reliquienkäſten, Meſsbücher, Ikone, Porträte u. ſ. w. Eine ſo reiche Ausſtellung aus dieſem Gebiete iſt zu verdanken dem Stauropigial-Inſtitut in Lemberg, dem ruthenischen Nationalhaus, der lateiniſchen Kathedral-Kirche in Przemyśl, dem lateiniſchen Collegium in Żółkiew, den Baſilianer-, Carmeliter- und Franciskaner-klöſtern, wie auch den Comitémitgliedern, den Herren Grafen *Lanckoroński*, *Dzieduszycki* und *Makarewicz*, die durch Beiſchaffung koſtbaren Materials am meiſten zum Gelingen dieſer Gruppe der Ausſtellung beitrugen.

Die Gruppe nicht-kirchlicher Gegenſtände umfaſste Rüſtungen, Gewebe, Stickereien, Gewänder, ferner Erzeugniſſe des Kunſt-Gewerbes in Porzellan, Fayence, Thon, Majolika; ferner Möbel, Medaillen, Münzen, Siegel, Bücher, Handſchriften, Documente, Diplome, römiſche und griechiſche Numismatik. Unter den koſtbarſten und ſeltenſten Gegenſtänden dieſer Gruppe erweckten beſondere Aufmerkſamkeit die vom Lemberger Handels-Muſeum ausgeſtellten Objecte (Bilder, Stickereien, Gewebe, Uhren, Gewänder); ferner die von Herrn *J. Czerkawski* beigeſteuerte Juwelen-Sammlung, die von Herrn Graf *Drohojowski* ausgeſtellten Waffen und die von Fürſt *Ad. Sapieha* eingeſchickten goldgewirkten Gürtel.

Der Geſammteindruck, den die Ausſtellung machte, war ein ungemein günſtiger. Um ſo regeres Intereſſe erweckte dieſelbe, als die Mehrzahl der Ausſtellungsobjecte zum erſtenmal der Oeffentlichkeit zugänglich waren. Trotz den Schwierigkeiten, die bei dem Zuſtandebringen einer ſolchen Ausſtellung zu Tage traten, iſt zu hoffen, daſs in Zukunft ähnliche Unternehmungen noch reicher ſich geſtalten werden

Die archäologiſchen Ausflüge erſtreckten ſich auf einzelne Sehenswürdigkeiten Lembergs ſelbſt, ſowie auf eine Beſichtigung von Bohorodczany (bei Stanislawów). Zu den erſteren zählen die Beſichtigung der griechiſchen Paſſions-Kirche, der Stauropigial-Kirche und des *Dzieduszycki*'ſchen Muſeums.

Die Paſſions-Kirche gehört zu den älteſten, wenn auch nicht in ihrer Geſammtheit erhaltenen Reſten byzantiniſcher Bauten. In ihr findet ſich ein Ikonoſtas vor, welches in die Blüthezeit einheimiſcher Malerei gehört und unter den Ueberreſten dieſer Art den dritten Rang einnimmt. Die Stauropigial-Kirche, unter Sigismund III. erbaut, bildet ein für das Studium der einheimiſchen Architektur äußerſt wichtiges Object. Eine äußerſt glückliche Vereinigung byzantiniſcher, ja alt-aſiatiſcher Motive mit ſolchen der occidentalen Renaiſſance bildet ein ungemein originelles, aber ſchönes und harmoniſches Ganzes. Das *Dzieduszycki*'ſche Muſeum enthält neben einem großen Reichthum naturhiſtoriſcher Sammlungen auch ſolche, die der ein-

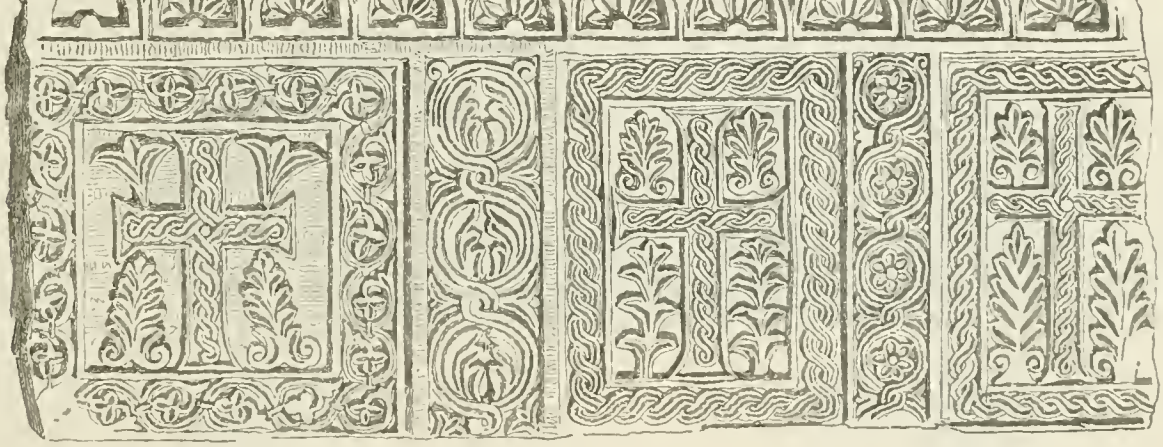


Fig. 23. (Zara.)

heimiſchen Ethnographie angehören, namentlich Gewänder, Gewebe, Hausgeräthe neuerer und älterer Zeit, Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes wie der Keramik u. dgl.

Der Ausflug nach Bohorodczany gab den Mitgliedern des Archäologentages Gelegenheit, das ſchönſte uns erhaltene Werk altruthenischer Kirchenkunſt, das Bohorodczaner Ikonoſtas kennen zu lernen. Dieſes Ikonoſtas kam in die Bohorodczaner Kirche nach Aufhebung des alterthümlichen Kloſters „Skit Maniawski". Es bietet einen beſonderen Reiz durch die Vermiſchung der traditionellen byzantiniſchen Ikonographik mit Einflüßen der Renaiſſance. Die Reſtauration der beſchadigten Theile hatte Herr *Kaſimir Szolc* angefangen, nach deſſen Tode Herr *Julian Makarewicz* die Arbeit zu Ende führte.

Der Archäologentag hielt am 11. September ſeine letzte Sitzung und faſste folgende Reſolutionen:

1. Die Arbeitskräfte an den bisherigen Conſervatorenämtern in Lemberg und Krakau ſollen vermehrt werden, ohne jedoch ihre bisherige Einheit anzutaſten.

2. Aus Landesmitteln ſoll dem Conſervator der erſten Section in Lemberg eine jährliche Summe behufs vorhiſtoriſcher Forſchungen angewieſen werden.

3. Eine artiſtiſche und archäologiſche Commiſſion wie bei der Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau ſoll auch in Lemberg creirt werden.

4. An der Lemberger Univerſität ſoll eine ordentliche Lehrkanzel für Kunſtgeſchichte creirt werden.

5. Aus Landesmitteln ſoll eine beſtimmte Geldſumme dazu verwendet werden, Reproductionen hölzerner ruthenifcher Kirchenbauten herauszugeben.

6. Das Bohorodczaner Ikonoſtas ſoll als ein ausgezeichnetes und in ſeiner Art einziges Kunſtwerk zum Landesdenkmal erklärt werden.

Die Durchführung dieſer Reſolutionen wurde betreffs der erſten den Conſervatoren *Cwiklinski* und *Dzieduszycki* zur weiteren Behandlung aufgetragen; betreffs der übrigen Punkte wurde das Organiſations-Comité aufgefordert, die nöthigen Schritte einzuleiten.

Dzieduszycki.

Ornamentik in ihrer rohen Ausführung deutet auf das 9. oder 10. Jahrhundert. Eine weitere Erwerbung bildet das in Fig. 23 abgebildete Relief. Es befindet ſich auf einer Steinplatte, die, in einem Privathauſe zu Zara gefunden, früher die Seitenwand eines Sarcophages gebildet hatte. Das longobardiſche Ornament deutet auf das 8. Jahrhundert.

106. Im Jahrbuche V. f. 73 beſpricht *Eitelberger* die kleine byzantiniſche Kirche zu *Nona* und bezeichnet dieſelbe als von beſonderem Intereſſe, weil ſich an der inneren Seite des Thürſturzes eine flaviſche Inſchrift gut lesbar und faſt unbeſchädigt erhalten hat. Der Thürſturz beſteht aus einem Steinſtücke und zeigt nach außen einen hoch intereſſanten Ornamenten-Doppelfries, wie ihn die Abbildung in Fig. 24 veranſchaulicht. Dem Charakter nach dürfte dieſes ganz

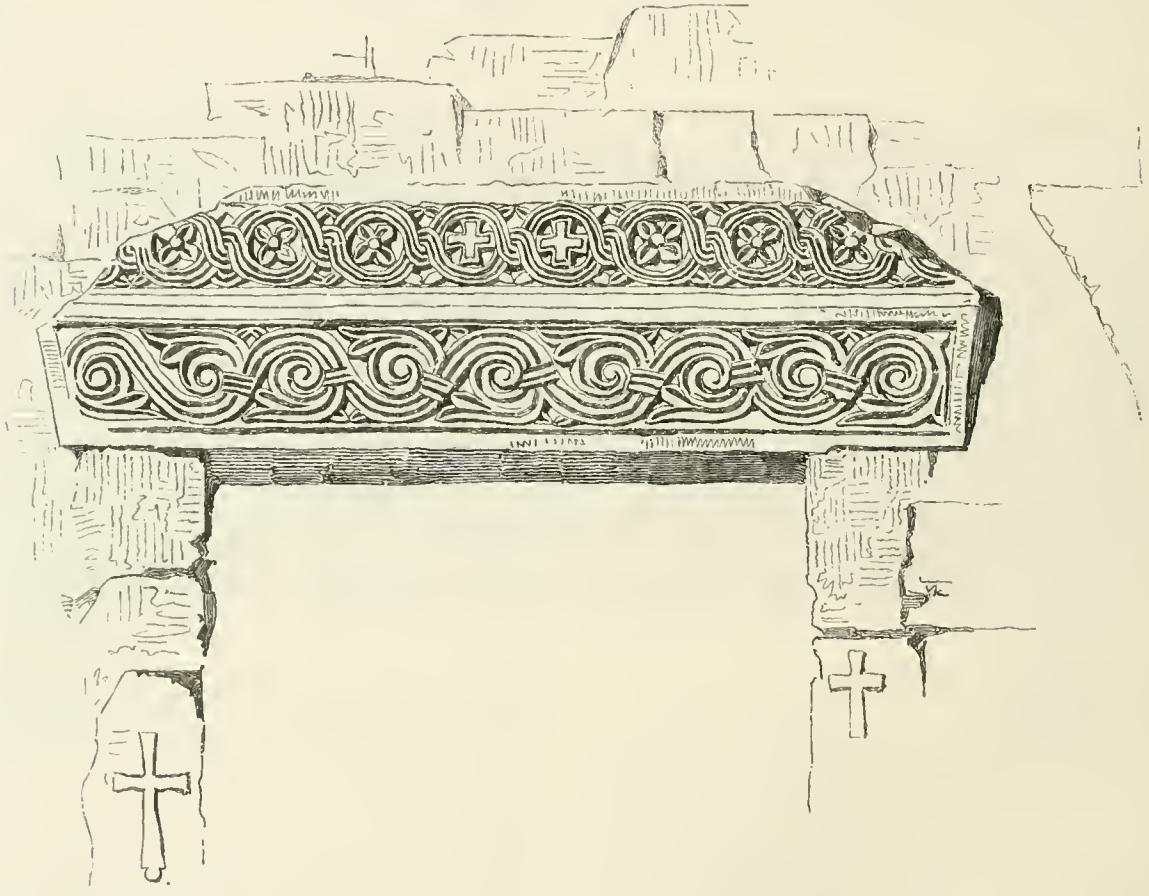


Fig. 24. (Nona.)

105. Unter den jüngſten Erwerbungen des Muſeums *S. Donato* in *Zara* ſind einige Partien des Portals aus der kleinen aufgelaſſenen und lange Zeit vom k. k. Militär-Aerar zu profanen Zwecken benützten St. Lorenzo-Kirche zu verzeichnen. Fig. 22 gibt die Abbildung des Thürſturzes; derſelbe zeigt im Relief den thronenden Chriſtus mit Buch und Schwert in der Mandorla, deren aus einer rohen Perlenſchnur gebildete Umrahmung von zwei Engeln gehalten wird. Rechts und links ſtyliſtiſche Pflanzen und Greifen. Der Sturz und die Fortſetzung der Thürgewände iſt von einem ähnlichen Perlſtab eingefaſst. Die Füllungen der Thorgewandſteine zeigen Blattgewinde mit Kreuzen, Thier- und Menſchenfiguren darin. An den unteren Enden kelchartige Gefäße. Die beſonders antiquiſirende Ornament in die letzten Jahre der frühchriſtlichen Kunſt-Periode, etwa in das 9. Jahrhundert gehören.

107. *Der Römerſtein von Glanegg.*

Der Stein wurde im Küchenraume des nunmehr gänzlich in Ruinen zerfallenen alten Schloſſes eingemauert gefunden und zwar nicht eigentlich als Werkſtein, ſondern mit der Schrift an der Oberfläche der Wand, ſo daſs er mit Leichtigkeit herausgenommen werden konnte. Ob dieſer Stein hier wirklich nicht nahe dem urſprünglichen Orte ſeiner Beſtimmung war, wie (Mitth. d. Cent.-Comm. XII. p. L.XXXVI) zu bemerken nothwendig ſchien, möchte ich ſehr bezweifeln.

Der Zug der Römerſtraße, welche zwiſchen Feldkirchen und St. Veit angenommen wird, iſt nirgends genau beſchrieben worden, ſcheint aber von *Jabornegg Altenfels* in „Kärntens römiſche Alterthümer“ und auch in *Mommſen's* „Corpus Inscriptionum Latinarum“ in den Straßenkarten dieſer Werke ziemlich übereinſtimmend eingezeichnet, ſo nämlich, daſs dieſelben von Feldkirchen an dem Laufe der Glan bis St. Martin, dann aber dem Zuge der alten Straße zwiſchen St. Martin und Mauthbrücken gefolgt ſein würde. Wäre der fragliche Römerſtein hier im Thale gefunden worden, ſo hätte er allerdings in die Ruine Glanegg weit hinauf geſchleppt werden müſſen. Allein es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daſs die Römerſtraße ſo gegangen. Abgeſehen davon, daſs die Römer ohne Noth Straßen durch enge Flußthäler gezogen haben ſollten, wurde auch auf dieſer ganzen Strecke nie ein Römerfund im Thale gemacht. Es läſst ſich vielmehr auf Grund alter Straßenſpuren und fortlaufender Römerfunde annehmen, daſs die Römerſtraße von Feldkirchen über Gradenegg, St. Urban, Zwattendorf, Liemberg, Pulſt nach St. Veit ging. Der jetzige Pfarrer von St. Urban *Martin Krabath*, ein ſorgfältiger Sammler von Alterthümern, zeigte mir kürzlich eine römiſche Broncefibel, welche zu Gradenegg zwiſchen Hafnerberg und Bach gefunden wurde. Ebenſo beſitzt derſelbe eine römiſche Broncemünze der Lucilla, welche im Jahre 1874 nebſt römiſchem Mauerwerk und rothem Geſchirre zu Zwattendorf gefunden wurde. Die Römerſteine von St. Urban und Pulſt ſind ohnedies längſt bekannt.

Nun wäre allerdings Glanegg, wo der jüngſte Römerſtein gefunden wurde, auch nicht in der Richtung dieſes Straßenzuges gelegen geweſen; allein möglich wäre immerhin, daſs an der Stelle dieſer uralten Schloſsruine ein altes römiſches Caſtell geſtanden habe, wie die alte Volksſage behauptet; ſiehe Gurker Diöceſan-Schematismus „Pfarre Friedbach“. Der jüngſt gefundene Römerſtein wäre dann doch nahe am urſprünglichen Platze ſeiner Beſtimmung gefunden worden.

Br. *Hauſer*.

108. Beim Abtragen eines Erkers am *Petersperge* in *Frieſach* wurde das Bruchſtück eines römiſchen Schriftſteines gefunden, der 0·29 Cm. breit, 0·46 Cm. hoch und 0·15 Cm. dick iſt; rechts und unten iſt noch ein Theil der Randleiſte. Die ſchöne Inſchrift zeigt deutlich folgende Lettern:

Leſe-Verſuch:

FORTION
· · · ER / ET
SECVNDAE
CONIVGI
· · VINO·

109. Conſervator *Größer* machte die Mittheilung, daſs in *Haidkirchen*, Filiale von Kappel am Krappfeld, hoch oben an der ſüdweſtlichen Kirchenmauer, ein Bruchſtück eines römiſchen Schriftſteines mit ſchönen großen Lettern eingemauert iſt. Die Inſchrift lautet:

Es ſcheinen auch ſonſt mehrere Quadern von römiſchen Bauten an der Kirchenmauer verwendet worden zu ſein. Iſt nicht der Name „Haidkirchen“ etwas an das Römiſche Erinnerndes?

Dies Kirchlein iſt auch recht alt; auf einer Verſammlung in Haidkirchen circa Mitte 1155 tritt es der Salzburger Miniſteriale Rudolf von Denisberg dem Kloſter Admont „pradum unum in monte zezen“ ab.

110. Conſervator Baron *Hauſer* machte der Central-Commiſſion die Mittheilung, daſs man bei den Adaptirungs-Arbeiten des alten Kloſtergebäudes in *St. Georgen am Längſee* in der Gartenfronte des erſten Stockwerkes einen Balkentragſtein mit römiſcher Inſchrift fand. Nachdem ſie vom Mörtel gereinigt worden war, zeigten ſich folgende Worte:

TIIVLIVS
GIAM⟨LIF
SEXTVS ⁄ MILES
COH·MONT·KT
SIS ·L·H·SE
ET·INGE / NT
IVLIA^C
LIB·

Der Stein, 72 Cm. lang und 66 Cm. breit, konnte jedoch nicht aus der Mauer losgelöſt werden.

111. Conſervator *Alois Hauſer* hat an die Central-Commiſſion berichtet, daſs im Mai d. J. auf der im Bau begriffenen Strecke der Eiſenbahn zwiſchen Petronell und Bruck a. d. L. im Einſchnitte gegen Petronell in einer Tiefe von 1·3—1·5 M. und im Umkreiſe von circa 25 M. drei Skelette gefunden wurden, ſie lagen zuverläſſig nur in Erde. Man fand dabei und zwar bei einem einen Armring und zwei kleine Buckeln aus Silber, dann grünfarbige Thonſcherben; bei einem andern einen Armreif, eine ſtark verroſtete Fibel und einen einfachen Reif aus Bronze. An einer andern Stelle wurde ein einhenkeliger gelber Thonkrug von doppelhenkelförmiger Geſtalt mit rohrenartigem Halſe und $34^1/_2$ Cm. Höhe gefunden.

112. Conſervator *Mocker* machte die Mittheilung, daſs zwiſchen den Häuſern Nr. 7 und 8 in der Branten-

gaſſe zu *Prag*, welche zur Demolirung beſtimmt ſind, ſich eine aufgelaſſene Capelle befindet, darin jetzt eine Kupferſchmiede untergebracht iſt. Es war dies ehemals die *Spitals-Capelle zum heil. Lazarus*. Schon im 13. Jahrhundert ſtand zwiſchen der Stadt Prag und dem Vyšehrad ein Spital für Kranke und wird des ebengenannten Kirchleins dabei um 1281 erwähnt. Als 1281 bis 1282 die Peſt in Prag wüthete, wurden unter anderen auch zwei Gruben für je circa 1000 Leichen daſelbſt aufgeworfen. In dem Huſitenkriege ließ man das Spital auf. Die Capelle übernahmen ſeither die Neuſtädter Fleiſchhauer und ſorgten für deren Erhaltung. Man nennt fünf daſelbſt beſtandene Altäre. 1788 wurde die

Fig. 24. (Leoben.)

Capelle geſchloſſen. Die Capelle beſteht aus Schiff und Presbyterium und zeigt Formen des Uebergangs-Styles. Im Gewölbe-Schlußſtein das Wappen der Fleiſchhauerzunft, Sanctuarium-Niſche. Die Stirnmauer wurde Ende des 16. Jahrhunderts wegen Erbauung eines Orgel-Chores ausgebrochen und hiedurch das intereſſante Portal bis auf die Leibungen zerſtört. Im Tympanon befand ſich ein Relief, vorſtellend die Auferweckung des Lazarus, ſeit 1870 im böhmiſchen Muſeum.

113. Wir haben in den Mittheilungen Jahrgang XI, S. 111 Nachricht gebracht über den Pocal, der bis vor kurzem Eigenthum des Wirthſchaftsamtes der Stadt *Leoben* war und ſeither verkauft worden iſt. Ein zu dieſem koſtbaren Pocal gehöriges Kleinod hat ſich in zwei Exemplaren im Beſitze der genannten Stadtgemeinde erhalten. Es iſt dies ein kleiner überaus zierlicher Bruſtſchild, wie er in Fig. 24 abgebildet erſcheint. Beide Exemplare waren auf der im Jahre 1883 in Grätz veranſtalteten Ausſtellung culturhiſtoriſcher Gegenſtände vorhanden. Ihrer Beſtimmung nach ſind ſie Ehrenzeichen, die der Bürgermeiſter der Stadt Leoben und der Vorſtand des bürgerlichen Wirthſchaftsamtes dieſer Stadt bei feierlichen Gelegenheiten trugen. Das Kleinod beſteht aus einem ſilbernen Schildchen, darauf eine Emailmalerei, vorſtellend das Wappen der Stadt Leoben. Dieſelbe überdeckt ein geſchliffener Berg-Kryſtall. Reiches Laubornament umgibt den Schild, der oben mit dem Bruſtbilde eines Engels beſetzt iſt. Das Kleinod hängt in drei Kettchen, die ſich in dem Ringe vereinen, der in dem Rachen eines Löwenkopfes gehalten wird. Dieſes Ehrenzeichen mag gleichzeitig mit dem Straußenbecher ſein, ſomit dem Ende des 17. Jahrhunderts entſtammen, worauf auch die eingravirte Jahreszahl 1606 deutet. Ueber die Widmung dieſer beiden Ehrenzeichen laſſen ſich keine urkundlichen Nachrichten beibringen.

114. Gelegentlich der Reſtaurirung des Innern der Pfarrkirche zu *Thörl* in *Kärnten* fand man unter der Kalktünche ausgedehnte Malereien, mit denen zwei Wandfelder links im Presbyterium geziert ſind. Die Malereien beginnen ungefähr 6 Fuß ober dem Fußboden, reichen bis zum Gewölbeſchluße und mögen der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören. In dem einen Wandfelde ſind die Fresken ziemlich gut erhalten, minder im anderen. Im erſten iſt ein großes Mittelbild, umgeben von 14 kleineren, deren Darſtellung ſich auf das Leiden Chriſti bezieht. Im Mittelbilde Chriſtus am Kreuze. Vom Kreuze ſtreckt ſich gegen rechts ein Arm, der eine weibliche Figur krönt und darüber lieſt man am Spruchband: Dextera coronat. Die weibliche Figur trägt eine dreiſchiffige Kirche mit erhöhtem Mittelſchiff, ſeitwärts Pultfächer, mit runder Apſis und rothem Dachwerke. Die Kirche ruht auf Emblemen der vier Evangeliſten. Hinter der weiblichen Figur ſteht eine andere, die einen runden lichten Stein in die Höhe hält (Edelſtein) und bei jeder der beiden Figuren ſind breite Spruchbänder (sibi desponsori etc. etc.). Aus der Spitze des Kreuzſchaftes geht eine Hand aus, die mittels eines Schlüßels das Hauptthor des himmliſchen Jeruſalem öffnet mit der Inſchrift: prima coelos tangit. Vom linken Kreuzarme geht eine Hand aus, welche einer Mannsfigur die Krone vom Haupt geſtoßen hat, und mit einem Schwerte das Haupt und die Bruſt durchbohrt; daneben iſt das Bild des Sündenfalles: Eva, Schlange etc. Ober dem Hauptthore ein Engel mit Schwert und Wage und eine Seele in der rechten Wagſchale. Der oberſte Theil des Bildes (15) bringt die himmliſche Glorie zur Darſtellung. Zu oberſt im runden Medaillon (13) im Spitzbogenfeld: Gott Vater ſitzend auf dem Thronſtuhle, mit Scepter, Weltkugel und der Taube an der Bruſt. Unter dem Medaillon ſind die neun Chöre der Engel mit der Bezeichnung in den Ecken dargeſtellt; alle Darſtellungen ſind von den beiden Seiten nach der Mitte zu ſchreitend.

Die Dominationes haben Krone, Scepter und Weltkugel, die Principatus und unteren Reihen ver-

ſchiedene Muſikinſtrumente: Die Engel geleiten Seelen in kleinen Schifflein.

Im anderen Wandfelde befindet ſich ein kleines Sacramentshäuschen aus Stein mit hübſcher plaſtiſcher Umrahmung, deſſen weiterer Aufbau als Freske ausgeführt iſt. In dem oberſten Theile rechts der Erzengel Gabriel mit nicht leſerlichem Spruchbande, links die heil. Jungfrau ſitzend in weißem Gewande mit blauem Ueberkleide, neben ihr ein Spruchband, wo nur mehr das Wort „de patre“ zu leſen war. Ober der heil. Maria das Bruſtbild des Vaters herabgeneigt auf dieſelbe, in den Händen wie herabreichend haltend Chriſtus als Kindchen mit dem Kreuze in einem länglichen Ei (Incarnatio verbi).

115. In *Eiſentratten* am *„Lodroniſchen Türkenhaus Nr. 14“* an der rechten obern Ecke findet ſich eine Sonnenuhr al Fresco. In der Mitte die Sonne, gelb mit 10 flammenden Strahlen im blafsvioletten Rand, herum ein gelber Ring mit den arabiſchen Stundenzahlen, dann ein weißer mit den römiſchen Stundenzahlen in deutſchen Minuskeln, rechts oben ein Wappenſchild, im grünen Felde eine ſilberne Zinnenmauer, darüber ein Türke bis zum halben Leib, roth mit ſilbernem Gürtel, rothem Turban mit weißem Wulſt, einen krummen Säbel und rothen Schild mit ſilberner Binde haltend; links ein quadrirtes Wappen, 1 und 4 ein ſpringendes Thier im Goldfeld, 2 und 3 ſchwarz mit Silber damascirt (?), unter dem Schilde rechts 15, unter jenem links 92. Unter der Sonne links eine weibliche Geſtalt in langem ſchwarzen Gewande mit ſilberner Blattkrone, nach rechts ſchreitend, um den Kopf ſilberne Sterne in einem ovalen Nimbus, welcher mit blafsvioletten Spitzen auf gelbem Grunde beſetzt iſt; ſie führt im Arme eine viel größere Chriſtusgeſtalt mit langem ſchwarzen Gewande, nimbirtem Haupte (Nimbus weiß mit gelben Kreuz darauf gelegt) und röthlichem Vollbart; der untere Theil zerſtört, dabei Spuren einer 5 bis 6zeiligen Inſchrift. Ueber dem Thore in Eiſenguß das lodroniſche Wappen und die Buchſtaben L M G Z L.

Ober dem Thore des Hochofens das lodroniſche Wappen mit der Jahreszahl 1713 und einigen Buchſtaben in Eiſenguß, dann ein längliches Relief, ebenfalls in Eiſenguß: rechts heraldiſch ein laufender Bock, vor demſelben eine ſitzende bärtige Geſtalt mit Bocksfüßen auf einer Lyra ſpielend, dann ein Wappen (rechts ein einfacher Adler, links Biſchofſtab), darüber auf einem Bande: 1560 L D, dann zwei Figuren in mittelalterlicher Kleidung mit Federhut, die erſte einen Dolch im Gürtel und mit der Linken eine mit dem Beil abwärts gekehrte Axt ſchulternd, die zweite einen theilweiſe beſchädigten Gegenſtand ſchulternd.

116. In einem Tumulus bei *Sachſenfeld* im *Sannthale* wurde eine Aſchenurne im zertrummerten Zuſtande gefunden. Nebſt Aſche enthielt dieſelbe am Boden eine intenſiv ſchwarze Maſſe, welche ſich zu einer wachsartigen Flüſſigkeit mit penetrantem Geruch ſchmelzen laſst. Die Urne war von Steinen umgeben und bedeckt, daher ſie nur in kleinen Stücken erhalten war. Der Hals zeigt auf rothem Grunde in Dunkelbraun ausgeführte Maanderlinien. Das Material iſt grauer Thon. Die Wandſtücke betragen kaum 4 bis 5 Mm.

117. *(Der Maultaſch-Hügel bei Hoch-Oſterwitz.)*

Die Feſte Hoch-Oſterwitz liegt in einem fruchtbaren Thale, welches ſich von Südweſten nach Nordoſten erſtreckt und von der Rudolph-Bahn durchſchnitten wird, welche bei Launsdorf ſich in zwei Aeſte theilt, deren einer dem Laufe des Gurkfluſſes ſtromaufwärts folgend über Treibach nach Wien gelangt, während der andere die Gurk ſtromabwärts begleitend nach Hüttenberg führt. Durch dieſes Thal von Süd nach Nord zog einſt eine Römerſtraße, deren Zug man im Frühjahre, wenn das Getreide reift, von Hoch-Oſterwitz herab deutlich wahrnimmt, indem der Straßenkörper ſich durch eine hellere Färbung der Halme hervorhebt. Dieſe Straße, welche vom Zollfelde über St. Donat kam, zog am Fuße des Schlofsberges vorüber und mußte am nördlichen Rande des Thales ſich zwiſchen zwei felſigen Bergrücken hindurchzwängen, auf deren einem noch die machtigen Ruinen einer ausgedehnten Befeſtigung ſichtbar ſind, welche im Volksmunde die *Ehrenveſte* heißt. Hiſtoriſch iſt über dieſe Feſte nichts mitzutheilen. Vor mehreren Jahren ließ der Caplan Ivanetic unter den Ruinen Nachgrabungen anſtellen und fand bedeutende Reſte von Bronzegegenſtänden und römiſche Münzen. Es ſcheint, dafs dort ein Caſtell zum Schutze der Straße geſtanden habe. Ein ſolches noch ausgedehnteres Caſtell muß den bedeutenden Funden zufolge auch im Süden des Thales den *Magdalensberg* gekrönt haben. Vielleicht trug auch Hoch-Oſterwitz damals römiſche Mauern.

Allein nicht nur aus römiſcher, auch aus vorrömiſcher Zeit ſind ſichtbare Spuren zurückgeblieben. Unter dem Gartenzaune des gräflich Khevenhüller'ſchen Schloſſes Nieder-Oſterwitz wurde im vorigen Frühjahre ein ſogenannter Dépôtfund von circa 80 Stück Bronzekelten gemacht und in nächſter Nähe von Hoch-Oſterwitz, auf dem „Kremſer-Kogel“, ſind drei Reihen Erdwälle, welche das Plateau dieſes Kogels ringförmig über einander umgeben, Wälle, wie ſie allenthalben in den öſterreichiſchen Gebirgsländern gefunden werden.

Nun befindet ſich, wie Conſervator Baron *Hauſer* berichtet, einige hundert Schritte weit vom Fuße des Schlofsberges, mitten im Felde, ein kleiner regelmäßig geformter Hügel, welcher offenbar durch Aufſchüttung entſtanden iſt.

Auch dieſes Hügels bemächtigte ſich die Volksſage und erzählt, er ſei auf Befehl der *Maultaſche* errichtet worden, indem ſie beim Abzuge ihren Soldaten befahl, dafs jeder derſelben einen Helm voll Erde dahin trage, um ein bleibendes Wahrzeichen ihrer Anweſenheit zu hinterlaſſen.

Noch nie wurde ein Verſuch gemacht, die Entſtehung des Maultaſch-Hügels in anderer Weiſe zu erklären. Allerdings geſtatteten die verfügbaren Mittel nicht, den ganzen Hügel abzutragen. Er iſt von bedeutendem Umfange, $3^1/_2$ M. hoch, an der Baſis 30 M Durchmeſſer und 147 Schritte im Umfang; allein ein Einſchnitt, welcher vom öſtlichen Rande gegen die Mitte zu 9 M lang, 4 M. breit und bis zum Grunde gemacht worden iſt, gab über die ziemlich homogene innere Beſchaffenheit Aufſchluß, ohne dafs man zu irgend einem maßgebenden Funde gelangt ware.

Oben iſt der Hugel geebnet und bildet ein von Weſt nach Oſt ein wenig geſenktes beilaufig kreisrundes Plateau von 18 M. Durchmeſſer, in deſſen Mitte

ſich ein 3·40 M. hohes Feldkreuz aus Stein befindet, welches nach *Scheiger* aus dem 14. Jahrhundert ſtammt. Die vier Seiten dieſes Kreuzes tragen Sculpturen, welche mit der Maultaſchfage in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, nämlich: Gottvater (Nord), Geburt Chriſti (Weſt), Chriſtus am Kreuze (Süd) und Auferſtehung (Oſt).

118. *(Arnoldſtein, Dorfkirche.)*

Inſchriften der Grabſteine dreier Arnoldſteiner Aebte und der Glocken:

I. Annis Millenis bis duo octantisque primis acribus (?) humanis secundisque rebus exemptis (?) hic Thomas inclitus clauditur Abbas, sepultus aprilis. (Abt Thomas ſtarb 1481. Er hat die große Glocke angeſchafft.)

II. Hac humo infossa manent corporis ossa Cristofori viri providi, quiloci (?) praefuit illi, ejus anima pace fruetur aeterna. Anno Salutis MCCCCXV, XXVIII aprilis

III. Hic recubat Reverendus in Christo Pater et Dms Dms Petrus Römer abbas hujus Monasterii Arnoldstein, cujus anima pace fruetur aeterna. Qui obiit Anno salutis MCCCCLXXVIII die XXVIII Mensis Junii.

IV. Marmortafel: Praesulis eximii Benedicti corde benigno | Tristia sunt debitis funera flenda modis, | Arnoldi recolunt merito quem saxea claustra, | hujus Abbatis imperio nam vigent nempe renata. | Ardua qui didicit vanae discrimina vitae, Vincere; libera nunc spiritus astra petat. Sunt dolor et lacrimae lucis primordia nostrae, sunt medium et finis, nil nisi bula sumus. | Ergo relabentis posita farragine mundi | Sola solus solo in nomine, Christe, Tuo. Tinierant istec dum monumenta patent (?) MDXXXXIII. — Abt Benedict ſtarb 1553.

V. Auf der großen Glocke findet ſich eine dreifache Umſchrift, in der Mitte gothiſche Majuskel ober- und unterhalb Minuskel.

a) Jesus Nazarenus Rex Judeorum. ∼ Regina celiletare alleluja, quiquem meruisti portare alleluja, resurrexit sicut dixit allelj, ora pro nobis Deum allelj. ∼ est mala mors, dicitur anasampta ≈ Caſpar + Melchior + Balthaſet.

b) O rex gloriae Christe veni cum pace + Martheus + Marcus + Lucas + Joañes. ∼ Anno M°CCCCLXXA sub reverendo in Cho patri (?) ac dmo Thoma Steirberger abate factum est hoc opus.

c) In nomine domini — benedictus qui venit in nomine domini, Osanna in excelsis ∼ T... resus (?) angelus salutat Mariam Ave Maria gratia plena dominus tecum. benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui IHS ≈ S..amen.

VI. Auf einer zweiten Glocke: O rex gloriae veni cum Maria in pace + Caſper Balthaſer + Melchart (Melchior?)
Anno Domini M°CCCCLXXVII — Jar (Jahr?)
Figur: S. Maximilian — 5 Münzen.

VII. Auf der dritten: Sub regimine abbatis Romani transfusa 1751.
Andreas Simon Röder goß mich in Villach 1751.

VIII Auf einer vierten: Mathias Lanzmann hat mich gegoſſen Clagenfurt 1674.

119. *(Die kaiſerliche Capelle bei den Kapucinern in Wien.)*

Als nach dem Ableben der beiden beſonderen Begünſtiger des Kapuciner-Ordens in Wien, Kaiſers Mathias und deſſen Gemalin Anna, die Erfüllung der zu Gunſten dieſes Ordens teſtamentariſch gemachten Beſtimmungen von Ferdinand II. übernommen worden war, kam es am 8. September des Jahres 1622 zur Grundſteinlegung der Kirche auf dem Neuen Markt, die Einweihung fand ſammt derjenigen der kaiſerlichen Capelle erſt 1632 ſtatt, als gleichwohl der Bau noch nicht ganz vollendet war. Sie geſchah am 25. Juli durch den Biſchof Anton Wolfrath von Wien. Die kaiſerliche Capelle wurde der Himmelfahrt Marien geweiht und ſollte nach Wunſch der Stifterin Kaiſerin Anna einen Altar aus Silber bekommen; die Zeitverhältniſſe im dreißigjährigen Kriege ließen jedoch nur die Errichtung eines ſolchen von hartem Holze zu. Im Jahre 1648 wird von einer Verſchönerung der Capelle über Anordnung Kaiſers Ferdinand III. und von der Errichtung zweier großer vergoldeter Statuen gemeldet, welche Mathias und Ferdinand II. vorſtellten. Im Jahre 1664 melden die Hofrechnungen, daſs der Maler *Jona Dambsmann* für in der kaiſerlichen Kammercapelle bei den Kapucinern verfertigte Malereien 60 fl. erhielt. Davon iſt nichts mehr zu ſehen. Der hölzerne wurde ſpäter durch den jetzigen Marmor-Altar erſetzt; 1782 las Pius VI. auf demſelben die Meſſe.

Der Grundriß der Capelle bildet ein Quadrat mit abgeſtumpften Ecken. In der Höhe der drei Wände (auf der vierten Seite hängt die Capelle mit dem Kirchenſchiff zuſammen) ſind halbkreisförmige Fenſter angebracht. In den abgeſtumpften Ecken befinden ſich Niſchen für Statuen. Die Wände bekleidet eine Pilaſter-Architektur von ſtrengen und reinen Formen, welche noch der Hoch-Renaiſſance angehören und auf einen, leider unbekannten Italiener hinweiſen. *Dieſe ſchöne Architektur der Capelle iſt das einzig erhaltene Beiſpiel echter italieniſcher Hoch-Renaiſſance in Wien und darum höchſt bemerkenswerth.* Die Verhältniſſe, die Profile, die feinen Wirkungen der Gliederung verleihen dem Interieur hohen Reiz. Bedeckt iſt der Raum durch eine kleine Kuppel mit Stuccatur, welch' letztere jedoch viel freieren und ſpäteren Charakter beſitzt als die Wand-Architektur.

Aus den vier Ecken der Wände ſteigen an der Kuppel Candelaber empor, von Putti umgeben; die Blumen-Bouquets und derlei Ornamentik haben ganz naturaliſtiſches Gepräge, ja es ſchiene ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, daſs in ziemlich moderner Zeit erſt an dieſen Stuccos Veränderungen ſtattgefunden hätten. Ob die Kuppel nicht etwa bei dem großen Brande gelitten haben mag, welcher das Kloſter, die Kirche allerdings weniger, am 20. Mai 1691 betroffen hatte? Unter der erſten Niſche zur Rechten vom Kirchenſchiffe aus führt eine mit ſchönem polirten rothen Marmor eingefaßte Thüre in einen Seitengang, gegen welchen hin ein zweiter Abſchluß mit einer eiſernen Thüre angebracht iſt. Letztere zeigt heute noch auf beiden Seiten ihre urſprüngliche, wenn auch öfters erneuerte Uebermalung erhalten, welche gegenſtändlich intereſſant iſt. Gegen die Capelle hin ſchmückt die Thürfläche das burgundiſche Andreaskreuz, mit ſeinen knotigen Stämmen diagonal über das Oblongum

reichend. Auf der andern Seite ſieht man zwei Wappenſchilde neben einander, der eine Alt- und Neu-Ungarn, der andere Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz enthaltend, alſo offenbar auf Mathias bezüglich, und zwar im Sinne des Stifters per intentionem, wennſchon bei ſeinen Lebzeiten die Kirche und Capelle noch nicht begonnen worden war. Bei den ſpäteren Uebermalungen ſind zum Theil ganz falſche heraldiſche Farben unterlaufen.

In den erwähnten vier Niſchen ſtehen heute die beinahe lebensgroßen Holzſtatuen von vier habsburgiſchen Fürſten. Vorn gegen das Kirchenſchiff rechts Ferdinand IV., links Ferdinand III., rückwärts, alſo neben dem Altare, rechts Ferdinand II., links Mathias. Nach einigen Nachrichten ſollen letztere, wie wir gehört haben, unter Ferdinand III. 1648 aufgeſtellt worden ſein, aber es ſehen ſich alle vier, unter denen ſich alſo auch dieſer Monarch und der ſpätere vierte Ferdinand befinden, ſo ſehr ähnlich, ſcheinen aus Einer Künſtlerhand hervorgegangen zu ſein, daſs man wohl nur glauben kann, die ſammtlichen Figuren, wenigſtens die jetzigen, rühren aus den Tagen Kaiſer Leopold I. her, deren Stylgepräge ihnen auch deutlich aufgedrückt iſt. Der Kunſtwerth iſt übrigens ein mäßiger, es ſind rein decorative, ſtark manierirte Figuren. Wenn es von den Ferdinandeiſchen von 1648 heißt, daſs ſie vergoldet waren, ſo ſind die gegenwärtigen mit weißer Oelfarbe angeſtrichen, wohl aber viele Theile vergoldet, namentlich an den Harniſchpartien. Auf den Köpfen tragen die Geſtalten nach dem Geſchmack der Zeit zu große goldene Kronen, in den Händen Scepter etc. Der Hintergrund der Niſchen ſcheint farbig gehalten geweſen zu ſein; bei der jüngſten Reſtauration der Capelle zeigten ſich Spuren von rother Ausmalung an einer derſelben.

An den beiden Seitenwänden läßt die ſchöne Architektur beiderſeits je ein großes panneauartiges Feld offen, welches mit einem Gemälde auf Leinwand ausgefüllt iſt. Es iſt nicht feſtzuſtellen, was für eine Decoration für dieſe großen überhöhten Flächen urſprünglich auserſehen war, ob ebenfalls bereits Oelgemälde oder Fresken oder was ſonſt? Die heute dort befindlichen Bilder, welche vor der jetzigen Reſtauration in ſchwerfälligen Rahmen ſteckten, nach Beſeitigung derſelben aber ganz genau in die von Stuck gebildeten Umrahmungen paſsten, ſtellen die Verkündigung und die Geburt Marias vor und ſollen 1658 in Genua gemalt ſein, was wohl ihr Kunſtcharakter auch beſtätigt. Es ſind ſehr tüchtige Arbeiten eines leider nicht bekannten Meiſters.

Was den Altar und das Gnadenbild der Madonna Conſolatrix afflictorum betrifft, ſo haben wir darüber eingehende Nachrichten in dem ſeltenen, bei den Ghelen'ſchen Erben in der Singerſtraße 1777 (24 Seiten) gedruckten Büchlein: „Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem wunderbarlichen Urſprunge und der Verehrung des Marianiſchen Gnadenbildes unter dem Titel 'Tröſterin der Betrubten', auf was Weiſe ſolche Bildnis nach Wien gebracht, erſtlich beim kaiſerlichen Hofe in der Kammercapelle, alsdann in der Kirche der W. W. E. E. P. P. Kapuciner auf dem neuen Markt zur öffentlichen Verehrung überſetzt worden".[1] Bei Gelegenheit einer 50jährigen Jubelfeier. Wir entnehmen übrigens aus dieſer Wundergeſchichte nur ſo viel, als für die kunſthiſtoriſchen Intereſſen von Belang iſt und faſſen uns im übrigen kurz.

Der Kapuciner Giuſeppe Antonio da Trivigliano im Römiſchen hatte im Hauſe eines gewiſſen Pompeo Boccetti im December 1720 zu thun. Deſſen acht Monate alter Knabe kramte hinter einem Bett ein auf Papier gemaltes Marienbild hervor und gab es dem Geiſtlichen. Acht Monate ſpäter kam das Kind in ſeine Zelle und erkannte das Gemälde ſofort wieder. In ſeiner „geiſtlichen Ueberlegenheit" erkannte der Ehrwürdige darin eine höhere Fügung. Er wollte eine größere Copie auf Leinwand davon haben und ein anderer Prieſter empfahl ihm zu dem Zwecke „einen bekannten, in der Malerei zwar noch nicht vollkommen erfahrenen, doch ſehr frommen gottesfürchtigen Jüngling, Namens Gabriel Mathei", der die Copie beſorgte. Der Name dieſes Künſtlers iſt in mehrere Wiener topographiſche Bücher übergegangen. Mehr wiſſen ſie nicht, doch bin ich in der Lage, über den Maler noch weiteres mitzutheilen. Der junge, um 1720 noch unvollkommen in ſeiner Kunſt Bewanderte iſt, ſowie ſeine Copie des Wunderbildes ſelber, nach Wien gekommen und hat hier verſchiedenes zu thun bekommen. Wie in der „Neueſten Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens, Ein Handbuch für Fremde und Inländer", Wien, bei Joſ. Edl. von Kurzböck, 1779, pag. 161 ff. mitgetheilt wird, befanden ſich in der Kirche der Minoriten ein Altarblatt, darſtellend den heil. Nepomuk, von Engeln in den Himmel getragen, und ein zweites, Johannes der Täufer, beide von *Gabriel Mathei* gemalt. Freilich, dieſe Bilder konnten auch von auswärts nach Wien gekommen ſein, aber wir haben ganz ſichere Beweiſe von ſeinem hieſigen Aufenthalte. Freiherr *Guſtav v. Suttner* berichtet in ſeinem Werke: „Die Garelli. Ein Beitrag zur Cultur-Geſchichte des 17. und 18. Jahrhunderts", Wien 1885, pag. 70 ff., von einem unangenehmen Vorfall, welcher ſich 1741 begab. Der berühmte edle Pius Nicolaus Garelli, damals ſchon geſtorben, hatte einige Antiken für die Hofbibliothek abzeichnen laſſen, der Zeichner *Gabriel Mathei* aber ſcheint ohne Bezahlung geblieben zu ſein und ſtrengte nun gegen den Rechtsnachfolger und Sohn Garelli's die Klage an, aus der perfiden Inſinuation, der Vater habe die Beſtellung in ſeinem, nicht im Intereſſe der Anſtalt ausführen laſſen. Wir wiſſen nicht, wie der Proceß ausging, *Suttner* laſst aber durchblicken, daſs die ganze Sache eine der mannigfachen Intriguen war, welche von gewiſſer Seite gegen die freiſinnigen Garelli angeſponnen wurden. *Mathei* erſchien bei der Verhandlung perſönlich, lebte alſo in Wien. Wahrſcheinlich iſt es derſelbe Künſtler, von dem das Füeſsly'ſche Künſtler-Lexicon im Nachtrag II, pag. 796, unter dem Namen Gabriel *Mathias* ſagt, daſs nach ihm J. M. Ardell das Bild eines jungen Mannes in Seemänniſcher Tracht, welcher einen Strick zerreißen will, in Schwarzkunſt geſchabt habe. *Nagler* Künſtl. Lexicon VIII, p. 438, nennt ihn Gabriel Mattey, Mathias oder Mathieu und ſchreibt ihm Bildniſſe Erzherzog Joſeph's, der Königin Maria von Frankreich und Ludwig's XV. zu.

Doch wir kehren zurück zu der Geſchichte des Gnadenbildes und des Capellen-Altars. Erſteres that in Italien verſchiedene Wunder und der Pater hielt darüber in Rom und in Aquila Predigten. Mathei war

[1] Vergl. auch *P. Fuhrmann*, Hiſt. Beſchr. von Wien 1766, II. Th. 1. Bd., pag. 197.

in einem halben Jahre mit ſeiner Copie fertig, die der Mönch der Collegiat-Kirche zu Aquila ſchenkte. Es entſtand dort eine Bruderſchaft, welche der Kaiſer in ſeinen Schutz nahm. Auch nach Antrodocco kam eine Copie und es geſchahen Heilungen und Wunder. Die Broſchüre bemerkt dazu, daſs das Bild eigentlich dem vom heil. Lucas gemalten Madonnen-Bilde gleiche, trotzdem aber habe ihm der Pater den beſonderen Titel der Conſolatrix Afflictorum gegeben, welchen Benedict XIII. beibehielt. Mathei bekam nun Auftrag, noch mehrere Copien zu fertigen, von denen einige in der päpſtlichen Hofcapelle ausgeſetzet wurden. Der Papſt las acht Tage davor Meſſen, weihte ſie, trug eine Miniatur-Copie auf der Bruſt und ſendete endlich den Pater Giuseppe im December 1726 nach Wien, wohin er auch ein größeres Exemplar mitnahm. Die übrigen waren drei Spannen hoch, zwei breit. Am 15. Februar 1727 eingetroffen, wurde er den Majeſtäten vorgeſtellt, wobei er dem Kaiſer Karl VI. eine kleine Copie (welche unter Maria Thereſia in deren Schlaf-Cabinet aufbewahrt wurde), der Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine aber ein größeres Exemplar einhändigte. Letzteres kam in die Kammer-Capelle, wo der Pater nun Miſſionspredigten hielt, und am erſten Sonntag nach Oſtern 1727 durfte es bei den Kapucinern ausgeſetzt werden. Der Zulauf war ein unbeſchreiblicher, man ließ das Bild nun definitiv daſelbſt, binnen 3—4 Wochen wurden vier große Pyramiden mit Gold- und Silbergaben angefüllt; da letzteres aber mit der Armuthsregel des Ordens nicht vereinbar, trug man das Bild in die davon ausgenommene kaiſerliche Capelle. Auf Anſuchen der Majeſtäten erklärte nun Benedict XIII. dasſelbe für ein gnadenreiches, ertheilte vollkommene Abläſſe u. dgl. (Placet vom 29. Auguſt 1727). Zur Erlangung dieſer Abläſſe war auch ein Gebet um Ausrottung der Ketzerei und um Einigkeit der chriſtkatholiſchen Potentaten erforderlich.

Noch berichtet das Büchlein einiges wiſſenswerthe über die Capelle. Der Marmor-Altar wurde durch die Majeſtäten errichtet, alſo wahrſcheinlich ſchon um 1727, was auch ſein Styl verkündigt, wonach die Angabe, es ſei erſt 1751 geſchehen, nicht glaubwürdig ſcheint. Bei der damit verbundenen Erneuerung des Raumes hat man die vier Kaiſerfiguren neu vergoldet. Den prachtvollen, mit ſehr ſchönen Engelköpfchen und Figürchen geſchmückten ſilbergetriebenen Rahmen um das Gnadenbild, welcher das Wiener Münzzeichen hat, ſtiftete Fürſt Adam Schwarzenberg; die Kronen fertigte man aus den Opfergaben, ferner kamen 10 große ſilberne Altar-Leuchter, vier große ſilberne „Bruſtſtück“, 14 ſilberne heilige Häupter und Reliquiare, acht ſilberne Lampen und eine vergoldete von Comteſſe Joſepha Erdödy, ein Tabernakel, Paramente, Vorhänge etc. hinzu, wovon nicht viel mehr zu ſehen und wohl die Silbereinlöſung das Meiſte verſchlungen haben dürfte. Ueber dem Marienbilde iſt in einem Glasſarge die Holzfigur des heil. Johannes Nepomuk — ohne Kunſtwerth — zu ſehen.

Im verfloſſenen Sommer befahl Se. Durchlaucht der Erſte kaiſerliche Oberſthofmeiſter Prinz *Conſtantin zu Hohenlohe* eine Reſtauration der Capelle und berief den Architekten Hofſecretär *Franz Segenſchmidt* ſowie den Gefertigten mit der Berathung über dieſe Angelegenheit. Durch genannten Architekten iſt die ſchöne Capelle nun mit ſeinem ſtyliſtiſchen Verſtändniſſe in ihrer ganzen einfachen Schönheit wieder hergeſtellt, wobei noch Bildhauer *Wilhelm Sturm* die Arbeit am Altar und an den Kaiſerfiguren, Cuſtos *Karl Schellein* die Reinigung der beiden genueſiſchen Bilder übernahm. Bisher war die Capelle, welche, wie geſagt, als Paradigma von ſtrenger Renaiſſance-Architektur Wiens ein Unicum iſt, auch in der kunſtwiſſenſchaftlichen Literatur gänzlich unbeachtet. Möchte doch ein Urkundenfund über den italieniſchen Architekten, über den Genueſiſchen Maler, den Schnitzer der Kaiſerſtatuen und den Urheber des impoſanten buntfärbigen Marmor-Altars ſammt Silberrahmen Etwas beibringen!

Dr. *A. Ilg.*

120. Conſervator Baron *Hauſer* überſendete einen Abklatſch eines römiſchen Inſchriftſtein-Fragmentes, das mit der Schriftſeite abwärts als Einfaſſung einer Düngergrube diente. Der unverletzte Stein dürfte ehemals als Ueberlager eines Thores gedient haben, weil die untere Kante, mit Ausnahme der beiden Enden, wo er eben aufgelegen ſein dürfte, ornamentirt iſt. Die Inſchrift lautet: — VS · VRBICVS · PROC · AVGVST. — Der Stein, oder vielmehr dieſe Leiſte — die ſich in der Ruine Kreug in Kärnten fand, iſt eines der älteſten Denkmale in den öſterreichiſchen Ländern diesſeits der Alpen, er gehört der Zeit des Bürgerkrieges an, welcher nach Nero's Tod zwiſchen Otto und Vitellius (69 n. Chr.) entbrannte. Tacitus nennt dieſen Procurator, eine auf ihn bezügliche Inſchrift iſt bisher nicht bekannt.

121. Die unter der Leitung des k. k. Conſervators *Jenny* ſtehenden Ausgrabungen am *Oelrain* bei *Bregenz* machen weſentliche Fortſchritte, ſo wie ſie ſich auch bedeutend ausdehnen. Statt, wie anfangs vermuthet wurde, einer römiſchen Waſſerleitung angehörig, zeigen ſich jetzt beſtimmte Anhaltspunkte für ein ganzes Canaliſirungs-Syſtem mit erhöhten Rinnen, Sickergruben, feſtem Mauerwerk u. ſ. w. Unſere Mittheilungen werden demnächſt auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

122. Im Monat Juni d. J. wurde einer Anzeige des Correſpondenten *Straberger* zufolge in *Wels* in der Nähe des Bahnhofes gelegentlich der Erdaushebung für einem Hauskeller ein Fund gemacht. Er beſteht aus einem eiſernen Scramaſax, einer ſolchen Dolchklinge und Speerſpitze, aus einer Bronzenadel, zwei Bronzebeſchlägſtücken, einem Bronzering und einer ſolchen Münze. Die Gegenſtände kamen in das Linzer Muſeum.

123. Conſervator Profeſſor *Hauſer* berichtete an die Central-Commiſſion über die Ergebniſſe der baulichen Unterſuchung der *St. Peters-Kirche* in *Wien*. In Anbetracht des hohen Werthes der genannten Kirche als Baudenkmal glaubte die Central-Commiſſion ihren Wunſch dahin ausſprechen zu ſollen, daſs deren Reſtaurirung im vollen Umfange erfolge, daſs auch die Vorhalle genügende Berückſichtigung finde und wie alles übrige genau nach den Intentionen des Erbauers zu conſerviren ſei. Bei der Vorhalle müßten die ornamentalen und figuralen Bleidetails jener Behandlung unterzogen werden, welche die Brunnen am Graben und Franciscaner-Platze erfuhren; auch erſcheint es drin-

gend geboten, dafs das Innere der Vorhalle in die Reftaurirung einbezogen werde.

124. In der *Schotten-Kirche* werden gegenwärtig bedeutende Reftaurirungs-Arbeiten durchgeführt. Zunächft wird die Decoration des Querfchiffes im Gewölbe und an den Wänden in einer der Ausftattung des Presbyteriums entfprechenden Weife geändert. Farben, Vergoldung und Bilder werden diefen Theil fchmücken. Dann werden die beiden großen Seiten-Altäre und die beiden kleinen Altäre nächft des Triumphbogens erneuert, und durch Steinbauten erfetzt. Statt der bisherigen fchwarzen Altäre, die einfchliefslich der Menfa nur aus Holz aufgebaut und fchon überaus fchadhaft, und zwar fo gebrechlich waren, dafs beim Abtragen nicht nur alle Vorficht angewendet werden mufste, fondern man erft dabei erkannte, wie gefahrlich und bedrohlich das Ganze für die Kirchenbefucher war, werden hohe Aufbauten aus Stein aufgeführt. Die großen bisherigen Altar-Bilder von *Sandrart* und *Bock* finden dabei wieder ihre Verwendung. Hinter dem linken großen Seiten-Altare fand man nach Abtragung des Altars ein mächtiges zugemauertes Fenfter, auch erkannte man die oberen Mauer-Partien als durch einen Brand ftark befchädigt. Die acht etwa lebensgroßen weifs angeftrichenen Figuren von den alten Seiten-Altären fanden in der heil. Grabcapelle eine zweckmäßige Aufftellung, find fomit zur Erhaltung beftimmt. Eine Erneuerung der nicht minder fchadhaften Kanzel ift ebenfalls beabfichtigt.

125. Confervator Profeffor *Berger* in *Salzburg* machte die Mittheilung, dafs die farbenreiche Fenfterverglafung an der Leonhards-Kirche in *Tamsweg* — die fogenannte Apoftelmühle darftellend — die durch Blitzfchlag arg befchädigt wurde, wieder hergeftellt wird und hiefür das fürfterzbifchöfliche Confiftorium in Salzburg den Betrag von 200 fl. gewidmet hat.

126. Der Bürgermeifter von *Hütteldorf* hat der Central-Commiffion die angenehme Mittheilung gemacht, dafs die Gemeinde Hütteldorf bereit ift, die an der alten Kirche und der dortigen Friedhofmauer vorhandenen Grabmale und Gedenktafeln, fobald die alte Kirche verkauft und demolirt fein wird, auf dem neuen Friedhof anzubringen.

127. An der Außenfeite der Pfarrkirche zu *Drahov* in *Böhmen* wurden nach Mittheilung des Confervators *Sedlaček* Refte älterer Wandmalereien, wahrfcheinlich dem 15. Jahrhundert entftammend, aufgefunden, und zwar eines riefigen Bildes, den heil. Chriftoph vorftellend. Unter diefem Bilde erkennt man Spuren eines älteren Gemäldes. Dann fand man Refte zweier Gemälde aus dem 17. Jahrhundert, den heil. Antonius und die heil. Barbara vorftellend.

128. An der Pfarrkirche *St. Nicolaus* in *Meran* befindet fich an der Außenfeite rechts vom Haupt-Portale ein prachtiges figurenreiches Fresco-Gemälde im Style des 15. Jahrhunderts, vorftellend: Chriftus fällt unter der Laft des Kreuzes. Nachdem diefes werthvolle Gemälde in einer für die Paffanten leicht erreichbaren Hohe angebracht und zu befürchten ift, dafs auch die oberen noch gut erhaltenen Partien desfelben, gleich den bereits befchädigten unteren, Schaden leiden konnten, hat die Central-Commiffion Schritte gethan, damit vor demfelben ein Schutzgitter aufgeftellt werde.

129. Confervator *Lüßner* hat aufmerkfam gemacht, dafs bei dem auf S. CXXVIII. abgebildeten Siegel der Stadt *Beraun* die Deutung infofern richtigzuftellen ift, als das unter dem Thore des Wappens befindliche Thier nicht ein Lamm, fondern einen Bären vorftellt. Dr. *Herm. Jireček* fagt in feinem Slovanské pravo doba III. 181 von Beraun: die erften Anfiedler waren, was die Benennung beftatigt, aus der Gegend des heutigen Bärn (Barn, Verona) in der Schweiz, König Wenzel nennt Beraun im Jahre 1302 civitas nostra veronensis prope Pragam. Das gegenwärtige Stadtwappen ift ein redendes und enthält den Bären.

130. Confervator *v. Kolb* machte die Mittheilung, dafs bei *Edramsberg* (O. Ö.) jüngft ein Steinbeil gefunden wurde, das nunmehr dem Linzer Mufeum übergeben ift.

131. Der k. k. Confervator *J. Meretta* in Olmütz wurde zum fürfterzbifchöflichen Diocefan-Architekten ernannt.

132. Die k. k. Central-Commiffion ernannte den Profeffor *J. Zösmaier* am Staats-Gymnafium in Feldkirch, den Architekten und Baumeifter *Rich. Jordan* in Wien, den Pfarrer in Mühlfrauen bei Znaim *Franz Tinz* und den k. k. Profeffor *J. Muller* an der k. k. Mittel-Schule in Reichenberg zu Correfpondenten.

133. Mit dem gegenwärtigen Hefte werden die beiden letzten Blätter der Abbildungen jener hochwichtigen und koftbaren Tapeten veröffentlicht, die fich im Trienter Domfchatze befinden.

Da der von der Redaction mit ftellenweifer Benützung eines Berichtes des Hofrathes Dr. Ritter *v. Birk* verfafste, diefe Publication begleitende Text auf Seite 9 und 10 Veranlaffung zu einer Befprechung diefes Gegenftandes in den Mittheilungen des k. k. öfterreichifchen Mufeums für Kunft und Induftrie gegeben hat, von welcher Befprechung, in fofern deren Verfaffer, das Mitglied der Central-Commiffion Director Dr. *A. Ilg*, die intereffante Notiz über eine Infchrift auf einer diefer Tapeten brachte, bereits ein Auszug auf S. 68 dieles Bandes veröffentlicht wurde, fo erubrigt nur mehr mit wenig Worten auf die Veranlaffung zu diefer Publication zurückzukommen, behufs der Klarftellung des Umfanges der Mitwirkung der dabei betheiligten Perfonen und der derfelben zu Grunde liegenden Abficht.

Schon im Jahre 1883 wurde die Central-Commiffion auf diefe koftbaren Tapeten durch ihren Confervator Grafen *Lodron* aufmerkfam gemacht, worauf im April d. J. der Befchluß gefafst wurde, davon photographifche Aufnahmen als Grundlage für eine Publication in den Mittheilungen zu veranlaffen. Im weiteren Verlaufe wurde Hofrath Dr. Ritter *v. Birk* unter Uebermittlung der Photographien eingeladen, etwaige ihm bekannte Daten über diefen Gegenftand der Central-Commiffion mitzutheilen. Von der im Intereffe der Erhaltung diefer Tapeten anderweitig gepflogenen Correfpondenz abfehend, fei weiter hier nur erwähnt,

dafs Hofrath *Birk* die Güte hatte, einige aus Druckwerken zu ermittelnde Notizen über diefe Tapeten der Central-Commiffion mitzutheilen und ihr zur Verfügung zu ftellen, weit entfernt damit eine förmliche Abhandlung oder auch nur einen *als folchen* für die Veröffentlichung beftimmten Artikel auf Grund archivalifcher Forfchung geliefert zu haben, und zwar dies um fo weniger, als Hofrath *v. Birk* über diefe Tapeten nur nach den Photographien berichten konnte, da er die Originale nie gefehen.

Bei der Publication der Abbildungen diefer Tapeten in den Mittheilungen beftand nur die Abficht der Redaction, den Bildern einen kurzen erläuternden Text beizugeben und wurden dahinein die überlaffenen werthvollen Notizen des Hofrathes *v. Birk* theilweife verwendet. Alfo auch die Central-Commiffion hatte nicht die Abficht, damit eine endgiltige Abhandlung zu publiciren, wohl aber die, eine Anregung zu Studien und zu Nachforfchungen über diefen Gegenftand zu geben. Die erhoffte günftige Wirkung blieb nicht aus, denn abgefehen davon, dafs bereits Dr. *Ilg* in der Lage war, auf die auf dem Rande einer Tapete in einer Infchrift erhaltene Nennung des Meifters zu verweifen, welche Infchrift auf den photographifchen Abbildungen nicht wahrnehmbar ift, fteht in Bälde die Veröffentlichung einer großeren Abhandlung über diefen Gegenftand zu gewärtigen.

134. Correspondent *Meixner* hat an die Central-Commiffion berichtet, dafs man in neuerer Zeit in der Lage war, im fteierifchen Raabthale einige Funde zu machen. So wurden auf dem *Lebernfelde* bei *Berndorf* Gefäßfcherben durch den Pflug zu Tage gebracht. Noch vor zwanzig Jahren befanden fich auf diefem Felde deutlich markirte Grabhügel. Sie wurden allmälig planirt, wobei fich die gewöhnlichen Grabfunde, wie Knochenrefte, Urnen und Gefäßfcherben ergaben. Eine Afchentruhe wurde in dem Suppanhaus eingemauert. Auch fand man einen poftamentartig gearbeiteten Stein von beiläufig 1 Schuh Länge und einem halben Schuh oberer Breite mit einer grünlichen fettigen Kruffe überzogen, jetzt im Joanneum. Im Jahre 1884 wurden wieder Gefchirrtrümmer in größerer Menge gefunden, dickrandig und Handarbeit (Mufeum Leibnitz). Zu Kirchberg an der Raab machte man 1885 bei Erneuerung der Kirchhofmauer den Fund eines antiken oblongen Kalk-Steines (60 Cm. lang, 37 Cm. hoch, oben 20 Cm., unten 22 Cm. breit), auf zwei correfpondirenden Seiten fein zu behauen, wahrfcheinlich eine Stufe oder Bank. Er lag vor einer wannenartigen Mulde, die mit fchmutzigem Kalke ausgefüllt war. Vom Steine herab und über den Kalk hinweg zog fich eine 1 bis 2 Cm. dicke blutfärbige Erdfchichte, daneben fanden fich Kohlen- und Knochenrefte, fchwarz-fchmierige Erde, Gefchirr-Scherben, Pferdezähne, Glasfcherben und 2 Nägel. Etwas entfernt aber in gleicher Richtung und Höhe lag auf einer zweifachen Ziegellage, die mit lebendem Kalk derart vermauert war, dafs fie kaum gebrochen werden konnte, eine Partie Menfchenknochen — in Unordnung gefchichtet — darüber Erde mit Schotter, vermuthlich Refte einer Opferftätte. Auch auf der Pfarrhoffeite — alfo diefer Fundftätte gegenüber — fanden fich bei der alten Kirchhofmauer Refte feingearbeiteter Ziegel ohne Marke, Mauerwerkrefte und blaufarbige Verwurfftücke aus Kalk- und Cementmörtel (Joanneum). Der Kirchberg mag fchon in älteffer Zeit ein Heiligthum getragen haben.

135. Bei der Grundgrabung für die neue Redemptoriften-Kirche in *Hernals* wurden fieben Stück Münzen gefunden: von Bronze 1 Dipondius von K. Hadrian (117—138 n. Ch. G.), Kupferdenar von K. Conftantin jun., B. Denar von Kaiferin Julia Domna, Gemalin des Septimius Severus (193—211 n. Ch. G.), 3 Kupferdenare des K. Conftans (337—350 n. Ch. G.), B. Denar der Julia Soaemias, Mutter Kaifers Elogabalus (218—222 n. Ch. G.); dann von Silber: Kreuzer von K. Ferdinand III. für Tefchen (1647) und ungarifche Pultura von K. Leopold I. 1700. Sammtliche Münzen fcheinen mit zugefuhrtem Erdreich an jene Stelle gekommen zu fein. Ferner wurde gefunden ein Silberdenar vom Kaifer Trajan (98—117), von Gordianus III. (237—244), von Licinius I. (312—323) und zwei fchlefifche Grofchen.

136. *(Römifche Infchriften-Funde in Kärnten.)* Herr Correfpondent *Größer*, Pfarrer in *Gutaring*, berichtete über die Auffindung römifcher Infchriften in St. Johann am Preffen und in Wieting. Diefe durch keltifche Namen höchft bemerkenswerthen Denkmäler werden in den Archäologifch-epigraphifchen Mittheilungen aus Oefterreich-Ungarn veröffentlicht werden.

137. Im Laufe des Monats October d. J. wurde die Neuaufftellung des kunfthiftorifchen Mufeums im Stifte *Klofterneuburg* zum Abfchluffe gebracht. Die Ordnung der zahlreichen und mitunter hochwichtigen Gegenftände wurde in die bewährte Hand des Directors Dr. *Albert Ilg* gelegt. Demfelben ift es gelungen, unter Mitwirkung des Cuftos *W. Bocheim* die Aufftellung in ebenfo gefchmackvoller als von beftimmten wiffenfchaftlichen Principien geleiteter überfichtlicher, und richtiger Weife durchzuführen. Der hochwürdige Stiftspropft, der dem Ruhme und Anfehen feines Kloffers nach jeder Richtung feine volle Aufmerkfamkeit widmet, hatte dem Genannten bei der Aufftellung möglichft freie Hand gelaffen, daher es möglich war, das Ganze in eine fo richtige Gruppirung zu bringen. Das Stift hat aber auch mit freigebiger Hand das Unternehmen gefordert, demnach die Sammlung heute in Bezug auf Käften u. f. w. in geradezu muftergiltiger Weife ausgeftattet ift. Das hochwürdige Stift kann bereits eine Reihe von vornehmen Leiftungen auf dem Gebiete der Erhaltung der heimatlichen Denkmale aufweifen. Die neueffe Leiftung ift eine würdige und überaus ehrende Fortfetzung deffen Thätigkeit in der erwähnten Richtung.

138. Am 24. October d. J. ftarb zu *Linz* der Confervator für Angelegenheiten der I. Section in Ober-Oefterreich *Joseph v. Kolb*. Die Central-Commiffion hat alle Urfache, das Hinfcheiden diefes thätigen, um die Angelegenheiten der Central-Commiffion, und ganz befonders um die römifchen Denkmale und deren Refte in feinem Heimatlande fehr verdienten Confervators lebhaft zu beklagen.

REGISTER

DER

IN DIESEM BANDE ANGEFÜHRTEN PERSONEN-, ORTE- UND SACHEN-NAMEN.

A.

Aldegrever's Todtenbilder, CXIII.
Altdorfer's Todesdarſtellungen, CXII.
Alter der Kupferfunde, LXI.
Antonio, S., Fresken. CXXXI.
Altmünſter, Kirche, XLIX.
Ambraſer-Sammlung in Graz, XXXVI.
Archäologentag, galizifcher, CLXXIII.
Archive in Kärnten, CXXIX.
— in Krain, CLVII.
— in Tyrol, LXXXII.
— in Radmannsdorf, CLVIII.
— in Pilſen, CXXXIII.
— in Salzburg, CXXIX.
— in Troppau, CXXXVIII.
— der Familie Spauer, LXXXIII.
Archivalien in Mähren, LXXXIII.
Arifche Baue der Steinzeitvölker im mittleren Europa, CII.
Arler Pet., XLII.
Arnoldſtein, Archiv CXXIX.
— Inſchriften, CLXXXII.
(*d'*) *Artein* J. B., Gießer, 59, 64.
Aquileja, Fund eines Fläſchchens mit Flüſſigkeit, LXXXVI.
Aufkirchen, Fresken und Kirche, CXXX.
Ausſtellung, arch., in Lemberg, CLXXVI.

B.

Baumeiſter Conrad von Krakau, LIII, LIV.
— Laun. Beneſch v., LIV.
— Lempnik V., LIII.
— Moller J., LIV.
— Neukirch Th., LIII
— Pflüger Conſ., LIII
— Puſica P., CXLVIII
— Simonetti Jul., LV.
— Stiglitzer Alb., LIV.
— Tauchmann P., 3.
— Weinwurm M., CXLII
Beham's Todesdarſtellungen, CXII.
Beraun, Siegel, CXXVIII, CLXXXV.
— Stadtthore, CLXXI
Berenger J., Gußmeiſter, 61
Berquen Ant. (Bercan), Gußmeiſter, 45, 64
Bildhauer, Dario Ant., 70.
— Freyenfuſs Hans, LVI.
Bilin, Siegel, CLXXIII.
Bilkov, Kirche zu, XXXI.
Biſchofſtaak, Kirche, XXXV.
— Archiv, CLIX.
Bohoródczaner, Ikonoſtas, CLXXXIV, CLXXXIV.
Boni Gius, 71.
Bovisé, Urnenfund, XXXIV.
Braunau, Holzkirche, I.
Siegel, CXXIX.
Brigantium, bauliche Ueberreſte, 75. CLXXXIV.
Briſis Domenico de, Baumeiſter, CXL.
Brogmoller, Th., Steinmetz, LIV.
Bronzegegenſtände, röm., gef. bei Dernovo, 31.
— Relief im Brünner Muſeum, 67.
Bronzeſchüſſel, röm., in Wien, II, CXXXI.
Bruck a. d. L., Funde, CLXXIX.
Brünn, Bronze-Relief im Muſeum Franc. Car. zu, 65.
— Mähr. Gewerbe-Muſeum, XLII.
Burchart Georg, Maler, LVI
Burckmayer's Todesdarſtellung, CXIV.
Buczacz, Ikonoſtas, CLXXXIV.

C.

Capo d'Iſtria, Romerſtein LXXXI
Carlone, 71.
Carpaccio, Maler, XC, CXXII
Caſtagnavizza, Kloſterkirche, XXXIV
Cecchinus, Maler CXXX
Cignaroli Dom., CLIV.
Civezzano, Graberfunde, CXIX
Colomba Giov., 71.
Concyres, Nicol., CXL.
Conſervatoren Ernennung, XCII, CXIX.
Correſpondenten-Ernennung, XCII

D.

Dambsmann Joa CLXXXII
Dario Ant., Bildhauer, 70.
— Simone, Stuccator 71.
Daun Wirich, Graf, 54.
Deinsberg, Karner, XXXI.
Dernovo, röm. Funde, 17.
Deutſch N. M., Todesbilder, CXV.
Dornbirn, Bergfried, LXXXV.
Drahow, Kirche, CLXXXV.
Dürer's Todesdarſtellungen CXI, CXII.
Dürnſtein, Kirche, LXXX.
Dvor, St. Peter, Kirche, XXXIV.
Dzieduszycki Ad., Graf, CLXXIII.

E.

Edramsberg, Funde, CXXXVI.
Eferding, Spitalscapelle, XLIX.
— Kirche, XLIII.
Eger, Siegel, CXXXVIII.
— ſchwarze Thurm, XXXIII
Egra Heinricus de, aurifaber, X
— Heinczel de, aurifaber, IX
Ehrengrub, Kirche, XXXV.
Ehrenegg, St. Colomans-Kirche LXXVII.
Eiſentratten, CLXXXI.
Email Altar in Zimmerlehen CXXVI
Emmersdorf, Kirche, LXXX.
Ems, die Herren von, CXXXV.
Enderle von Bruchſtadt, die Familie, XXI
Ernſt A. B., Gußmeiſter 59, 64.
Eytl Chriſtoph, Salinendirector in Ifchl, XIX.

F.

Fiſella, Funde, XXIII
Fleiſcher Ifai., Gürtler, LV
Flügel-Altar in Hallſtadt, XX
Fresken in San Antonio, CXXXI,
— in Aufkirchen, CXXX
— in Karner zu Deinsberg, XXXI.
— in einem röm. Grabe bei Dernovo, 25
— zu Drahow, CLXXXV
— zu Gatsberg, LXXXI
— zu Graz, am Dome CLXI
— zu Meran, CLXXXV.
— zu Moos, CXXV
— zu Ober Montani, CLXVI
— zu Pinzolo, XXXIX
— zu Piſek, CXXXVIII

Fresken zu Prissian, XXXV.
— Salzburg St. Peter, CXXXII.
— in Schonna, CXXXI
— in Thorl, CLXXX.
— zu Wr. Neustadt, CXLVIII.
Freyenfuss Hans, Bildschnitzer, LVI
Friesach, Romerstein, CLXXVIII.
Frögg-Velden, Grabungen, CXXXVII
Furtc, C. March. G., Freih. von der Wert, 3

G.

Gemona, Kirche, XXXIV.
Georgen am Längsee, Romerstein, CLXXIX.
Geron's Todesbild, LXIV.
Geschütze, alte, in Wien, 44.
Gießer, d Artsin J. B., 59, 64.
— Donat v. Arn, LVII.
— Beringer J., 64.
— Berquen A., 45, 64.
— Ernst A. B., 50, 64
— Halil Leop., 52, 64.
— Heroldt J. B., 46, 53, 67.
— Ljesfeld Frz., LVII.
— Löffler J Ch., 61 67.
— Maritz, 57, 64.
— Rostolak H , LVII.
— Weinhold G. 57, 64,
Glanegg, Römerstein, LXXXVI, CLXXXVIII.
Glasgemälde in Scheffau, LXXXI
Glocken-Inschriften, CLXXXII.
Goldschmiede, Heinric. de Egra. IX. X
— Hornsdorf Otto de, X.
— Jawer M. IX.
— Mutha Ulr., IX.
— Sturczer Claus, IX, X.
— Wienna Otto de, X.
Goltsperger, Jörg und Mich., Steinmetz, CXLVIII.
Görz, Veits-Kirche, heil. Geistkirche, XXXIV.
— Dom, XXXIV, CXXXI.
Gottschee, Archiv, CLIX.
Gottweig, Miniature, XXII.
Grabmal des Germ. Guglacher, CXLII
— des Grafen Adam v. Herbersdorf, LII.
— des Caspar Herleinsberger, LII.
— des Otto v. Hippelsdorf, XXVI.
— des Abel v. Hollenegg, 41.
— der Regina v. Hollenegg, geb. v. Painn, 41.
— des Erasm. v Hollenegg, 41.
— der Katharina v. Hollenegg, 13
— des Fried. v. Hollenegg. 41.
— des Ruprecht v. Hollenegg, 42.
— Konigsberg Jorg v., CLXXI.
— Königsberg Ehrenreich v., CLXXII.
— der Mühlwanger in Eferding, CII.
— des Adam von Obdach, LXXIX.
— des Joh von Schaunberg in Eferding, XLVIII.
des Georg v. Schaunberg, XLIX
— des Wolfg. v Schaunberg, XLIX.
— des Schranz, CLXI.
— der Herren von Stalek XXVI.
— des Vincenz v Straßburg, LXXX.
Grabmal, des Jörg v. Villanders, XXIX
— der Kinder Ernst des Eif in Wr. Neustadt. CXLVI.
— eines Gratzer Bürgers, CLXXII.
Grätz, die Ambraser-Sammlung, XXXVI
— Stadtpfarrkirche, CXXXII.
— Freske am Dome, CLXI.
— Steinmetz-Zeichen, CXXXIII.
— Museal-Verein, XXXIX.
— Bürger-Grabmal, CLXXII.
Guglacher Germ., CXLII
Gurkfeld, röm. Funde bei, 19.
Guttaring, röm. Fund, CXXXIII

H.

Hall, Magdalenen-Kirche, XXVII
Haller Andr., CXLVII.
Haida, Siegel, CXXIX.
Haidkirchen, röm. Stein, CLXXIX.
Hainburg, Pfarrkirche, XXIX.
Halicz, Fundstätte, CLXXV.
Halil, Leop., k. Stückgießer, 52, 64.
Hall, die Magdalenen-Kirche, XXXVII.
Hallstadt, Pfarrkirche, XVII.
Hanusek Victor, IX.
Hasegg, Burg in Hall, CXXXII.
Henricus de Patavia, Maler, IX.
Henslinus v. Anspurk, Maler. IX.
Herbersdorf Adam, Graf, CII.
Herleinsberger Caspar, LII.
Hernals, Münzenfund, CLXXXVI.
Heroldt J. B., Gußmeister, 46, 53, 67.
Hiplesdorf Otto v., XXVII.
Hoch-Ostrovitz, Wegkreuz, LXXVIII.
Höhlen bei Speck, CXXXIII.
Hollenegg, Schloß, 37.
— Friedrich v., 39.
Holzkirchen, 1.
Horaždiovic, Siegel, X.
Hopfer's Darstellung des Todes CXV
Hornsdorf Otto, Aurif., X.
Hütteldorf, alte Kirche, CLXXXIV.
Huttendorf, Holzkirche, 1.

I.

St. Jacob bei Griffen, XXIX.
Jawer Math., Aurifaber, IX.
Ikonographie des Todes, XXI, CXI.
Ikonostas, Bohorodoczanany, CLXXXIV.
— Buczacz, CLXXXIV.
— Krasnopuszca, CLXXIV.
Innsbruck, Monument im Wippthale, XCI.
— Museum, Maria m. d 3 Rosen, CXXXV.
Juncker von Prag, IX.
Jüngling Hans, Zimmermeister, LV.

K.

Karner zu Deinsberg, XXXI.
Klein, St. Veit, Kirche. LXXVII.
Kolb J v. †, CLXXXVI.
Kölbel Jac., Baumeister von Wr.-Neustadt, CXLVII
Königgrätz, Siegel, XI
Kornat, St. Johann zu, im Lessach-Thale CXXVII.
Krainschütz, die St. Leonhards-Kirche, LXXVII.
Krakau, Siegel, LXXXV.
— Jagellonen Capelle, CLXXXII.
Krainburg, Archiv, CLIX.
Krasnopuszcza, Ikonostas, CLXXIV.
Kreuz, Funde, CLXXXIV.
Krug Ludwig, 65.
Kruman, Siegel, XI.
Kunigsberg, Familie, CLXXI.
Kupfer-Verarbeitung in der präh. Zeit, LXIX.
— Entdeckung des, XCVII.
— Bergmännische Gewinnung in präh. Zeit, LXIX
Kupferfunde in ihrem Verhältnis zu den Bronzefunden, XCIII
— von Bythin, VI.
Kupferzeit, präh., in Europa I, XCIII CVII. CLVI.

L.

Laas, Archiv, CLXI.
Laubmann Ph. Karl, Maler, 40.
Laun Benesch von, LIV.
— Siegel, CXXVIII.
Launsdorf, Kirchen, LXXVII
Lautschütz, Taufstein, XXV.
Lebernfeld an der Raab, Funde, CLXXXVI.
Lederkanone, 45.
Leitmeritz, Siegel, XI.
— Pastoral-Conferenz, CXXXV.
Leitomischl, Siegel, XII.
Lemberg, Passions-Kirche, CLXXIV, CLXXVII.
Lempnik Veit, Baumeister, LIII.
Leoben, Pocal und Ehrenzeichen, CLXXX.
Ljesfeld Franz, Glockengießer, LVII
Löffler J. Ch., Gießer, 61, 69.
Lude, Henry Duc de, 44.
Lukavecky Zdenko Staftny, CLXV.
Luxberger Leonh., CLI.

M.

Magdalenen-Kirche bei Hall, XXVII.
Maler, Burchart Georg, LVI.
— Carpaccio, CXXIII, XC.
— Cecchinus, CXXX
— Dambsmann Jon., CLXXXII.
— Henslinus, IX.
— Henricus de Patavia, IX.
— Laubmann Ph , 40.
— Mathaei Gabr., CLXXXIII.
— Nic. d. Cholworz, IX.
— Olmüzer Hans, LIII.
— Praga Michael de, IX.
— Röslfeld K. v., LII
— Rotpeches V., IX.
— Sandart Joach., LII.
— Zlatovic W. d., IX.
Marbach, Capelle, 71.
Maria mit den 3 Rosen, CXXXV.
Maritz, Gießer-Familie, 57, 64.

Mathaei Gabr., Maler, CLXXXIII.
Maultaſchhügel, CLXXXI.
Mithrasſtein, CXLIV.
Mecken Isr. von, CXI.
Melnik, Siegel, XII.
Meran, St. Nicolaus-Kirche, CLXXXV.
Moos, Kirche, CXXV.
Möller Jobſt, Baumeiſter, LIV.
Moſaik-Reſte in Brigantium, 74.
Monte Zaro, CLXII
Mſecna, Holzkirche, 7.
Mühlwanger, die Herren von, LII.
Müller Caſp., Zimmermeiſter, LV.
Mutha, Ulrich de, Aurifaber, IX.
Münzenfund bei Palterndorf, XLI.
— in der Bukowina, XXIV.
— in Bregenz, 81.
— zu Politz, CXXXVII.
— zu Hernals, CLXXXVI.
Münzen, gef. bei Dernovo. 33
— partagierte, CXXII.

N.

Naſſenfuß, Archiv und Siegel, CLIX.
Neviodunum, 18.
Neukirch Thomas, Baumeiſter, LIII.
Neudenſtein, das ſchwarze Schloſs und die Ulrichs-Kirche, XXVIII.
Nicolaus de Cholwors, pictor, IX.
Niedertrixen, Kirche, XXVII.
Nona, Kirche, CLXXVIII.

O.

Obdach Adam von, LXXIX.
Ober-Montani, Burg, CLXVI.
Obernberg, rom. Mauerwerk, XXXVIII.
Olmüz, Funde, LXXXV.
— Reliquiar der Schuſterzunft, XC
Olmüzer Hans, Maler, LIII.
Ottenthaler N., Baumeiſter, CXLV

P.

Palterndorf, Münzfund, XLI.
Parenzo, den Dom, CXXII.
Patavia Heinr. de, Maler, IX.
Pfahlbauten im Laibacher Moor, CLVII.
Pfluger Conrad, Baumeiſter, LIII.
Pilſen, Steinmetz-Zeichen, CXXXII.
— Archiv, CXXXIII.
Pinzolo, Virgilius-Kirche, XXXIX.
— Todtentanz, XXII.
Pirano, Franciscaner-Kirche, XCI, CXXII.
Pirger Hans, CXLV, CXLVII.
Piſek, Fresken, CXXXVIII.
Pola, Funde bei Fifella, XXIII
— Funde, CLXIII, CXLIV.
Politz, Münzenfund, CXXXVII.
Pontcba, Kirche, XXXIV.
Prag, Moldaubrücke, Johannes-Figur, 49.
— S. Caſtulus-Kirche CXXXIX
— gothiſches Haus, XCI.
— Lazarus-Capelle, CLXXX.
Praga, Mich. de, Pictor, IX.
Priſſian, Kirche, XXXV.
Puſica Peter, Baumeiſter, CXLVIII, CXLIX.

R.

Radmannsdorf, Archiv, CLVII.
Rappach K. E., Graf, Feldmarſchall, 53.
Rauchfaſs in Nieder Trixen, XXIX.
Raudnitz, Siegel, CLXXIII.
Rautenburg, XXIX.
Rehberg, Holzkirche, 3.
Reliquiar als Pectorale, XC.
Ried von Pieſting, Benedict, LIV.
Rogel Joh., Maler, IX.
Rokyzan, Siegel, XII.
Römiſche Gefäße, gef. bei Dernovo, 29.
Römerſtein in Wallersberg, CXXVII.
Romſteck, J. G., Ciſeleur, 51, 64.
Röslfeld Karl v., Maler, LII.
Rohskopf Wenzel, LIV.
Roſtolak Hans, Glockengießer, LVII.
Rotpecher Nicolaus, Maler, IX,
Ruden, Kirche, LXXVIII.

S.

Saar, die ehem. Stiftskirche, CXXIII.
Sachſenfeld, Tumulus, CLXXXI.
Saturn, Funde, CXXXVII.
Salzburg, gothiſche Steinfunde, CXXXV.
— St. Peter, Fresken, CXXXII.
Samſon's Geſchichte, dargeſtellt auf einer Bronze-Schüſſel, 13.
Sandrat Joach., Maler, LII.
Schaber Lucas, Steinmetz, CXLVIII.
Schäufelin's Todesdarſtellungen, CXII.
Schaunberg Wolfg. von, XLVIII.
— Georg v., XLVIII.
— Joh. v., Grabmal, XLVIII.
Scheffau, Glasgemälde, LXXXI.
Scheffler Karl, Architekt, 11.
Schlan, Siegel, XII.
Scholtz Elias, Stuccatur, LV.
Schönna, Rundcapelle, CXXXI.
Schranz v. Schranzenegg Wolf, CLXI.
Schreibtiſch der Welsperge CLXXIII.
Schüſſel aus Bronze, röm., in Wien, 11.
Schönſtein, Grabmale, CLXXI.
Sedletz, Philipps-Kirche, CXLIV.
Seifenberg, Archiv, CLX.
Sekkau, Thurmeinſturz, CXXV.
Servola, rom. Funde, CXXXIII
Seſtrer Hans, Steinmetz, XLII.
Siegel von Beraun, CXXVIII, CLXXXV.
— von Braunau, CXXIX.
— von Bilin, CLXXIII.
— von Eger, CXXXVIII
— von Gottſchee, CLIX
— von Haida, CXXIX.
— von Horaždiovic, X.
— von Königgrätz, XI.
— von Krakau, LXXXIV
— von Krumau XI.
— von Laun, CXXVIII
Siegel von Leitmeritz, XI.
— von Leitomiſchl, XII.
— von Melnik, XII.
— von Naſſenfuß, CLIX.
— von Radmannsdorf, CLVIII.
— von Raudnitz, CLXXIII.
— von Rokyzan, XII.
— von Schlan, XII.
— von Sobieslau, XIII.
— von Stein, CLXI.
— von Tabor, XIII.
— von Tachau, XIII.
Simonetti Julius, Baumeiſter, LV.
Sitich Henſil, Meſſerſchmied, X.
Siveric-Knin, Funde, LXXXIVI, CXXXII.
Stalek, die Herren von, XXVII.
Stein, Archiv, CLX.
Steinmetz-Zeichen in Grätz, CXXXIII.
Sterbefälle unter den Organen der Central-Commiſſion, XCII.
Steyr, Traindtner Capelle, CXXXVII.
Stiglitzer Alb., Baumeiſter, LIV.
Straßburg, Grabmale, LXXX.
Straßengel, Tympanon-Relief, 16
Studeneč, Holzkirche, LXXXII.
St. Antonio, Kirche mit Fresken CXXXI.
St. Florian, Stiftsgebäude, 71.
St. Georgen in Niederheim im Pinzgau, Kirche, XCII.
— am Weinberge, LXXVII.
St. Leonhards-Kirche im Lavantthal, XXV.
St. Michael im Graben bei Diex, XXIX.
St. Paul, Ruine im Wippachthal, LXXXI.
St. Radegund bei Eis, Kirche, LXXVIII.
St. Ulrich, Kirche, CXXVII.
Sobieslau, Siegel, XIII.
Solcano, Kirche, XXXIV.
Sorger Caſpar, Steinmetz, CXLVIII.
Spaur'ſches Archiv, LXXXIII.
Speck, Hohlen, CXXXIII.
Spitzelofen, Felsinſchrift, CXXXII.
Sturczer Claus, aurif., X.
Suczawa, Münzenfund, XXIV.

T.

Tabor, Siegel, XIII, XIV.
— Taufbecken, CXXXI.
Tachau, Siegel, XIII.
Tamweg, farb. Fenſter, CLXXXV
Tauchman Peter, Baumeiſter, 3
Taufſtein in Dürnſtein, LXXX
— in Eferding, LII.
— zu Lautſchutz XXV
Taufbecken in Tabor CXXXI
Thomas pictor, IX
Thorl, Fresken, CLXXX
Tichau, Holzkirche, 8.
Timmer Georg, Maler, LVI
Tod, Ikonographie, XXI.
Todes-Ikonographie, LXI.
Todtenleuchten in Hallſtatt, XXI
Todtenſchilde in Hollenegg, 72
— der Herren von Ems CXXXV

Todtentanz zu Pinzolo, XXII.
Todten-Vorſtellung, Miniature zu Gottweig, XXIII.
Tollersberg, Kirche, XXXI, LXXIX.
Töpferſtempel, röm., 82.
Trebeſſing, Kirche, CXXVIII.
Trien't, Stadthausfenſter, XLII.
— Tribunal-Gebäude, XIV.
— Tapeten im Domſchatze, 9, 68, CLXXXVI.
— Fresken, CXXX.
— Gemälde im Dome, CXXX.
Trieſt, Dom, CLXXXI, CXC.
Troppau, Archiv, CXXXVIII.
Tſchernembl, Archiv, CLX.
Tuenng, Leonhards-Kirche, CXXVIII
Tynice, Kloſterkirche, XXIV.
— Reſtaurirung, XLI.

U.

Unter-Eggendorf, Funde, LXXXVII
Uſtrina, Nekropolis, LXXXI.

V.

Valle bei Rovigno, Münzenfund, LXXXI.
Vertema Cofolas de, CLXV.
Vill, Kirche, CLXVI.
Villanders Jorg v., XXIX.
Volkermarkt, Grabmal, LXXIX.

W.

Wallersberg, St. Peter am, Kirche, CXXVI.
Wappen der Familie Chabot, 51.
— der Hollenegg, 42.
— der Schranz, CLX.
— der Pappenhein, CLX.
des Ig. Fel. Graf v. Törring, 55
— der Wallher, CLX.
— der Wunderer, CLX.
Weichſelburg, Archiv, CLIX.
Weinhold J. Gottfr., Gußmeiſter, 57, 64.
Weinwurm Michael, Baumeiſter, CXLII.
Wels, Funde, CLXXXIV.
Welſperg, Schreibtiſch, CLXXIII.
Wenceslaus de Zlatovic, Maler, IX.
Werpacher Sebald, Steinmetz, CXLVIII.
Wiener-Neuſtadt, Michaels-Capelle, CXLI. CXLVIII.
— Geſchichte der Liebfrauen-Kirche, LI, CXVI.
— Plan der Stadt, CXVIII.
— Freske an der Frauen-Kirche, CXLIII.
— Frauen-Kirche, Hoch-Altar, CXLI, CXLIX.
Wien, röm. Funde, LXXXVII.
Wien, das römiſche Wien, LXXXVIII.
— Capuciner-Kirche, CLXXXI.
— St. Peters-Kirche, XXXIII.
— Arſenal, alte Geſchütze, 44.
— Minoriten-Kirche, CLXXXIII
— Peters-Kirche, CLXXXIV.
— Schotten-Kirche, CLXXXIV.
Wienna Otto de, Aurifaber, IX, X.
— Jargo de, X.
Wirkungskreis der Centr.-Comm., LXXXV.
Wippthale, Habsburger-Monument, XCI.
Widner Paul, Steinmetz, CXLVIII.
Wölfnitz, Sacriſteikaſten, CXVII.
Wrchowisſtive Margaretha von, CLXV.
Wurmlach, Felſen-Inſchrift, LXXXVI. CXXXII.
Wurmſer v. Straßburg, Maler, VIII.

Z.

Zara, S. Donats-Kirche, XXXVI, CLXXVIII
Zechenter Ant., Gußmeiſter, 59 64.
Zienitzen, Kirche, LXXX.
Zimmerlehen, Email-Altar, CXXVI.
Zliv, Steinkiſtengrab, XXXVII
Zlatovitz W. de, Maler, IX.
Znoyma Johlinus de, Aurifaber. IX.
Zwettl, Grabmale, XXVI.

Trieſt, an der Façade des Domes.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00614 8254